LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
RIVERSIDE

ID 2992978

Geschichte

des

Niederen Volkes

in Deutschland

Von

Eccardus =

Robert Hessen "siehe „Schicksal u. Anteil" v. Heinrich Spiero S. 217

Erster Band

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann

DD89
E25
v.1

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Dem Andenken

des

preußischen Befreiungsediktes

vom

9. Oktober 1807

Vorwort.

Der Titel dieses Buches hatte lauten sollen: „Geschichte der in Deutschland nicht herrschenden Klassen". Aber klang das präzise? Gab es nicht zu Mißverständnissen Anlaß? Die Bedenken der Feinfühligen gegen den Titel, der nunmehr gewählt wurde, sind mir sehr einleuchtend. Allein ich baue darauf, daß wer sich die Mühe nimmt, auch nur flüchtig im folgenden zu blättern, an keiner Stelle die Gesinnung finden wird, die so gern und so gedankenlos vom „niedern" Volke spricht.

Die Geschichte der Deutschen ist oft geschrieben worden, doch immer, selbst für Karl Nitzsch trifft es noch zu, von oben herab. Auch wo der Historiker nicht ohne Sympathie mit seinem staubgeborenen Landsmann blieb, mußte diese Weise trotzdem die Anschauung befestigen, daß für Kultur und Schicksal einer Nation die Höhen maßgebend seien. Dies Buch hat keine Tendenz, als ehrlich zu zeigen das, was war. Jedoch der Glaube lebt in ihm, daß nur die gesunde Basis eines Volkes ihm die Zukunft garantieren kann, daß der Dauerzustand der Tiefe charakteristischer zugleich und wichtiger ist als die zufällige Höhe.

Die Wechselfälle der Politik und Eingriffe großer Persönlichkeiten sind von mir durchweg nur soweit erwähnt worden, als sie zum Verständnis des Zusammenhanges unerläßlich waren, d. h. neue Verhältnisse durch sie geschaffen nnd von diesen auch die kleinen Leute für lange Zeit beeinflußt wurden. Wieviele jedesmal innerhalb der

deutschen Grenzen beraubt, enterbt und unfrei vegetierten, in welcher Drangsal und Verknechtung sie sich wanden, von welchen Vorstellungen bewegt, von welchen Hoffnungen aufrecht erhalten, von welchen Zuckungen zerrissen, von welchen Verbesserungen gehoben, das hab ich schildern wollen von der Urväter Tagen bis auf heute.

Zwar pflegt eine Aufgabe wie die meinige neuerdings gemäß dem Prinzip der Arbeitsteilung durch das Nebeneinander verschiedener Monographien gelöst, das Bedürfnis des Publikums nach übersichtlicher und einheitlicher Darstellung von der modernen Forschung selten gedeckt, wenn überhaupt anerkannt zu werden. Doch gerade hierin dem Leser zu genügen, war mein Ehrgeiz. Er wird auch, so hoffe ich, nicht nur aus dem angefügten Literaturverzeichnis die Ueberzeugung schöpfen, daß ich das Beste und Gediegenste, was auf die Entwickelungsgeschichte des niedern Volkes in Deutschland Licht werfen konnte, zu Rate gezogen habe, an strittigen Punkten aber gern zu den Quellen gestiegen bin, wie sie u. a. die Monumenta Germaniae zugänglich machen. All den ausgezeichneten Gelehrten, die durch ihre archivalischen Untersuchungen mich erst in den Stand gesetzt haben, meine Arbeit zu beginnen, drängt es mich, an dieser Stelle meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Ich kann ihn mit um so freierem Herzen äußern, als ich nach ihren Kränzen nicht gestrebt habe, die, darüber war ich mir von vornherein klar, denen vorbehalten bleiben müssen, die „neues Material" herbeibringen. Aber so lockend es auch für mich gewesen sein würde, etwa die Protokolle der Bauernkriegsprozesse nachzuprüfen, ich hätte damit nur den zahllosen schon vorhandenen Teilschriften eine neue hinzuzufügen vermocht, und auf einen Torso lautete mein Auftrag nicht. Andrerseits würde ich nie gewagt haben, mich dem Urteil auch nur des Laientums zu stellen, wenn ich nicht wenigstens der einen Qualifikation sicher gewesen wäre: den sozialpolitischen Völkerfrühling Deutschlands von 1881—91 mit Bewußtsein und zuletzt, wenn auch an bescheidener Stelle, mitkämpfend erlebt zu haben. Sehr möglich, daß der klassische Wegweiser für die großen internationalen Machtverschiebungen und Zusammenhänge meinen Entschluß verworfen haben würde, eine

deutsche Geschichte von unten herauf, sozusagen aus der Froschperspektive zu liefern. Doch mehr als am Boden haftende, politisch wehrlose, stumpfe Herdentiere sind eben unsre kleinen Leute seit der Wanderzeit nicht gewesen, und man könnte manche deutschen Historiker jahrelang mit dem größten Gewinn studieren, ohne der Lösung des Rätsels näherzukommen: *woher das tiefe Mißtrauen und Mißbehagen unsers heutigen Volkes rührt*, obwohl es materiell ihm besser geht, als es ihm jemals gegangen ist. Das aber hat gute Gründe. Denn wie die Seele der Deutschen das Bedürfnis nach einem starken Kaiserarm durch die Jahrhunderte treulich gehegt hat, so erst recht nach jener einst genossenen *Gemeinfreiheit*, da jeder mannbare Germane gleichberechtigt war in Ding, Heer und Hufe. Niemand wird je die Sozialdemokratie begreifen, dem der deutsche Bauernkrieg eine Bagatellsache blieb; niemand aber auch den Bauernkrieg, wer mit der langen Leidensgeschichte voller Gewalttat und Entwürdigung, die ihm voraufging, unbekannt ist.

Möchte mein Pseudonym dazu helfen, daß der Versuch selbst, erstmalig in Deutschland unternommen, einer unbefangenen Prüfung begegne.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Teil.

Die Gemeinfreiheit und ihr Verfall.

Seite

Kapitel I: Zu Cäsars Zeiten . . . . . 1—20
Der kommunistische Urzustand S. 1. Übergang zum Privateigentum S. 2. Frühe Wohnsitze. Die Kelten als Vorläufer und Feinde S. 4. Zusammenstoß Ariovists mit Cäsar S. 6. Soziale Folgen S. 7. Dorf, Gau, Völkerschaft S. 8. Markgemeinschaften S. 9. Körperbeschaffenheit und Anzahl S. 10. Bodenbau S. 11. Häuptlinge S. 13. Königtum und Herzöge S. 15. Adel und Freie S. 16. Knechte S. 16 Frauen und Kinder S. 18. Greise S. 19.

Kapitel II: Innerhalb des Grenzwalles . . . . . 20—35
Cäsar vollendet seine germanische Mission S. 20. Bataver als römische Bundesgenossen S. 21. Drusus †. Heimtücke des Tiberius gegen die Sugambrer S. 22. Armin und Marbod S. 23. Varus S. 23. Historische Quellen für die teutoburger Schlacht S. 24. Die Lokalität S. 25. Politische Folgen S. 27. Der Grenzwall und sein Kultureinfluß S. 27. Anwachsen der Bevölkerung. Schranken der Freiheit. Friedensbruch S. 29. Vom „Gefolge" S. 30. Die „Treue" S. 31. Sklaven als Gefolgsleute S. 32. Armins Konflikt mit der Gemeinfreiheit S. 32. Thusneldens Schicksal. Armins letzte Kämpfe und Ermordung S. 33. Sein Nachruhm S. 34. Ein römisches Quiproquo S. 34.

Kapitel III. Freilassungen . . . . . 36—47
Soziale Schichtung. Die „Germania" des Tacitus verglichen mit Cäsars Nachrichten S. 36. Tacitus in Deutschland? Der Ausdruck für Hörige fehlt ihm S. 38. Charakteristik der antiken Sklaverei S. 38. Römischer Plantagenbetrieb S. 39. Römische Freilassungen S. 40. Italische Sklavenkasernen S. 41. Germanische Freilassungen S. 41. Privater Grundbesitz? Zweifelder- oder Feldgraswirtschaft S. 44. Eigenkätner? Soziale Gewohnheiten S. 47.

Kapitel IV. Der Germane als römischer Soldat und Ansiedler . . . . . 48—58
Volksvermehrung S. 48. Das römische Berufsheer S. 48. Seine Rekrutierung S. 49. Eindringen von Barbaren in die Legionen S. 51. Germanisierung des römischen Heeres S. 52. Lagerkinder S. 53. Gefährdung der Grenzen unter Mark Aurel S. 54. Die Pest S. 55. Germanische Ansiedler als „Inquilinen" S. 56. Eine neue Grenzbevölkerung S. 58.

Seite

Kapitel V. Liten und Verbrecher. — Die Ostgermanen . 59—68
Vordringen der Alemannen und Franken S. 59. Weitere Zersetzung des römischen Heeres S. 60. Wachsende Seßhaftigkeit im deutschen Nordwesten S. 61. Lage der Hörigen. Germanische Rechtsverfassung S. 62. Wergeld bei Freien und Liten S. 63. Sühne und Buße S. 64. Strafen. Vogelfreie. Minderfreie S. 65. Die früheſt beobachteten Ostgermanen S. 66. Die Goten. Ein westgotischer Bischof S. 67.

Kapitel VI. Das Christentum . . . . . 68—84
Germanische Naturreligion S. 68. Antike Vorahnungen des Christentums S. 69. Synagogen und Synkretismus S. 70. Johannes der Täufer. Christus tritt auf S. 71. Sein Gegensatz zur jüdischen Orthodoxie. Ein innerer Widerspruch seiner Lehre S. 72. Deren soziale Seite. Mangelnde historische Evidenz. Stefanus und Paulus S. 73. Jüdische Feindschaft S. 75. Zerstörung des salomonischen Tempels S. 76. Verfolgung und Askese S. 77. Konstantin der Große. Das Christentum wird Staatsreligion S. 78. Arianismus S. 79. Die Goten als Arianer S. 80. Verschmelzung des Christentums mit heidnischen Vorstellungen S. 81. Wulfila's Bibelübersetzung S. 83.

Kapitel VII. Die Völkerwanderung . . . . . 84—101
Zurückweichen Roms. Ausbreitung der Germanen um 350 S. 84. Die Sachsen. Ammian über Alemannen und blonde „Gallier" S. 85. Königtum gegen Volksversammlung S. 87. Die Hunnen. Kaiser Valens fällt. Germanische Reichsverweser S. 88. Westgoten, Heruler, Wandalen, Sueven und Alanen unterwegs S. 89. Das Reich der Burgunder S. 90. Weitere Verschiebungen S. 91. Die Hunnen-Völkerschlacht S. 92. Westrom fällt durch Odovakar. Kopfzahl der Wandervölker S. 93. Theoderich der Große S. 94. Ursachen für den Untergang der Goten und Wandalen S. 95. Schicksal der Gemeinfreiheit bei den Wandervölkern S. 96. Soziale Nachwirkungen S. 98. Totila fällt. Gepiden und Heruler verschwinden S. 99. Westgotisches Gesetzbuch S. 100. Gotische Volksreste auf der Krim S. 101.

Kapitel VIII. Die Daheimgebliebenen . . . . . 101—119
Die Alemannen werden seßhafter S. 101. Die Franken unter Chlodovech S. 102. Sein Uebertritt zum Christentum. Kommunistische Sinnesart freier Franken S. 103. Sächsischer Stammescharakter. Ethische Nachwirkung der Wanderzeit S. 104. Dreifelderwirtschaft und Gewanndörfer S. 105. Rodungen und Rottland S. 106. Morgen und Hufe S. 107. Der deutsche Dorfschmied. Kleidung um 500 S. 108. Hausbau S. 109. Hausfrauen S. 110. Lage der Hörigen. Gesinde S. 111. Hungersnot S. 112. Maifeier. Der Sänger als Zeitung S. 113. Germanische Glücksritter. Charietto S. 114. Die Siegfried-Sage S. 115. Ein gotisches Urbild S. 116. Kreuz, Wurm und Hort S. 117. Ein altgermanisches Frauenschicksal S. 118.

Kapitel IX. Slawischer Zuzug . . . . . 120—128
Friesen, Chatten und Baiern S. 120. Der leergewordene Osten. Reklamationen der Wanderstämme S. 121. „Mauringaland" S. 122. Sprachvergleichung S. 123. Indogermanisches Urvolk S. 124. Mannus und seine Söhne S. 125. Skythen und Slawen. Folgen der slawischen Zuwanderung S. 127.

Kapitel X. Naturalwirtschaft unter den Merowingern . 129—147
Römische Finanzen zur Kaiserzeit S. 129. Schwinden des Handels und Geldverkehrs S. 130. Edelmetall wird knapp S. 131. Verödung der italischen Latifundien S. 132. Drückende Steuern S. 133. Uebergang zur Naturalwirtschaft. Parallelverhältnisse Galliens S. 134. Senatorial- und Kurialfamilien S. 135. Bagauden-Aufstand. Sozialer Ueberblick S. 136. Auftreten der Franken S. 137. Volksgrenze.

Seite

Stadtflucht S. 138. Steuer-Entwicklung S. 139. Aufstände gegen Steuerdruck. Bußgelder S. 140. Personalsteuer der Liten und Kolonen. Fränkischer Fiskus S. 141. Neuer Beamtenadel. Immunitäten S. 142. Minderung der Gemeinfreien S. 143. Ländliche Kultur S. 144. Gräfliche Allgewalt S. 145. Rückwirkungen auf das Landvolk S. 146.

Kapitel XI. Vasallenstaat und Frohnhof . . . . . 147—167
Verfall der Merowinger S. 147. Fredegunde und Brunichilde S. 148. Volksversammlungen kommen ab. Grafenämter erblich. Karlingische Hausmeier S. 149. Karl Martell und Pippin der Kleine S. 150. Karls des Großen Persönlichkeit S. 151. Administratives Wanderleben S. 152. Aachen. Kloster Prüm S. 153. Beamtentum. Benefizien S. 154. Kommendation und Vasallenschaft S. 155. Karls Maßregeln gegen Freiheitsverlust S. 156. Heerbann. Missi S. 157. Leudes. Steigende Uebermacht der Großgrundherrschaften S. 158. Karls Politik gegen Sachsen und Slawen S. 159. Alemannen, Baiern und Awaren S. 160. Silberwährung S. 161. Schattenseiten der Naturalwirtschaft. Schilderung eines Frohnhofes S. 162. Verknöcherung des landwirtschaftlichen Betriebes S. 165.

Kapitel XII. Entstehung des Katholizismus — Die Kirche als Armenpflegerin . . . . . 167—192
Der Streit um Christi Gottesgleichheit S. 167. Arius, dann Athanasius im Exil S. 168. Rom wird katholisch. Die Petrus-Tradition S. 169. Kirche gegen Staat S. 169. Heidnische Reaktion und Neoplatonismus S. 170. Julianus Apostatas Ideen und Untergang S. 171. Das Edikt von Mailand. Fortschritte der Orthodoxie S. 172. Erste Kirchenbuße eines Kaisers. Zunahme der Intoleranz S. 173. Hieronymus gegen Vigilantius. Augustinus und der Teufel S. 174. Gottesbräute S. 175. Die Ostgermanen als Arianer S. 176. Missions-Christentum der andern Stämme S. 177. Aberglauben S. 178. Die Kirche belegt soziales Gebiet. Judenfeindschaft S. 180. Pippin gegen Bonifatius. Eine Replik Pippins S. 182. Krönung Pippins. Papst Stefans Bittgang. Ein verhängnisvolles Bündnis. Karl und die Kirche S. 183. Erste Kaiserkrönung. Unbildung fränkischer Prälaten S. 185. Die Kirche als Großgrundherrin S. 186. Stimmung des Volksgemütes S. 187. Lippendienst. Bettel und Wunder S. 188. Die Klöster S. 189. Reliquienschwindel. Ökonomie S. 190. Unterricht S. 191. Härte gegen Unfreie und fahrendes Volk S. 192.

Kapitel XIII. In den Stammesherzogtümern. — Stadtboden . . . . . 192—224
Das Gottesgnadentum S. 192. Charakter Ludwigs des Frommen S. 193. Die Teilung von Verdun S. 194. Die Fälschung der isidorischen Dekretalen S. 195. Frühes Abwelken der Karlinger in Deutschland. Die Ungarnot. Babenberger Fehde. Karlingische Verwaltung S. 196. Bildung der Stammesherzogtümer S. 197. Mangelnde Finanzierung. Abnahme der Gemeinfreiheit. Herabsinken der alten Gaubeamten S. 198. Neue Rechtsfindung. Zentschaften S. 200. Soziale Schichtung in Sachsen S. 201. Einführung ins deutsche Stammeskönigtum S. 202. Rolle des Klerus bei der neuen Königswahl S. 203. Die Bischöfe treten ins Reichsregiment. König Heinrich der Finkler S. 204. Das Kleben am Lehensbegriff S. 205. Kirchengut als Finanzbasis. Koloniale Leistungen S. 207. Soziale Seite der Grenzburgen S. 208. Otto's des Großen Verdienste S. 209. Beibehaltung des vasallitischen Schlendrians S. 210. Die Ungarnschlacht S. 211. Bevorzugung der Bischofsverwaltung S. 212. Anfang des kaiserlichen Absentismus S. 213. Kaiser Otto II vermehrt die Kleinstaaterei. Die Deutschen vor Paris. Rossano, ein zweites Cannä S. 214. Ursprung der deutschen Städte S. 215. Was eine Stadt haben mußte S. 217. Das Handwerk. Zuwande-

Seite

rung S. 218. Älteste Gassen. Innungen S. 219. Marktfrieden S. 220. Aktivhandel. Kaufmannsgilden S. 221. Proletariat S. 222. Seuchen. Übergewicht des Familienvaters S. 223. Stellung des Gesindes S. 224.

Kapitel XIV. Asketische Kirchenreform. — Sozialpolitik Konrads II . . . . . 225—250

Soziale Schichtung ums Jahr 983 S. 225. Menschenrechte? S. 227. Steigende Wichtigkeit des Jenseits. Geistliche Reformgedanken S. 229. Religiöse Verzückung und Selbstpeinigung S. 230. Vereinzelte Opposition gegen Einsiedler. Die Kluniazenser als Vorläufer der Jesuiten S. 231. Wahre Meinung der „Simonie" S. 233. Wahre Meinung des Zölibates S. 234. Die Beichte S. 235. „Reform" unter Otto III S. 236. Dessen Mißregierung S. 237. Abspaltung Norddeutschlands unter Heinrich II S. 238. Deutsche Bischöfe opponieren Rom S. 239. Konrad II, der erste Salier S. 240. Seine Ehe mit Gisela S. 241. Burchard von Worms, ein sozialer Bischof. Konrad als Schützer der Grundholden und niedern Ritter S. 242. Er verbietet Menschenhandel. Lage der Dienstboten S. 244. Edikt über die Erblichkeit der kleinen Lehen S. 245. Des Kaisers früher Tod S. 246. Überschätzung Heinrichs III. Seine Fehlpolitik S. 246. Süddeutschland als Römisches Reich S. 248. Heinrich III als Werkzeug der „Reform" S. 249.

Kapitel XV. Beginnendes Reichselend. — Erster und zweiter Kreuzzug . . . . . 250—283

Charakter Heinrichs IV S. 250. Das Aufkommen Hildebrands. Einleitung des Investiturstreites S. 251. Neuer Modus der Papstwahl S. 252. Heinrich unter dem Einfluß Adalberts von Bremen S. 253. Reichstag zu Tribur. Hildebrand als Gregor VII S. 254. Aufruhr in Sachsen. Präliminarien des Kirchenstreites S. 255. Heinrich IV im Bann. Großgräfin Mathilde S. 256. Gregor VII als Herr der Welt S. 257. Der Gang nach Canossa, für den Papst eine Niederlage S. 258. Heinrich IV absolviert S. 259. Roms Patenschaft beim deutschen Partikularismus S. 260. Auftauchen einer öffentlichen Meinung im deutschen Bürgertum. Eine Bauernschlacht. Neuer Bann über Heinrich S. 261. Die Vergeltung. Gregors Ende. Die Normannen und das deutsche Kaisertum S. 262. Verstörung der Laienwelt. Neuer Bürgerkrieg S. 263. Die lombardische Demokratenfahne S. 264. Heinrich IV lebensmüde. Umschwung der Welfenpolitik. Entstehung des Kreuzzuggedankens S. 265. Urban II ändert den Plan Gregors. Die drei Heerstraßen der Kreuzfahrer S. 266. Christus und die kleinen Leute. Geringe Beteiligung der Deutschen S. 267. Judenmord. Ernüchterung und Skepsis S. 268. Die „heilige Lanze". Stimmung der Heimgekehrten S. 269. Heinrichs IV Sozialpolitik und Landfrieden S. 270. Heinrich V Gegenkönig. Sein politisches Ziel S. 271. Tragik im Schicksal Heinrichs V. Sein Sieg über den Papst S. 272. Beilegung des Investiturstreites S. 273. Die neue Frömmigkeit S. 274. Eine Schwäche Kaiser Lothars. Die Staufer kommen ans Ruder S. 275. Konrads III Charakter. Bernhard von Clairvaux als Kreuzprediger S. 276. Neue Judenschlächterei S. 278. Fehlschlag des zweiten Kreuzzuges. Religiöse, soziale, literarische Nachwirkungen S. 280.

Kapitel XVI. Neue Geldwirtschaft. — Zünfte und Meierhofrecht . . . . . 283—310

Die Lombarden S. 283. Umlaufsmittel S. 284. Deutsche „Stadtherren". Patrizier S. 285. Stadtrat. Schulen und Hospitäler S. 286. Schmutz S. 287. Prostitution S. 288. „Unehrliche" Leute S. 289. Einwohnerzahl. Zünfte S. 290. Meier und Grundholde S. 292. Die Liten der sächsischen Frohnhöfe (Villikationen). Sächsisches Meierhofrecht S. 294. Der damalige Grundherr kein Landwirt S. 296. Ein Segen der Geldwirtschaft. Ablösungen vom Frohnhof S. 297.

Seite

Resultat für die Gemeinfreiheit S. 298. Zins- und Vogteileute, Vorstufe der „Untertanen" S. 299. Kaiser Barbarossas Politik S. 300. Regalien. Die Lombardei falsch angefaßt S. 301. Der Tag von Legnano. Fazit von Barbarossas Wirken S. 303. Zertrümmerung von Sachsen und Baiern S. 304. Fehderecht. Heinrich VI und Richard Löwenherz S. 307. Undeutsche „Universalpolitik" S. 309.

Kapitel XVII. Ostelbische Kolonisation. — Bilanz des Kaisertumes . . . . . 310—351

Charakter und Verfassung der Slawen S. 310. Die vier slawischen Hauptstämme S. 311. Scheitern der bisherigen Kolonisation S. 312. Ursachen des Gelingens S. 313. Vlamen und Holländer unsre kolonialen Lehrmeister S. 314. Kolonialhufen S. 316. Albrecht der Bär in Brandenburg S. 317. Heinrich der Löwe als Kolonisator S. 318. Aufhören des Flurzwanges auf Kolonialboden. Fadendörfer S. 320. Erbzins S. 322. Die Kraft der Slawen gebrochen S. 322. Erneutes Reichselend S. 324. Charakteristik Friedrichs II. Förderung der Inquisition. Ein Kinderkreuzzug S. 326. Ketzerkriege gegen Albigenser und Waldenser S. 328. Vernachlässigung der Kolonialpolitik. Gelungene Selbsthilfe. Sieg bei Bornhövde S. 329. Kreuzzug Friedrichs II S. 330. Preisgebung der Grundholden und Städte. Ausrottung der Stedinger S. 331. Der Deutschorden. Kreuzruf zur Weichsel S. 333. Gründung von Thorn S. 334. Die alten Preußen S. 335. Das Ordensland als christliches Bollwerk S. 336. Landesverfassung S. 337. Rom ohne Papst. Friedrichs II Absetzung S. 338. Wilhelm von Holland ein Bürgerkönig. Erste Städtebünde S. 339. Ein deutscher Bundestag. Ritter und Kölmer S. 340. Schicksal der preußischen Ureinwohner S. 341. Fortschreitende Germanisierung der Marken. Schlesien S. 343. Die Mongolenschlacht bei Liegnitz. Interregnum S. 344. Bilanz der Kaiserpolitik. Nationalstaat oder Gottesstaat? S. 345. Scheitern der Erbmonarchie S. 349. Sieg der Großgrundherrschaft S. 350.

Kapitel XVIII. Faustrecht . . . . . 351—365

Rudolf von Habsburg römischer König, nicht Kaiser S. 351. Versuch einer Finanzreform S. 352. Ottokar II von Böhmen geächtet und besiegt S. 353. Soziale Ursachen des Raubrittertumes S. 354 Deutschland eine Piratengaleere S. 356. Sinkende Wehrkraft S. 357. Die Burg. Geschichte vom Bauernsohn Helmbrecht S. 358. Wachsender Vogteizins. Deutsche Territorien zu Rudolfs Zeit S. 361. Limburgische Fehde. Die Raubritter in Thüringen S. 364. Falsche Friedriche. Geschwundene Geldwirtschaft S. 365.

Kapitel XIX. Städtebünde und Freiheitschlachten . . . 366—413

Die Hansa S. 366. Osterlinge und Westerlinge S. 367. Häringsfang im Sund S. 369. Tuchfabrikation und Weberknechte in Flandern-Brabant S. 370. Sieg der vlämischen Demokratie in der „Sporenschlacht" von Kortryk S. 371. Die Bulle Unam sanctam verkündet päpstliche Weltherrschaft. Historische Präzedenzen S. 372. Folgen der Bulle. Sieg der Schweizer bei Morgarten S. 374. Schlechter Ausgang der Askanier S. 375. Adelswillkür in der Mark S. 376. Verketzerung der Armut Christi. Zunftsiege in deutschen Städten S. 377. Die Kurfürsten beschließen S. 378. Der „schwarze Tod" S. 379. Geißelfahrten S. 380. Judenschlächterei und Leihgeschäft S. 381. Till Eulenspiegel S. 382. Gründung der schweizer Eidgenossenschaft. Bauernaufruhr in Frankreich. Deutsche Marine S. 383. Süddeutsche Städtebünde und -kriege S. 384. Die Schweizer siegen bei Sempach über Leopold III von Vorderösterreich. Rheinischer Münzverein S. 386. Die Städte unterliegen bei Döffingen und Worms. Verknöcherung der Hansa, Piraten in Ost- und Nordsee, Verschwinden des Härings S. 387. Pfründenschacher S. 388. Finanz-

Seite

not der Kurie. Ablaßhandel S. 389. Aufschrei des Klerus nach Reform. Konzil zu Pisa S. 390. Niedergang des Deutschordens in Preußen S. 391. Die Hohenzollern in der Mark S. 392. Johann Hus in Konstanz verbrannt S. 393. Hussitenkriege S. 394. Mißhandlung von Elsaß-Lothringen S. 395. Zwei Landesfürsten, die den Straßenfrieden schützen S. 396. Die vier letzten Kaiserkrönungen in Rom S. 397. Martin Luther geb. Eine Inquisitionsbulle. Teufelswahn und Hexenprozesse S. 398. Kanonisches Recht S. 401. König Maximilian S. 402. Der „Schwäbische Bund". Albrecht von Sachsen disziplíniert Flandern S. 403. Aufstand der Käsebröter. Die Spanier bekommen freie Hand gegen Deutschland S. 404. Der nichtige Reichstag zu Worms S. 405. Der Versuch einer Reichssteuer mißglückt. Wegwurf Maximilians. Entdeckung des Seeweges nach Ostindien S. 406. Rückwirkung auf die deutschen Zünfte S. 407. Lohnkämpfe. Untergang der Gemeinfreiheit in Westfriesland S. 408. Der Schwaben- und Schweizerkrieg S. 410. Übersicht der deutschen Reichsverluste. Wehrlosigkeit S. 411. Sieg der Ditmarschen bei Hemmingstedt S. 412. Deutsche Freiheit S. 413.

Zweiter Teil.

Das Emporkommen von Bürger, Bauer und Arbeiter.

Kapitel XX. Die soziale Seite der Reformation . . . . 417—454
Luthers Entwickelung S. 417. Warum Reformation? S. 418. Die Vorläufer Marsilius, Wycliff, Hus, Wesalia S. 420. Luther als Mönch, Universitätslehrer und Prediger S. 421. Ursachen der Gährung im deutschen Volk. Die Humanisten S. 422. Reichszerfahrenheit S. 423. Mängel des deutschen Rechts, Übergang zum römischen S. 424. Steigende Preise S. 427. Die Fugger S. 429. Städtische Proletarisierung S. 431. Raubadel und Bauernschinderei S. 432. Buchdruck S. 436. Soziale Reformschriften S. 437. Der Ablaß S. 438. Luthers Thesen S. 439. Gedrängte Übersicht der Reformationsereignisse S. 440. Maximilian †, sein Enkel Karl wird gewählt S. 441. Der Typus „Karsthans" und die zwickauer Schwärmer S. 442. Parallele zwischen Münzer und Luther S. 443. Huttens Projekt. Luthers Wandlung S. 445. Karlstadt nivelliert in Wittenberg S. 447. Luther eilt herbei S. 448. Seine gemäßigte Reform. Die Klöster S. 449. Sickingen gegen Trier. Pfeiffer in Mühlhausen und Münzer in Allstedt S. 450. Sickingens Untergang S. 451. Revolution in Mühlhausen. Die Städte gegen den Reichszoll S. 453. Hutten † S. 454.

Kapitel XXI. Der deutsche Bauernkrieg. . . . . 454—525
Karls V Autokratismus S. 454. Bilderstурm in Mühlhausen S. 455. Leibeigenschaft in Süddeutschland S. 456. Vorläufer des Bauernkrieges. Hans Böheim S. 457. Die Abtei Kempten S. 458. Der Bundschuh im Elsaß. Der Bundschuh vom Bruhrain S. 459. Joß Fritz und der Bundschuh im Schwarzwald S. 460. Die schweizer Bauern. Herzog Ulrich und der „Arme Konrad" S. 461. Der Unfug von Bühl in der Ortenau S. 465. Bauernaufstand in Ungarn S. 467. Der Windische Bauernbund S. 468. Nochmals das kemptener Land S. 469. Sturmzeichen in Schwaben und Franken S. 470. Aufruhr in Stühlingen S. 471. Die Prädikanten. Thomas Münzer die Seele des Bauernkrieges S. 472. Erste Scharmützel S. 473. Umsichgreifen der Bewegung. Die einzelnen Haufen und ihre Führer S. 474. Herzog Ulrich als Bauer S. 476. Mißglückter Einfall in

Seite

Württemberg S. 477. Die „Zwölf Artikel" S. 478. Beginn des eigentlichen Krieges S. 480. Graf Truchseß und die Landsknechte S. 481. Niederlage der Bauern bei Leipheim. Vergeltung in Kempten S. 483. Metzler, Florian Geyer und Jäckle Rohrbach S. 484. Gang der Kriegsereignisse. Erledigung des Seehaufens S. 485. Die Bluttat in Weinsberg S. 486. Luthers erste Bauernschrift S. 489. Götz von Berlichingen als Bauernhauptmann. Matern Feuerbacher und Theus Gerber S. 490. Die Gaildorfer verbrennen Kloster Lorch und Schloß Hohenstaufen S. 491. Luther gegen die Bauern S. 492. Niederlage der Bauern bei Böblingen S. 494. Niederlage der Bauern bei Frankenhausen S. 495. Münzers Ende S. 496. Die Bauern im Elsaß und Herr Ulrich von Rappoltstein S. 497. Kreuzzug der Lothringer gegen die Bauern S. 499. Das Blutbad von Elsaßzabern S. 500. Niederlage der Bauern bei Scherweiler. Heimkehr Herzog Antons S. 501. Vertrag von Renchen S. 502. Hiplers Reichsreformationsentwurf S. 503. Treulosigkeit Götzens von Berlichingen S. 505. Einäscherung von Weinsberg S. 507. Niederlage der Odenwälder bei Königshofen. Niederlage des Schwarzen Haufens und Ende Florian Geyers S. 508. Die Rache der Sieger S. 509. Ausgang im Allgäu, in der Pfalz, im Schwarzwald und Elsaß S. 511. Fazit des Bauernkrieges S 512. Luther und Melanchthon sind für Versklavung der Deutschen S. 519. Des Reformators Heirat S. 522. Der Aufstand in Tirol. Der Reichstag zu Speyer S. 523. Niedergang des Kleinadels. Der Prosoß Aichelin S. 524.

Kapitel XXII. Wiedertäufer und Gegenreformation . . 525—565

Zürich die Wiege des Täufertumes S. 525. Blaurock und Grebel. Ergebnis der Reformation für's niedre Volk S. 527. Einwirkungen der internationalen Politik. Bund von Torgau. Einnahme Roms S. 529. Die „Protestanten". Der Schmalkaldische Bund S. 530. Papst Paul III und Kardinal Campeggi. Täuferische Märtyrer und Propheten S. 531. Ihr Übergang zum bewaffneten Widerstand S. 533. Verfassung der Stadt Münster S. 534. Verlauf der ersten Unruhen. Knipperdollinck und Rothmann S. 535. Bischofswechsel. Radikale Neuwahlen S. 537. Rothmann als Prediger der Wiedertäufer S. 538. Jan (Bockelson) von Leyden tritt auf. Marktschreierei und religiöse Hysterie S. 539. Belagerung und Schreckensregiment S. 540. Kommunismus mit monarchischer Spitze. Dusentschur macht Kronjuwelen. Vielweiberei S. 541. Hille Feiken als Judith. Hinrichtungen S. 542. Eroberung Münsters. Ende des Königs von Sion. Mennoniten S. 543. Lübeck und Christian II von Dänemark S. 544. Wullenwevers Episode S. 545. Deutsches Reich und Hansa S. 546. Spaltung der Protestanten S. 547. Heinrich VIII von England und Philipp von Hessen S. 548. Beginn der Gegenreformation. Jesuiten und Kalvinisten S. 549. Karl V rüstet sich S. 550. Luther †. Rückblick auf sein Lebenswerk S. 551. Luther als Familienvater S. 559. Leichenrede Melanchthons S. 560. Die Schmalkaldener verlieren den oberdeutschen Feldzug S. 561. Herzog Moritz von Sachsen. Mühlberg S. 562. Perfide Haft Philipps von Hessen. Opposition gegen Karl V S. 563. Moritz Herr der Situation. Metz unnehmbar S. 564. Religionsfriede von Augsburg. Karl V resigniert und † S. 565.

Kapitel XXIII. Deutschlands Stillstand . . . . . 565—596

Die Reichsgeschichte am toten Punkt S. 565. Binnenzölle. Die Oberdeutschen in Venedig und Genua S. 567. Britische Tuchpolitik S. 569. Verfall des oberdeutschen Italienhandels S. 570. Verfall der Hansa S. 572. Das Ende in Schweden S. 573. Das Ende in Rußland S. 574. Das Ende in Flandern. Erschütterte Position in London S. 576. Hamburg für sich S. 577. Innere Auflösung der Hansa S. 578. Verfall der Zünfte S. 579. Verlagsystem und Hausindustrie S. 582. Der deutsche Großkaufmann verschwindet S. 583.

Seite

Verfall des tiroler Silberbergbaus S. 584. Versumpfung der deutschen Geldwirtschaft S. 585. Bessere Stellung der bairischen und norddeutschen Bauern S. 587. Ein böses Reichsgesetz S. 588. Römisches Recht verschärft Leibeigenschaft S. 590. Ende der Gemeinfreiheit in Ditmarschen. Die Junker von Horne S. 591. Saftrows Jugenderinnerungen S. 592. Ein Kammergerichtsprozeß. Die Spanier in Deutschland S. 593. Ein Landesvater. Die Deutschen ohne „habeas corpus“ S. 594. Ausnahmen vom Adel. Der Schulz von Schillingstedt S. 595.

Kapitel XXIV. Der kleine Mann vor und nach dem dreißigjährigen Würgen . . . . . 596—618

Geistige Wiedergeburt des Katholizismus S. 596. Deutsches Stillleben S. 598. Maximilian von Baiern S. 599. Mißhandlung der deutschen Westgrenze. Beginn des Krieges S. 600. Fortgang S. 602. Habsburg im Zenith. Richelieus Eingriff S. 603. Gustav Adolf S 604. Ausgang des Krieges. Kipper und Wipper S. 605. Das Ende der Hansa S. 607. Ausgang der Fugger. Deutschland nach dem Kriege S. 610. Verrohung und naturalwirtschaftliche Rückbildung S. 613. Deutsche Suweräne S. 615. Die Reichsritter. Zwei günstige Folgen des Krieges S. 616.

Kapitel XXV. Der preußische Staat als Retter der Nationalkraft. — Handel deutscher Sereniſſimi mit Landeskindern. — Erste Teilung Polens . . . . . 618—676

Brandenburgs Aufkommen S. 618. Kampf mit den Ständen S. 619. Abwanderung nach Polen S. 620. Vom Absolutismus S. 621. Verwüstung der Pfalz S. 623. Ein preußischer Landesvater S. 625. Erbuntertänigkeit. Verwaltung S. 627. Das preußische Heer S. 629. Vater und Sohn S. 631. Friedrichs Größe S. 632. Finanzen S. 634. Preußens Achillesferse S. 635. Die Hungersnot von 1770 S. 636. Kartoffelanbau. Prozeß des Müllers Arnold S. 639. Abfall der englischen Kolonien S. 640. Vermietung deutscher Landeskinder. Vorgeschichte des Geschäftes S. 642. Ein Bruderkrieg auf Bestellung S. 643. Friedrich II von Hessen-Kassel S. 644. Faucitts Kritiken S. 645. Hessen-Hanau S. 646. Waldeck S. 647. Braunschweig. Lessing als politischer Dichter S. 648. Lady Craven und Lady Milford S. 649. Anspach-Baireuth S. 650. Eine Meuterei S. 651. Karl Eugen von Württemberg S. 652. Der Hof in München S. 654. Anhalt-Zerbst. Zwei Ausnahmefürsten. Die Reichsarmee S. 656. Das Schicksal der Mietlinge S. 657. Deutsch gegen Deutsch S. 659. Eine Satire S. 660. Stellungnahme Friedrichs des Großen S. 661. Zwei freie Stimmen S. 662. Polens Vorgeschichte S. 664. Deutsche Kolonisation in Polen S. 665. Der Orden Jesu S. 668. Die polnische Slachta S. 669. Neue Siedlungen S. 671. Polnische Wirtschaft S. 672. Die Nemesis. Östreichs Zugreifen S. 673.

Kapitel XXVI. Französische Revolution und deutsches Philistertum . . . . . 676—712

Auffassungen S. 676. Drei Phasen S. 677. Vorgeschichte S. 678. Die französischen Finanzen. Die „taille“ S. 679. Die Salzsteuer. Mißglückte Reformen S. 681. Die Feudalen S. 683. Bodenverteilung S. 684. Zunehmender Wohlstand S. 687. Der Klerus S. 688. Die Parlamente S. 689. Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot S. 690. Der Hof S. 694. Marie Antoinette S. 695. Necker und Mirabeau S. 696. Der Staat als Exekutor S. 697. Ein entscheidender Mißgriff S. 698. Eine Unbesonnenheit. Einfluß der äußern Politik S. 699. Die Notabeln. Lähmung der Staatsgewalt S. 700. Die „Constituante“ S. 702. Die Menschenrechte. Fall der Bastille S. 703. Niederlegung der feudalen Privilegien S. 704. Des Königs Flucht. Banditenherrschaft S. 705. Opferung der Schweizergarden. Republik S. 706. Das rote Buch S. 707. Preußens Einmarsch. Die

Seite

levée en masse. Marat und Charlotte Corday S. 708. Das Königspaar hingerichtet. Eindruck in Deutschland S. 710. Das linke Rheinufer geht uns verloren S. 712.

Kapitel XXVII. Fremdherrschaft und Befreiungsedikt . 713—757
Der preußische Staat im Gedränge S. 713. Zurücksetzung des Bürgertums S. 714. Erbuntertänigkeit und Armee S. 715. Tabak und Kaffee. Friedrich Wilhelms II Popularitätshascherei S. 716. Preußens Finanznot. Krieg mit zwei Fronten S. 717. Kosciußkos Aufstand und Fall. Friede von Basel S. 719. Dritte Teilung Polens S. 720. Charakter Friedrich Wilhelms II und seiner Preußen. Charakter Friedrich Wilhelms III S. 721. Das Problem Bonaparte S. 722. Preußens Versäumnis S. 723. Erste Brutalisierung. Auflösung des Deutschen Reichs S. 724. Zweite Brutalisierung Preußens S. 726. Der Rheinbund. Der preußische Jeremias, H. v. Bülow. Der Krieg von 1806 S. 727. Preußische Charakteristika S. 728. Verlauf der Doppelschlacht vom 14. Oktober S. 729. Französische Überlegenheit. Abenteuer Gneisenaus S. 732, Blüchers und Yorks S. 734. Haltung des Volks. Panik in Berlin S. 736. Kläglichkeiten und Ausnahmen. Napoleon als Arzt der Deutschen S. 738. Preußens Erwecker S. 739. Winterfeldzug S. 740. Stein wird vom König weggejagt. Pr. Eylau, Kolberg und der Friede von Tilsit S. 741. Stein tritt wieder auf S. 742. Das preußische Befreiungsedikt S. 743. Die Domanialbauern S. 744. Aufnahme des Ediktes. Agrarzustände im deutschen Nordwesten S. 745. Licht und Schatten der freien Verschuldung S. 746. Mecklenburg. Unmittelbare Folgen des Edikts S. 747. Französische Erpressungen S. 748. Preußische Städteordnung S. 749. Steins zweite Entlassung. Spanien S. 751. Die Kontinentalsperre S. 752. Langsamer Fortschritt der preußischen Reformen S. 754. Hardenbergs Landreform S. 755. Preußens Erhebung S. 756

Kapitel XXVIII. Reaktion und Polizeistaat. — Wucher auf dem Land und „gute alte Zeit“. . . . . 757—779
Friedrich Wilhelm III wird reaktionär S. 757. Süddeutsche Parlamente. Metternich S. 758. Zollverein. Zwei Attentate. Zensur. Preußens Verfassung und Unbeliebtheit S. 759. Die Revolutionen von 1830 S. 761. Beteiligung des Volkes. Ursachen der französischen Beliebtheit im deutschen Westen S. 762. Die deutschen Juden S. 763. Ludwig Börne. Kurhessen S. 765. Wucher auf dem Lande S. 766. Ländliche Verschuldung S. 768. Güterschlächterei. Ein neues Landproletariat S. 769. Ländliche Arbeitsverfassung in Ostelbien S. 770. Zwei Punkte des Befreiungsediktes unerfüllt. Ein feudales Zeugnis der „guten alten Zeit“ S. 771. Mangelnde Selbstachtung S. 777. „Reinigung“ der preußischen Armee S. 778. Friedrich Wilhelm III † S. 779.

Kapitel XXIX. Freiheitliches Morgengrauen. — Weberelend und Auswanderung. — Das Jahr 1848. — Erlangung des allgemeinen Wahlrechts . . . . . 779—812
Das industrielle England S. 780. Kinderausbeutung. Ein Blaubuch. Owen und Oastler S. 781. Chartismus S. 782. Roher und religiöser Kommunismus in Frankreich. Beckers Rheinlied S. 783. Friedrich Wilhelm IV „von Gottes Gnaden“ S. 784. Verfassungsverschleppung und Opposition in Preußen S. 785. Weberaufstand in Schlesien S. 786. Zunahme revolutionärer Stimmung in Deutschland S. 788. Deutsche Auswanderung nach Rußland und Amerika S. 789. Peter Minnewit aus Wesel. Pennsylvanien S. 790. Das Kolonialunternehmen „deutscher Fürsten, Grafen und Herren“ S. 791. Neu-Braunfels in Texas. Freiherr v. Meusebach S. 793. Pest und Gesundung S. 794. Ein Rätsel. Die preußischen Polen S. 795. Krakau von Östreich einverleibt. Der „Vereinigte Landtag“ in Berlin S. 796. Bismarck S. 797. Der Polenprozeß in Moabit S. 798.

Seite

Politische Bewegung in Süddeutschland. Februarrevolution in Paris. Hecker ca. Gagern. Metternich fällt S. 799. Der März 1848 in Berlin S. 800. Das frankfurter Parlament S. 803. Verfassung in Preußen „oktroyiert". Hinckeldey S. 804. Fortschritt und Manchestertum S. 805. Rodbertus, Marx und Lassalle S. 806. Schulze-Delitzsch S. 807. Der „Konflikt" S. 809. Lassalles „Offenes Antwortschreiben". Bismarck und Lassalle S. 810. Das allgemeine Wahlrecht wird verliehen S. 811.

Kapitel XXX. Der vierte Stand im neuen Reich . . . . 812—827

Übersicht S. 812. Vollendung der Emanzipation in Preußen. Auflösung des alten ländlichen Arbeitsvertrages S. 813. J. B. v. Schweitzer S. 814. Gründung der „Internationalen Arbeiter-Assoziation". Der waldenburger Streik S. 815. Falscher Arbeitsbegriff. Das Sozialistengesetz S. 816. Die Botschaft vom November 1881 und ihre Folgen S. 817. Die Gewerkschaften S. 818. Arbeiterschutz, Umsturzvorlagen und Streiks. Die Wahlen vom Januar 1907 S. 819. Graf Posadowsky S. 822. Die soziale Frage keine Magenfrage mehr. Die Sozialdemokratie ein Absenker des Bundschuhs S. 823. Preußen hat das Wort. Unlogik der heutigen Zustände in Deutschland S. 824. Schluß S. 826.

Berichtigungen . . . . . 827—828

Literatur-Verzeichnis . . . . . 829—834

Namen- und Sachregister . . . . . 835—862

I. Teil

Die Gemeinfreiheit und ihr Verfall.

I. Kapitel.

Zu Cäsars Zeiten.

Der kommunistische Urzustand. In welchem sozialen Verhalten, sobald die sich abkühlende Erdrinde die Menschwerdung zugelassen hatte, unsre Urahnen ihr Leben durch die ersten Jahrtausende fristeten, ist urkundlich nicht belegbar, weshalb diejenigen Schlüsse, die man aus Analogien mit wild oder halbwild gebliebenen Völkerschaften neuester Beobachtung im inneren Afrika, auf den malaiischen Inseln, in Patagonien u. s. w. zog, heftig angefochten worden sind. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß die Anfänge des Aufstieges aus rein tierischem Behaben bei sämtlichen Rassen ähnlich oder gar identisch gewesen seien. Wer die Schöpfungslegende beiseite läßt und sich auf den Boden der Naturwissenschaft stellt, wird nicht bezweifeln wollen, daß jedes Menschentum zunächst herdenmäßig, gleich andern Tieren alles in den Mund Steckbare durchprobierend, umherirrte, bis die ersten Erfahrungen gesammelt und ihre Mitteilung durch Sprechen erlernt waren. In jener langen Jugend muß auch dem Auge der wilden Indogermanen das innige Verhältnis zwischen Mutter und Kindern imponiert haben, Mütter wurden daher zu Mittelpunkten alles menschlichen Zusammenhanges; ja es dürften Jahrtausende vergangen sein, bis in den freier schweifenden Vätern wirkliche Vatergefühle in unserm Sinn sich bemerkbar machten.

Diese Epoche, bis aus der Herde sich einzelne Horden absonderten, zwischen ihnen dann Kollisionen und Kämpfe stattfanden, bei diesen Kämpfen die Wichtigkeit der Manneskraft für Abwehr und Angriff in den Vordergrund trat und zur Wahl von Anführern trieb, hinter deren Position bei der weiteren Differenzierung der Horden in Stämme und Geschlechter die Geltung der Mütter allmählich zurückwich, sie wird von vielen Gelehrten die Zeit des Mutterrechts genannt.

Der sehr natürliche, für unser modernes Gefühl so peinliche Zustand, bei dem sämtliche erwachsene Frauen eines Geschlechtes sämtlichen erwachsenen Männern zugänglich sind, hat aber bei unsern urgesunden, in einem kalten Klima lebenden Vorfahren sicher niemals die schmutzigen Formen der südlichen Wilden gezeigt. Man mag sich ein Löwenpaar vorstellen, das zärtlich und streng monogamisch zusammenhält, bis die Jungen des letzten Wurfes groß gezogen sind, und dann auseinander geht — oder auch nicht. Keinesfalls werden Treue für Lebenszeit und Eifersucht den Paarungen des germanischen Urzustandes ganz gefehlt, vielmehr die Frauen schon früh auf die Freiheit einer neuen Wahl am liebsten verzichtet haben.

In sozialer Beziehung — wenn doch nun einmal sein Vorhandensein bei den Germanen, obschon unbeweisbar, noch weniger urkundlich widerlegt, hier also nicht gut übergangen werden kann, — ist das Mutterrecht deshalb so wichtig, weil es die Idee des Privateigentumes verhindert und ausschließt. Innerhalb der gens, des Geschlechtes (daher „Gentilverfassung") waren eben nicht bloß die Weiber, sondern auch Land, Lebensmittel, Haustiere, Gewebe und Waffen zunächst gemeinsam. Während die Generationen nach den auf einander folgenden Müttern benannt und gerechnet wurden, hatte sich die männliche Ueberlegenheit zu bescheiden. Nur in der Wahl von Stammältesten war der Weg für eine vernünftige und sachgemäße Weiterentwickelung gewiesen; doch selbstverständlich konnte sich der Wechsel nicht ohne schwere Reibungen und Konflikte zwischen dem alten und dem neu aufkommenden Recht vollziehen, ja es mag jedesmal viele Jahrhunderte gedauert haben, bis zunächst die Geschwisterehe gänzlich verboten wurde, dann der Ueberlieferung entgegen die oberste Schutzgewalt über die verheiratete Frau eines Geschlechtes von den nächsten Verwandten der Mutterseite auf den Ehemann überging und allmählich gar Mädchen aus ihrem Geschlecht hinauszuheiraten begannen. Es kam die Zeit des Frauenraubes. „Braut" hieß damals nur die Entführte, bis der Raub sich mehr und mehr auf die Begehrten aus fremden oder feindlichen Verbänden beschränkte, innerhalb der Geschlechter und Stämme dagegen schon früh gewisse Formalien, insonderheit Kauf, an die Stelle des Raubes traten.

Uebergang zum Privateigentum. Die ersten Andeutungen privaten Besitzes bei den Germanen waren wir bisher gewöhnt, im Sinne der „bona mobilia" des römischen Rechtes als „Fahrnis", will sagen bewegliche oder Fahr-Habe zu bezeichnen. „Fahrnis" ist aber ein ganz spätes, nach Adelung nur oberdeutsches Wort, und wenn wir

auch im Althochdeutschen neben der „faranti scaz“ die „unfarenté scazzâ (liegende Habe)“ finden, so stammen diese Ausdrücke doch eben aus einer Zeit, als die Germanen längst mit den römischen Eigentumsbegriffen vertraut geworden waren, während wir umgekehrt sicher sein können, daß sie in jenen ganz frühen Tagen — vielleicht 3000 v. Chr. —, da sie die allerprimitivsten Dinge aus Stein und Holz als Eigentum zu empfinden anfingen, gar keine Wagen besaßen, auf denen sie diese Habe hätten umherfahren können. Charakteristischer noch ist es, daß bei sämtlichen Germanen zur Fahrhabe auch das Haus gehörte, das doch zunächst nichts weiter gewesen war als ein Loch. Die nächstfolgenden primitiven Bestandteile, Zweige, Kot und Laub, waren ebenfalls überall vorhanden, so daß niemand sie beim Wechsel des Wohnsitzes mitzuführen brauchte.

Aber auch von dem Wort „Fahrhabe“ wissen wir nicht, ob es jemals in der Frühzeit gesprochen worden sei. Der Stamm far ist im Altgermanischen doppelt; dem einen verdanken wir unser heutiges „fahren“ (goth. faran, fôr; ahd. faran, fuor); der andre, gewiß noch ältere, stimmt überein mit der lateinischen Wurzel par (in pario ich gebäre, partus Geburt) und wird einmal von Paulus Diaconus in seiner Langobardengeschichte als fara, d. i. soviel wie „Geschlecht“, angewendet. Die Stelle lautet unzweideutig: „faras, hoc est generationes vel lineas“. Dies freilich dürfte wohl kaum bestritten werden, daß, bevor auf iranischen Höhen, in sarmatischen Steppen oder deutschen Urwäldern ein einzelner Germane an Privathabe für sich zu denken wagte, zunächst das Geschlecht, die fara, ein Eigentum gegenüber der Allgemeinheit durchsetzen mußte, jene allererste Geschlechtshabe, die nicht mit andern Geschlechtern geteilt zu werden brauchte, dem größeren Verband nicht angehörte, sondern eben nur einer bestimmten fara, die diese Habe erzeugt oder erobert und durch lange Nutznießung ein Gewohnheitsrecht an ihr erworben hatte. Da in der Frühzeit, in der nomadischen und erst recht in der schon ackerbautreibenden, aller Grund und Boden einschließlich der Viehherden stets von der betreffenden Völkerschaft in ihrer Gesamtheit besessen oder in Besitz genommen und an die Geschlechter verteilt wurde, stellte sich vielleicht das Geschlechts- oder far-Eigentum allmählich neben den Kommunalbesitz und wurde den Herzen der Eigentümer so teuer, daß sie sich nicht leicht von ihm trennen wollten. Es waren Gegenstände täglichen Gebrauches, Werkzeug, Waffen, Kleider; das Haus aber gehörte dazu, nicht weil es schon „nach germanischem Recht“ zu den „Immobilien“ im Gegensatz stand, sondern weil es nächst Werkzeug, Waffen, Kleidern dasjenige

war, woran ein Geschlecht am ehesten durch Nutznießung jene Ansprüche erwarb, die tief im germanischen Empfinden wurzelten, Privatrecht und Erbfolge späterer Tage beeinflußten und die schon in der Frühzeit gewiß niemand ohne Kampf sich von andern anzweifeln ließ. Wenn die Römer eine nach unserm Gefühl so bewegliche Sache wie den Hausschlüssel zu den Immobilien rechneten, hat man doppelt Ursache, sich vor der Annahme zu hüten, als ob die Urgermanen solchen Gedankenspuren zu folgen pflegten, die später in das römische Recht hätten einmünden können.

Wann innerhalb der Geschlechter, deren Eigentum die Frauen als Vertreterinnen der Abkunft von einer Generation auf die andere bei Mutterrecht übermitteln, der schüchterne Gedanke auftauchte, einzelnen Personen Eigentum an Gebrauchsgegenständen zu bewilligen, wann diese persönliche, jetzt meist wohl männliche, Habe sich dann wieder zur Einfamilienhabe erweiterte, das läßt sich nur vermuten. Jedenfalls hat auch dieser zweite Teil des Prozesses ein oder gar anderthalb Jahrtausende in Anspruch genommen, muß aber etwa 400 v. Chr., als unsre Urväter von Jütland herabdrückend und nach West, Ost, Süd sich ausbreitend unser heutiges Mitteldeutschland zu füllen begannen, im wesentlichen bereits vollzogen gewesen sein. Die Sage von Mannus und seinen drei Söhnen als Stammvätern der drei germanischen Völkergruppen, der Ingwäonen, die späterhin an der See, der Istwäonen, die am Rhein, der Herminonen, die im Binnenland saßen, macht es*) klar, daß zur Zeit ihrer Entstehung das Mutterrecht innerhalb der Gentilverfassung jedenfalls abgeschlossen war, wie sie andrerseits weder im Orient noch unterwegs, vielmehr allein in Germanien selbst ihren Sinn und Inhalt gefunden haben dürfte, weil hier erst unsre Ahnen zum Vaterrecht übergegangen sein können.

Frühe Wohnsitze. Kelten als Vorläufer und Feinde. Es wird manchen Patrioten befremden, daß unbestimmbar lange vor und bis zu jenem Jahr 400 unser „Erbfeind" nicht nur in Frankreich, sondern recht eigentlich im Herzen unserer Heimat saß. Dennoch haben sowohl die philologischen Enträtselungen deutscher Fluß- und Ortsnamen, wie die der ausgegrabenen Bodenschätze keinen Zweifel darüber gelassen, daß um 400 v. Chr. — mit Ausnahme der Nordseekante zwischen Weser und Elbe, dem heutigen Schleswig-Holstein, dann der Ostseekante bis zur Weichselmündung und eines Striches am Unter- und Mittellauf von Elbe und Oder — sämtliches deutsche Land vom

*) Nach Brunner.

Rhein bis zur mittleren Weichsel, ja bis nach Ungarn und in die Schweiz hinein von Kelten bewohnt wurde. In der Gegend von Göttingen und Hildesheim finden sich heute noch, wenn auch längst schon germanischer Form angepaßt, für gewisse rinnende Gewässer Bezeichnungen von zweifellos keltischem Ursprung. Andrerseits sind im südlichen Schweden, in Dänemark, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern, also in den Strichen, die sich auch durch die Sprachforschung als urgermanisch erweisen lassen, die Reste einer hohen steinzeitlichen Kultur ausgegraben worden, die nur von Germanen erzeugt und der rein keltischen Bronzekultur von Hallstatt (im Salzkammergut), vollends der Eisenkultur von La Tène (bei Neufchâtel) vorhergegangen sein kann, — vielleicht in den Jahren 1500—500 v. Chr., parallel der schon geschilderten Entwicklung des Privateigentumes.

Die ungezwungenste Erklärung für jene Tatsachen ist zugleich auch die allgemein geltende: daß von den drei großen arischen Völkerfamilien, die das heutige Mitteleuropa bewohnen, die Kelten, wenn nicht früher als Germanen und Slaven dem östlichen Schoß entstiegen, doch früher als beide zu einer nicht geringen Metalltechnik gelangten und jedenfalls durch die Ueberlegenheit ihrer Metallwaffen die benachbarten Germanen zunächst einmal auf die Nordkante unsers heutigen Vaterlandes beschränkt, ja sehr wahrscheinlich Teile von ihnen über Sund oder Ostsee hinweg nach dem heutigen Schweden gedrängt haben. Daß unsre Vorväter nicht wie durch ein Wunder im eisigen Lappland entstanden sind, um sich dann durch Skandinavien auf die südwärts vorgefundenen Kelten zu stürzen, ergeben zur Evidenz jene Wörter ihres frühen Sprachschatzes und Eigenheiten ihres Sprachbaues, die sich nur durch eine mit andern arischen Völkern gemeinsam irgendwo verlebte Jugend erklären lassen. Daß andrerseits in unsrer Urgeschichte viele Jahrhunderte keltischen Uebergewichtes verflossen, bekräftigt außer den erwähnten ethnographischen Tatsachen auch die Literatur.

Cäsar freilich war von der bloßen Möglichkeit, es könnten jemals Kelten im Herzen Germaniens gesessen haben, soweit entfernt, daß er die keltischen Tektosagen, die sich im Hercyner Wald (dem deutschen Mittelgebirgsstock) wahrscheinlich durch ihren tapfern Widerstand erhalten und dann germanisiert hatten, vielmehr als aus Gallien dort eingedrungen vermutet. „In früheren Zeiten", sagt er im 6. Buch seiner Kommentare, „waren die Gallier mutiger als die Germanen, fingen ohne Ursache Krieg mit ihnen an" usw. Dann schließt er aber sehr charakteristisch: „Nach und nach gewöhnten sie sich, geschlagen zu werden, und jetzt, nach vielen Niederlagen, wagen sie sich selbst nicht

mehr mit den Germanen zu vergleichen." Dieser Umschwung eben muß sich um 400 v. Chr. vollzogen haben, weil seitdem die germanische Erde auch keltische Bronzewaffen, durch den Handel zugeführt oder im Kampf gewonnen, zu bergen begann.

Was aber unsere Vorväter süd- und westwärts zum Einfall in keltische Gaue, zuletzt über den Rhein trieb, war außer der eingetretenen Erstarkung und besseren Bewaffnung der Umstand, daß mit dem Eigenbesitz eines Weibes, das der Mann sich zunächst raubte, dann kaufte und in jedem Fall mit keinem andern mehr teilen wollte, der kommunistische Haushalt der alten Gentilverfassung anfing sich aufzulösen. Die Einzelehe mit der Idee des Privateigentums Hand in Hand, wie sie überall den Sinn der Menschen auf Erwerb richtet, hat auch die Expansionskraft der Germanen andauernd verstärkt, bis ihre Völkerwoge immer begehrlicher gegen die keltische Kultur brandete. Sehr wahrscheinlich ist das Auftreten der Gallier selbst in Oberitalien und ihr durch des Brennus „Vae victis!", durch das Schnattern der kapitolinischen Gänse populär gewordenes Unternehmen auf Rom (390 v. Chr.) nur eine Folge jenes urgermanischen Druckes gewesen, der sich später ins Belgische fortpflanzte, als kimbrischer Schrecken seit 113 v. Chr. Rom über ein Jahrzehnt lang in Atem hielt, endlich unter Ariovist (72—58 v. Chr.) der römischen Provinz Gallia Narbonensis dauernd bedrohlich wurde.

Zusammenstoß Ariovists mit Cäsar. Damit beginnt die Geschichte, die hier geschrieben werden soll. Im Sommer des Jahres 58 zertrümmerte Julius Cäsar den suevischen Raubstaat, der sich nordwestlich vom Schweizer Jura, im Lande der keltischen Sequaner, in der heutigen Freigrafschaft um Visontio (Besançon) herum angesiedelt hatte und durch immer neuen Zuzug aus der Heimat anschickte, das ganze nördliche Gallien zu einer Versorgungsanstalt für germanische Räuber und Faullenzer zu machen. Ein Ausleben in dieser Richtung würde für deutsche Entwicklung verhängnisvoll geworden sein, da unsre damaligen Ahnen sich in der Art ihrer Ausdehnungsbestrebungen kaum von den späteren Türken unterschieden. Indem Cäsar jenes Räubernest aushob, gab er den Germanen insgesamt ein Kommando, das bis ins heutige Rußland fortwirkte gleich dem lang ausgezogenen „Ha—alt!" einer anrückenden Kavalleriemasse. Deutsche Schüler werden zwar dazu erzogen, die Unterwerfung der unabhängigen Gallier als die Tat anzusehn, für die das Schicksal diesen außerordentlichen Römer gebildet hatte und der hauptsächlich er seinen Weltruhm verdankt; die historische Kritik hat jenen Standpunkt längst mit einem höheren vertauscht.

Soziale Folgen. Ihr ist Cäsar der Mann, der durch einen der entscheidenden Schläge, die in seiner Art lagen, die westgermanische Wanderung jäh unterbrochen und die ostgermanische um ganze Jahrhunderte hinausgeschoben oder mindestens abgelenkt hat. Hiermit schuf er nicht nur der eigenen, innig von ihm verehrten italischen Kultur eine lange Frist, um in ihren großartigen Spätsommer einzutreten, sondern, was eben sub specie aeterni noch wichtiger ist: er zwang die wilden westgermanischen Naturkinder, sich zur Seßhaftigkeit zu bequemen, mit der jede höhere, fruchtbare Gesittung erst ihren Anfang nimmt, zwang sie, sich ihrer ewigen Unruhe, räuberischen Ausfahrten und Fehden mit allen Angrenzenden einigermaßen zu entwöhnen, und eine immer größere Aufmerksamkeit an die Bebauung und den Ertrag ihrer Felder zu wenden. Cäsar ist somit der Vorbereiter und Anstifter dessen, was wir heute mit Ehrfurcht und Liebe Deutschland nennen. Nachdem er, wahrscheinlich im Elsaß in der Gegend von Mülhausen die ihm von Norden her entgegengezogenen Scharen des Arioviſt in einer mörderischen Feldschlacht besiegt und die jüngst hinzugestoßenen germanischen Haruder mitvernichtet hatte, fuhr in die übrigen Sueven, die schon am rechten Ufer des Rheines weiter abwärts lauerten, um auch ihrerseits bei der ersten günstigen Nachricht über den Strom zu setzen, ein derartiger Schreck, daß sie fluchtartig wendeten, um ihre alten Sitze wieder zu erreichen, und auf diesem Rückzuge von den Ubiern, die einen Spahn mit ihren höchst übermütigen und lästigen Nachbarn von altersher hatten, großenteils niedergemacht wurden. Cäsar stellte sich zunächst andere Aufgaben als über den Rhein zu folgen und auf seinem rechten Ufer die römische Herrschaft zu befestigen. Trotzdem war der Eindruck seiner Ueberlegenheit so mächtig, daß die beutegierigen Augen unsrer barbarischen Ahnen, solange der Unbesiegbare in Gallien verweilte, selten über den Rhein hinauszublicken wagten. Seine Kommentare erwähnen es bei den verschiedensten Gelegenheiten, daß die gallischen Lockungen im großen Kreis unsrer Landsleute kein Gehör mehr fanden, und einzelne Plünderungszüge kleiner Heerhaufen (von der bedeutenderen Affäre der damals bereits linksrheinischen Usipeter und Tenkterer soll im nächsten Kapitel noch die Rede sein) machen eher den Eindruck unbesonnener Tölpeleien. Südlich des Stromes in der heutigen Schweiz mußten die voreilig ausgezogenen und kurz vor Arioviſt von Cäsars Legionen angeblich auf ein Drittel ihres Bestandes zusammengehauenen Helvetier sich von neuem einrichten lernen. Das rechte Rheinufer aber hat wohl die ersten festen deutschen Wohnhäuser entstehen sehen, ist zum Sitz des ersten deutschen Heimatgefühles in wahrem

Sinne geworden. Die flüchtigen, leicht aufgebauten, leicht wieder aufzubauenden Hütten der stets marschbereiten Urgermanen vermochten keinen Lokalpatriotismus zu erzeugen. Was diese liebten, war ihre „Freiheit", d. h. ihre politische Existenz nach der Väter Weise; den Erdboden wechselten sie nach Bedarf oder Lust.

Dorf, Gau, Völkerschaft. Daß die germanischen Siedelungen geschlechterweise erfolgten, versucht Cäsar an einer Stelle durch viele Worte, die die Blutsverwandtschaft andeuten sollen, zu umschreiben*). Er mußte so weitläufig werden, weil „gens" für sich allein in Rom nicht im ethnographischen Sinn der damaligen germanischen „Gentilverfassung" würde verstanden worden sein. Mehrmals braucht er das Wort pagus durchaus, wie wir heute noch von Breisgau, Rheingau, Hennegau reden.

Den Ausdruck „generatim", den er bei Aufstellung der ariovistischen Schlachtordnung (II, 51) anwendet, können wir jedoch nicht mit „geschlechterweise" übersetzen, sondern, da unmittelbar darauf zur Erläuterung die Namen ganz bekannter Völkerschaften folgen, nur mit „stammweise". Das Germanenwort für „Geschlecht" war: Sippe (sibja).

Wie entstanden nun aber Stamm und Geschlecht, Dorf und Gau? Stämme zweigten sich, wie schon erwähnt, in grauer Vorzeit ab aus den Horden, sobald sich deren aus der ursprünglichen Herde differenziert hatten. Stämme zerfielen in Geschlechter; wuchs ein Geschlecht gar zu mächtig an, so teilte es sich; dann gab es zwei Wirtschaftszellen statt einer. Aus zwanzig, dreißig solcher Zellen, die immer noch zusammenhielten, ballte sich eine Völkerschaft, aus einer sehr großen entstanden zwei. Deutsche Stämme waren die Ingwäonen, Istwäonen, Herminonen der Sage; allmählich paßte der Ausdruck Stamm schon wieder auf einzelne Völkerschaften, die für sich allein so stark wurden wie früher die Herminonen oder Istwäonen insgesamt. Die Erklärung dieser frühen Zustände wird leider sehr dadurch erschwert, daß wir schlechterdings auch hier wieder nicht genau wissen, wie die betreffenden Sachbezeichnungen gelautet haben, sondern gezwungen sind, sie uns rückwärts aus den Uebersetzungen römischer Beobachter zu verdeutschen, die ihrerseits doch stets die eigene Kulturwelt vor Augen hatten und denen als höchstes literarisches Ziel vorschwebte: sich *ihren* Landsleuten verständlich zu machen. Erst fünfhundert Jahre nach Cäsar fällt aus der lex salica germanisches Licht auf germanische Verhältnisse; doch auch diese Urkunde ist lateinisch abgefaßt, und kerndeutsche Ausdrücke

*) „Gentes cognationesque hominum, qui una coierunt".

sind in ihr lateinisch verdorben. So dürfen wir hauptsächlich nur wegen der ungemeinen Stabilität und Langsamkeit der ganzen germanischen Entwicklung den späteren Sprachschatz zur Verdeutlichung der Frühkultur mit Vorsicht heranziehen und können sicher sein, daß es zu Cäsars Zeiten bereits etwas gegeben hat, das weder er, noch ein Römer nach ihm, erkennbar für uns benannte: die Mark oder Gemarkung.

Markgemeinschaften. „Mark" (ursprünglich soviel wie „das Dunkle, der Wald") hieß das einer Siedelung zugehörige, über den Acker hinaus vorhandene ungeteilte, also Weide, Wasser und Urwald umfassende, der allgemeinen Nutzung dienende Land. Gemarkungen entstanden, sobald eine Völkerschaft sich irgendwo, auf noch freiem oder erst erobertem Boden niederließ und ihn unter sich (d. h. an die einzelnen Sippen) vergab. Denn wie der Krieg überhaupt in fast erdrückender Weise die Voraussetzung aller frühen Ordnung war, für Auszeichnung, Standeserhöhung, Beamtenwahl, Besitz, Verfassung und Recht, so heißt auch das friedlich klingende Wörtchen „Dorf" ursprünglich nichts weiter als „Trupp" und ist etymologisch auf dieselbe Wurzel zurückzuführen wie das lateinische turba (die Schar). Je größer nun bei der Verlosung die einzelnen Marken ausfielen, — die Möglichkeit der gegenseitigen Stützung zur Landesverteidigung immer als Beschränkung vorausgesetzt, — desto ehrenvoller war das und auch desto vorteilhafter sowohl für die Zwecke der Jagd als für die etwaigen Bedürfnisse der Ausdehnung. Da aber die Geschlechter selbstverständlich sich stets geschlossen niederließen, so erwuchsen folgende Kombinationen: bei einem kleinen Geschlecht, das in einem Dorf Platz hatte, wurden Geschlecht, Dorf und Markgemeinschaft identisch; bei einem größeren, das gleich zwei Dörfer füllte, gab es: ein Geschlecht, zwei Dörfer, zwei Marken usw. Ob, wenn ein Geschlecht schnell anwuchs und innerhalb seiner Mark, sofern sie Raum genug dazu bot, bald ein zweites Dorf anlegte, dieses Tochterdorf eine eigene Markgemeinschaft bilden durfte, steht nicht genau fest. Dehnte sich ein Stamm gar zu weit infolge von Kriegsglück und Fruchtbarkeit, so lockerte sich an einer bestimmten Stelle der innere Zusammenhang, die Zelle teilte sich, wie schon gesagt, hauptsächlich wohl, weil regelmäßiger Besuch der gemeinsamen Versammlungen unmöglich wurde. Vermehrte sich aber die Kopfzahl einer ganzen Völkerschaft so schnell, daß die vorhandenen Marken zur Anlegung neuer Dörfer nicht mehr ausreichten, während die Jagd zugleich wegen zunehmender Besiedelung immer unergiebiger geworden war, so gab es in der Frühzeit nur eine Rettung: Raub, Ueberfall, Eroberung.

Man sieht: Dorf und Mark sind beides Begriffe unterhalb des Geschlechtes und nur durch Zufall zuweilen mit ihm identisch. Tacitus verbindet manchmal die in Frage kommenden Worte durch ein „und" („vici pagique", „per pagos vicosque"). Einmal aber (im 6. Kapitel) spricht er von den pagis, von dem Auslesen der schnellfüßigen Mannschaft aus ihnen zu je hundert (centeni ex singulis pagis) in einer Weise, daß man sich die pagi nur auf breiterer Basis den Dörfern übergeordnet vorstellen kann, die einzeln ja garnicht in der Lage waren, neben dem schweren Trupp auch noch soviele Fußläufer zur Auslese zu liefern.

Einmal (im 16.) erwähnt er nur „vicos". Am besten lassen wir es also bei der Uebersetzung „Dörfer und Gaue" bewenden in dem Sinne, daß „Gau" der weitere Begriff gewesen sei, zunächst um solche Sippen, die mehrere Dörfer füllten, zu bezeichnen, später kurzweg einen Bezirk als Mittelglied zwischen Geschlecht und Völkerschaft. Tacitus ist freilich für Cäsars Zeit nicht beweiskräftig; dennoch dürfte man nicht allzuweit fehlgehn, sich den Aufbau der germanischen Landschaft im Jahr 58 v. Chr. folgendermaßen zu denken: Geschlecht gleich Dorf oder Dörfern, bestehend aus so und soviel blutsverwandten Familien; Gau gleich so und soviel Geschlechtern, die sich noch als ehemals blutsverwandt empfanden; Völkerschaft bestehend aus so und so viel Gauen.

Von welcher innern Beschaffenheit war nun jenes Volk, das Cäsar selbst am Rhein vorfand, was war seine ständische Gliederung, seine unterste Schicht? Um diese Fragen zu beantworten, stehn uns die Nachrichten zur Verfügung, die er beim Zusammentreffen mit Ariovist, sodann gelegentlich seines Feldzuges gegen die Usipeter und Tenkterer (55 v. Chr.) gesammelt, im vierten und sechsten Buch seiner Kommentare niedergelegt und im Jahr 50 herausgegeben hat. Sie könnten vollständiger sein, verraten aber fast in jeder Zeile, trotzdem sie vielfach auf den Berichten anderer fußen mußten, die durchdringende Beobachtung des genialen Feldherrn, der als erster Römer die Germanen in ihren Eigenheiten von den Kelten scharf unterschied.

Körperbeschaffenheit und Anzahl. Um das Wichtigste vorweg zu nehmen: die Deutschen, die Cäsar kennen lernte, bildeten weder einen Staat noch eine Nation in unserm heutigen Sinn. Gemeinsam war ihnen in West und Ost nur die außerordentliche Höhe und Kraft ihres Wuchses, das blonde Haar, das trotzblickende blaue Auge, das Weiß ihrer Haut, eine reinere Auffassung der Ehe bei sonstiger Unbändigkeit ihrer Gesinnung, die Neigung zu Jagd und Krieg, die

Abneigung für Stetigkeit und Feldarbeit. Cäsar betont rühmend ihre Nüchternheit, Abhärtung (durch kaltes Flußbad an jedem Morgen), ihre Verachtung von Reichtum und Bequemlichkeit, ihre zurückhaltende Selbstbeherrschung dem schönen Geschlecht gegenüber, ihre Gastfreiheit. Zwar verhinderte das Bewußtsein gemeinsamer Abkunft die Germanen keineswegs, ausgiebig untereinander aufzuräumen. Doch der Schoß ihrer Frauen war von so außerordentlicher Fruchtbarkeit, daß dieselben Völker, die die Römer vernichtet zu haben glaubten, fast vor ihren staunenden Augen wie Pilze von neuem aus dem Boden wuchsen. Diese reiche Kinderzahl blieb Rettung und Verhängnis zugleich in den Geschicken unserer Urväter. Ueberall wurde der Raum zur Nahrung schnell zu eng, um so schneller und enger, solange noch bei dem Fehlen jeder intensiven Bodenwirtschaft, den freiweidenden Herden, der Unergiebigkeit der Jagd 100 Quadratmeilen kaum ausreichten, um 20 000 Menschen zu ernähren. Das gäbe nach heutiger Rechnung etwa vier Einwohner auf den Quadratkilometer oder zwei Millionen auf die Grenzen des heutigen Deutschlands.

Bodenbau. Die Nachrichten aber, die Cäsar über die Sueven, d. h. die heimischen Landsleute seiner Gegner aus dem Jahre 58, bringt, lauten folgendermaßen: „Besonderes und abgeteiltes Feld*eigentum* gibt es bei ihnen *nicht*, auch darf man nicht länger als ein Jahr an einem Orte seines Anbaues wegen bleiben." Er nennt die Sueven das mächtigste und kriegerischste Volk von allen Germanen, — wir dürfen sie um den mittleren Lauf der Elbe vermuten, — und sagt ihnen, durchaus übereinstimmend mit späteren Gerüchten, nach: ihren größten Ehrgeiz setzten sie darin, ihr Grenzland auf weite Strecken hinaus wüst zu legen, teils um sich gute Jagdgründe zu sichern, teils um andere Völker durch diesen Zaun sich vom Leibe und ihre eigene Macht willkürlich aufrecht zu halten. Aus den wenigen Sätzen schon können wir entnehmen, daß den auf Jagd, Raub und Gewalt bedachten Führern die Idee der eigentlichen Seßhaftigkeit, die vom Kolonistenfleiß und der Liebe zur selbstbebauten Scholle ganz unzertrennlich ist, noch in tiefster Seele verhaßt war, so verhaßt, daß die ganze Verfassung darauf zugeschnitten wurde, den unruhigen auf Speerkampf und Schlachtenruf gerichteten Sinn nie erkalten, die Instinkte des Ackerbauers nie recht aufkommen zu lassen. Die Sueven hatten nach Cäsar hundert Gaue in Besitz, und aus jedem Gau zogen alljährlich tausend Mann ins Feld, so daß hunderttausend Krieger die unwirtlichen Grenzen hätten durchbrechen und sich mit den Nachbarn herumbalgen müssen. Freilich werden jene Ziffern viel zu hoch gegriffen sein — im

Jahr 58 sollten weitere „hundert Gaue" am rechten Rheinufer auf den Ausgang des Kampfes mit Ariovist gelauert haben, — ebenso die Nachricht, daß in einer bestimmten Richtung das umgrenzende Oedland sich 600 000 römische Schritt oder 125 deutsche Meilen erstreckt habe. Eine solche Wüste zu durchwandern, um an Feind und Beute zu gelangen, würde ganz unzweckmäßig, ja kaum im Lauf eines Sommers tunlich gewesen sein. Denn wie sollte die Verproviantierung auf so weite Entfernungen hin anders erfolgen, als daß man auf knarrenden Wagen, deren Achsen sich noch mit den Rädern zugleich drehten, Feldfrüchte mit sich führte, daneben weidende Viehherden trieb, die naturgemäß den Vormarsch ungemein verlangsamten? Doch die Ablehnung privaten Bodenbesitzes und die Unstätigkeit selbst in der geringen Bebauung geben uns von dieser immer noch halb kommunistisch gebliebenen Gemeinschaft ein klares Bild.

Weniger exakt, ja sogar widerspruchsvoll sind Cäsars Nachrichten über den für uns interessantesten Punkt: die persönliche Beteiligung der Freien an der Feldarbeit. Im 4. Buch, wo er die alljährlichen Suevenauszüge beschreibt, fügt er hinzu: „das übrige Volk zu Hause sorgt indessen für des Heeres und den eignen Unterhalt. Im Jahre darauf ziehen diese dann in den Krieg und jene bleiben daheim. So wird weder Feldbau, noch Kriegswesen und Waffenübung unterbrochen." Dies kann nur auf tätigen Feldbau der Krieger selbst gedeutet werden. Im 6. Buch dagegen, wo Cäsar seine allgemeinen Nachrichten über die Germanen wieder aufnimmt, heißt es (Kap. 22): „Den Feldbau betreiben sie nicht; ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Milch, Käse und Fleisch." Dies würde den Zustand von Jägern und Nomaden voraussetzen, die nur ganz beiläufig den Boden ritzen und ihm Frucht abgewinnen, wiewohl die von Cäsar erwähnte Besorgnis der Führer, es möchte diese Beschäftigung „in Lust zum Feldbau ausarten", den zwingenden Schluß ergibt, daß derartige Neigungen in Germanien bereits beobachtet worden seien. Im 29. Kap. wird denn auch jene kategorische Verneinung dahin abgewandelt, daß „keineswegs alle" Germanen sich mit Feldbau abgeben, d. h. manche von ihnen tun es doch. Ganz natürlich; denn der Ackerbau, den Tacitus hundertfünfzig Jahre später beschreibt, muß Anfänge gehabt haben. Nur daß diese Anfänge in einer prinzipiellen Sklavenwirtschaft bestanden hätten, dafür läßt sich bei Cäsar nicht eine Silbe verwerten. Freie Sueven sind es, die, großenteils gewiß murrend, daheim für Feldfrucht „sorgten", sich getröstend, daß sie selbst im nächsten Sommer zum Kuhdiebstahl und Kriegszug drankämen. Daß auch der zu bebauende Acker neu aus-

gelöst wurde, mußte freilich jede Anhänglichkeit eines einzelnen an irgend ein Stück Land unmöglich machen.

Häuptlinge. Leider suchen wir bei Cäsar noch einen Ausdruck vergeblich, der in späteren deutschen Urkunden, vor allem aber in modernen gelehrten Untersuchungen eine große Rolle spielt: die Hundertschaft. Um das Tatsächliche vorweg zu geben: auch dies Wort ist sehr wahrscheinlich niemals dem urgermanischen Mund eigentümlich gewesen; das Deutsche Wörterbuch führt es gar nicht auf. Man hat es künstlich zurechtgemacht aus der lateinischen „centena", die urkundlich nicht früher als in der lex Visigothorum auftritt; weder Cäsar noch auch Tacitus nennen sie. Die lex salica (gegen Ende des 5. Jahrhunderts) erwähnt zwar den „centenarius", doch sehr charakteristischer Weise nicht in militärischen, sondern durchaus zivilrechtlichen Angelegenheiten, das eine Mal beim Ringgeld, das andere Mal bei der Erbfolge, wodurch die Annahme, daß „die Hundertschaft" gerade das militärische Synonym für „Geschlecht" gewesen sei, einen Stoß erleidet. Allem Anscheine nach haben sich eben die Römer durch einen eigentümlichen Gleichklang dazu verleiten lassen, die Sache, um die es sich handelt, zahlenmäßig zu deuten, und von den Römern erst haben die Germanen die beiden Worte centenarius und centena später in ihre lateinisch abgefaßten Urkunden übernommen. Auch bei Wulfila müssen wir bezweifeln, daß er an eine numerische, volkstümliche Einrichtung gedacht habe; er fand nicht den centenarius, wohl aber den „centurio", den Hauptmann von Capernaum, in der „Itala", der damals populären, von ihm benutzten lateinischen Uebersetzung des Neuen Testamentes, und bezeichnete ihn (Ev. Matthäi, Kap. VIII) als „hundafath". Sonst ist hund weder von Goten noch von andern Frühdeutschen jemals im Sinne der Zahl einhundert angewendet worden; sondern man brauchte diese Wurzel nur, um beliebige größere Mengen, natürlich ungenau, auszudrücken mit twa, brija, fimf hunda. Das Althochdeutsche zählte „zehanzo" für einhundert; erst Notker, tausend Jahre nach Cäsar, sagt einmal hunt im Sinne von 100.

Dagegen war hûn oder hund sehr wahrscheinlich ein uraltes Wort zur Bezeichnung einer Person, der die Führung und Repräsentation eines Geschlechtes oder gar eines Gaues oblag. Die Wurzel begegnet uns literarisch zuerst im dritten Jahrhundert; Hunila heißt eine gotische Dame, noch vor Begegnung der Ostgoten mit den Hunnen. Dann tauchen (laut Förstemann) erst im neunten Jahrhundert die Bezeichnungen hund und hundo für den genannten Begriff auf, wandeln sich altsächsisch in hunno, althochdeutsch in hundo, mittelhochdeutsch in

hunde oder hunne; in Siebenbürgen soll tatsächlich noch heute der deutsche Dorfschulz „hon“ genannt werden. Da nun die Form „hundert“ zufrühest in nordischen Sprachdenkmälern (als hundred, hundrad, hundrud), doch nicht vor der Hohenstaufenzeit im Oberdeutschen auftaucht, kann man völlig sicher sein, daß die Sueven des Arioviſt wenn überhaupt, so nicht von „Hundertschaften“, sondern höchstens von „Hundschaften“ gesprochen haben und, was die Römer sich späterhin als centena deuteten, nichts weiter gewesen war als die Mannschaft eines Geschlechtes, die ein hûn oder hundo im Kriege zu befehligen, im Frieden zu schlichten und zu richten hatte. Denn natürlich stellte ein schwaches Geschlecht oft sehr viel weniger als hundert, ein starkes oft sehr viel mehr ins Feld; aber keinesfalls dürfen wir annehmen, daß jemals eine schwache Mannschaft aus andern Beständen ergänzt worden sei, da gerade die Aufstellung zum Kampf nach blutsverwandten Geschlechtern für den germanischen Wetteifer als unerläßlich galt.

Vermutlich waren jene hunni oder hundi Nachfolger der früheren Stammesältesten, und es mag wohl vorgekommen sein, daß ein invalid gewordener hûn wegen seiner sonstigen bewährten Qualitäten das Richteramt in Friedenszeiten behielt, während der Befehl im Krieg an einen andern überging. Zweifellos ist das entsprechende Wort eines Tages an das Ohr des Tacitus geschlagen, nur legt es leider das 6. Kapitel seiner „Germania“ nahe, daß auch ihn das oben erwähnte lautliche Mißverständnis betroffen habe. Denn wie die Angaben dieses ganzen Kapitels verworren sind, so betont er nachher ausdrücklich, daß die centeni nicht bloß ausgelesen, sondern auch als „die Hunderter“ benannt worden seien, „eine ursprüngliche Ziffer jetzt ein Titel und Ehrenname wurde (quod primo numerus fuit, jam nomen et honor est)“. Ja wenn Tacitus dazu noch ein Wort über den Zusammenhang zwischen den Geschlechtern und „Hundertern“ hinzugefügt hätte, könnte man hier den etymologischen Beweis für die sog. „Hundertschaft“ erbracht sehen. Das tut er jedoch nicht. Seine centeni sind *nicht* durch Familienverwandtschaft innerhalb einzelner Dörfer, sondern eben durch Auswahl aus ganzen Gauen entstanden. Dem hûn oder hundo selbst aber — wir wissen nicht, wie er in der Frühzeit ausgesprochen wurde, sondern dürfen nur überzeugt sein, daß er überall in Dörfern und Gauen vorhanden war — eine taugliche Uebersetzung auswählend, hat sich Tacitus für „princeps“ entschieden. Seine principes können gar nichts anderes bedeuten, weil wir ihm sonst zutrauen müßten, die hûni gänzlich übersehen zu haben, da er ja nur von principes spricht, sobald er bei den Obliegenheiten von Dorf- und

Gauvorstehern verweilt. Das Wort erweist sich übrigens als wohlgetroffen. Denn suchen wir selbst eine Bezeichnung, die unsern modernen Begriffen entspricht, so stoßen wir auf einen Namen, der sich über den ganzen Erdkreis hin bei sämtlichen Naturvölkern wiederholt, den wir von den Indianern Amerikas kennen und neuerdings bei den Herero fanden, wenn wir von ihren „Großmännern" hörten; er lautet schlechtweg: Häuptling. Das Wurzelwort taucht dann in vielen germanischen Vornamen wie Hunerich (bei den Wandalen) und Hunold (bei den Aquitanern) auf; es lebt außerdem noch heut in gewissen deutschen Adelsfamilien wie Hundt von Hasten und Humboldt (Hunibald*). Die Hünengräber aber, was könnten sie anders vorstellen als deutsche Häuptlingsgräber? Niemals hat in ihnen ein Reis vom kurzgewachsenen Stamm der tatarischen Hunnen geschlummert.

Königtum und Herzöge. Und wer stand nun über den ganzen Völkerschaften? Es ist vom großartigsten Exponenten deutscher Instinkte vor und nach 1870 mehrfach die liebenswürdige Behauptung vertreten worden, die Deutschen seien monarchisch bis in die Knochen. Aus der germanischen Urgeschichte kann dieser Schluß jedoch nur unter Einschränkungen abgeleitet werden. Dem leidenschaftlichen Unabhängigkeitsbedürfnis unsrer Ahnen entsprach vielmehr ihre politische Tendenz: eine möglichst große Zahl Gleichberechtigter und von lästigem Zwang Freier in gesicherter Lebenslage zu schaffen. „Der gemeine Mann", heißt es bei Cäsar im 6. Buch, „sollte zufrieden erhalten werden, indem er sähe, daß der Mächtigste auch nicht mehr habe als er." Die Beamten, die sie sich selber zur Abwicklung von Geschäften vorsetzten, finden wir späterhin in Volksversammlungen wähl- und auch absetzbar. Es dürfte zu Cäsars Zeiten nicht anders gewesen sein. Ja die Monarchie steckte den alten Deutschen so wenig in den Knochen, daß es viele Völkerschaften bei ihnen gab, die sie niemals kennen lernten, und andre, die sie lediglich nach der Möglichkeit des Nutzens und der Höhe der Leistung schätzten. Denn soviel sahen diese Naturkinder sehr wohl ein, daß sie für kriegerische Unternehmungen einer einheitlichen, autoritativen Führung bedurften. Darum wählten die Königlosen für ihre Heereszüge sich einen Herzog oder zwei aus den wegen ihrer Tüchtigkeit berühmtesten Geschlechtern, gaben solchen Herzögen

*) Weitere Namen sind Hunimund bei den Goten, Hunulf bei den Skiren, in der andern Linie Hundbald, Hundwig und Hundulf. Ebenso will der salzburgische Personennamen Hundsdörfer nicht etwas irgendwie Hündisches bezeichnen, sondern den Bewohner eines Schulzendorfes.

Gewalt über Leben und Tod, ließen aber ihr Amt wieder eingehen, wenn Gefahr und Bedarfsfall vorüber waren.

Adel und freie. Ueber jener kompakten, mit ihren Angehörigen wohl sicher 95 % betragenden Volksmasse der Freien, die das Recht hatten, Waffen zu tragen und alles Politische mitzuberaten, doch untereinander so gleich standen, daß noch niemand sich irgend eines Großbesitzes vor den andern rühmen konnte und die einzelnen sich höchstens durch etwas Fahrhabe wie Schwert, Spangen, Kleider und Schmuck, später auch Vieh, untereinander auszeichneten, gab es bei den Sueven und vielleicht noch dreißig sonstigen Völkerschaften, die zu Cäsars Zeiten ohne Ziel und Zweck in Germanien gegen einander wogten, eine dünne, nicht sehr scharf charakterisierte adlige Oberklasse. Diese Nobilität entstand regelmäßig durch Verdienst oder Abkunft von Verdienten, und es ist klar, daß sie sich erst nach dem Aufkommen des Vaterrechtes auch wirtschaftlich ausbilden und ohne Verdienst fortpflanzen konnte. Sie blieb aber in jedem Fall zunächst spärlich, und da sie stets in der ersten Schlachtreihe focht, genügte zuweilen ein einziger scharfer Feldzug, um sie auszurotten. Dann mußte sich das Volk solange ohne Adel behelfen, bis durch neues Verdienst und später auch durch Besitz eine zweite Nobilität entstanden war. Um so zäher haften blieb dagegen auch allen germanischen Urvölkern jene soziale Unterschicht, die in viel ausgedehnterem Maß dem ganzen übrigen Altertum eigentümlich war, in der Form von Sklaven. Eine irgendwie nennenswerte Rolle können sie freilich um 58 v. Chr. in Germanien nicht gespielt haben, da Cäsar sie weder bei der Verfassung noch bei den sonstigen Sitten der Sueven erwähnt.

Knechte. Wie konnte die Sklaverei überhaupt bei unsern Urvätern entstehen? Vor allem durch Krieg und Kriegsgefangenschaft, einschließlich der Abkunft von einer unterworfenen Urbevölkerung. Jeder Kriegsgefangene hatte Leben und Eigentum verwirkt; er ward aus einer Person zu einer Sache. In Ketten gelegt und mit der übrigen Beute verteilt kam er in den Besitz irgend eines freien, anteilberechtigten Volksgenossen und wurde von seinem Herrn entweder verwendet oder verkauft. In ganz frühen Tagen waren die Kriegsgefangenen meistens „den Göttern geweiht", d. h. abgeschlachtet worden, bis die zunehmende Gesittung und nicht zum wenigsten wohl die Idee vorteilhafterer Verwertung jenen Greuel abzuschaffen begann. Von den fremden Händlern, die keinem noch so weitab wohnenden Barbarenvolk jemals ganz gefehlt haben, drang ins Innere Germaniens die Kunde, daß Kriegsgefangene ein sehr gangbarer Artikel wären und schönes Geld einzu-

bringen vermöchten. Da aber die Privatwirtschaft unsrer Ahnen einerseits nirgend vorgeschritten genug war, um Sklavenarbeit in größerer Menge zu bedürfen, andrerseits die germanische Ehe zu rein, um die Ansammlung hübscher Sklavinnen in irgend einem Haushalt zu dulden, ergab sich der Sklavenmarkt als der gebotene Ausweg. Daß dem bei den Sueven so war, erhellt mit völliger Sicherheit aus der Bemerkung Cäsars im 4. Buch: „Handelsleuten öffnen sie ihr Land, aber nicht sowohl um etwas einzukaufen, als vielmehr um die gemachte Kriegsbeute an sie abzusetzen." Da Cäsar selbst im Lauf seiner gallischen Feldzüge kaum weniger als eine Million Menschen an den Sklavenmarkt brachte, so werden wir auch diesmal nicht im Zweifel sein, was das furchtbare Wort „Kriegsbeute" ausdrücken sollte. Wie jene verrufene „Sklavenküste" die offene Wunde war, aus der sich in späterer Zeit Afrika Jahrhunderte hindurch ausblutete, wie nach jedem Bruderzwist im Innern der Handel an der Küste schwunghaft und ganze Schiffe mit „schwarzer Ware" zum Bersten vollgepfropft wurden, so sind auch in jedem Sommer, sobald die Sueven ihre hermunduriſchen oder langobardischen Nachbarn wieder einmal überfallen hatten, lange Züge in Ketten geschlossener germanischer Männer, oft genug wohl auch Frauen, Mädchen und Kinder westwärts getrottet, um in der italischen Kultur zu verdorren, in ihren Lastern eingeschmolzen zu werden. Die jungen kräftigen Männer wurden meistens zu Gladiatoren abgerichtet und verröchelten eines Tages in der Arena; andere mußten lernen, auf dem Latifundium irgend eines römischen Senators für dreie zu arbeiten, andre schleppten Steine und Säcke, drehten Handmühlen, setzten Hebelwerke in Bewegung oder ruderten römische Galeeren. Wir wollen schweigen von dem abscheulichen Lose, das der goldlockigen zarten Knaben und Mädchen in den Badestuben verwahrloster Patrizier wartete. Doch wer hätte vor den Heimgebliebenen und sich ihrer Jagd, ihrer Ungebundenheit, ihres Kriegsglückes Freuenden wohl aufstehen und predigen sollen: „Geht über zum intensiven Ackerbau; dann behaltet Ihr Euer gutes Blut im Lande?" Schon seit der Kimbern und Teutonen Zeiten war jener schmähliche Verbrauch edelsten deutschen Wachstumes der italischen Welt so geläufig und die tiefverachtete Klasse der Fechter mit germanischen Elementen derartig überfüllt gewesen, daß Cäsar den bekannten Sklavenaufstand, der sich kurz vor seiner gallischen Unternehmung abgespielt hatte, fast als einen rein germanischen Krieg empfindet. Als er vor dem Strauß mit Arioviſt seine verzagten Offiziere versammelt, um ihnen Mut einzusprechen, identifiziert er die rebellischen Sklaven mit den Germanen und sagt, die Römer hätten

„diesen Feind" ja bei dem erwähnten Aufstand kennen gelernt und besiegt!!

Nur Eine praktische Verwendung wußte man, solange der Bodenbau sich innerhalb der kümmerlichsten Grenzen hielt, für Sklaven in der Heimat: das Amt der Hirten. An diesen scheint es von Anbeginn nicht gefehlt zu haben. Auch sind die später so angesehenen Aemter des Marschalks und Mundschenken knechtischen Ursprunges gewesen; diese beiden natürlich nur an den Höfen der Großen. Der schlichte Freie, der jedes Jahr vom Häuptling als dem Organ der Volksversammlung soviel Acker zugeteilt erhielt, als zur Ernährung seiner Familie gerad ausreichte, wird ungern hungrige Mäuler an seinem Herdfeuer durchgefüttert haben. Besonders dort wo der Boden reichlich war, ließ er darum den Sklaven, falls er einen hatte, sein eignes Wohnloch in die Erde wühlen oder seine Lehmhütte aufrichten, und überwies ihm, wie wir das bei Tacitus dann bestätigt finden, zu eigner Bewirtschaftung ein Stück Land, von dessen Ertrag nur ein Zins zu zahlen oder eine Quote an den Herrn abzuliefern blieb. Aber sofort machte sich auch an ihrer Stellung die größere Natürlichkeit und instinktive Noblesse des Urgermanen bemerkbar: der Sklave war nicht wie innerhalb der antiken Kultur zur Eheloſigkeit verurteilt. Man gab ihm ein Weib, er durfte Kinder haben.

Erscheint somit in irdischer Beziehung das Los der Knechte gerade noch erträglich, so wußte der Volksglaube sie doch dadurch zu erniedrigen, daß er ihnen das Jenseits vorenthielt. Wenn die in rühmlichem Kampf gefallenen Freien von den Walküren aufgelesen und ohne weiteres in Odins Saal getragen wurden, um an der himmlischen Metbank fortan die Ehrenplätze einzunehmen, galt dies dem Sklaven für unerreichbar, weil er nie wieder Waffen in die Hand bekam. Einen eisernen Ring trug er als Zeichen seiner Schmach und die Haare kurz geschoren. Für Widerstand oder Vergehen erhielt er Schläge, ja die Entmannung war eine seiner Strafen, und fiel er unter dem Streich eines jähzornigen Herrn, so hatte keine Sippe Wergeld für ihn zu fordern. Jenseits des dunkeln Tores aber grüßten ihn keine Schlachtjungfrauen; hinüber glitt er in das feuchtkalte Schattenreich der Hel.

Frauen und Kinder. Meistens wohl oberhalb der Sklaven, doch zuweilen auch unter ihnen, weil mit immer mehr sich einschränkendem Schutz der Verwandtschaft ganz dem Belieben des allmächtigen Mannes ausgeliefert, standen nach Einführung der vaterrechtlichen Einehe Frauen und Kinder. Die Gattin mußte sich ihre Stellung *schaffen*; an sich war sie nur eine Sache gleich den Knechten und Haustieren;

nicht zufällig sagt die deutsche Sprache das Weib, das Kind. Der Mann hatte das Recht, seine Frau zu töten, und hat es im Jähzorn, zu dem er außerordentlich neigte, bei Zank, Eifersucht oder wirklicher Schuld sicher oft genug getan. Die größere Innigkeit der deutschen Ehe, in welche die Germanin alle Annehmlichkeiten ihres kernfrischen Leibes, ihre unvergleichlichen Eigenschaften für den Beruf der Mutter mitbrachte, darf uns hierüber nicht täuschen. Wohl hat unsre deutsche Sage die erste Annäherung von Liebenden mit einer ganz besonderen, den antiken Völkern durchaus fremden Zartheit auszuschmücken gewußt; über der ersten Begegnung und Wechselrede zwischen Siegfried und Kriemhild liegt dieser Duft gebreitet als urgermanisches Eigentum. Dennoch läßt der Dichter den selben Helden, den er so minniglich einführt, sehr prosaisch eines Tages sein Hausrecht wahren, und da Kriemhild gegen sein Gebot Brunhilde zu reizen gewagt hat, berichtet sie später an Hagen:

„Auch hat er so zerbläuet zur Strafe meinen Leib!" ...

Freilich war die Germanin keine Zierpuppe. Sie erreichte, wie nicht bloß römische Kunde, sondern aufgefundene Skelette beweisen, oft in jenen Tagen die Höhe des Mannes von zwei Metern und mehr, stand ihm an Kräften fast gleich und war, wenn die Schlacht verloren ging und die Wagenburg erstürmt wurde, noch im Handgemeng eine furchtbare Gegnerin. Wolfstraut, Speerlieb, Schildkämpferin lauteten ihre beliebtesten Namen. Sie wird sich auch in der Ehe ihrer Haut zu wehren gewußt haben, und es sieht ganz danach aus, als ob es die Kräfte ihres Widerstandes gewesen seien, die den faullenzenden, gern auf der Bärenhaut liegenden Gemahl früh dahin brachten, die Arbeit des Feldbaues mindestens mit ihr zu teilen.

Greise. Leider gab es aber im cäsarischen Germanien eine Menschenklasse, die noch schlechter gestellt erscheint als Frauen, Kinder und Sklaven: das waren die Alten. Nicht umsonst galt durchweg der Grundsatz, daß bis zum sechzigsten Lebensjahr der Mann seine Waffentüchtigkeit zu wahren habe; denn mit dem sechzigsten verlor er seine Selbständigkeit und fiel zurück in die Vormundschaft erst seines Geschlechtes, später die seines ältesten Sohnes. Kein Wunder, daß schon um diesem ruhmlosen Unglück zu entgehen, alle Freien und Tüchtigen kein heißeres Verlangen kannten, als einen frühen schlachtfrohen Tod auf grüner Halde, und jauchzend in die Schwerter sprangen. In ganz barbarischen Zeiten waren die Alten als unnütze Esser kaltgemacht worden, dann hatte man sie mit Weibern und Sklaven den Acker bestellen lassen, doch kann man sicher sein, daß in Urgermanien weißes Haar am häufig-

sten auf den geschorenen Köpfen der Knechte vorkam. Erst der mit durchgeführtem Vaterrecht aufkommende, über die Fahrhabe hinausreichende private Grundbesitz, der Person anhaftend, war in späteren Tagen bestimmt, ihre Stellung zu stärken, außer der Zugehörigkeit zu einer ganz besonders vornehmen und geachteten Sippe.

II. Kapitel.

Innerhalb des Grenzwalles.

Cäsar gegen die Nervier, Usipeter und Tenkterer. Die historische Mission Cäsars für die soziale Zukunft Germaniens zeitigte jedoch nach der Niederwerfung des Arioviſt noch ein blutiges Nachspiel. Im heutigen Belgien, am rechten Ufer der Schelde, hatten sich als das tüchtigste jener Mischvölker, die nach Ueberwindung der keltischen Eingeborenen durch früh schon herzugeströmte Germanen entstanden waren, die Nervier ausgedehnt. Der selber sehr enthaltsame Cäsar bemerkt von ihnen mit Anerkennung, daß sie Wassertrinker waren und jede Einfuhr von Wein, als für Sehnenkraft und Mut schädlich, verboten. Nachdem die Bundesgenossen der Aufständischen im Feldzug von 57 v. Chr., angeblich ganze Hunderttausende, schnell zerstreut oder niedergemacht worden waren, besiegte Cäsar die Nervier selbst in einer außergewöhnlich verlustreichen Schlacht. Die Nachricht, daß aus Achtung vor der bewiesenen Tapferkeit ihrer Männer die überlebenden Frauen und Kinder geschont worden seien, wird man als vorläufig und in ihrem Werte zweifelhaft aufzufassen haben. Da hauptsächlich die Erträgnisse des Sklavenmarktes den Römern die Mittel für die langen gallischen Feldzüge lieferten, kann eine Schonung wohl stets nur Schonung für den Verkauf gewesen sein, im Gegensatz zu der Niedermetzelung der Wehrlosen in der Wut der Verfolgung durch Legionare und Reiter. Ein solches, weniger kaufmännisches, Schlachten befiel zwei Jahre darauf die unglücklichen Usipeter und Tenkterer, die schon seit 58 unterwegs, nichts Neues für sich bedeuten, sondern noch der Bewegung des Arioviſt mitangehören. Sie hatten, ursprünglich den Sugambrern benachbart, doch von den Sueven bedrängt, ihrerseits die Ubier belästigt und waren schließlich, weil sich ihr elementarer Zug weder zurückstauen noch überhaupt mehr aufhalten ließ, im Gebiet der

halbkeltischen Menapier, die nach Cäsar zu beiden Seiten des Rheines (etwa zwischen Emmerich und Nymwegen) „Felder, Höfe und Dörfer" hatten, auf das linke Ufer des Stromes übergetreten und planlos gewandert. Ihre Zahl wird von Cäsar, der freilich in seinen statistischen Angaben von Tendenz nicht frei war, auf ganze 430 000 geschätzt. Mit der seit den Tagen der Kimbrer stereotypen Forderung nach Land traten sie vor ihn hin. Er gab sich nicht erst lange Mühe, mit diesen launischen Kindern zu verhandeln, die heut seine Vorhut angriffen und morgen um Waffenstillstand baten, sondern legte ihre Abgesandten in Ketten, überfiel die Nichtsahnenden im unbefestigten Lager und schlug sie mit Weib und Kind fast sämtlich tot.

Bataver als römische Bundesgenossen. So sehr uns vor dieser schaudervollen Verwüstung herrlichen Menschenwachstumes graut, historisch war sie notwendig. Der Sieger verteidigte in Gallien nur sein heiliges Rom. Den Schrecken tief in Germanien hineinzutragen, schlug er kurz darauf bei Bonn die erste Rheinbrücke, führte einen Teil seiner Legionen über den Fluß, befreundete sich mit den Ubiern und gewann bald darauf dauernd auch die in der holländischen Landschaft Betuwe und westlich von ihr bis zur Mündung des Rheins ansässigen Bataver, die ihm fortan als eine Kavallerie von bisher nicht geschauter Wucht und Schneidigkeit die nützlichsten Bundesgenossen wurden, in mehr als einem blutigen Treffen die gallischen Rebellen in Stücke hieben, endlich in der Hauptaktion gegen Pompejus bei Pharsalus (48 v. Chr.) die Schlacht, — obschon sein Bericht aus politischen Gründen dies verschleiert, — entschieden*). So ist Cäsar recht eigentlich der Begründer jener schwunghaften Industrie geworden, die unserer unkultivierten, von der Natur so wenig begünstigten Heimat einbrachte, was sie am sehnlichsten wünschte: zunächst Kriegsruhm, später Geld, und ihr ausführte, was sie selbst doch nicht verwenden konnte, außer zu gegenseitiger Zerfleischung: ihre überschüssige junge Manneskraft. Auf den Rossen der kaiserlichen Geschwader raste der furor teutonicus fortan in die Reihen der Feinde; die deutschen reîtres, die lansquenets, die in spätern Jahrhunderten fast in keinem französischen oder italischen Kriege fehlten, durften auf Cäsar als ihren ersten Feldobersten zurückblicken. Und wenn unser Gefühl auch Anstoß daran nimmt, daß künftighin germanischer Trotz nur allzuoft von Landsleuten in römischer Rüstung gebrochen wurde, so dürfen wir doch Eines nie vergessen: daß eben nur in römischer Zucht unsre Ahnen soviel Kriegskunst zu profitieren

*) Es ist Florus, der in seinem römischen Geschichtswerk die Tatsache offen zugibt.

vermochten, um sich eines Tages ihrer Bedrücker siegreich und für immer zu erwehren. Von glücklich Heimgekehrten lernte man sich besser bewaffnen, lernte man die Künste vorgeschrittener Taktik und Strategie, lernte man Reserven aufstellen, lernte man Politik überhaupt. Und als die Schicksalsstunde schlug, waren Armin der Befreier ganz wie Marbod, der suevische Großkönig, aus der feindlichen Schule hervorgegangen.

Drusus †. Heimtücke des Tiberius gegen die Sugambrer. Dem fähigsten Politiker und Feldherrn, den das Imperium jemals an den Rhein sendete, dem älteren Drusus, würde ja vielleicht eine Beruhigung, eine langsame Vermählung römischen und germanischen Wesens, ein williges Aufgehen der niederen Kultur in der höheren gelungen sein, da er klug und weitherzig genug war, den freiheitliebenden Söhnen des deutschen Waldes keine drückenden Steuern aufzuerlegen, ihnen den Anruf römischer Herolde, die verhaßten Liktoren als Wahrzeichen fremdländischen Rechtspruches und seine Tribunen als fremdländische Befehlshaber zu ersparen, dagegen ihre waffenfreudigen Männer durch den blendenden Reiz des Eintrittes in das römische Heer mit dessen Abenteuern und Auszeichnungen zu sich herüberzog. Trotzdem entging auch dieser milde Statthalter im Jahre 11 v. Chr., von der Weser heimkehrend und im engen Waldtal überrascht, nur um ein Haar den verfolgenden Sugambrern, Chamaven und (suevischen) Chatten. Schon hatten die Verbündeten untereinander ausgemacht, daß die fernwohnenden Sueven alles Gold und Silber, die Chamaven alle Beutepferde, die Sugambrer alle Kriegsgefangenen erhalten sollten; doch die Römer wickelten sich noch einmal heraus. Im Jahr 9 v. Chr. bis zur Elbe vorgedrungen, stürzte Drusus auf dem Rückwege mit dem Pferd und blieb tot. So begann wieder die brutale, hinterhaltige Kaiserpolitik. Gleich einer Herde Schlachtvieh geleitete Tiberius eine große Schar edler sugambrischer Abgesandter vor seinen in Gallien anwesenden Stiefvater Augustus; es war ein abgekartetes Stück. Der Kaiser hörte sie nur scheinbar an, ließ sie einzeln in Haft nehmen und nach verschiedenen Festungen verschleppen, wo die Aermsten großenteils durch Selbstmord sich ihrer Schmach entledigten. Die Sugambrer flammten auf, wurden aber geschlagen und 40 000 von ihnen auf das linke Rheinufer verpflanzt. Diese Niederlage machte einen so tiefen Eindruck, daß Germanien einige Jahre nun fast ruhig blieb und, zumal die drei vom ältern Drusus angelegten Stapelplätze an der Ems, an der Lippe und an der Wetter im Taunus noch immer als Zwingburgen im Lande drohten, der harte Praktiker Tiberius im Jahre 6 n. Chr. zum vernichtenden Schlag ausholen konnte.

Armin und Marbod. Noch niemals hatte Rom derartige Anstalten für einen konzentrischen Vorstoß gemacht. Sechs ganze Legionen von der Donau her, sechs andre vom Rhein anrückend sollten sich vereinigen beim zangenartigen Angriff auf Marbod, den Suevenkönig, dessen Reich an der oberen und mittleren Elbe den Römern im Wege stand, um von Süden her ihren Stützpunkt an der Elbmündung, im Lande der befreundeten Chauker zu erreichen. Diesmal waren die Cheruſker mit Rom verbündet, weil der Sueve nach Unterwerfung vieler bisher freier Stämme auch den Westgermanen allzu gefährlich schien, oder die einfach nicht anders konnten und ein Kern patriotischen Widerstandes sich noch nicht gesammelt hatte. Da zum erstenmal sollten die Römer freilich erkennen, was für gelehrige Schüler sie sich erzogen hatten. Denn der Aufstand in Pannonien, der zu gelegenster Zeit losbrach, kann kaum etwas anderes als eine diplomatisch vorbereitete „Diversion" Marbods gewesen sein, der die bezwungenen, doch unversöhnten wilden Völkerschaften jener Tiefebene, samt den benachbarten tapfern Illyriern den Römern in den Rücken hetzte. Leider geht aus Vellejus nicht deutlich hervor, ob unser nach des Tacitus Annalen (II, 88) im Jahr 18 v. Chr. geborener, also nunmehr 24jähriger cheruskischer Nationalheld sich erst bei diesen Feldzügen in Pannonien den Rang eines römischen Ritters verdiente oder das schon früher getan hatte.

Varus. Des Tiberius ganze Operation gegen Marbod stockte; drei volle Jahre (von 6—9) und vierzehn Legionen brauchte er, um den Aufstand niederzuschlagen. Dann beging Quintilius Varus, der nur für den geduldigeren Orient ausgereicht hatte, in Germanien selbst alle jene Fehler, die dem sorglosen Hochmut römischer Beamtenschaft eigen zu sein pflegten. Weit mehr Jurist als Militär, von harter Habgier, wie er war, und kurzsichtig genug, um in seinem Kulturdünkel sich einzubilden, daß er all' die harmlosen Tröpfe da, die er zur Tafel zog, für immer durch seine feinen Formen hingerissen und an sich gefesselt habe, gelang ihm beides: den Haß germanischer Patrioten zum Sieden zu bringen, zugleich aber auch ihre Rache erfolgreich zu machen. In einer nicht mehr sicher auffindbaren Gegend zwischen Weser und Ems ereilte ihn das Geschick. Etwa 40 000 Mann, Legionare, Bundesgenossen und Troß, wurden niedergemacht, mit ganz besonderer Wut aber jene unglücklichen römischen Juristen, die weniger durch die Unsachlichkeit ihrer Prozeduren, als durch den schlichten Widerspruch mit der gewohnten heimischen Art das stolze Volk gegen sich aufgebracht hatten. Die Reiterei, das Fußvolk im Stich lassend, versuchte sich nach dem Rhein durchzuschlagen, scheint aber vom Glück nicht begünstigt

worden zu sein, da wenigstens ihr Führer, der Legat Vala Numanius, abgefangen ward und schmählich endete.

Historische Quellen für die teutoburger Schlacht. Die Kunde jener furchtbaren Niederlage schallte zu Rom verstimmend hinein in die Freuden des pannonischen Triumphes, doch auch zu den Sueven hinüber, deren Großkönig das von Armin ihm gesendete Haupt des Varus an die Römer weitergab, also zuwartend, ohne den Seelenschwung des großen Cheruskers, gemeinsames Vorgehen ablehnte. Daß Marbod mit Rom „durch friedlichen Vertrag unschädlich gemacht" im Bündnis gestanden habe, wird von Tacitus jedoch erst mehrere Jahre später bei ganz andrer Gelegenheit (Annalen II, 26) erwähnt.

Die erste bestimmte Lesart, die wir von der Varusschlucht, und zwar bei Vellejus Paterculus, finden, war freilich zugleich diejenige, die dem römischen Selbstgefühl noch am wenigsten wehe tat, und wohl in usum Delphini zurechtgemacht oder doch kritiklos von der Besatzung am Rhein weiter gesendet worden; sie betont lebhaft die Verstellungskunst unsrer Vorfahren, ihren heimtückischen Verrat. Ueber die Ursache des Marsches, auf dem Varus in den „Hinterhalt" fiel, steht bei Vellejus nichts angegeben. Liest man ihn allein, so könnt es scheinen, als ob die Römer, nach längerem Aufenthalt in Germanien während der guten Jahreszeit, nunmehr mit eintretendem Herbst in ihre Winterquartiere zum Rhein hätten abrücken wollen, worauf die verschworenen Germanen, die schwindenden Stunden und die Gunst des Geländes mit plötzlichem Entschluß wahrnehmend, sie „umringt" und überfallen hätten.

Vellejus war ein Zeitgenosse von Tiberius und Varus, doch während der teutoburger Schlacht nicht in Germanien anwesend. Der nächste Berichterstatter ist Tacitus aus der Zeit des Trajan und hat natürlich als der kritischste, zuverlässigste, quellenkundigste, als der Historiker καὶ ἐξοχήν das meiste Gewicht. Obschon seine Annalen bekanntlich erst mit dem Jahre 14 beginnen, werfen sie doch gelegentlich (im 1. Buch, Kap. 60—62) auf das Ereignis einen starken Reflex. Der dritte ist Florus aus der Zeit des Hadrian und scheint sich ganz nach Vellejus gerichtet zu haben; bei ihm finden wir nur die Ausschmückung: das römische Lager sei in einem Augenblick vertraulicher Entspannung, während Varus Gerichtstag hielt, von allen Seiten angefallen und überwältigt worden, worauf ein „Gemetzel zwischen Sümpfen und Wäldern" folgte. Die gänzliche Vernachlässigung militärischer Vorsichtsmaßregeln und das Fehlen ernstlichen Widerstandes erscheinen aber unglaublich.

Der vierte und letzte in der Reihe ist Dio Cassius aus dem Ende des zweiten, dem Anfang des dritten Jahrhunderts. Hier endlich tauchen jene Einzelheiten auf, die Vellejus uns schuldig blieb; aber indem wir dankbar von ihnen Kenntnis nehmen, verwirren sie den ganzen Sachverhalt nicht unerheblich. Nach Dio soll Varus von der Weser aufgebrochen sein, um einen vorgetäuschten Aufstand zu dämpfen. Wenn das richtig ist, so wird es vollkommen unverständlich, wie er auf solch ein Unternehmen den gesamten Troß mit Zivilisten, Weibern und Sklaven mitschleppen konnte; denn gerad über diesen Troß und die durch seine Einmischung überlang ausgezogene Kolonne ist Dio sehr deutlich. Der römischen Gewohnheit würde es entsprochen haben, eine Legion im wohlverschanzten und bewachten, d. h. für germanische Naturkrieger uneinnehmbaren Lager mitsamt der Bagage zurückzulassen, mit den zwei andern Legionen einen schnellen Schlag zu führen, keinesfalls aber mit der ganzen Macht für den Herbst in die Wildnis zu rücken. Andrerseits wieder ist es höchst unwahrscheinlich, daß die angeblich empörte Völkerschaft den Römern in der Richtung ihres Heimweges, d. h. ihrer Magazine und Etappen, sollte namhaft gemacht worden sein, und Dio braucht ausdrücklich das Wort „weiter davon (ἄπωθεν)". Auf dem Marsch ohne regelrechte Straßen in überschwemmten Waldtälern, bei tobendem Unwetter, das Aeste und Wipfel dröhnend warf, sei der Ueberfall erfolgt, der sich dann mit der steigenden Verlegenheit des Heeres im Laufe von drei oder vier Tagen bis zur Vernichtung verstärkt habe.

Die Lokalität. Wäre das Wort ἄπωθεν nicht, so könnte man Hans Delbrücks Hypothese über die Lokalität der ganzen Varus-Katastrophe nicht bloß scharfsinnig, sondern auch einleuchtend nennen. Delbrück vermutet das römische Sommerlager oder Hauptquartier dicht an der Mündung der kleinen Werre in die Weser unweit Oeynhausen, etwas oberhalb des Westfälischen Tores; den unglücklichen Marsch, mit dem befestigten Magazinplatz Aliso an der oberen Lippe als Ziel, am heutigen Salzufeln vorüber; das entscheidende Schlußgefecht, das zur Kapitulation der Römer führte, an dem Einschnitt im Osning (dem südöstlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes), der „Doere" (Tür) genannt wird. Die empörte Völkerschaft, zu deren Dämpfung Varus auszog, verlegt Delbrück im Widerspruch mit Dio in die Richtung des Heimweges.

Besser schon stimmt die Erzählung des Tacitus mit diesen Vermutungen überein. Der schildert, wie Germanicus (15 n. Chr.) das erste befestigte, für drei Legionen ausreichende Lager des Varus auf-

gefunden habe, weiß aber in ihm und bei ihm nichts von Schädeln, Gerippen, verstreuten Waffen oder Geschossen zu berichten. Es ist fast, als ob man das unbehelligte Sommerlager vor sich habe. Erst am halbzerstörten Wall des zweiten Lagers für den schon zusammengeschmolzenen Rest erwähnt er die bleichenden Gebeine, ebenso für das „Feld in der Mitte". Die Lokalität ist jenseits des Gebietes der Brukterer, die damals zwischen den Oberläufen von Ems und Lippe saßen, und wird von Tacitus als „saltus teutoburgiensis" im 60. Kapitel bezeichnet. Wenn es nun auch richtig ist, daß dieser Name sich in keiner Chronik, keiner Urkunde des Mittelalters findet und erst seit Erneuerung der Bekanntschaft mit lateinischen Klassikern durch die deutschen Gelehrten des 17. Jahrhunderts in die Geographie wieder eingeführt wurde, so ist es trotzdem schwer glaublich, daß die lokale Tradition, die Erinnerung an die folgen- und ruhmreichste Waffentat unsrer Vorväter den Nachkommen völlig verloren gegangen sei, da doch im Gegenteil vor dem Entstehen einer periodischen Presse das Gedächtnis der Menschen solche Dinge mit zäher Beharrlichkeit festzuhalten pflegte. Jener Höhenzug, der den Oberlauf der Ems auf dem rechten Ufer begleitet, wird also seine Taufe als „Teutoburger Wald" wahrscheinlich mit Recht empfangen haben. Nur die Möglichkeit, daß es auch anders gewesen sein könne, darf man nicht außer Augen lassen, und welches Gewicht man der Mommsen'schen Hypothese beimißt, — die den Zug des Varus bekanntlich in das Wiehen-Gebirge, in der Richtung von Ost nach West auf Osnabrück verlegt, — das wird ganz davon abhängen, ob man sich mehr durch das ἄπωθεν des Dio oder die Schilderung des Tacitus leiten läßt. Nach ihm traf sich an der oberen Ems Germanicus mit seiner Flotte, die er den Rhein hinab, über See die Ems hinauf dirigiert, und mit seiner Reiterei, die er durch Friesland gesendet hatte. Nun schickte er seinen Legaten Cäcina als Spitze voraus, „um des Waldgebirges verborgene Schluchten zu durchspähen, Brücken und Dämme über Sumpfgewässer und trügerische Felder aufzuführen"; dann erst betrat die Hauptmacht „den Schauplatz der Trauer, dem Blick wie der Erinnerung grauenvoll". Leider gibt Tacitus keinen Anhalt dafür, in welcher Richtung Germanicus marschierte, um den Spuren des Varus zu folgen. Möglicherweise hat er den Teutoburger Wald am bielefelder Einschnitt (etwa 30 km nordwestlich der schon genannten Doere) passiert, um von Westen her auf die Unglücksstraße, wie Delbrück sie zeichnet, einzubiegen. Ihn begleiteten ja einige Krieger, die der Schlacht selbst im Jahre 9 oder den Fesseln glücklich entronnen waren und nun vor und hinter dem

zweiten Lager die Plätze anzugeben wußten, wo die Legaten gefallen, die Adler genommen worden seien, auf welcher Höhe Arminius gesprochen und die kaiserlichen Feldzeichen verspottet habe. Sehr charakteristisch ist es übrigens, wie Tacitus den Vorwurf einer unritterlichen Niedermetzelung ausdrücklich verschmähend, Armin (zu des Germanicus Zeit) vielmehr die Worte in den Mund legt: „Nicht mit Verräterei, sondern offen, gegen Bewaffnete, pflege er den Krieg zu führen" (Kap. 59). Und auch Velljus ist, bei aller Voreingenommenheit in der Sache, doch gegen die Person Armins nicht blind, hebt sie vielmehr in glänzenden Farben heraus, rühmt seine tapfre Hand, seinen geschwinden Geist, seinen leuchtenden Blick.

Politische Folgen. Rom, als es die Trauerbotschaft erhielt, geriet außer sich; die Tage des kimbrischen Schreckens erneuerten sich. Dann begann man im Kaiserpalast kühl und vorurteilslos die Situation ins Auge zu fassen. War jenes Germanien, in dessen feuchten Wäldern die Köpfe der Hydra frisch zu wachsen schienen, wirklich so großer Opfer wert? Schien es nicht geratener, sich auf die bloße Defensive zu beschränken? Dieser Gedanke schlug durch; es war die politische Geburtsstunde unsres heutigen Vaterlandes. Römisches und germanisches Wesen schieden sich fortan wie Oel und Wasser. Die Germanen haben später das Imperium sich assimiliert, als Herren in seinen Grenzen gebietend; die Römer stellten sich im Jahre 9 das Zeugnis aus, daß sie die schwächeren seien, mit all ihrer Kriegskunst und Konzentration nicht einmal die unter sich so Uneinigen zu unterjochen vermöchten. Zwar ging Tiberius an den Rhein und für kurze Zeit sogar auf dessen rechtes Ufer, doch mehr nur um zu zeigen: „Wir sind noch da," und sich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen.

Der Grenzwall und sein Kultureinfluss. Schon des Augustus Feldherr Agrippa, als er 38 v. Chr. die bedrängten Ubier auf das linke Rheinufer übersiedelte, hatte begonnen, den mittleren Lauf des Stromes mit Kastellen zu versehen, die untereinander in Verbindung standen und von Lagern für ausreichende Garnisonen umgeben waren; am Mündungsgebiet hielten die Bataver treue Wacht. Da (15 v. Chr.) Rätien und Vindelicien (das heutige Tirol, Graubünden, Württemberg und Bayern bis zur Donau) unterworfen und alle waffenfähigen Männer, wohl gleich den Helvetiern rein keltischen oder kelto-germanischen Schlages, mit Gewalt in ferne Provinzen verschleppt worden waren, gebot Rom in Süddeutschland über eine doppelte Verteidigungslinie; doch bei der Verteidigung blieb es im Süden wie im Norden,

mit Ausnahme der letzten glänzenden, nur ganz resultatlosen Episode des Germanicus (14—16). Seitdem wurde von allen Besonnenen daran festgehalten: das Land zwischen oberer Donau und oberem Rhein zwar möglichst zu romanisieren, doch höchstenfalls die schützende Grenze, die von einem Fluß zum andern lief, über den Neckar und den untern Main ein wenig vorzurücken.

So entstand jener Grenzwall, der limes, der tatsächlich zwei Jahrhunderte lang machtvoll wie ein eisernes Band unsre Heimat einschnürte, — an sich selbst ein strikter Beweis, daß in Rom der Gedanke, jenseits des Rheines eine Provinz nach Galliens Art einzurichten, aufgegeben war. Ein absolutes Hindernis hat er natürlich auch in seiner späteren und festeren Gestalt niemals bilden können; aber er verhütete, was wohl das Wichtigste blieb, eine schnelle Ueberschreitung zu Pferd, und die Fußläufer, die ihn überklettert hatten, konnten sicher sein, bei ihrer Heimkehr von den Römern warm empfangen, d. h. abgeschnitten und an die Wand gepreßt zu werden. Wachttürme standen in der Entfernung von wenigen hundert Schritten und boten gute Uebersicht über das Gelände, in welchem sich eine Tagereise weit kein Germane ansiedeln durfte. Kastelle von verschiedener Größe, die bis tausend Mann fassen konnten, doch meist eine viel geringere Besatzung hatten, waren in Zwischenräumen von höchstens zwei Meilen angelegt. Den Wachtdienst versahen ausschließlich Hilfstruppen, am Rhein also germanischen oder gallischen Ursprungs; die Legionen aber hatten ihre Standlager mehr einwärts in Windisch (bei Zürich), in Straßburg, Mainz, Bonn, Neuß, Birten (Vetera) bei Xanten und Nymwegen.

Nicht umsonst hießen die Reste des Grenzpfahles noch im Mittelalter „Teufelsmauer"; denn den ewig Kriegslustigen hat er durch seine Feuerzeichen und sonstigen Alarmsignale das Handwerk des Raubens und Beutemachens lange Zeit hindurch gewiß in sehr ärgerlicher Weise und gründlich gelegt. Doch sowohl wegen des Zwanges, den er ausübte, als wegen des Grenzverkehres, den er gleichwohl zuließ und beförderte, mußte er die germanische Kultur nachhaltig beeinflussen. Schnell mischten sich in jenen zwischen Donau, Rhein und Untermain gelegenen, in der Hauptsache unser heutiges Baden, Teile vom rechtsrheinischen Hessen und vom westlichen Württemberg umfassenden „Dekumaten-Aeckern" die Volkstrümmer der hier altangesessenen Keltogermanen mit den frisch von Westen her einwandernden Galliern, den Legionaren, die überall am limes zugleich das friedliche Amt von Wegebauern und Zivil-Ingenieuren im allgemeinen verwalteten, und dem ganzen Janhagel der römischen Kultur. Ethnographisch war dieses

Dekumatenland vollständig charakterlos; doch grade wegen seines Völkergemisches und weil die rastlose Spekulation jede Art des Anbaues versuchte, ward es in den verschiedensten Richtungen vorbildlich. Nicht bloß für den Vorläufer des herrlichen oberländer Weines, der heut an den Hängen des Schwarzwaldes wächst, sind in jenen Tagen die importierter Reben gepflanzt worden; auch die wichtigsten Obstsorten, besonders die Kirsche, die Lucullus vor kaum hundert Jahren erst aus Kleinasien nach Europa eingeführt hatte, viele heut beliebte Gemüse und Halmfrüchte wurden vom Grenzwall aus in Germanien bekannt. Die heißen Quellen von Baden-Baden führten den Namen Aquae Aureliae Sextae; doch der Titisee, eine liebliche Sommerfrische in Südbaden, kann er anders als „lacus Titi" geheißen haben?

Die Bevölkerung wächst. Zwar das Klima in unsrer eigentlichen Heimat blieb noch lange ganz außerordentlich streng. Die enorme Ausdehnung von Wäldern und Sümpfen hielt allzuviel Feuchtigkeit, gab der Sonne zu wenig Gelegenheit, den Boden anzuwärmen. In älteren Zeiten war sogar das Renntier in Deutschland heimisch gewesen; noch unter Augustus und den folgenden Kaisern froren Donau und Rhein in ihren Oberläufen fast jeden Winter zu. Doch veränderte sich nun, nach Aufhören der westwärts gerichteten Unstätigkeit, allmählich die Physiognomie des Landes. Nicht länger war es möglich, vom Ertrage der Jagd und der Herden in erster Linie zu leben; der Boden mußte energisch in Angriff genommen werden, und während die wüstliegenden Gehege, von denen stolze Völker früher umgeben waren, sich mit Menschen zu füllen begannen, sah man bald auch „Hochäcker" auftauchen, den römischen Kolonisten abgelauscht und heute noch in Württemberg, Bayern, Pommern, Dänemark, Oldenburg zu finden. Es waren parallele Reihen von Feldstreifen, in regelmäßigen Vierecken, nicht sehr breit, doch oft über tausend Fuß lang und in ihrer Mitte stets etwas aufgeworfen, um dem Wasser den Abzug in die Furchen an der Seite zu erleichtern. Dazu kam der schwerere römische Pflug; beides zusammen ergab einen so enormen Fortschritt, daß schon die Freude am höhern Ertrag die Lust des Ackerbauers steigern mußte.

Schranken der Freiheit. Friedensbruch. In der gesellschaftlichen Gliederung der Germanen war freilich gegen Cäsars Zeiten kaum schon eine Veränderung zu bemerken. Nach wie vor dürfte die Nation zu reichlich neun Zehnteln aus Freien bestanden, der sich stärkende Familiensinn die Stellung der Frauen und Kinder verbessert haben; auf der untersten Stufe hielten immer noch Sklaven und Greise. Die Zahl der Sklaven, die man außer zum Hüten der Herden nun auch

energischer als ehedem zum Roden des Waldes benutzte, nahm jetzt wohl ein wenig zu, wie denn auch die bei der teutoburger Schlacht in Gefangenschaft geratenen Senatorialen für diese Zwecke herhalten mußten, bis die Kunde von ihrem Ueberleben allmählich heimwärts gedrungen war und sie nach Jahr und Tag ausgelöst wurden. Für die Monarchie hatte sich in Westgermanien ein Bedürfnis auch nach jenem Ereignis nicht eingestellt; dagegen mag sich die Obrigkeit in Händen der gewählten Häuptlinge etwas ausgebildet haben. Denn niemals sind die Freien, auch nicht in den frühesten Zeiten unsrer Urgeschichte, das gewesen, was man ihnen zuweilen nachgesagt hat: völlig willkürlich, so daß sie Alles und Jedes begangen hätten, wozu die Laune sie gerade trieb. Schon als die von Norden Herabdrängenden die damaligen Kelten aus Germanien jagten, also mindestens vier Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung, hatten sie weitere Jahrhunderte oder gar Jahrtausende einer straffen Gentilverfassung hinter sich, die, weit entfernt irgend eine Willkür zu dulden, ganz im Gegenteil jeden Individualismus aufhob. Ja von Anbeginn muß es jenen, tief in der germanischen Ideenwelt wurzelnden sogenannten „Frieden" gegeben haben, der nichts weiter ist als der Inbegriff alles dessen, was, durch Ueberlieferung und Satzung geheiligt, für legal galt. Wehe dem, der sich vermaß, innerhalb seines Geschlechtes oder seines Volkes diesen Frieden zu brechen oder in wirtschaftlicher Hinsicht sich einen Uebergriff zu erlauben, z. B. Gemeindewiese in Acker zu verwandeln.

Was Cäsar im 4. Buch seiner Kommentare den Sueven nachsagt, daß sie „von Kindheit an zu keiner Pflicht und Zucht angehalten würden und durchaus nie gegen ihre Neigung handelten", widerspricht seinen eigenen Nachrichten über die strenge und ausgiebige Leibeszucht, durch die sie sich für die höchsten Anstrengungen befähigten; widerspricht zweitens dem von ihm schon im nächsten Kapitel berichteten Verbot der Weineinfuhr wie dem Verbot des Reitens in Sätteln, durch was beides die Männer „weich und weibisch" würden. Die leidenschaftliche Abneigung aller Naturkinder gegen straffen persönlichen Zwang und das Gefühl des Gebundenseins war in unsern Vätern freilich so bedauerlich lebhaft, daß sie auch beschworene Verträge nur so lange hielten, als ihrer großen Volksversammlung nichts Abwechselndes eingefallen war, und die germanische Treulosigkeit bei den Römern zuletzt zum Sprichwort wurde.

Vom „Gefolge". Hier wird es Zeit, den Begriff der Gefolgschaft näher zu entwickeln, der das Gemüt des damaligen Germanen mit starken Wirkungen für Kriegs- und Gemeindeleben beherrschte, das

ganze Mittelalter hindurch sozial wichtig blieb und sich noch bis in die friderizianische Heeresverfassung hineinzieht. Die Organisation und Gesinnung des Gefolges waren überall identisch, doch seine Entstehungsart doppelt, und es ist schwer zu sagen, welche von beiden Arten die frühere sei. Denn von Anbeginn war bei den alten Germanen niemand so populär wie ein starker, erfolgreicher Held, und schon zu Zeiten des Mutterrechtes werden innerhalb jedes Geschlechtes der kühnste und geschickteste Jäger, der tapferste Streiter ihren Anhang von jüngeren Kräften gehabt haben. Dieses System bildete sich im Lauf der Jahrhunderte derart aus, daß kaum ein bekannter Degen ganz ohne Gefolge gewesen sein dürfte und außerdem jeder, der sich etwas zutraute und eines Anhanges gewiß war, in der Volksversammlung aufstehen und für einen besonders verwegenen Plan von Kuhdiebstahl oder sonstigem Einbruch in der Nachbaren Land sich seine Leute werben konnte. Von diesem freiwilligen Gefolge, das so sehr an die römische Klientel erinnert, unterschied sich wie gesagt nur durch seine Entstehung das offizielle, das jedem Häuptling auch in Friedenszeiten, jedem für Kriegszeiten gewählten Herzog und ganz besonders natürlich den Königen, wo solche bestanden, zugebilligt wurde. Ein solches Gefolge gab Ansehen und Schutz, denn selbstverständlich erschien es überall bewaffnet, was zuweilen sehr nötig war, wenn der Häuptling zwischen aufgeregten Parteien unliebsames Recht zu sprechen oder eine stürmische Volksversammlung zu leiten und zu schließen hatte. Für das obrigkeitliche Gefolge sorgten in alter Zeit freiwillige, auf dem sogenannten „Märzfeld" eingesammelte Umlagen an Nahrungs- und sonstigen Subsistenzmitteln; der Held mit freiwilligem Gefolge mußte sich diesen Unterhalt erobern oder in Friedenszeit aus reichen Vorräten hergeben können.

Die sogenannte „Treue". Hatte er so für seine Mannen zu sorgen, so waren diese ihrerseits verpflichtet, ihn bei jedem Angriff mit ihren Leibern zu decken und sich nötigenfalls für ihn zu opfern. Der Eid, durch den sie sich an ihre Führer banden, lautete jedoch nicht etwa auf unbedingten Gehorsam in allen Disziplinarfragen, sondern auf Treue. Und diese Treue wieder bedeutete nichts als Treue zum Herrn in der Gefahr, sie konnte nach außen hin mit allem, was wir Modernen perfid oder treulos nennen, Hand in Hand gehen. Daher lesen wir wohl mit Bewunderung, daß, als eines späten Tages der Alemannenkönig Chnodomar in die Gefangenschaft des Kaisers Julianus geriet, sein ganzes Gefolge von 200 Recken sich fesseln ließ, um sein Schicksal zu teilen. Aber als Arioviſt mit Cäsar in Berührung kam,

war seine erste deutsche Handlung ein überaus verräterisches Bubenstück. Er schlug eine Unterredung im Freien vor; die beiden Feldherren sollten bewaffnet kommen, jeder mit zehn engeren Begleitern und außerdem zweihundert Berittenen, die in einiger Entfernung zu halten hätten. Cäsar ging darauf ein, aber da er den Burschen durchschaute, ließ er sich nicht von seinen gallischen Hilfstruppen eskortieren, mit denen Ariovist jedenfalls im Einverständnis war, sondern eine ausgelesene Mannschaft aus seiner Leibgarde, der berühmten zehnten Legion, die Pferde seiner Alliierten besteigen. Die Unterredung ging vor sich, war aber noch nicht beendet, als des Arioviſtus Mannen auf dem einen Flügel bereits zu drängen begannen. Sie wurden anders empfangen als sie erwartet hatten, Cäsar wendete sein Roß und sprengte davon. Ein Deutschland dürfte kaum entstanden sein, eher schon ein germanisches oder halbgermanisches Gallien, wenn der tückische Anschlag Arioviſts geglückt wäre.

Sklaven als Gefolgsleute. Nach dem alten Grundsatz, daß Extreme sich berühren, bot nun aber die Gefolgschaft des germanischen Herzog- und Königtumes den Knechten die höchst willkommene und einzige Möglichkeit, von neuem aufzusteigen, ja sich über die Freien zu erheben. Der Sklave, oft eben selbst früher frei gewesen und nur durch Kriegsgefangenschaft, seltener durch Spiel und Verschuldung in die Knechtschaft hinabgesunken, wird ja zunächst wohl kaum einen hohen Platz auf der Metbank oder im Schlachtgeleite seines Herrn eingenommen haben; doch hing es andrerseits ganz von seinen Leistungen und seiner Verwendbarkeit ab, zu Vertrauens- und führenden Stellungen aufzurücken. Hier schimmert zum erstenmal eine Tendenz hindurch, der wir noch öfters im Lauf dieser Geschichte begegnen werden, bis wir zum „sozialen Königtum" vordringen.

Arminș Konflikt mit der Gemeinfreiheit. Vorerst freilich waren die Volksversammlungen überall in unsern Gauen viel zu mächtig, die gesellschaftliche Gliederung viel zu gleichmäßig, als daß jene Tendenz für das Ganze von besonderer Wichtigkeit hätte werden können. Die Volksversammlung war das Heer, das Heer nichts weiter als die Vereinigung aller Freien, politisch Gleichberechtigten. Dieses höchste Völkerglück: in der Hauptmasse aus unbedrückten Männern voller Selbstachtung und natürlicher, freier Anhänglichkeit an ihr Gemeinwesen zu bestehen, war den Germanen nicht für immer beschieden. Ja der Befreier selbst, kein gewählter König, sondern nur durch das enorme Ansehen, das er sich als erfolgreicher Herzog in Kriegsläuften erworben hatte, seine Stellung im Frieden mühsam behauptend, ist dem nun kei-

menden Zwiespalt zwischen großen Persönlichkeiten und der herkömmlichen Verfassung zum Opfer gefallen. Als genialer Vertreter der heimatlichen, gesammelten und nationalen Politik geriet er bald in eine sich mehr und mehr zuspitzende Rivalität gegen Marbod, der, in seiner Art klug und kraftvoll genug, doch nur als gesinnungsloser Despot über ein Völkergemisch herrschte.

Thusneldens Schicksal. Dazu wollte das Unheil, daß innerhalb seiner eigenen Cheruskerein böses Familienzerwürfnis den politischen Haß gegen Armin verschärfte. Das Weib seiner Wahl, Thusnelda, hatte er ihrem Vater Segestes, der nach übler deutscher Art zur römischen Partei hielt, entführen müssen, da sie von den Ihrigen schon einem andern Mann verlobt worden war. Auf irgend eine Art muß der erzürnte Segest sie wieder in seine Gewalt gebracht haben, denn in dem Augenblick, da sie in des Tacitus lichtvoller Darstellung auftaucht, finden wir sie in einer Burg, die die Partei des Armin belagert und der von Segestes zu Hilfe gerufene Germanicus, kurz bevor er das Lager des Varus aufsucht, entsetzt. Die erste, historisch beglaubigte deutsche Frau tritt uns hier entgegen, mit Zügen, die sich tief einprägen und durch ihr herzbeschwerendes Verhängnis bedeutsam, um nicht zu sagen vorbildlich sind; wieviel Tausende, wieviel Millionen edler Frauengemüter sind nach ihr durch den Zwist der Männer in ähnlichen Zwiespalt gerissen worden und in ihm untergegangen! Thusnelda, „mehr in des Gatten, als des Vaters Gesinnung, weder zu Tränen besiegt, noch mit einem Laute flehend, die Hände unter dem Busen zusammengefaltet, blickte nieder auf ihren schwangeren Leib." So ward sie fortgeführt, um in Rom im Triumphzug des Germanicus zu paradieren, dann mit dem Stachel solcher demütigenden Erinnerung, weder des Gatten noch des Erstgeborenen froh, in Ravenna ihr Leben zu vertrauern.

Armins letzte Kämpfe und Ermordung. Was half es Armin, daß er in rasendem Schmerz durch die deutschen Gaue dahineilte, jede ihm erreichbare Völkerschaft zum Kampf aufwiegelnd? Die Varusschlacht zu wiederholen, hatten die Nornen ihm nicht beschieden; mit zweifelhaftem Glück nur kämpfte er damals gegen die Römer. Kaum aber war Germanicus aus den rheinischen Landen verschwunden, als Marbod und Armin auch schon aufeinander stießen. Die zweitägige Schlacht (17 n. Chr.) blieb zwar unentschieden, doch ward Marbod von seinen Völkern schnell verlassen, pochte an die römische Tür und hat gebrochen in demselben Ravenna, wohin seines Feindes unselige Gattin verbannt war, seine Tage beschlossen. Armin, in der Vollblüte

seiner Kraft, ist bald nach jener Schlacht von der wiederaufkommenden römischen Partei und dem Volk, das ihm ein Streben nach dem Purpur zum Vorwurf machte, im Jahre 19 ermordet worden.

Sein Nachruhm. Gleichwohl sträuben sich Gefühl und Einsicht im Verein gegen die Annahme, daß seine wundervolle Gestalt, die nicht bloß römische Zeitgenossen wie Vellejus Paterculus, — der ihn, möglicherweise beim pannonischen Aufstand, in der Umgebung des Tiberius persönlich kennen gelernt hatte, — sondern hundert Jahre später noch einen Tacitus bezauberte, dem Andenken des eignen Volkes entschwunden, seiner Heldensage fremdgeblieben sein könne. Tacitus schilt am Ende des zweiten Buches der „Annalen" seine Landsleute, weil sie nur das Alte verherrlichten, dagegen für eine moderne Figur wie Arminius kein Verständnis haben wollten, und erwähnt es ausdrücklich, daß er in den Liedern seines Volkes fortgelebt habe.

Welches mögen diese Lieder gewesen sein? Welches der Name, den unser erster Nationalheld in ihnen trug? Arminius hieß er wohl kaum in deutschen Landen, sowenig wie sein von Tacitus aufgeführter Bruder zu Hause Flavus hieß. Zwar verehrten die Germanen an der Weser einen Sonnengott Irmin, den Widukind von Corvey (950) in der Beschreibung eines sächsischen Siegesfestes „Hirmin" benannte. Der Name wiederholt sich beim sagenhaften Stammvater der Mittelgermanen, der Herminonen; außerdem in der „Irminsul", einer Säule wie sie bei vielen alten Völkern dem Sonnengott als das Sinnbild eines hohen, früher als die Umgebung erglühenden Berges errichtet ward. Karl der Große auf seinem ersten Zug gegen die Sachsen hat sie vernichtet, ohne im Volk das Andenken an sein Heiligtum auslöschen zu können. Südlich von Hildesheim finden wir heute noch ein kleines Dorf Irmensеul, plattdeutsch „Armensülle" genannt. Hier scheint, was wir suchen, auftauchen zu wollen. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß der junge Cheruskerprinz zwar mit seinem Bezug auf seinen heimischen Sonnengott, doch eben erst, als er wegen seiner Haltung und seiner Kriegstaten unter den Fahnen Roms zum eques romanus aufrückte, mit jenem Namen benannt wurde, den er in der Heimat nicht geführt hatte. Schnell, kühn, furcht- und sorglos, leutselig und herzgewinnend, doch hochfliegender Pläne wie tiefer Verschlagenheit gleich sehr fähig, so stellen wir uns diesen Jüngling vor, und so hat ihn das schönste unsrer Heldenlieder wahrscheinlich auch gefeiert.

Ein römisches Quiproquo. Tiberius, als ihm durch den chattischen Häuptling Adgandestrius — und wie hätte dieser schwarze Schatten im deutschen Bilde wohl fehlen können? — Gift abverlangt

wurde, um Arminius aus dem Wege zu räumen, war stolz genug gewesen, den schimpflichen Antrag abzulehnen. Er wußte wohl, germanischer Hader würde sein Meisterwerk auch so verrichten; doch hat er kurz zuvor in einer andern Beziehung, sehr wider Willen freilich, den Hüter Germaniens gespielt. Aus familienpolitischen Gründen — weil er nicht dulden wollte, daß ein dem Thron so nahestehender Heerführer sich in langen Feldzügen aus seinen Legionen eine ähnliche Waffe schmiedete wie einst Julius Cäsar — rief er den Germanicus ab, der, wenn man ihm zehn Jahre Zeit dazu gelassen hätte, den westlichen Teil unsres Vaterlandes doch vielleicht in eine römische Provinz verwandelt haben würde. Damit wäre Germanien derselben Kulturverseuchung, derselben schleichenden Entnervung und Blutarmut verfallen gewesen, die das unterworfene Gallien langsam, doch mit tötlicher Sicherheit ergriff. Daß es im Gegenteil ein aufgesparter Kraftborn blieb, verdankt es möglicherweise demselben kalten Tyrannen, der die wichtigsten Vorbereitungen zu seiner Unterjochung getroffen, der als Erster samt seinem Heer in deutschen Gauen zu überwintern gewagt hatte und immer noch die Macht, nur nicht den herzhaften Entschluß mehr besaß, das spröde Land zu disziplinieren.

Mag aber auch mehr als eine schwächliche Hauspolitik oder die Bedächtigkeit des Alters, die der kraftvolleren Jugendziele vergaß, der wahre Beweggrund gewesen sein und nur des Kaisers tiefer Plan auf absolute Militärmonarchie seiner Nobilität im allgemeinen das Prästigium eines Eroberungskrieges nicht gegönnt haben, — eine eigne Ironie des Schicksals bleibt es doch, daß dieser grausame Despot den Schirmherrn deutscher Freiheit machen mußte, einen Wohltäter von Millionen, die, wenn auch in niederer Stellung, doch wenigstens nicht durch Fremde geknechtet, sich bis in ferne Jahrhunderte auf dem Boden der Väter tummeln durften. Trotz den kindisch-theatralischen Vorstößen des Nachfolgers Caligula und obschon erst unter Kaiser Claudius (41—54) sämtliche Besatzungen vom rechten Rheinufer zurückgezogen wurden, war es doch eben immer noch Tiberius, dessen resignierter Entschluß hier nachwirkte.

III. Kapitel.

Freilassungen.

Soziale Schichtung. Ziehn wir aus dem vorigen Kapitel die soziale Summe, so dürfen wir unter den Altgermanen von 58 v. Chr. bis über Hermann des Cheruskers Tod hinaus folgende Schichtung vermuten: Könige (wo ein Königsgeschlecht vorhanden), Herzöge (für den Krieg, wo Könige fehlten), Häuptlinge (als Obrigkeit gewählt), Adlige (spärlich und nicht überall), Freie, Frauen und Kinder, Knechte (Sklaven) und Greise. Die große Lichtgarbe, die dann auf diese Gliederung fällt, verdanken wir dem schon erwähnten Tacitus und sehr wahrscheinlich dem Jahr 98 n. Chr.

Die „Germania" des Tacitus verglichen mit Cäsars Nachrichten. Es ist öfters mit dem Anschein der Unparteilichkeit versucht worden, sein berühmtes Büchlein de Germania zu entwerten, als ob es eine bloße Tendenzschrift gewesen sei, den entarteten Römern das ausgeschmückte Gegenbild eines Nationalcharakters vorzuhalten, der in Wirklichkeit nie bestanden habe. Doch obschon es richtig ist, daß Tacitus den Traum eines verlorenen glückseligen Urzustandes, eines goldenen Zeitalters der Unverdorbenheit mit vielen späteren Schwärmern und weit schlechteren Beobachtern teilte, — so sagt er im 3. Buch seiner Annalen ausdrücklich: „Die Menschen der Urwelt lebten, da noch keine böse Lust sie trieb (!), ohne Vorwurf und Verbrechen (!!)", — gibt es zum Glück doch zur Entkräftung jenes Einwandes drei außerordentlich starke Gründe. Erstens war Tacitus so durch und durch Künstler, daß schon sein feines Stilgefühl sich dagegen empört haben würde, eine bloße Utopie in der Form eines ernsten Forschungsberichtes darzubieten; zweitens war er so durch und durch Römer, daß er die Tugenden der Germanen sichtbarlich mehr aus Gewissenhaftigkeit und Selbstbezwingung, als mit innerer Lust beschreibt; ja er ventiliert seinen römischen Ingrimm einmal (im 33. Kapitel der Germania) sehr aufrichtig: „O möge doch diesen Völkern, wenn nicht die Freundschaft mit uns, so doch wenigstens der Haß unter sich bleiben" usw.; drittens stammen diejenigen Nachrichten, die die Kraft und Sittenreinheit unsrer Urväter ins hellste Licht setzen, nicht erst von ihm, sondern schon von Julius Cäsar. Diesen aber, trotz aller bewundernswerten sonstigen Selbstbändigung in Tadel und Lob, lenkte eher die Tendenz, die „Barbaren"

in den Augen seiner Landsleute nicht als überlegene Wesen erscheinen zu lassen, so daß es doppelt zählt, wenn gerad er die Lauterkeit unsrer Ahnen rühmt. „Ihre Speise," sagt er, „sind Feldfrüchte, großenteils aber Milch und Fleisch von ihrem Vieh; ihre Hauptbeschäftigung die Jagd — eine Lebensweise, die sowohl durch die Nahrungsmittel, als durch die täglichen Leibesübungen . . . ihre Kräfte unterhält und ihren Körpern die ungemeine Größe gibt. Auch unter ihrem so kalten Himmelsstrich haben sie sich gewöhnt, keine andre Kleidung zu tragen als Felle, wegen deren Kürze der Körper doch größtenteils unbedeckt bleibt . . . Von Jugend auf härten sie sich zu Arbeiten und Strapazen ab. Je länger man unverheiratet bleibt, desto rühmlicher scheint es ihnen. Dadurch wird man ihrer Meinung nach groß, stark und eisennervig . . . Umgang mit Weibern vor dem zwanzigsten Jahr ist die größte Schande. Und doch macht man aus der Geschlechtsverschiedenheit kein Geheimnis, denn beide Geschlechter baden sich gemeinschaftlich in Flüssen und tragen unter den Fellen oder kleinen Decken von Renntierhäuten den Leib größtenteils bloß." Für die alljährliche, obrigkeitliche Austeilung der Felder an „Verwandtschaften, die sich zusammenhalten", gibt Cäsar aus der Germanen Mund folgende Gründe: „man solle nicht nach ausgedehnten Gütern trachten, nicht Mächtigere die Schwächeren aus ihrem Eigentum vertreiben lassen, nicht bequeme Einrichtungen gegen Hitze und Kälte beim Bauen machen, es dürfe nicht Habsucht, die gewöhnliche Quelle von Parteien und Zwistigkeiten, entstehn — endlich, der gemeine Mann solle zufrieden erhalten werden," was weiter oben schon zitiert wurde.

Soweit Julius Cäsar. Bemerkt muß werden, daß weder er noch Tacitus, der schon den Trunk und die Spielwut rügen mußte, ein weit verhängnisvolleres germanisches Laster nennen: die gegenseitige mißtrauische Eifersucht, die schnell gekränkten Wichtigkeitsgefühle, die sofort zu leidenschaftlichem Verrat an der gemeinsamen Sache führen, mit einem Wort: den Hang zu politischen Ränken. Vielleicht erschien aber gerade dieser den Römern als die notwendige Begleitung politischen Lebens überhaupt. Sie waren von Hause zu sehr an ihn gewöhnt, um besonderen Anstoß zu nehmen, und bewunderten es viel eher, wenn ein Mann wie Armin, hochherzig alles überblickend, ganz ein selbstloser Diener seiner großen Idee, gerade von solcher Schwäche völlig freiblieb. So hat auch, hundert Jahre nach Cäsar, der Philosoph Seneca den moralischen Wert, die hohe Bestimmung der Germanen nicht minder laut gerühmt, und Tacitus vollends war viel zu originell, um den bloßen Abschreiber zu machen. Man entschließt sich am besten, die Germania

nicht wegen unsrer geschmeichelten Nationaleitelkeit, — denn leider würde der Autor von den heutigen Sitten Deutschlands ein weniger vorteilhaftes Bild zu malen haben, — sondern allein wegen der ethischen Würde ihres Urhebers zu den schätzbarsten Dokumenten zu rechnen. Aber eben so wenig wie durch Plagiat wird er seine Einzelheiten vom bloßen Hörensagen gewonnen haben.

Tacitus in Deutschland? Denn wenn auch Rom zu Zeiten der Flavier, Nervas und Trajans eine große Menge germanischer Soldaten, Sklaven und Freigelassener, die man hätte ausfragen können, dauernd enthielt und außerdem fortwährend von deutschen Gesandtschaften und Geiseln wimmelte, ist soviel aus dem Leben des genialen Historikers doch bekannt, daß er nach Bekleidung wichtiger Staatsämter (er stieg bis zum Prätor und Konsul) vier Jahre, 90—94 n. Chr., von Rom abwesend war, vielleicht als Statthalter einer Provinz, vielleicht auf Reisen. Schon Gustav Freytag hat seine persönliche Anwesenheit in Germanien vermutet und mit feinem Spürsinn — teils aus den Stellen, wo Tacitus ausführlich wird und eine außerordentliche Beschlagenheit verrät, teils aus denen, wo er wenig Information zeigt und Lücken läßt — die Nordwestecke unsres Vaterlandes als den Hauptsitz der taciteischen Studien nachgewiesen.

Der Ausdruck für „Hörige" fehlt ihm. Sie kommen für uns weniger wegen ihres unvergleichlichen Kolorites als wegen ihrer sozialpolitischen Aufschlüsse in Frage, und gerade hier leider muß man nun tief bedauern, daß römische Historiker nicht schon durch eine national-ökonomische Schule zu gehen vermochten. Einige von seinen Nachrichten, besonders über die nunmehr ausgeprägte Seßhaftigkeit in festen Häusern, sind höchst wertvoll; doch in dem für uns allerwichtigsten Punkt herrscht ein beunruhigendes Dunkel. Bei Cäsar war vom Verhältnis der Freigelassenen überhaupt noch gar keine Rede; Tacitus spricht über sie im vielzitierten, vielgedeuteten 25. Kapitel. Er gebraucht die Ausdrücke servus und libertus und, obwohl nur vergleichsweise herangezogen, das Wort colonus. Den Ausdruck, den wir zu hören erwarten und eifrig bei ihm suchen: laetus oder litus (Höriger), ihn gebraucht er nicht. Ehe wir uns daran machen, diesen Begriff zu erläutern, müssen wir aber noch einmal die Sklaverei ins Auge fassen, so wie sie damals im ganzen römischen Reiche bestand, um uns für den wahren Wert jener Neuerung vorzubereiten.

Charakteristik der antiken, ehelosen Sklaverei. Ueberall unter den Erdenbewohnern aus Kampf und Gefangenschaft hervorgehend, war sie zunächst nichts weiter als ein großartiges Erziehungsmittel,

weil allein der Sklave zu dem gezwungen werden konnte, was jeder Naturmensch verabscheut: zur Arbeit. Sollten innerhalb des Menschengeschlechts die Instinkte des Fleißes jemals gezüchtet werden, so war die Sklaverei der einzige Weg dazu, und tatsächlich sind im Orient wie in Griechenland sämtliche Geschicklichkeiten des Handwerkes von unfreien Knechten und Mägden entwickelt worden, so lange der freie Bürger nur die Beschäftigungen des Krieges und der Politik, allenfalls auch des Handels, als würdig und ehrenvoll betrachtete.

Nun mögen in Hellas Handfertigkeiten sich zuweilen vererbt haben, wenn ein besonders wohlwollender und wohlhabender Herr einem besonders verdienten und bewährten Sklaven eine Ehe einzugehen gestattete, d. h. eine ebenfalls unfreie, ihm gehörige Magd zur Verfügung hatte, um sie dem Sklaven als Weib überlassen zu können. Besaß ein kleiner attischer Bauer einen solchen, der für die Bedürfnisse des winzigen Landgütchens oder Weinberges gerad ausreichte, so ward für den Aermsten, mochten Fleiß und Tüchtigkeit noch so groß bei ihm sein, die Ehe schon zur Unmöglichkeit. Denn wo sollte der Bauer die Mittel hernehmen, seinem Sklaven eine Magd zu kaufen? Und was sollte vollends mit dem vermutlich reichen Kindersegen geschehen? Die Kleinen, die man doch nicht ernähren und großziehen konnte, von den Eltern reißen und am Sklavenmarkte losschlagen, war eine Herzlosigkeit, vor der nur die allerbrutalsten Herrencharaktere nicht zurückschreckten, zumal es gefährlich war, sich mit aufsässigen und im Innersten empörten Sklavenpaaren zu umgeben. So wurde denn die Sklavenehe fast überall zur Ausnahme; dennoch vermehrten sich die Sklavenkinder durch den freien Verkehr der Herren mit ihren Mägden. Diese Kinder wurden überall in den Sklavenstand hineingeboren; die Verbindungen aber, aus denen sie hervorgingen, waren so häufig für Lebenszeit dauernd, daß in Athen und Sparta die Zahl der Vollbürger wegen Mangels an ausreichendem legitimem Nachwuchs zeitweise geradezu erschreckend abnahm. Da traten denn die Freilassungen hilfreich ein. Die Freigelassenen wurden dort zunächst Halbbürger oder Beiwohner und erlangten erst später, je nach Intelligenz, Vermögen und Alter ihres Geschlechtes, die Vollbürgerschaft. Im berühmten „freien" perikleischen Zeitalter stand aber für einen in Athen Erzeugten die Wahrscheinlichkeit, unfrei und ehelos zu leben, etwa wie 9 : 1.

Römischer Plantagenbetrieb. In Italien lagen die Verhältnisse insofern anders als in Hellas, als die Römer in ihren gesunden Tagen den Ackerbau für anständig hielten. Die latinischen Bauern, eine Rasse von ganz ungewöhnlicher Zähigkeit, Nüchternheit und

Leistungskraft, haben Rom seine Weltstellung geschaffen. Aber da sie selber fleißig waren und Nachwuchs hatten, der bald mit anfassen half, brauchten sie wenig oder gar keine Sklaven. Das alles änderte sich zum Nachteil, sobald im hannibalischen Kriege die Bauernschaft Roms wieder und wieder dezimiert, gleichzeitig aber den Senatorialen verboten worden war, überseeischen Handel zu treiben. Seitdem wurde Landspekulation das Hauptobjekt reicher Römer, das „Bauernlegen" begann und enorme Latifundien dehnten sich aus, die nur mit entsprechend übergroßen Sklavenschaften bewirtschaftet werden konnten. In der Millionenstadt jedoch, wo aller Reichtum hinströmte, alle Ueppigkeit ihren Gipfel erreichte, sammelte sich ein ganzes Heer von Luxussklaven, sicher viele Hunderttausende, und nun trat, nachdem wir bedingungsweise vom Segen der Sklaverei für jede Frühkultur hatten sprechen dürfen, auch ihr Fluch für jede Hochkultur zutage.

Römische Freilassungen. Des Plinius alter totgehetzter Ausspruch: „latifundia perdidere Italiam" besagte ja höchstens die Hälfte der Wahrheit. Warum sollten große Landbesitzungen an sich schädlich sein, wenn auf ihnen ein stämmiges Volk ungedrückter Arbeiter, mit den Möglichkeiten der Selbstachtung und des Vorwärtskommens, in einer gewissen Behaglichkeit im Schoß ihrer Familien gedeiht? Aber dies gerade war in Italien schon zu des Augustus Zeiten völlig ausgeschlossen. Während sich in der Hauptstadt manchmal in einem einzigen patrizischen Palast eine Sklavenschar von 400 Köpfen und mehr befand, lauter Luxusdienern mit fein differenzierten Beschäftigungen, von denen einige, wie z. B. Bratenschneiden oder die Toga in Falten Legen, nur wenige Minuten jedes Tages in Anspruch nahmen, gelangten gerade solche Sklaven zur Ehe und (meistens nach dem Tod ihrer Besitzer) zur Freilassung, die den Launen und Lüsten ihres Herrn als Schmeichler, Kuppler oder noch Schlimmeres, mit Geist und Körper gedient hatten. Aus den Kreisen dieser verächtlichsten, kriechenden und vielfach natürlich gaunerischen Freigelassenen, während die arbeitsamen Knechte der kleinen Handwerker ehelos blieben, rekrutierte sich die römische Hochfinanz, infizierte mit ihrem feigen Knechtsinn den Senat und verdarb die römische Volksseele. Doch da die Großen, schon um ihren Palast nicht in einen wahren Kaninchenstall ausarten zu lassen, die Ehe zwischen ihren Sklaven und Sklavinnen im Prinzip verweigerten, hingegen den Ehrgeiz hatten: sämtlichen Bedürfnissen ihrer Wirtschaft im Palast selbst oder auf ihren Latifundien durch Sklavenarbeit vorzusorgen, verhinderten sie durch das Fehlen reicher Kundschaft, daß das Handwerk jemals aus den Händen eines kreditlosen, gedrückten

Kleinbetriebes emporkam. Und wie sie in Rom die Bildung eines Mittelstandes hintanhielten, dagegen der Stadt eine Armee von Schmarotzern erschufen, brachen sie für immer auf ihren großen Gütern, wo jeden Morgen der Vogt (villicus) seine unglücklichen Untergebenen, oft genug in Ketten, zur Feldarbeit führte, das Rückgrat ihres einst so gesunden Staatswesens: den freien Bauernstand.

Italische Sklavenkasernen. Von der Furchtbarkeit jener Zustände auf italischen Plantagen, die sich ebenso über Afrika, Spanien, Gallien ausbreiteten, uns an Luisiana vor dem großen Bürgerkrieg erinnernd und selbst Rußland in den Tagen der Leibeigenschaft überbietend, gibt uns Max Weber folgende knappe Schilderung: „Die Behausung für das ‚sprechende Inventar' (instrumentum vocale), den Sklavenstall also, finden wir bei dem des Viehs (instrumentum ‚semivocale'). Er enthält die Schlafsäle, wir finden ein Lazarett (valetudinarium), ein Arrestlokal (carcer), eine Werkstatt der ‚Oekonomiehandwerker' (ergastulum), und alsbald steigt vor dem innern Auge eines jeden, der den bunten Rock getragen hat, ein wohlvertrautes Bild auf: die Kaserne. Und in der Tat: die Existenz des Sklaven ist normalerweise eine Kasernenexistenz. Geschlafen und gegessen wird gemeinsam unter Aufsicht des villicus; die bessere Garnitur der Kleidung ist ‚auf Kammer' abgegeben an die als Kammer-Unteroffizier funktionierende Inspektorsfrau (villica); monatlich findet Appell statt, zur Revision der Bekleidung. Die Arbeit ist streng militärisch dissziplíniert; in Korporalschaften (decuriae) wird des Morgens angetreten und unter Aufsicht der Treiber (monitores) abmarschiert." Das war unentbehrlich, da es eben noch nirgends ohne Peitsche möglich geworden ist, mit unfreier Arbeit für den Markt zu produzieren. Der Brutalität des Ausdruckes instrumentum für menschliche Wesen und der feinen Unterscheidung vom Vieh entsprach der Hohn, die Sklavenherde eines Palastes als familia zu bezeichnen. Unter Nero ward eine solche „Familie" des Präfekten Pedanius Sekundus, vierhundert Köpfe stark, ohne Ansehung des Alters oder Geschlechtes gekreuzigt, weil ein Verzweifelter den unerträglichen Tyrannen getötet hatte.

Germanische Freilassungen. Erst wenn wir diese trostlose, ethisch und national-ökonomisch gleich verwerfliche Entwickelung uns vergegenwärtigt haben, können wir bemessen, welch eine eminente Wohltat es war, daß der Germane der Sklaverei an und für sich niemals eine besondere Ausdehnung, den Sklaven selbst aber früh schon und anscheinend stets, wo der Wunsch dazu vorlag, die Ehe gewährte. In dieser Hinsicht lassen des Tacitus Aussagen keinen Zweifel. „Jeder

Sklave," sagt er, „waltet in eigener Wohnung, am eigenen Herde. Der Herr legt ihm nur, wie einem Pächter, eine bestimmte Leistung an Getreide, Vieh oder Gewändern auf; weiter geht die Untertänigkeit nicht. Die sonstigen häuslichen Dienstleistungen besorgen Weib und Kinder des Herrn. Daß ein Sklave gepeitscht, in Fesseln geworfen, mit Zwangsarbeit bestraft wird, ist ein seltener Fall. Häufiger kommt's vor, daß man einen tötet, nicht zur Strafe oder aus Strenge, sondern in der Hitze des Jähzorns . . ." Besonders fiel es dem Römer auf und er erwähnt es am Anfang des 25. Kapitels, daß die der hauptstädtischen Kultur eigentümliche Differenzierung, — so daß kein Sklave mehr als eine bestimmte Verrichtung hatte und für mehr als eine ausgebildet wurde, — in Germanien unbekannt war. Ebenso wenig wurde die Denkart unsrer Ahnen jemals niedrig und gewinnsüchtig genug, um Sklaven für den Verkauf zu züchten, gleich Kälbern oder Fohlen, was ja bei dem reichen, germanischen Kindersegen ebenso leicht wie einträglich gewesen sein würde. Nein, mit einer gewissen Sorglosigkeit in ihrer Großmut haben unsre Vorväter ihre ständische Verfassung gelockert, haben zwischen sich und den Knechten eine neue, halbfreie Volksschicht entstehen lassen. Da ja die Knechte überwiegend germanische Männer gewesen waren, die nur das Kriegsglück oder das Glück im Spiel verlassen hatte, konnte es dem Besitzer kaum entgehn, daß ihm aus den blauen Augen der Sklavenkinder, die nach des Tacitus Bericht in Kameradschaft mit den Herrenkindern herumspielten und aufwuchsen, derselbe Trotz entgegensprühte, aus ihrem Lachen dieselbe sonnige Anmut leuchtete wie beim eigenen Nachwuchs. Es mag vorgekommen sein, daß ein Sklavenkind sich in allem Tüchtigen begabter zeigte als seine freien Genossen, ohne doch, da ihm Waffen dauernd vorenthalten blieben, seinem Stamme viel nützen zu können; es mag, wenn dem Knecht die Zornader schwoll, auch mancher Freie dahingesunken sein, und wie bei den Hellenen nach den Perserkriegen der Grundsatz aufkam, daß es an sich unstatthaft sei, Landsleute zu versklaven, so scheint auch etwas Aehnliches in Germanien während des ersten Jahrhunderts n. Chr. vorgegangen zu sein. Aber es wurde durch Freilassungen nicht wie in Rom ein Stand von Tagdieben und Spekulanten erschaffen, sondern der Zweck blieb Ackerbestellung mit ausdrücklicher Bindung an die Scholle.

Dies ist der Punkt, über den wir von Tacitus gerne mehr hören würden, als er uns bietet. „Der Freigelassene," so sagt er, „steht nicht viel höher als ein Knecht (liberti non multum supra servos sunt); selten haben sie einigen Einfluß im Hause, niemals in der

Gemeinde, mit alleiniger Ausnahme der Staaten von despotischer Regierung, denn da erheben sie sich über die Freien, ja über den Adel," — wovon wir beim Gefolge schon handelten. Soviel steht also fest, daß der Freigelassene nicht in die volle Freiheit eintrat, die ja in Germanien überall soviel wie politische Gleichberechtigung in Heer und Volksversammlung bedeutete. Nur durch die Gefolgschaft, wie Tacitus ausdrücklich bestätigt, — also hauptsächlich bei den Mittel- und Ostgermanen, die das Königtum als dauernde Einrichtung zu haben pflegten, bei den Westgermanen hauptsächlich im Fall eines Krieges unter einem Herzog, — vermochten Freigelassene sich emporzuschwingen, und nun freilich sofort über die große Masse der Freien. Es wird von Tacitus ein norddeutscher Stamm (Suionen) „mitten im Ozean" (man denkt an Schweden) erwähnt, mit einem Könige, der seine Macht so zu stärken gewußt hatte, daß er die Waffen seines ganzen Volkes in Gewahrsam hielt, einem Knecht aber Aufsicht und Schlüssel gab.

Es geht nicht an und stiftet nur Verwirrung, irgend einen Ausdruck, den Tacitus im 25. Kapitel seiner Germania gebraucht, mit „Höriger" zu übersetzen. Die Sklaven (servi) waren nicht Hörige, weil diese eben etwas mehr waren als jene; colonus war damals noch in Italien persönlich ein freier Mann, wenn auch nicht mit selbständigem Kapital frei wirtschaftend, so doch ein Kleinpächter nach unsern Begriffen. Die germanischen liberti aber waren nur die Vorstufe der Hörigen; gerade die Spärlichkeit der Nachrichten beweist es, daß die Sache selbst nicht schon völlig ausgebildet war. Sehr wahrscheinlich haben erst größere Umwälzungen, die Unterwerfung ganzer Völkerschaften bei inneren Kämpfen, — von denen wir wenig wissen, weil ihnen die Römer, solange der Grenzwall nicht bedroht war, keine besondere Aufmerksamkeit schenkten, — die Neuerung beschleunigt. Was sollte man mit zehn- oder fünfzehntausend Nachbarn, deren Gebiet man erobert hatte, die man aber nachgerade doch als Blutsverwandte zu empfinden begann, wohl anstellen? Man wollte sie unbedingt nicht mehr schlachten, man mochte sie auch nicht verkaufen, in den eigenen Haushalten verwenden aber konnte man sie nicht, ganz abgesehen von der Gefährlichkeit eines solchen Unterfangens. Rechtlich waren sie durch Kriegsgefangenschaft verknechtet; so ließ man sie nach der Verteilung frei, wies ihnen wie römischen Kleinpächtern ein Stück Land zur Bewirtschaftung an, ja bewilligte ihnen ein geringes Wergeld bei Totschlag. Wäre diese in ihren Keimen angedeutete Entwicklung zu des Tacitus Zeiten schon vollendet gewesen, dann würde der scharfe Beobachter sie uns beschrieben und vor allem statt obiger Begriffe den des „in-

quilinus" erläutert haben, der nach voller Ausprägung der Hörigkeit sechzig Jahre später im römischen Reich eine so große Rolle spielen sollte. Doch sowohl Waitz wie vor ihm schon Zöpfl sind der Ansicht gewesen, daß in erster Linie aus den Freilassungen der Stand der Hörigen bei den Germanen hervorgegangen sei, — wohl auf die Aussage der Sachsen hin, daß ihre Liten von erbeuteten Thüringern abstammten.

Privater Grundbesitz? Wie weit seit den kommunistischen Tagen Cäsars die Idee des Privatbesitzes an Grund und Boden zwischen Rhein und Weichsel vorgeschritten war, drückt sich ebenfalls bei Tacitus nur indirekt und undeutlich aus. Keinesfalls läßt sich Kapitel 16 seiner „Germania" mit Bestimmtheit zugunsten von Einzelbesitz verwerten; denn hier wird ausdrücklich nicht von einzelnen, sondern ganzen Bevölkerungen (populis) geredet. Sie, die populi, sind es, die „für sich und abgesondert" siedeln (colunt discreti ac diversi) und ihre Dörfer (vicos) nicht Haus mit Haus zusammenhängend wie bei den Römern, sondern jedes umgeben von einem freien Raum anlegen. Auf Deutsch: die Dörfer lagen nicht im Anschluß an andre, sondern „für sich", und ebenso in den Dörfern die Gehöfte*).

Wir werden im 8. Kapitel sehen, wie genau diese Schilderung auf die schon erwähnten „Markgemeinschaften" paßt, denn die Mark mit ihrem unerläßlichen Urwald machte es ja fast unmöglich, daß irgend ein Dorf dicht neben dem andern lag, jedes brauchte Raum, und allzudichte Nachbarschaft gab unnützen Streit. Was aber etwaige Einzelhöfe außerhalb der Dörfer betrifft, so ist es, nach späteren Analogien zu urteilen, stets die wirtschaftliche Initiative berufsfreudiger Landwirte gewesen, die zu solchen Absonderungen führte. Der Aufgewecktere, der unter dem „Flurzwang" seines Gewanndorfes litt, wo er nichts Neues probieren durfte, sondern stets das tun mußte, was alle andern gleichzeitig taten, der Gehöft und Acker gern beisammen haben wollte, statt je nach der Auslosung, zuweilen mit großem Zeitverlust, das ihm zugefallene entlegene Flurstück zu bestellen, er war es späterhin zumeist, der sich im Gemeindewald, unter vorläufiger Zustimmung der Markgenossen, ein Stück rodete und dort nun als Ausgebauter saß. Gerade von solcher Berufsfreudigkeit weiß Tacitus jedoch bei seinen Germanen absolut nichts zu melden, eher noch das Umgekehrte.

Zweifelder- oder Feldgraswirtschaft. Seine Worte im 26. Kapitel: „Die Ländereien werden nach der Zahl der Bebauer von

*) Auch Prof. Harry Breßlau, in seinem Seminar zu Straßburg, vermißt für die Möglichkeit der Annahme persönlicher Einzelsiedlung im 16. Kapitel den entscheidenden Ausdruck: dispersi (verstreut).

der Gesamtheit abwechselnd in Besitz genommen und unter die Einzelnen nach der Schätzung (secundum dignationem) verteilt," bedeuten nur, daß jede Gemeinde so reich an Land war, daß nicht alles herangezogen zu werden brauchte, — denn „die Ausdehnung der Fluren erleichtert die Verteilung". Doch läßt sich im übrigen höchstens der Schluß ziehen, daß die Germanen damals bis zur kommunistischen Zweifelderwirtschaft vorgedrungen waren, und zwar einer solchen, die eine einmal bebaute Flur das nächste Jahr oder noch länger in Ruhe ließ, denn „alljährlich wechselt man mit dem Ackerlande, und es bleibt immer noch ein Teil brach liegen."

Dieses System, bei dem es zweifelhaft ist, ob es den Namen „schlagmäßige Feldgraswirtschaft" schon verdient, zu welcher junge Völker im Uebergang aus der sog. „wilden Feldgraswirtschaft" zu gelangen pflegen, benutzt in immer noch unregelmäßiger Weise den Boden bald als Grasland, bald als Acker. Von einer ausgeprägten Dreifelderwirtschaft, die Brache, Winterkorn, Sommerkorn in regelmäßigem Turnus folgen läßt, fehlt bei Tacitus jede Andeutung. Im Gegenteil betont er, daß die Germanen auf ihr kleinwüchsiges und kleinhörniges Vieh größeren Wert legten als auf die Ackerbestellung, die ohne Wetteifer, ohne Abgrenzung von Wiesen, ohne Obstbau, ohne Bewässerung von Gärten oder andre Anstrengungen zur Hebung des Ertrages betrieben würde.

Ueber irgendwelche Fruchtfolge hatte auch bei Cäsar eine Nachricht gefehlt; seine Sueven dürfen wir noch in jenem ganz frühen Stadium des Ackerbaus vermuten, bei dem das getrocknete Gras samt dem Oberholz verbrannt, die Asche als Dung verstreut wurde (woher der Name „Brandwirtschaft"). Hierüber hinaus waren die Germanen des Tacitus nun um ein weniges gekommen, und auch die Wohnhäuser, die er beschreibt, verraten einen Fortschritt im Sinne der Seßhaftigkeit. Als die Usipeter und Tenkterer 58 v. Chr. rechts des Rheines in das Gebiet der Menapier eingefallen waren, ließen diese ihre Wohnungen einfach im Stich, zogen mit Kind und Kegel auf das linke Rheinufer. Sie konnten das tun, weil ihre Hütten keine Wertobjekte waren. Aber auch die, von denen Tacitus erzählte, waren noch ganz ohne Mauersteine, rein aus rohem Gebälk aufgerichtet, nur an einzelnen Stellen mit einer glänzenden Erdart übertüncht, so daß es „wie Malerei und Farbenzeichnung aussah". Solche Wohnungen deuten immer schon auf das Bedürfnis nach einem wirklichen „Heim", ohne doch für irgendwelches Eigentum an Land viel zu beweisen.

Eigenkätner? Das Argument, das am ehesten zugunsten eines Privatbesitzes aus Tacitus heranziehbar wäre, besteht in seiner Nachricht vom Walten der Sklaven „in eigner Wohnung, am eignen Herde". Denn können wir annehmen, daß den Knechten etwas gewährt worden sei, was die Freien sich selbst noch versagten, vorausgesetzt daß jenes „am eignen Herd" soviel bedeutete wie „in eigener Wirtschaft"? Und war es andrerseits, da dem Knecht oder Freigelassenen doch gewisse Leistungen vom Ertrag aufgelegt wurden, zweckmäßig, ihn jedes Jahr auf ein frisches Ackerstück zu werfen? Vielleicht, wenn fest angesetzte Knechte zu des Tacitus Zeiten wirklich vorkamen, gibt sich aber folgende Erklärung am plausibelsten. Schlichte germanische Gemeinfreie hielten überhaupt nur höchst selten Sklaven. Erbeutete nun ein Geschlecht oder ein Dorf durch Kriegsglück eine Anzahl von Gefangenen, so wurden diese an die Scholle gebunden, was dem kommunistisch erzogenen und seinen Acker wechselnden freien Dorfgenossen jedoch nicht als ein Vorteil, sondern als eine Schmach erschien. Da Häuptlinge bei jeder Beute bevorzugt wurden, gelangten begüterte Häuptlingsfamilien eher als andre zu Privatbesitz auch an Land, das sie bewirtschaften ließen und an dem Hof eines Häuptlings, bei dem Tacitus zu Gast war, mag er seine Beobachtungen in bezug auf Sklaven als Eigenkätner gemacht haben. Nirgend bei Tacitus steht es mit dürren Worten, daß kein freier Germane jemals den Landwirt gespielt habe, nur die Tapfersten, sagt er, und Kriegerischsten waren am faulsten (fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens). Wittichs Annahme, daß in der germanischen Nordwestecke schon zur Römerzeit eine Art von Grundherrschaft bestanden und kein Adliger, kein Freier dort jemals Hand an den Pflug gelegt habe, sondern alle sich durch Sklavenarbeit hätten füttern lassen, erscheint daher, trotz der dialektisch ausgezeichneten Begründung, doch sehr kühn. Die Sorge der Frauen und Greise, die sich allmählich steigernde Mitarbeit freier Männer dürfte dem Eigenbetrieb gegolten, das an Knechte oder Freigelassene ausgetane Land einen Nebenbetrieb dargestellt haben.

Soziale Gewohnheiten. So werden wir uns, seit ihm der Grenzwall feste Schranken gezogen hatte, dies Volk mit seiner strotzenden Kraft noch Jahrzehnte nach des Tacitus Bericht in einem ungewohnten Zustande verhältnismäßiger Friedsamkeit vorzustellen haben. In mancher Hinsicht zeigte sich der germanische Charakter gegen Cäsars Zeiten wohl völlig unverändert; Geldgeschäft und Wucherzins waren auch jetzt nach hundertfünfzig Jahren immer noch „unbekannte Dinge",

obschon Tacitus gelegentlich hervorhebt, daß gewisse Münzsorten wie die Bigaten (römische Denare mit aufgeprägtem Zweigespann) durch den Handel in Germanien bekannt und bevorzugt würden. Eine gewisse Hinneigung zu den Verfeinerungen der Kultur erkennt man aber daran, daß statt der kalten Flußbäder bei Cäsar warme Vollbäder unmittelbar nach dem Aufstehen bei Tacitus als beliebt angegeben stehn, während die Aussagen, die er über germanische Trunksucht und Spielwut macht, uns das einstige suevische Weineinfuhrverbot erst recht verstehen lassen. Schon der alte Deutsche liebte es leider, unmittelbar nach spätem Aufstehn, Bad und Imbiß, zum „Frühschoppen" zu schreiten, diesen Frühtrunk bis zur Dämmerung zu verlängern; ja „Tag und Nacht durchzuzechen" galt keinem als Schande. Schon damals pflegten diese Nachtsitzungen fast regelmäßig mit Zank und Mord zu endigen. Das Ale oder Bier, das Tacitus in gelindem Zorn aus Gerste oder Weizen hergestellt und in eine entfernte Aehnlichkeit mit Wein zurechtgepantscht (in quandam similitudinem vini corruptus) nennt, scheint eine Hauptveranlassung für den Feldbau gewesen zu sein; denn gegessen wurde von Feldfrüchten hauptsächlich Haferbrei, und Brot ist auch um 98 n. Chr. kaum überall schon in deutschen Landen gebacken worden.

Der Anteil der Sklaven und Freigelassenen an jenen Lebensfreuden war sicher nur gering; von den Volksversammlungen, den großen Gelegenheiten für Trunk und Rausch, blieben sie ausgeschlossen. Ward ein Freigelassener völlig freigemacht, so schnellte der Häuptling oder der Richter in der Gemeinde den Denar von dessen Haupt, als ein Zeichen des fortan verschmähten Zinses. Niemals jedoch stieg zu irgend einer Zeit in irgend einem altgermanischen Gemeinwesen die Zahl der Hörigen über die Zahl der Freien, noch weniger gab es ganze Dörfer von lauter Abhängigen, wo der Herr zugleich Vorsteher gewesen wäre. Erst einer viel späteren Zeit blieb es vorbehalten, diese Volksschicht erheblich zu vermehren, doch nicht aus ihr selbst heraus, sondern durch Herabdrückung von einstmals freien Männern.

IV. Kapitel.

Der Germane als römischer Soldat und Ansiedler.

Volksvermehrung. Die Bevölkerung der deutschen Gaue dürfte seit dem Uebergang zur Seßhaftigkeit und intensiverem Bodenbau, d. h. während der hundertfünfzig Jahre, die wir bisher durchliefen, rasch auf drei, dann auf vier Millionen und mehr gestiegen sein. Daß sie nicht noch weit schneller zunahm, verhinderten die stetigen Dezimierungen der inneren Grenzkriege, die vielleicht im Nordwesten etwas nachließen, in Mitteldeutschland und im Osten jedoch in der alten Monotonie fortgingen. Nur mußten die Sueven merken, daß die Westgermanen sich energischer als früher ihrer Haut wehrten, weil sie eben unter dem schnürenden Druck des Grenzwalles nicht anders konnten, und ein Aufdenleibrücken zu nichts mehr führte, weil ein ausweichender Einbruch ganzer Völker nach Gallien hin unmöglich geworden war. Jetzt kam der Zeitpunkt heran, daß auch das Weichselgebiet unruhig wurde. Hatten hier von Anbeginn Slawen gesessen und sich soweit vermehrt, um einer nach Osten gerichteten germanischen Expansion Widerstand leisten zu können? Hatten auch hier schon früh fortwährende Grenzkriege, zum andern Teil Vermischungen stattgefunden? Der untere Lauf der Weichsel war jedenfalls lange Jahrhunderte hindurch von den kerndeutschen Goten besiedelt gewesen, aber die ersten Bewegungen dieses Volkes glichen mehr einem Ausbiegen nach Südosten, als einen aggressiven Vorstoß, und der Zusammenhang mit den westlichen Stammesbrüdern war schon um 98 v. Chr. so gering, daß Tacitus uns keine nennenswerte Kunde von den Goten bringt.

Das römische Berufsheer. Der Abzug allzureichlicher westdeutscher Volkskraft erfolgte nun aber je länger desto nachhaltiger in das römische Heer. Hier müssen wir endlich einen prüfenden Blick auf jene großartige Maschine werfen, die den Römern ihre Weltherrschaft verbürgte, so vielen Millionen deutscher Männer ein frühzeitiges Grab grub und doch für deren Söhne durch die Jahrhunderte hin ein Gegenstand nie versiegender, fast magnetischer Anziehung blieb.

Das römische Aufgebot war dem germanischen ursprünglich insofern ähnlich gewesen, als nur politisch Vollberechtigte, die sich selbst ausrüsteten, in den Kampf ziehen durften. Dies bot mit steigender Kultur immer größere Nachteile, da die zusammengerafften Milizen

sich jedesmal frisch an den Kriegsdienst gewöhnen mußten, so daß die ersten Schlachten gegen schon erprobte Scharen für die Römer stets übermäßig verlustreich ausfielen, und außerdem, je weiter von Latium entfernt die Feldzüge sich abspielten, Bürger und Bauern zu lang ihrem heimischen Anwesen entzogen wurden. Trotzdem fühlten die Römer mit sicherem Instinkt heraus, daß nur in der Verteidigung des Staates durch Eigenbürger voller Selbstachtung eine genügende Sicherheit läge, und selbst nach der schweren hannibalischen Zeit gehörten Berufssoldaten, die, einmal eingezogen, bei der Fahne blieben, im römischen Heer zu den Ausnahmen.

Erst Marius begründete die stehende Berufsarmee, mit der die Germanen dann dauernd zu tun haben sollten. Indem er nichtbemittelte Bürger in prinzipiellem Gegensatz zu früherem Usus ins Heer zuließ, auf Staatskosten bewaffnete und verpflegte, erschuf er sich zwar strotzende Schlachtreihen und entlastete zugleich die Hauptstadt einigermaßen ihres herumlungernden Pöbels. Nur die Beschonung des italischen Ackerbauers, die durch jene Maßregel hätte erreicht werden können, folgte dennoch nicht, weil die Parteiwut der Bürgerkriege schließlich alles zu den Waffen rief und die verwilderten Veteranen in den gegnerischen Gebieten ihrer Heimat derartig hausten, daß die Provinz Samnium z. B. noch zur Kaiserzeit in derselben Verwüstung und Verödung dalag, in der Sullas Mordbanden sie gelassen hatten.

Trotzdem bot das Ersatzgeschäft für mehr als ein halbes Jahrhundert keine besonderen Schwierigkeiten und die Triumvirn (Antonius, Octavianus, Lepidus) hatten 36 v. Chr. am Schluß des sizilischen Krieges gar an 75 Legionen oder mehr unter den Adlern, deren Ruhm alle drei Erdteile, nicht zum wenigsten den germanischen Urwald erfüllte.

Als Tiberius, lange vor der Varusschlacht, einmal vom Rhein bis zur Elbe vorgedrungen war, wo seine Flotte, über See stromaufwärts kommend, ihn traf, lud er die chaukische Jugend, deren besonders hoher Wuchs auffiel, zu sich ins Lager. Alle mußten die Waffen ablegen, während die Römer in ihrem kriegerischen Schmuck sie umgaben. Damals ist, wie Vellejus berichtet, der alte vornehme Häuptling einer Völkerschaft, die rechts der Elbe wohnte, auf einem Nachen bis zur Mitte des Flusses herangerudert, und als er sich freundlichen Empfanges versichert hatte, pries er, vor Tiberius hintretend, den glücklichen Tag, da er die Götter, von denen er bisher nur gehört, endlich mit Augen gesehen habe.

Rekrutierung. Solang es nur irgend ging, suchte man, obschon jeder Streiter Sold empfing, dem Kern der Armee, den Legionen, die

streng nationale Zusammensetzung aus römischen Bürgern italischer Herkunft zu erhalten, weil ganz abgesehen von politischen Gründen der Italiker, solang er muskulös und mutig blieb, wegen seiner älteren Kultur, d. h. höheren Intelligenz und Anstelligkeit der brauchbarste Soldat war. Doch bald nach der schrecklichen Ausblutung der Bürgerkriege mit ihren Verheerungen und Proskriptionen hatte sich eine Erschlaffung des italischen Volkskörpers bemerkbar zu machen begonnen und besonders zwei Faktoren wirkten nun zur Verschlechterung des Ersatzes für die Armee zusammen: die Niederhaltung des einstmals blühenden ländlichen und provinzialstädtischen Kleinunternehmertums durch die Sklavengroßbetriebe der Latifundien; sodann die Abneigung gegen die Ehe bei den römischen Männern, die Abneigung gegen Kindersegen bei den Römerinnen.

Die Dienstzeit dauerte unter Kaiser Augustus bei der Garde — den 10000 Prätorianern, die sich nur aus den der Hauptstadt zunächst gelegenen Landschaften (Latium, Etrurien, Umbrien) oder aus den ältesten Bürgerkolonien rekrutierten — zwanzig Jahre, stieg aber oft auf das Doppelte. Die jetzt etwa 30 Legionen mit ihren höchstenfalls 180000 Mann stellten somit alljährlich nur 5—7000 Rekruten ein. Doch schon im Jahre 9 n. Chr. lagen die Dinge so ungünstig, daß auch jener geringe Ersatz durch Werbung (d. h. freiwillige Meldung) in Italien selbst kaum noch aufzutreiben war. Andrerseits verfehlten gewaltsame Aushebungen leicht ihren Zweck und nur die Freiwilligkeit verbürgte das Zuströmen der wirklich Kriegerischen, weil, sobald ausgehoben wurde, nicht bloß mit den von reichen Muttersöhnen gestellten und bezahlten Ersatzleuten alles mögliche untaugliche Proletariat zu den Fahnen strömte, sondern auch viel Selbstverstümmelungen vorkamen und vollends später massenhafte Desertionen den Beweis für die Gefährlichkeit der Maßregel erbrachten. Selbst Sklaven schlichen sich bei solcher Gelegenheit zuweilen in die Legion und trübten ihren Charakter.

Aus diesen Gründen eben hatte der kluge Augustus seinen unsteten, in der Kleopatra Banden liegenden Schwager Antonius nicht besser ködern zu können geglaubt, als indem er ihm die vernachlässigte Oktavia mit 2000 frisch angeworbenen italischen Rekruten, d. h. künftigen Kerntruppen, entgegensendete. Darum wälzte er sich nach dem Unglück der teutoburger Schlacht, wo doch schließlich abgesehen vom Troß nur etwa 15000 wirkliche Legionare umgekommen waren, schlaflos und stöhnte: „Vare, Vare, legiones redde!“ Denn wo die Stämme hernehmen zu Neuformationen, wenn die Rekrutierung kaum für die alten ausreichte?

Eindringen von Barbaren in die Legionen. Der Kaiser, der bei seinen Inspektionsreisen voll Entsetzen in die einst von Menschen beschwärten, jetzt verödeten Landstriche blickte, wo nur hier und da ein Vogt seine Sklavenherde mit der Peitsche trieb — er war ja froh, wenn irgendwo noch ein freier Bauer bei seiner Scholle gedieh. Zum Glück hatte man, um das Reichsheer, das in den langgestreckten Grenzen vom Rhein bis zum Euphrat in Garnison lag, einigermaßen auf auskömmliche Stärke zu bringen, noch zwei andere Rekrutierungsgebiete: die außeritalischen Angehörigen des Staates in den Provinzen oder Städten, die bei irgend einer Gelegenheit das Bürgerrecht erlangt hatten; sodann die „Bundesgenossen". Solche Kontingente wurden zunächst freilich niemals in Legionen organisiert, weil dieser Ehrentitel den Italikern vorbehalten bleiben sollte, sondern nur in „Kohorten" — taktischen Körpern, die etwa unseren Bataillonen entsprachen — und in Reitertrupps oder „Alae". Auf diese Weise gewann Rom allmählich weitere 200000 Mann von etwas geringerer Schlagkraft, zur Verwendung für Besatzungen, Reserven, Wacht- und Etappendienst. Da aber seit Marius die Legionen selbst in je 10 Kohorten zu 600 Mann zerfielen, stand jederzeit die Möglichkeit offen, auch die kriegstüchtigeren Hilfstruppen für den Zweck der Schlacht in legionsartigen Verbänden zusammenzufassen.

Die „Bundesgenossen" haben wir schon gelegentlich der Bataver als für unsere Heimat charakteristisch kennen gelernt, und ganz vereinzelt werden die Fälle gewesen sein, daß damalige Germanen das römische Bürgerrecht erlangt hätten, ohne im Heer gedient zu haben. Unter Trajan (98—117) vermochte aber auch ganz Italien nicht mehr die notwendigen 700 Freiwilligen jährlich für die Garde zu liefern, so daß unter seinem Nachfolger Hadrian selbst bei den Prätorianern zahlreiche Provinzialbürger eingestellt wurden. Gleichzeitig verschwinden die Italiker mehr und mehr aus den Legionen, die sich zunächst mit nichtitalischen Bürgern, dann mit Bundesgenossen anfüllen, bis unter Antonius Pius (138—161) jeder Grundsatz, jede Exklusivität aufgegeben werden und die Truppen sich überall aus den Landschaften rekrutieren, in welchen sie gerade stehen.

Diese Abstufung ist für das Römertum verhängnisvoll geworden. Denn wenn auch mindestens noch ein Jahrhundert lang die Legionen mit ihrer alten Kopfzahl ihre alten stolzen Sondernamen weiterführten und in ihrem Innern eine Konformität durch Aufrechterhaltung der lateinischen Armeesprache künstlich erzwangen, so lieferten doch all diese vielen tausend fremden Gesichter, fremden Gestalten den Beweis, daß

Rom sich selbst nicht mehr verteidigen konnte, die italische Rasse unkriegerisch geworden war. Nicht Bürger wie ehedem stellten und schufen das Heer, sondern der Dienst im Heer machte zu Bürgern. (Delbrück.)

Das war die große Gelegenheit für die Germanen, die sie nur allzu flink benützten. Denn da innerhalb friedlicher Bevölkerungen Garnisonen entbehrlich waren und für ganz Gallien im zweiten Jahrhundert zeitweise ein paar Kohorten ausreichten, so blieb natürlich am garnisongespickten limes die Gelegenheit zur Rekrutierung am größten. Jetzt erst begann das rechte Zuströmen aus deutschen Gauen in das römische Heer, es begannen die fremden Riesen auch unter den Prätorianern aufzutauchen. Und da dem, der sich im Dienst auszeichnete, auch höhere Stellen im Staat nicht fehlen konnten, so vollzieht sich nunmehr das, was man die Barbarisierung des Reiches genannt hat. Das herabgekommene Römertum liefert gerade nur noch die Hefe, um das Ganze mit seinem Geist anzusäuern; es liefert immer noch die Hauptmasse des politischen Genies. Aber wenn unter Antoninus Pius die römische Armee gewisse Familienzüge anzunehmen beginnt, die nur der germanischen Rasse eigentümlich waren, so merkt man zweierlei. Erstens: wie sehr die damaligen Germanen an körperlicher Tüchtigkeit sämtliche andern Populationen übertrafen und deshalb für die Rekrutierung bevorzugt wurden; zweitens: welch ein enormer Ueberschuß an Kraft, welch ein innerer Drang in unsrer Heimat geherrscht haben muß, da sie ungeschwächt durch ununterbrochenen starken Blutverlust, den die Stämme sich gegenseitig zufügten, dem römischen Imperium 380 000 Mann auf den Beinen zu halten ermöglichte, zu denen sie mindestens die Hälfte, sehr wahrscheinlich drei Viertel aus eigenen Beständen hergab. Denn von den übrigen Stämmen des Reiches, die innerhalb der allgemeinen Verweichlichung kriegerisch geblieben waren, den als Reitern berühmten Isauriern aus Kleinasien, den wilden Mauretaniern aus dem heutigen Algier, gab es überall nur kleinere Truppenkörper (numeri), und vollends die außerhalb des Imperiums lebenden Parther, Sarmaten, Hunnen drängten sich keineswegs hinzu wie der deutsche Landsknecht.

Germanisierung des römischen Heeres. Von den Familienzügen, die erwähnt wurden, ist leider einer nicht sehr rühmenswert. Die Germanen trugen in das kaiserliche Heer jene launische Vertragsuntreue, die wir im zweiten Kapitel schon betonen mußten, und haben dadurch die Verwirrungen innerhalb des Reiches, das Unglück der von nicht endenwollenden Bürgerkriegen hin und her gerissenen Bevölkerungen

außerordentlich verschärft. So treu der Germane dem heimischen Gefolgsherrn anhing, dem er sich durch einen „Eid" angelobt hatte: der fremdsprachige Schwur, den er als Soldat leisten mußte, band sein Gewissen nicht. Er verlangte durchaus ein persönliches Verhältnis zu seinem Feldherrn und Gebieter. Schien ihm dieser tauglich und imponierte ihm, so war der Germane der beste Soldat auf der Welt. Die Idee eines rein dynastischen Kadavergehorsams aber steckte ihm keineswegs im Blut; für sie mußte er immer erst erzogen werden.

Man mag es illoyal finden, daß der Germane die Vorteile seines Militärdienstes gern einheimste, ohne sich diesem Dienst nun auch innig und selbstlos hinzugeben. Aber man bedenke, was den allermeisten dieser Naturkinder das römische Heer bedeutete: einen kapitalen Spaß, der weit über sämtliche Aufregungen heimischen Kuhdiebstahles hinausging. Brav um sich hauen konnte man nirgends schöner als unter kaiserlichen Adlern. Die Zeiten, da begabte Germanen den Reichsgedanken energisch auffaßten, das Reich wie eine persönliche Angelegenheit mit nachhaltigem und treuem Eifer verwalteten, kam erst viel später. Verhältnismäßig früh dagegen lernten die deutschen Söldner alle Untugenden einer gierigen, dünkelhaften, auf ihre Unentbehrlichkeit pochenden Soldateska üben, wenn sie die freilich auch nicht selbständig erfanden, — denn der Prätorianertrotz bestand lange, bevor Germanen in die Garde zugelassen wurden, — sondern nur als allzu gelehrige Schüler ausbildeten und auf die Spitze trieben. Wie oft haben sie dann, wenn ihnen ihre Wichtigkeit verletzt schien, ihre Habsucht murrte oder irgend eine andere Laune sie trieb, politisch eingegriffen, haben irgend einen Befehlshaber, der in seinem Herzen vielleicht gar nicht bei der Sache war, mit dem Purpur bekleidet, ihn als Imperator begrüßt, um ihn als eine Kreatur, die ihnen Dank schuldete, gründlich auszunützen und schließlich zu verraten!

Lagerkinder. Der achtungswertere Zug, den die Germanen in das römische Lager einführten, war ihr Familiensinn. Niemals ist bei unsern Urvätern jene Verirrung gepflegt oder auch nur geduldet worden, mit der die gesamte antike Kultur behaftet erscheint, so daß wir einigen der berühmtesten antiken Männerfreundschaften zu mißtrauen alle Veranlassung haben. Man will uns zwar heut einreden, daß von Anbeginn eine durch die Natur selbst beliebte Veranlagung unser Mitleid nicht nur, sondern unsre Achtung und in jedem Fall die gesetzliche Duldung erforderte. Wer etwas tiefer in die antike Sittengeschichte eindringt, dem wird es jedoch zweifellos, daß es sich tatsächlich um

ein Laster handelt, welches nur auf dem Boden der Sklaverei zu entstehen und zu jener schrecklichen Ausbreitung zu gelangen vermochte, d. h. solange den Besitzenden in zahlloser Menge menschliche Leiber zur Verfügung standen, die nur den Wert und das Recht von Sachen hatten. Dem Sklaven gegenüber war alles erlaubt; er war eben Eigentum. Daher haben Orientalen, Griechen und Römer früh schon, auch wenn sie sonst völlig robust und gesund, dem weiblichen Geschlecht keineswegs abgeneigt und mit einer sogenannten Homosexualität nicht ausgestattet waren, jener Unnatürlichkeit gefrönt. Bei verfeinerter Kultur und sinkender Tüchtigkeit der italischen Rasse ist sie in Rom zuletzt so verbreitet gewesen, daß die männliche Prostitution die weibliche überstieg und alle Hauptverkehrsstraßen von phrygischen Lustknaben mit ihren wallenden Locken, ihrem weibischen, sich wiegenden Gang, ihren schmachtenden Blicken wimmelten. Das römische Lager war in dieser Hinsicht genau so verseucht wie die Stadt selbst und in bezug auf Nachwuchs umso unfruchtbarer, als in den ersten zwei Jahrhunderten der Kaiserzeit dem Bürgersoldaten die Ehe noch streng verboten, das Tragen der Waffen Scheidungsgrund war.

Unsere Vorväter, in mancher andern Beziehung nichts weniger als Engel und insonderheit, wo sich die Gelegenheit bot, einer widerlichen Völlerei im Essen und Trinken maßlos ergeben, waren in geschlechtlichen Dingen doch von durchaus reinem und natürlichem Empfinden. Sobald sie nun in das römische Heer einzutreten begannen, gab es dort, zunächst nur ungesetzlich, doch in steigender Zahl, was früher eine Seltenheit gewesen war: Kinder. Der Germane verzichtete schlechterdings nicht auf sein Weib, und die Germanin war ihrerseits wie geschaffen, trotz den Strapazen des Lagerlebens ihren blühenden Nachwuchs aufzuziehen.

Gefährdung der Grenzen unter Mark Aurel. Da schon von Kaiser Hadrian der limes zwischen Rhein und oberer Donau vollendet, zwischen Britannien und Schottland ein Grenzwall, dessen bauliche Reste noch heut unser Staunen erregen, aufgeworfen, fern im Osten mit den Parthern ein ehrenvoller Frieden geschlossen worden, das von Trajan unter großen Opfern und Mühen eroberte Dakien (Ost-Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien) in politischer Selbstbeschränkung wieder aufgegeben war, erfreute sich endlich einmal das ganze Reich eines goldenen Friedens, der den Handel mächtig hob, freilich auch Luxus und Verzärtelung überall in den Provinzen steigerte, bis endlich in Marcus (Mark Aurel) im Jahr 161 ein Held und ein Philosoph zugleich den Thron der Cäsaren bestieg, um vom Schicksal auf alle

härtesten Proben der Feldherren-, der Staatskunst und der stoischen Fassung zugleich gestellt zu werden.

Wiederum, wie schon so oft, drohte von jenseits des limes aus Germaniens Gauen die Hauptgefahr. Denn als gleich am Beginn von des Marcus Regierung 161 ein Partherkrieg ausgebrochen war, der bei ungenügender Grenzbesatzung zu peinlichen Verlusten geführt hatte, sah der Kaiser sich gezwungen, den germanischen Grenzwall zu entblößen, um die dort garnisonierenden Truppen an den Euphrat zu ziehen. Kaum hatte sich von deren Abmarsch die Kunde nach dem Innern verbreitet, als auch schon die Chatten, denen es in ihrer Heimat (den hessischen Landen) zu enge geworden war, über die obere Donau in Rhätien einbrachen. Sie wurden zurückgeschlagen und im schnell entmutigten, auch seßhafter gewordenen Westen fand ihr Beispiel keine Nachahmung, wohl aber in Mittelgermanien, wo vielleicht ebenfalls nur der Druck der Nachbaren die Langobarden an der Elbe aufgescheucht hatte. Zu ihnen stießen die Quaden aus ihren Sitzen im heutigen Mähren, und die Markomannen, ein jüngerer Stamm aus dem alten Suevenbunde, damals in Böhmen ansässig, und wiederholten vor dem kaiserlichen Feldherrn die sattsam bekannte Forderung von Land oder, wie es neuerdings hieß, „Aufnahme in das römische Reich".

Die Pest. Hierzu fehlte nun damals noch jede Lust an der zuständigen Stelle. Die Germanen wurden zunächst hingehalten, bis 166 der Triumph über die Parther gefeiert werden konnte, dann in ein paar wechselvollen Feldzügen teils vernichtet, teils zurückgescheucht. Noch mußte jedoch etwas Bestimmtes hinzukommen, um jene Maßregel zu zeitigen, durch die Mark Aurel recht eigentlich und in viel höherem Grad als der später so bezeichnete Aurelian zum „Wiederhersteller" des Erdkreises, will sagen des Imperium Romanum wurde. Dieses Eine war die Pest. Sie hatte in Asien schon seit 162 gewütet; seit 167 begann sie auch Italien und die westlichen Provinzen zu verheeren. Man rechnet, daß in zwanzig Schreckensjahren das gesamte Reich auf die Hälfte seiner einstigen Bewohnerschaft zusammengeschmolzen sei. Für die Hauptstadt selbst ergibt sich ein guter Anhalt aus der Tatsache, daß unter Augustus noch täglich 14600 hl Weizen zur Ernährung des Volkes notwendig gewesen waren, während unter Septimius Severus also etwa vierzig Jahre nach der Pest, 6600 ausreichten. Ganze Städte hatte sie zum Aussterben gebracht, von vielen Truppenteilen nur spärliche Reste verschont.

Es läßt sich verstehen, in welche Verlegenheit Marcus geriet, unter solchen Umständen den Ersatz für seine Legionen zu beschaffen, während

bis 180 fast ununterbrochen neue germanische, mehrfach von sarmatischen Stämmen begleitete Volkshaufen heranzogen. Sie folgten keinem einheitlichen Plan, sonst würden sie nicht über Jahre verteilt, in solcher Vereinzelung erschienen sein, die den Römern immer wieder die nötige Frist gewährte, sich zu erholen und zu rüsten. Man kann des Kaisers Anstrengungen, das Reich zu retten, nur heroisch nennen; was ihm zuletzt half, war sein Verwaltungstalent. Einmal gezwungen, in der Not mit allen Vorurteilen zu brechen, da selbst Aushebungen wenig Ertrag lieferten, nahm er nicht nur Gladiatoren, Gefangene, Sklaven in sein Heer auf, warb er nicht nur regelrechte Landsknechte aus unabhängigen deutschen Völkerschaften in der Form von Bündnissen zum bestimmten Zweck, für einen bestimmten Feldzug; sondern er wandte zur Befriedung des Ganzen ein Verfahren an, das uns an eine gewisse Art japanischen Ringens erinnert, die den Gegner nicht sowohl durch Widerstand, als vielmehr durch Benützung seiner eigenen Kraft und scheinbares Nachgeben zu werfen oder zu lähmen sucht.

Germanische Ansiedler als „Inquilinen". D. h. der Kaiser sah schon beim Beginn jenes Krieges, daß er sich nur wenig nützte, indem er die Germanen unablässig totschlug. Ihren hauptsächlichsten Schmerz, den Landhunger, durchschauend, nahm er sie halb wohlwollend, halb voll überlegener Arglist, mit Weib und Kind in die Grenzen des Reiches auf, um mit ihnen die verödeten Provinzen und womöglich Italien selbst frisch zu bevölkern. Augenscheinlich ward ihm der in Germanien aus den Freilassungen hervorgegangene Stand der sog. „Liten" dabei zum Muster*). Die römische Nachahmung unterschied sich nur dadurch vom Vorbilde, daß die Männer (was bei den germanischen Liten nie der Fall war) auch Bürgerinnen (d. h. Freie) heiraten durften, der Nachwuchs aber selbst von den hörigen Mädchen, die einen Bürger heirateten, immer wieder zur Gebundenheit an die Scholle zurückfiel. Diese durfte von Männern überhaupt nur, um dem Militärdienste zu genügen, verlassen werden. Die Bindung zu stärken, ließ Marcus die Ansiedler durch Latifundienbesitzer, die das gerne taten, oder aus den Domänen großer Stadtverwaltungen mit Land ausstatten. Wer ihnen die Parzelle lieferte, blieb ihr Herr, dem sie jährlichen Zins zu zahlen hatten und der sie seinerseits zwar nicht töten, doch mitsamt ihrem Kleinbetrieb verkaufen, umtauschen, vererben und verschenken durfte. Der Name „inquilini" drückte freilich nur das

*) Der Name „läti" oder „liti" stammt aus einer etwas späteren Zeit, die Sache selbst muß aber längst vorhanden gewesen sein.

Hausen auf Grund und Boden, nicht zugleich die Gebundenheit aus. Beides aber war gleich verwunderlich: daß freigeborene Germanen, in der Heimat stolz und eifersüchtig auf diese ihre Vollfreiheit, in der Fremde sich um eines winzigen Ackerstückchens willen zu Hörigen herabdrücken ließen; wie daß der Römer, festwurzelnd in den Anschauungen ländlicher Sklavenarbeit und sklavischer Eheloſigkeit, sich von aller Ueberlieferung soweit zu emanzipieren vermochte, um nicht bloß aus den altrömischen Verwaltungsbegriffen „colonus“ und „servus“ eine Mischung herzustellen, sondern von den Barbaren soviel zu lernen, daß er diesen Inquilinen, wenn auch mit erneuter Bindung des Nachwuchses, die Ehe bewilligte.

Hieraus erst, aus dieser Vorurteilsloſigkeit und anschmiegsamen Verwaltungskunst resultierte Mark Aurels rettende Tat für sein Reich. Wie drückend jedoch muß der Zwang der Enge in der übervölkerten Heimat gewesen sein, daß unsre freien Ahnen willig zur Stufe von Halbfreien herabsanken! Fast hat es den Anschein, als ob die kommunistische Landausteilung, dieser alljährliche Wechsel, den die Häuptlinge vornahmen, um niemanden auf seiner Scholle warm werden, niemals die Kriegs- und Abenteuerlust abschwächen zu lassen, je länger desto mehr dem innersten Instinkt geborener Landkinder und Landwirte widersprochen hätte, bis sie schließlich ihr Eigen haben wollten um jeden Preis, auch um den ihrer Freiheit.

In Italien selbst ist diese großartige Verwaltungsmaßregel mißglückt, richtiger nach einem Aufstand, den die germanischen Inquilinen in der Umgegend von Ravenna erregten, vorerst wieder aufgegeben worden. Ein desto volleres Gelingen sollte ihr dafür in den Außenprovinzen nahe dem Grenzwall beschieden sein. Hier füllte sich das Land überraschend schnell mit germanischem Kindersegen, die alte Verweichlichung verschwand, auch die Knabenschänder mußten vor der öffentlichen Meinung dieses neuen, gesünderen Geschlechtes fortan heimlich tun, und gewisse Landstriche, wie Pannonien, Illyrien wurden zu rechten Soldatennestern. Die früheren bitteren Klagen und Besorgnisse wegen Rekrutenmangels hörten auf. Ja, Kirchenvater Tertullian (160—230), der freilich seine Haupteindrücke in der herrlich angebauten und von jeher volkreichen Provinz Afrika (mit der Hauptstadt Karthago) gesammelt hatte, wollte schon wieder Pest, Hungersnot, Krieg und Erdbeben als Heilmittel anrufen, um der drohenden Ueberfüllung vorzubeugen. „Nicht länger liegen die Inseln wüst,“ schrieb er, „und die Klippen schrecken uns nicht mehr; überall Häuser, überall ein Volk, überall eine Stadt, überall buntes Leben!“

Eine neue Grenzbevölkerung. Zwar floß in den Bürgerkriegen des Septimius Severus (193—211) das Blut stromweise: Rom spürte das nicht mehr und kein Imperator brauchte nächtlings zu stöhnen um den Ersatz. Ja Severus brachte alle Verluste wieder herein durch die eine Maßregel, daß er sämtlichen Soldaten des Landheeres die Ehe gesetzlich freigab. Jetzt erst konnten die Germanen als Regeneratoren recht ihre Rolle spielen. Bald wimmelten alle Lager von Lagerkindern, die, treulich aufgezogen und kräftig erwachsen, fast ausnahmslos wieder (als „castrenses") ins Heer eintraten und seinen Kern bildeten. Hatten sie ausgedient, so siedelten sie sich mit ihrer Zivilversorgung (dem Bürgerrecht) und ihren sonstigen Ersparnissen inmitten früherer Volksgenossen an, die als Inquilinen hinter dem Pflug hergingen. So drang von den Grenzen des Reiches eine neue fruchtbare Nation allmählich in das Innere der europäischen Provinzen vor, barbarischen und zweifellos zu mindestens vier Fünfteln germanischen Ursprunges; die Lande südlich der oberen Donau nach jener Pest und Mark Aurels Eingriff als von Kelten bevölkert darzustellen, geht geographisch nicht länger an. Die alten Vindelicier u. s. w. können dort höchstens als eine ganz dünne Unterschicht in Vereinzelung fortbestanden haben; das Hauptkontingent stellte nach 180 unser deutsches Volkstum, da man, ganz abgesehen von den Kriegsgefangenen, für alle landhungrig anrückenden Scharen nun immer dieselbe Auskunft hatte: sie als Inquilinen anzusiedeln, und auch freie Aufnahmen ins Reich kamen seit Commodus gelegentlich vor. Das allgewaltige Kulturmittel der Sprache für Verwaltung und Verkehr romanisierte diese Wildlinge nur allzuschnell. Sie und ihre Nachkommen haben drei Jahrhunderte noch Roms Schlachten geschlagen, dem schon verwelkt gewesenen Imperium Einwohner und Soldaten gestellt. Aber die ganze großartige Balgerei, bis Westrom aus den Fugen ging, mutet seit Septimius Severus den Historiker fast an wie irgend ein anderer innerer germanischer Zwist. Es ist wohl immer noch Sitte, die Geschichte der Jahre 200 bis 476 vom römischen Standpunkt aus zu schreiben; der stärkste europäische Kraftmotor lebte jedoch in deutschen Wäldern. Sie, die in deren Schatten ihr Wesen trieben, haben Westeuropa nach ihren Bedürfnissen eingerichtet.

V. Kapitel.

Liten und Verbrecher. — Die Ostgermanen.

Vordringen der Alemannen und Franken. Gegen das Jahr 200 hin hatte sich am limes zwischen Main und Donau eine neue germanische Bewegung bemerkbar gemacht. Daß die Chatten unter Mark Aurel die parthische Verlegenheit des Imperiums zu einem Durchbruch benutzten, ward im vorigen Kapitel schon erwähnt. Mit den Chatten müssen sich wohl abgespellte Volkstrümmer der alten, bereits von Cäsar „vernichteten" Usipeter und Tenkterer südwärts haben reißen lassen; denn diese drei finden wir jetzt beteiligt bei der Gründung der Alemannen. Der neue Name soll von den Semnonen herrühren, die einst in ihrer märkischen Heimat zwischen Spree und Elbe das Kernvolk des großen Suevenbundes gebildet und den heiligen Bundeshain (Alah, daher zunächst Alamannen) in Obhut gehabt, dann sich im Lauf des zweiten Jahrhunderts nach Main und Donau gehoben hatten und dort mit den Burgundern ins Gedränge gekommen waren. An sie schlossen sich noch die außerordentlich kriegerischen Juthungen. Obschon aber nur die Semnonen ausgesprochen suevischer (herminonischer) Herkunft, die Usipeter und Tenkterer zweifellos istwäische Völker waren, bürgerte sich dennoch für den östlichen Teil des Alemannenlandes der Name Schwaben früh schon ein. Sehr wahrscheinlich haben die stammverwandten, von Böhmen herüberdrückenden Markomannen, die ja seit Mark Aurel auch vielfach als Inquilinen südlich der Donau angesiedelt worden waren, das suevische Element in jenen Gegenden gestärkt. Die Mischung erwies sich als ungemein kräftig und fruchtbar. Trotz der verräterischen Brutalität des Kaisers Caracalla, der 213 die gesamte waffenlos herbeigelockte vornehme Jugend der Alemannen meuchlings niedermachen ließ, blieb das ganze Jahrhundert hindurch gerade dies Volk dem Grenzwall und den gallischen Provinzen am gefährlichsten; nächst ihnen rheinabwärts die neu aufkommenden Franken. Diese bestanden, außer aus Chatten, aus folgenden rein istwäischen Völkern: den immer noch am Rhein vorhandenen Sugambrern und Ubiern, dann aus Marsern, Brukterern und weiter nördlich (um die Zuyder-See herum) Attuariern, Chamaven und Ampsivariern. Fielen die beiden neuen Völker sich nicht gegenseitig zur Ausblutung an, so kämpften sie gegen römische Feldherren, die ihrerseits wiederum sich der Franken

nur durch alemannische, der Alemannen durch fränkische Söldner zu erwehren vermochten. Der hochkultivierte gallische Boden mit seinen angehäuften Vorräten und seinen verweichlichten Kelten blieb aber für germanische Ausfahrten und Plünderungszüge das Hauptobjekt. Noch im Jahr 235 gab unter Alexander Severus ein solcher Einbruch mit der sich anschließenden, von der öffentlichen Meinung (im Heer) geforderten Strafexpedition dem ersten zweifellos deutschen Barbarenkaiser Maximinus Thrax Gelegenheit, den Purpur an sich zu reißen, den sanften Alexander (unweit von Mainz) in den Armen seiner Mutter morden zu lassen, wieder einmal unsere Vorväter zu besiegen und als „Germanicus" über sie zu triumphieren.

Was half es? Der Grenzwall wurde kaum noch respektiert, die Maingegend und das südliche Dekumatenland immer wieder von Alemannen überrannt. Im Jahre 260 hatte der Statthalter Postumus, auf seine deutschen Söldner gestützt, sich in Gallien zum Imperator ausrufen lassen. Bald kamen freie Scharen germanischer Landsleute nachgerückt, der (von Scheffel besungene) Alemannenkönig Crocus zerstörte Langres und Clermont, bevor er bei Arles geschlagen wurde; plündernde Franken drangen bis nach Spanien vor. Der tüchtige Kaiser Aurelian (270—75) hatte schon aus Italien selbst eingefallene Alemannen zu vertreiben. Er gab, um wenigstens in Osteuropa Ruhe zu bekommen, Dakien an die Goten preis, so daß die Donau dort endgültig Reichsgrenze wurde; Probus (276—82) hatte außer gegen Franken und Alemannen auch bereits gegen Burgunder und Wandalen zu ringen. Den Bataverm aber an der Rheinmündung, die nur einmal unter ihrem Führer Claudius Civilis (69—71), durch ungerechte Aushebungen empört, gegen die Römer aufgestanden, sonst aber kaum in ihrer Bundestreue wankend gewesen waren, nahmen die Franken gegen Schluß des dritten Jahrhunderts ihr Land und haben es gegen die Römer behauptet.

Weitere Zersetzung des römischen Heeres. Inzwischen hatten sich auch an der innern Struktur des römischen Heeres gewisse Veränderungen immer deutlicher bemerkbar gemacht. Das Mannschaftsmaterial war längst unrömisch geworden, jetzt wurden es auch Disziplin und Taktik. Die Kaiser selbst mochten zuweilen dem Lager entstammen, die allertüchtigsten von einem imponierenden Wuchs, wie ihn italisches Blut gar nicht mehr hervorbrachte, arbeiteten sich von der Pike zum Thron hinauf, der sich fast nur noch auf die einst verachteten Barbaren stützte. Der Zufall hat uns ein Schreiben aufbewahrt, worin Valerian (253—260) dem nachmaligen Kaiser Aurelian

das Kommando über folgende Truppenteile gab: eine Legion, vier germanische Häuptlinge, 300 ityräische Bogenschützen, 600 Armenier, 150 Araber, 200 Sarazenen, 400 Mesopotamier, 800 schwere Reiter. Die Germanen traten also jetzt mit Vorliebe nicht mehr in die Legion, sondern dienten nur, wenn sie ihre eignen Stammeshäupter als Anführer behielten. Es wird mit den übrigen fremden Kontingenten nicht anders gewesen sein. Damit verfielen altrömische Manns-zucht und Ueberlieferung, die Signale selbst begannen allmählich in Vergessenheit zu geraten, die Bewaffnung verlor ihre Einheitlichkeit. Immer eigensinniger setzten die Deutschen ihre volkstümlichen Gewohnheiten durch und wollten, wenn sie in den Kastellen am limes in Garnison lagen, auch ihr Stück Land haben. Damit hörte das Lagerleben bei Weib und Kind wieder auf, dem Ganzen ersprießlich zu sein. Verschiedene Anläufe der Imperatoren, die verstärkte Naturalverpflegung abzuschaffen, die den Söldnern das Familienleben ermöglichte, scheiterten; selbst ein so sieggekrönter Herrscher wie Aurelian erlag, weil er im Interesse der Mannszucht scharf durchgriff, der Opposition aus den Reihen seiner Unterführer und Intendanturbeamten und fiel durch Mörderhand. Die Grenzer aber wurden immer schwerer beweglich, immer unzuverlässiger, da sie sich mehr für ihre Ackerscholle als für die Verteidigung des Imperiums interessierten, und haben schließlich, je stärker der Anprall gegen die westliche Reichsmauer einsetzte, desto weniger Widerstand geleistet.

Wachsende Seßhaftigkeit im deutschen Nordwesten. Nur die Nordwestecke Germaniens, das was die See bespülte und sich landeinwärts an Ems und Weser nach der Unterelbe hin anschloß, blieb verhältnismäßig ruhig. Die Friesen an der Küste, mehr auf Handel als auf Krieg bedacht, hatten sich fast immer still gehalten und gelegentlich bei unerschwinglichem Tribut lieber Weib und Kind in die Sklaverei verkauft, ehe sie (27 n. Chr.) gegen Rom zu den Waffen griffen. Deren Nachbaren zwischen Weser- und Elbmündung, die Chauken, wurden von Tacitus geradezu wegen ihrer besonnenen Friedfertigkeit bei verhaltener Kraft gerühmt; kurz im heutigen Friesland, Oldenburg, Hannover und Westfalen war allmählich eine Seßhaftigkeit der Bevölkerung eingetreten, die sich schlechterdings nur durch intensiven Anbau, der die Menschen zu ernähren vermochte, und eine Zunahme des Privateigentumes an Grund und Boden erklären läßt. Die salischen (im Salgau, an der Yssel, Isala) und Ufer-Franken (diese um Köln herum) waren und blieben unruhig; doch schon an der Weser saßen gegen Ende des dritten Jahrhunderts sicherlich richtige deutsche Bauern auf ihrem Eichenkamp,

froh des Hofes mit Acker und Vieh, froh, diesen Besitz eines Tages vererben zu können. Hier, auf eigener Wirtschaft, verlernte es der Freie vollständig, sich seiner Landarbeit zu schämen, selbst wenn er sie Schulter an Schulter mit seinem Knecht ausübte.

Lage der Hörigen. Auch im Nordwesten jedoch dürfen wir Unfreie und Halbfreie vorerst nirgend in größerer Menge vermuten, und wo immer sie sonst auf ihrem Stückchen Acker mit ihrer kümmerlichen Lehmkate saßen, werden wir ihr Leben als hart und entbehrungsreich empfinden müssen; die Nachricht, daß bei den Sachsen die Hörigen mit in den Krieg zogen und als Stand ihre Vertretung in den Landesversammlungen hatten, bezieht sich auf eine viel spätere Zeit und gilt in ihrem zweiten Teil als legendarisch. Besonders für die aus der Freiheit eben erst zur Hörigkeit Gesunkenen, ohne Pferd und ohne Speer, bei der leidenschaftlich geliebten Jagd allenfalls den Treiber, doch nicht mehr den Jäger machend, fronend um den Zins für ihren Besitzer, — welche Entschädigungen gab es, die ihr Dasein etwas zu schmücken, sie mit ihrem Lose auszusöhnen vermochten? Sie führten wohl ein Weib ins Haus, aber ihr Nachwuchs ward wiederum unfrei, und wenn auch in der zweiten Generation, die nichts Besseres, nichts Gewesenes zu vergessen hatte, die Gewöhnung manche Last erleichtert haben mag, durfte doch der Hörige seine Augen nicht mehr höher heben, seine Ehe mit einer Freien bestand nicht zu Recht, ja der bloße Versuch wurde bei einzelnen Völkerschaften mit dem Tode bestraft. Das alles kann zu einer Veredlung des germanischen Nationalcharakters nicht geführt haben; im Gegenteil: die erste wichtigere Differenzierung der ursprünglichen Gemeinschaft hat der guten Absicht wenig entsprochen, einen durch die Jahrhunderte wachsenden Vorrat von siedendem Groll und verborgener Heimtücke im Gefolge gehabt.

Germanische Rechtsverfassung. Welche Mächte standen nun dem Hörigen um 300 n. Chr. bei seiner gedemütigten Stellung zur Seite? Das war die Obrigkeit; in den kleineren Verbänden der Markgenossen, den Dorfgemeinden, also der von den Freien gewählte Häuptling, der dann immer auch mindestens für Bagatellsachen den Richter machte; für größere Angelegenheiten der Häuptling des Gaues oder als höchste Instanz die Volksversammlung selbst, die der Angesehenste, seltner ein gewählter Priester, zu eröffnen pflegte. Man sieht, es war ein System der Selbstregierung, das wir in unsern Gemeindevertretungen, Kreis- und Landtagen heute noch wiederfinden, nur im damaligen Westen fast überall ohne monarchische Spitze. Wie aber zu Zeiten des Mutterrechtes der Stammälteste den Vertreter der Weiber, Unmündigen

und Unfreien gemacht hatte, so galten auch mit durchdringendem Vaterrecht die Nachkommen bewährter Aeltester als zur Tüchtigkeit vorherbestimmt, und aus diesem Adel zumeist wurden dann die Häuptlinge gewählt. In der guten Jahreszeit ward unter der Dorflinde Gericht gehalten, für die schlechte und bei wichtigerem Anlaß gab es überall gedeckte Hallen, oft kastellartig befestigt. Hier vor der Gau- oder gar der Volksversammlung, wo die mannbar gewordenen Jünglinge mit Waffen ausgerüstet, wichtige Verlöbnisse geschlossen, wichtige Besitzverhältnisse geordnet wurden, durfte der Hörige, der zu klagen hatte, entweder selbst auftreten, oder der vorsitzende Häuptling war sein Muntwalt (Vormund).

Wergeld bei Freien und Liten. Oft wird es sich um Festsetzung des Wergeldes gehandelt haben, jenes merkwürdigen Begriffes, der die alten Germanen so vorteilhaft von den modernen Korsen unterscheidet, obschon freilich die Idee der „Vendetta" an sich den gesamten Randländern des westlichen Mittelmeerbeckens erst von den Germanen der Völkerwanderung gekommen zu sein scheint. Wenn eine absolute Verpflichtung zur Blutrache bestanden hätte, würden bei der allgemeinen Fehdelust unsre Väter vielleicht früh schon das erreicht haben, was doch nicht einmal dem Römerschwert und den ewigen inneren Grenzkriegen gelang. Doch zum großen Glück, wie durch den Instinkt der Selbsterhaltung veranlaßt, hatte es den (durch Totschlag eines nahen Angehörigen) beleidigten Einzelnen oder Sippen von Anbeginn freigestanden, entweder ihre Rache zu nehmen oder sich durch ein Wergeld abfinden zu lassen. Die Höhe dieses Wergeldes war verschieden je nach den Zeiten, d. h. je mehr in Germanien der alte Tauschwert einer Kuh als Grundlage alles Handels abkam. Tacitus drückt sich ganz allgemein dahin aus: „Selbst Totschlag kann durch eine Anzahl großen oder kleinen Viehs gesühnt werden," und leider sind uns nur zweifelhafte Rückschlüsse aus viel späteren Zeiten, der lex salica, dem burgundischen und alemannischen Recht aus dem 5.—7. Jahrhundert erlaubt. Bei den Alemannen genoß der geringere Freie das Wergeld des Stammes von 160 Solidi, der vornehme Freie das Wergeld des Franken von 200; bei den Burgundern der geringere Freie 150, der mittlere 200, der adlige 300 Solidi. Der Hörige (Lite) pflegte überall das halbe Wergeld des Freien zu genießen, woher man denn auch gefolgert hat, daß er stets die Hälfte einer Hufe, d. h. halb so viel Acker, als zur Vollfreiheit nötig war, zur Bewirtschaftung erhielt. Die gemeinten Solidi aber waren Goldstücke, von denen 72 auf ein damaliges Pfund gingen, das nur etwa $^2/_3$ des deutschen Pfundes (von 500 g)

betrug. Ein Solidus kam also dem heutigen Gewicht nach auf etwa 12½ M., und 200 Solidi betrugen nominell 2500 M., waren aber bei der ungleich höheren Kaufkraft des Geldes jener Tage vielleicht soviel wie 50 000 M. wert, woraus man sieht, daß keinesfalls mit einer Kleinigkeit irgendwann ein Totschlag bei den alten Deutschen abgefunden sein wird. Im Gegenteil führte bei Unbegüterten, die es nicht erschwingen konnten, das Wergeld oft genug zum Ruin; dann wurde der Freie durch Wegnahme seiner ganzen Hufe, seines Gemeindeanteils auf dem seine politische Gleichberechtigung beruht hatte, unfrei. Besitzverhältnisse mögen oft zur Bevorzugung des Wergeldes, persönliche Feindschaft zur Beschreitung des Racheweges geführt und diese Fehde fortgesponnen haben. Die Gemeinde hatte immer erst nach Aufforderung von einer Seite das Recht zum Einschreiten, dürfte sich dann aber wohl ausnahmslos für Beendigung der Rache und Auferlegung einer Buße entschieden haben. Wer dieser auferlegten Buße sich entzog, wurde friedlos.

Sühne und Buße. Damit sind wir nun bei jener Menschenklasse angelangt, die selbstverständlich auch den frühesten germanischen Gemeinwesen nie ganz gefehlt hat, die man aber eigentlich nicht so sehr als die allerunterste soziale Schicht, denn vielmehr außerhalb der Gesellschaft und im Kriege mit ihr empfinden muß: bei den Uebeltätern. Nur insofern der Ueberlebende häufig seine Uebeltat mit Vermögens- und Freiheitsverlust zu büßen hatte, gerieten die Verbrecher unter das niedere Volk; ihrer Herkunft nach gehörten sie auch damals schon oft genug zu den obersten Schichten. Jeder Friedensbruch, d. h. jeder Akt von Willkür innerhalb der geltenden Ordnung blieb strafbar, ganz abgesehen von persönlicher Einigung und Abfindung. Diese Pflicht an die Gesamtheit nannte sich Sühne. Gesühnt (mit Blut, weil Blut geflossen war) wurden alle schweren Schädigungen am Leibe, besonders grobe Verletzungen des Weibes durch Schändung und Notzucht*). Auch sehr wertvoller Diebstahl wurde zuweilen mit Blut gesühnt; doch hatte die Gesamtheit gerade so wie der Einzelne das Recht, sich für gebrochenen Frieden bezahlen zu lassen, und dieses Geld wurde Friedensgeld (fredus) genannt. Buße (für Schadenstiftung) wurde in allen leichteren Fällen auferlegt, wo Rache ohnehin fortfiel, also stets mit Geld oder Geldeswert und oft unabhängig vom Schadenersatz. Man sieht, es war den Uebeltätern ihr Handwerk durchaus nicht leicht

*) Noch im „Sachsenspiegel" schließt § 1 des 1. Artikels: „Al lebende ding, daz in der nôtnumfte waz, daz sal man enthoubeten."

gemacht worden; denn mancher mußte 1) den Schaden ersetzen; 2) dem Geschädigten persönlich und 3) noch der Gesamtheit den gebrochenen Frieden als Buße und Friedensgeld bezahlen.

Strafen. Schläge für Volksgenossen gab es nur im Heer, sobald gewissermaßen die Kriegsartikel galten. Sonst durfte der Freie, selbst wenn er sich vergangen hatte, nicht angetastet werden; erst die Volksversammlung verhängte Leibes-, Todes- und Freiheitsstrafen. Wer am Leibe gestraft wurde, verlor z. B. seine rechte Hand; es war eine Degradation, eine Art Ausstoßung aus dem Heer, die wohl nur wenige überlebt haben dürften. Verbrechen gegen die Gesamtheit wurden mit Aufknüpfung, entehrende Verbrechen (Feigheit, Landesverrat) dadurch vor den Göttern gesühnt, daß man die Delinquenten in Erde oder Schlamm vergrub; ebenso heimlich wurden böse Laster, wenn faßbar, vom Erdboden vertilgt, und zwar nicht bloß die Täter, sondern auch die Opfer, wie das Heinrich v. Kleist in seiner „Hermannschlacht" in einem spiegeltreuen Zuge dargestellt hat. Das Volk sollte rein werden von der geschehenen Schmach.

Vogelfreie. Die aber, die ihren Friedensbruch nicht sühnen konnten oder deren Sühne die Gesamtheit (bei besonders bösartigen Rückfällen etwa) nicht annehmen wollte, wurden für dauernd friedlos erklärt, gerieten vor den Volksgenossen in Verruf. Diese Landesbannung, ein uraltertümlicher Vorgang, vollzog sich in bestimmten Formen am Stein eines Kreuzweges. Der Gebannte verlor den Schutz des Rechtes, sein Weib ward Witwe, seine Kinder Waisen, sein Gut gehörte den Erben, sein Leib den Vögeln des Himmels; „niemand frevelt mehr an ihm," heißt es im sogenannten „Rheingauischen Weistum". Auf diese Art rekrutierten sich die Waldläufer, die Räuber und Strolche, die vogelfreien Vagabunden.

Minderfreie. Zwar niemals kann innerhalb der alten Agrarverfassung der deutsche Fußpfad mit Bettlern bedeckt gewesen sein. Die unzähligen Witwen, die der Krieg erschuf, bewirtschafteten für die Kinderschar ihren Gemeindeanteil und lebten dann wohl meist beim ältesten Sohn; weißbärtige, unkräftige Männer gab es nur wenige; sie fielen beizeiten in der Schlacht. Solange die Ackerverteilung kommunistisch geblieben war, hatte sie tatsächlich Armut verhindert. Doch wie mit zunehmendem Privateigentum an Boden und steigender Wirtschaftlichkeit die Liebe des Einzelnen zur Scholle wuchs, mußte die Versorgung jüngerer Söhne, sofern sie nicht mehr durch neue Urbarmachungen innerhalb der „Mark" auf sogenannte Tochterdörfer abgeschoben werden konnten oder den Staub der Heimat von den Füßen

schüttelten und ins römische Heer eintraten, bald genug zur Zersplitterung führen. So entstanden Landwirte, die, ohne Hörige zu sein, doch eben zu den „geringeren Geschlechtern" gerechnet wurden, weil sie eine ganze Hufe, die zur politischen Gleichberechtigung oder Freiheit unerläßlich war, nicht besaßen. Und wie nun einerseits diese geringeren Existenzen mit geschwächter Widerstandskraft an Zahl zunahmen, ward es andrerseits den durch Erbe, durch bessere Wirtschaft Bevorzugten oder durch keinen Kindersegen zur Zersplitterung Gezwungenen desto leichter, solche kleinen Landparzellen an sich zu reißen, um ihr Besitztum zu vergrößern. Diese, wenn auch äußerst langsame, so doch unaufhaltsame Entwicklung, die natürlich den alten Familien zugute kam und ihren ebenfalls begüterten Sippen zu steigender Macht verhalf, konnte sich im großen Ganzen nur auf Kosten der ehemaligen Gemeinfreien vollziehen. Durften wir zu des Tacitus Zeiten noch $^{9}/_{10}$ sämtlicher Germanen als vollfrei berechnen, so mag sich das Verhältnis im Lauf des dritten Jahrhunderts schon auf $^{8}/_{10}$ verschlechtert haben. Jenem Umstand aber, daß die Häuptlingsfamilien überall, wo Privatbesitz aufkam, schnell an Macht und Einfluß, natürlich auch an Hochmut und Neigung zur Gewalt zunahmen, während immer mehr Abkömmlinge freier Geschlechter von der Volksversammlung, der politischen Vollberechtigung ausgeschlossen wurden, ihm allein wird es zuzuschreiben sein, daß die Tendenz bemerkbar wurde: lieber Könige über allem Volk!

Die frühest beobachteten Ostgermanen (Bastarner). Dies führt uns hinüber nach Ostgermanien, wo das Königtum von Anbeginn geherrscht hatte und das nunmehr in den Vordergrund von Roms politischer Geschichte tritt. Freilich hatten die ostgermanischen Züge, ganz wie die westgermanischen über den Rhein, mindestens schon zweihundert Jahre vor Chr. ihren Anfang genommen. Es ist als ob der furchtbare Keil der Kimbern und Teutonen bereits drei Menschenalter vor seinem Auftreten im Reich von Norden her seinen ersten Vorstoß gemacht hätte, so daß die germanischen Völker nach rechts und links ausbogen, dort ins Belgische hinein, um die Kelten zu verdrängen oder sich mit ihnen zu mischen, hier im Osten noch ohne die Römer schon in befestigten Besitzverhältnissen ganz in der Nähe vorzufinden.

Bastarner waren es gewesen, ellenlange Kerle mit den bekannten germanischen Eigenschaften, der Viehzucht wie dem Ackerbau gleich sehr abhold und am liebsten dem Kriege lebend, die von den Quellen der Weichsel herkommend um 200 v. Chr. an der Donau auftauchten und schließlich mit den Makedonerkönigen in Verbindung traten. Die Daheimgebliebenen des Stammes sollen ihre Weise nicht rein bewahrt

und viel Sarmatisches angenommen haben. Tacitus erwähnt die Bastarner als schmutzig, ihren Adel als stumpf.

Die Goten. Langsamer als sie scheinen sich die übrigen Ostgermanen vermehrt, ihre Expansionskraft gewonnen zu haben. Erst ganze dreihundertfünfzig Jahre später als jene ersten bastarnischen Auszügler, kurz vor der Mitte des zweiten Säkulums unsrer Zeitrechnung zogen Teile der Wandalen und gotischen Taifalen aus ihren Sitzen an Oder und Ostsee südwärts; dann erlitten die Quaden mit ihren Genossen das schon geschilderte, ihnen von Mark Aurel bereitete Schicksal. Nun blieb die Bewegung aber im Gange. Die Goten dehnten sich, am Rande der Karpathen südostwärts ziehend, allmählich in die sarmatische Tiefebene hinein aus, besiedelten die Ufer des Dniepr, stießen 214 schon an der untern Donau mit Caracalla zusammen, als er gegen die Parther anrückte, und müssen kurz vorher oder nachher zum erstenmal das Schwarze Meer gegrüßt haben. Von ihm aus wurden sie zu einer fürchterlichen Landplage für die reichen, durch Wohlleben und Ueberkultur verweichlichten Küstenstädte Kleinasiens, wurden der Schrecken des Aegäischen Meeres und haben lange vor den Wikingern sämtliche Teufeleien des Seeraubes in aller urwüchsigen Harmlosigkeit geübt, — bis Kaiser Claudius 269 die, nach einer auf zweitausend flachen Kähnen von der Mündung des Dniestr unternommenen Rundfahrt, in Thessalonich Gelandeten ereilte, bei Naissos entscheidend schlug und zu Bundesgenossen machte. Angeregt durch ihre Tollkühnheit und ihre frühere Beute brach ein Haufe von Franken und Wandalen, die Kaiser Probus 281 angeblich mit einer weiteren Million (es dürften sehr viel weniger gewesen sein) Germanen und Slawen über die Donau hinweg nach Thrakien verpflanzt hatte, eines Tages auf und bemächtigte sich im Schwarzen Meer einer Anzahl von Schiffen. Sie fuhren die griechischen Inseln an, stürmten Syrakus, plünderten Karthago, steuerten munter durch die Säulen des Herkules in den freien Ozean und kamen schließlich, an den Gestaden der Nordsee gelandet, zu Fuß in ihrer Heimat wieder an; denn solche wageluſtigen Helden fanden in Germanien gerne freien Durchzug.

Ein westgotischer Bischof. Das Imperium aber hatte trotz den tüchtigsten Kaisern in der Achtung solcher und ähnlicher Wildlinge längst zuviel Einbuße erlitten, als daß sie selbst in den herrlichen Balkanländern zu stetiger, friedlicher Arbeit hätten gelangen können. Während in Illyrien, Pannonien, Noricum, Rhätien, Gallien die Bevölkerung durch germanischen Zuzug immer blühender und zahlreicher geworden, auch in Italien selbst wieder Inquilinen aufgetaucht waren,

blieben Thrakien und Mösien bald menschenreich, bald menschenleer, ein ewiger Spielball sich abwechselnder Heerscharen, die, kaum angesiedelt, wieder vom Strudel des Krieges ergriffen wurden. Nur eines einzigen Völkerzweiges sei hier vorweg Erwähnung getan: jener Westgoten, die im Jahre 348 oder 49 unter Führung ihres Bischofs Wulfila vom linken Ufer der Donau aus ihren Sitzen im heutigen Rumänien auf das rechte nach Untermösien (dem heutigen Bulgarien) hinüberzogen und sich mit Erlaubnis des Kaisers Constantius in den Hängen des Balkan ostwärts von Nikopolis ansiedelten. Diese sogenannten Mösogoten haben hier als ein Hirtenvolk zwei Jahrhunderte lang in leidlicher Sicherheit gehaust, während ihren Brüdern auf dem linken Ufer der Donau, vollends den Ostgoten, die sich ihnen über die unteren Läufe des Dniestr, Bug, Dniepr, vielleicht gar bis zum Don hin anschlossen, wenig Ruhe mehr beschieden war.

Doch schon ist oben der Ausdruck „Bischof" gefallen, der bedeutet, daß eine neue zivilisatorische Macht in das Leben unsrer Vorväter eingetreten sei, eine Macht, die gerade die tieferen Schichten der Nation aufregen und dauernd beeinflussen sollte.

VI. Kapitel

Das Christentum.

Germanische Naturreligion. Es ward im ersten Kapitel bereits erwähnt, daß der Knecht in Germanien an der Religion seines Volkes nur wenig Trost fand. Der Himmel war und blieb ihm verschlossen, und wenn auch Erdmutter Hel, von der alle treibenden Kräfte ausgingen, in deren Schoß alle abgestorbenen wieder heimkehrten, zugleich die Göttin der Fruchtbarkeit war, — für den Sklaven gab es keine Erneuerung, keine lösende Freiheit winkte ihm aus dem Jenseits entgegen. Die übrigen Gottheiten der altgermanischen Ueberlieferung (bis etwa zur teutoburger Schlacht) waren nichts weiter als Personifikationen von Naturkräften gewesen. Sie führten im Glauben der Menge ein zwar überirdisches, doch anderseits auch allzu menschliches Dasein; ihre Mythologie war voller Mord und Raub. Es ist ein Zeichen von früh erwachter grüblerischer Intelligenz und zugleich Herzensverfeinerung, daß diese blutigen Sagen dem sittlichen Bedürfnis unsrer Vorväter nicht länger genügten. Ja mit Recht ist es von Lamprecht eine ungeheure

Tat, ein Beweis für den weltgeschichtlichen Beruf der Germanen genannt worden, daß noch in einer Zeit, als kein philosophischer Gedankenaustausch mit der antiken Kulturwelt bestand und auch vom Christentum unmöglich schon irgend welche Kunde bis in die heimischen Wälder gedrungen sein konnte, die Germanen sich des Widerspruches, der ihr Gewissen quälte, mit einem Schlag entledigten und das Reich ihrer alten Götter vor den schicksalsgewaltigen Nornen versinken ließen. Seitdem ward ihnen der neue Wodan zum Schutzgott aller edleren, reineren Bestrebungen, knüpften sich gemütvolle Beziehungen aus der Götterhöhe zur eignen Häuslichkeit und Ackerwirtschaft. Da kam Frau Holle zur Winterzeit in den heiligen zwölf Nächten durch die Dörfer und Höfe, um nachzusehn, ob die Mägde wohl fleißig allen Flachs versponnen hätten; dann wurden im Garten die Stämme der Fruchtbäume, die nächsten Sommer tragen sollten, geschüttelt und angerufen: „Schlafe nicht, Bäumchen, die holde Frau kommt!" Der Schlehenbusch, das Vieh im Stalle wurden von ihrer weihenden Hand berührt, und vollends im wogenden Saatfeld konnte man später ihre Spur bemerken, denn überall standen die Halme höher, wo sie gegangen war. Doch immer blieb diese Naturreligion in erster Linie für die Freien, und höchst reale Genüsse wurden von diesen im Himmel erwartet. —

Nur wer sich das hochmütige Faulenzen damaliger Aristokraten, dazu die schmähliche Ausdehnung der Sklaverei innerhalb der alten Welt immer wieder vergegenwärtigt, vermag es auszumessen, welch einen Kulturfortschritt das Christentum bedeutete, das wir nun, um kennen zu lernen, in welcher Gestalt es mit den Germanen in Berührung kam, auf seiner wechselvollen Wallfahrt von seinen Anfängen begleiten müssen.

Antike Vorahnungen des Christentums. Auch den Römern, ganz abgesehen von den Griechen, hatte es an Vorahnungen der Lehre Christi nicht gefehlt. Schon in den Ereignissen, die zum Untergang der Republik führten, sahen viele Hochgebildete das Werk eines Numen, eines höchsten Willens, der zugleich die Vorsehung sei, und wurden an der Macht ihrer alten Götterversammlung einigermaßen irre. Was den Orient vollends betrifft, lagen hier die Verhältnisse schon seit Jahrzehnten derartig, als ob sie nur auf den Heiland gewartet hätten. Die Juden, als Vertreter und Verkünder des Monotheismus, in Aegypten allein (laut Philo) eine Million Seelen musternd, hatten in allen größeren Städten des Imperiums, zumal am östlichen Becken des Mittelmeeres, starke Gemeinden ohne Gotteshaus. D. h. der Tempel aller Juden stand immer noch zu Jerusalem, aber im Judentum selbst die strengere

Richtung einer laxeren gegenüber. In der Heimat am Jordan hauptsächlichlich lebte die Partei, deren Gott zu seiner Existenz durchaus eines ganz bestimmten steinernen Hauses (des Tempels auf Zion) bedurfte. Bei solcher lokalen Gebundenheit konnte man freilich von Monotheismus kaum noch reden; denn die Behauptung eines Nationalgottes, der nur den Juden gehörte, setzte an sich schon das Vorhandensein anderweitiger Götter voraus, an denen auch viele sonst orthodoxen Juden wenig zweifelten, nur daß sie diese Gottheiten als einem Israeliten unbekömmlich bekämpften, ihren eigenen Jehovah keinem Unbeschnittenen gönnen wollten. Sie sperrten deshalb ihren Gott im Tempel ein, damit er in diesem Gefängnis allein für das „auserwählte Volk" zu haben wäre; doch über einem derart örtlich beschränkten Tempeldienst ging eben die Idee eines wirklichen Schöpfers und Allvaters in die Brüche.

Synagogen und Synkretismus. Dies durchschauten früher als die Einheimischen jene vielleicht vier Millionen in der Verstreuung lebenden Juden, bei denen sich wegen der faktischen Unmöglichkeit, im Tempel die vorgeschriebenen Opfer zu vollziehen, auch das übrige Zeremonialgesetz gelockert hatte. Infolge der großzügigen Duldsamkeit des herrschenden Römertumes gegenüber allen fremden Kulten, infolge der eigenen Wohlhabenheit und Organisation, durch die sie sich fast überall eine beneidete Ausnahmestellung zu sichern gewußt hatten, übten ihre zahlreichen Synagogen eine wachsende Anziehungskraft auf belästigte Mitglieder anderer Nationalitäten, die nur den einen und alleinigen Gott zu bekennen brauchten, um durch ein Taufbad (selbst die Beschneidung war nicht überall obligatorisch) ihre wirtschaftliche und politische Position erheblich zu verbessern. Die Juden andrerseits bei ihrer aufgeweckten Intelligenz und Neigung zu religiösem Disput wurden stark beeinflußt durch die damals im Schwange befindlichen Ideen der griechischen Philosophie, die heut unter dem Namen „Synkretismus", als mittlere Linie der verschiedensten Systeme, zusammengefaßt werden. Nicht ohne Verwunderung entdecken wir unter ihren Hauptsätzen die scharfe Scheidung zwischen Geist und Leib; die Trennung von Gottheit und Welt; die Erhöhung der Gottheit ins Unfaßbare; die Erniedrigung der Welt zu einer Art von Zuchthaus; die Auffassung, als ob für den Geist die Bindung an das Fleisch verunreinigend sei: daher die Sehnsucht nach Tod und Erlösung; die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Erkenntnis vor der Entsühnung wie von der Vermittelung eines Erlösers zu diesem Zweck und der Nützlichkeit strenger Disziplinierung des individuellen Lebens. Das Wichtigste hiervon forderte oder behauptete freilich die jüdische Moral ebenfalls; der fundamentale Unter-

schied bestand aber darin, daß die hellenische Philosophie ein allgemeines Menschentum, die Juden immer nur ihre Nationalität betonten. Viele hochgebildete, ernste Männer lebten damals in dem Glauben, daß jene Hauptsätze unbeleidigt zu irgend einem beliebigen mythologischen Bestandteil des Polytheismus hinzutreten könnten; die Juden wieder, wenn sie Proselyten fingen, was sie gerne taten, machten das beste Geschäft stets durch Hervorkehrung des einen, unsichtbaren Gottes. Bei manchen frommen Heiden (s. Apostelgesch. VIII, 26—38) bedurfte es später nur eines Anstoßes, um die Vorzüge gerade dieser Idee vor steinernen Bildern und Fratzen zu begreifen, die Taufe zu fordern und den Götzendienst zu verlassen.

Johannes der Täufer. Es war nun eine eigentümliche Schickung, daß der Landpfleger (Prokurator), der unter Tiberius über Syrien zu wachen hatte, einmal schon, als es galt die Feldzeichen der Truppen mit den Bildern des Kaisers im Prätorium zu Jerusalem aufzustellen, auf hohen Wunsch vor dem erregten jüdischen Pöbel hatte nachgeben müssen. Denn die Reste der jüdischen Selbständigkeit sollten in Palästina geschont werden, und ein Gebot Jehovahs untersagte angeblich überhaupt das Aufstellen irgendwelcher Bilder, zumal in der Nähe des Tempels. Dergleichen merkte sich ein Prokurator. Unter Pilatus predigte Johannes der Täufer, nicht daß in Waschungen eine Befreiung von Schuld liege, sondern daß die Reinheit des Körpers die Reinheit der Seele als eine Pflicht für das Zukünftige andeuten solle. Weil er die Ehe seines Landesherrn, des Herodes Antipas in Galiläa, zu tadeln wagte, fiel sein Haupt.

Christus tritt auf. Jesus von Nazareth war sein Schüler gewesen und trug dann selbst, seinen Hauptsitz am See Genezareth, in der Nähe der volkreichen Stadt Capernaum aufschlagend, im Gegensatz zum verknöcherten jüdischen Zeremonialgesetz seine freiere Lehre von der allumfassenden Liebe Gottes vor. Eine seiner wichtigsten und schönsten Weisungen lautete: „Man gebe dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist." Hiernach wird es zur Unmöglichkeit, Christus als antiweltlich auszulegen. Er ist niemals in den Wahn verfallen, daß alle Menschheit sich auf den Berg Athos zurückziehen könne, sondern hat die gesamte Wirklichkeit unsers Daseins barmherzig umfaßt und willkommen geheißen als den Boden, den die Sündeloseren, die wahren Kinder Gottes, zu veredeln hätten. Andrerseits darf nicht übersehn werden, daß die ersten drei Evangelien ihn streng nationalistisch als den Messias der Juden und Erfüller des Gesetzes auffassen, er selbst über Heidenmission kein Wort verliert, während nur das

vierte (wohl später entstandene) Evangelium ihn mit sichtbarer Absicht in einen Weltheiland retuschiert.

Sein Gegensatz zur jüdischen Orthodoxie. Aber indem Christus den Juden einschärfte, ihre Messiashoffnung nicht auf ihren nationalen Staat, sondern auf eine gereinigte Religion zu richten, erschuf er sich außer seinen zahlreichen, einflußlosen Anhängern auch erbitterte und mächtige Feinde. Der Partei des Oberpriesters, die an der neuen Lehre sehr wohl die breitere gemütliche Basis und größere Macht über die Herzen der Menschen neidisch herausfühlte, war es unerträglich, derart von Christus überboten zu werden. Und wie er von Anbeginn in dichterischen Gleichnissen geredet und seine stärksten Wirkungen auf die Phantasie der Menge gerade hierdurch erzielt hatte, sollte seiner irdischen Pilgerlaufbahn eine von ihm angewendete Metapher zum Verhängnis werden. Er äußerte gelegentlich, daß er den Tempel zerstören und binnen kurzem wieder aufbauen wollte. Das meinte nichts weiter als die Zunahme der Gottesverehrung in einem innigeren, freieren Sinn, traf aber die lokale Borniertheit der pharisäischen Priester ins Herz, und die Wut des Hohen Rates schäumte über. Pilatus, der persönlich dem Messias wohlzuwollen schien, hütete sich diesmal, dem so stark erregten jüdischen Nationalgefühl entgegenzutreten. „Das fleckenloseste, tiefsinnigste, menschenfreundlichste Wesen, das je auf Erden erschienen war, fand keinen Platz in der damaligen Welt," sagt Ranke. Soviel steht — wenn man die Schriften einer Sekte nicht als Urkunden gänzlich verwerfen will — fest, daß Jesus mit voller Gewißheit seinen Tod hat kommen sehen. Wie immer irdische Befangenheit sich diesen Göttlichen auch ausdeuten mag: er hat allen kämpfenden Menschen den tröstlichen Beweis geliefert, daß man das Fleisch wohl töten könne, nicht aber den Geist; hat kommenden Jahrtausenden das Bild des Mannes aufgerichtet, der sich für seine Ueberzeugung opfert.

Ein innerer Widerspruch seiner Lehre. Wie sein Entwicklungsgang ewig in Dunkel gehüllt, der Kontroverse leider unterworfen bleiben wird, so hat er selbst, der den Frieden auf Erden oft so innig zu wünschen schien, oder es hat der Bericht über ihn ganz im Gegenteil die mörderischsten Verheerungen, ohne rechte Aussicht auf ein Ende, heraufbeschworen. Denn zwischen den Worten „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" und der geradezu furchtbaren Kriegserklärung, die uns aus dem X. Kap. Matthäi, V. 33—37 schneidend entgegentönt, ist außer den Wölfen im Schafpelz bisher nur einigen Nachmittagspredigern eine Brücke zu schlagen möglich gewesen. Da ist von keinem Erbarmen mehr die Rede, sondern nur noch von Anklage vor dem himmlischen

Vater; da ist Christus nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert; da soll Gehässigkeit hineingetragen werden in jeden Ehebund, in jede Familie, bis des Menschen Feinde seine eignen Hausgenossen sind; da schallen jene eifervollen Klänge, die dann in der Brust so vieler Selbstgerechter lauten Widerhall weckten, bis dem Christentum nichts anstößiger geworden war als ein toleranter Christ.

Ihre soziale Seite. Um so dankbarer muß in einer Geschichte des niederen Volkes jene andre Seite der Heilslehre hervorgehoben werden, die in den Worten gipfelt: „Die Ersten werden die Letzten sein"; die jene Reichen lobt, die mit der Armut fühlen; die den Ausgestoßenen, den Mühseligen und Beladenen das Himmelreich öffnet. Das Christentum war von vornherein mit der Sklaverei unverträglich; daraus resultierte seine wirtschaftliche Großtat: die Arbeit wieder ehrlich gemacht zu haben. Von allem, was wir heute unter Menschenrechten verstehen und im besten Sinne modern benennen, können wir ohne Mühe die Spur zu Christo zurückverfolgen.

Mangelnde historische Evidenz. Daß die beiden Juden Philo (20 v. bis 50 n. Chr.) und Josephus (38—93) in ihren die Zeit Jesu behandelnden Werken seinen Namen überhaupt gar nicht erwähnen, ist bedauerlich, aber keineswegs wunderbar. Sie mögen, altgläubig, der neuen Sekte keinen Vorschub leisten wollen und sie lieber totgeschwiegen haben. Ebenso wenig darf man sich darüber wundern, daß ein christlicher Abschreiber mit ebenso frommer wie plumper Fälschung im zweiten Bande von des Josephus „Jüdischem Krieg" das Fehlende stilwidrig nachtrug. Daß römische Autoren erst seit dem Jahr 100 n. Chr. spärliche Nachrichten über Jesus zu bringen anfangen, gibt uns ein richtiges Augenmaß für Verbreitung und Würdigung des Christentums innerhalb der römischen Kulturwelt. Nur daß die Christen sich eine unhistorische, niemals existierende Heilandsfigur sollten erdichtet haben, ist ganz absurd. Um eine so starkzügige Persönlichkeit zu erfinden, d. h. innerlich zu erleben, gehört ein Naturell, das an sich dem Heiland gleichwertig, also mit ihm identisch wäre.

Stefanus und Paulus. Von den Schicksalen seiner Gemeinde dürfen hier nur die wichtigsten mit schnellem Ueberblick gestreift werden. Sie gab, zunächst in Jerusalem fast ausschließlich aus Juden und sogar jüdischen Priestern zusammengesetzt, recht aus dem Sinn ihres dahingeschwundenen Meisters heraus zu verstehen, daß das Christentum unmöglich an den Tempel von Jerusalem gebunden bleiben dürfe. Doch als nun einer der Verwalter, Stefanus, vor dem hohen Rat gar in Erinnerung brachte, daß schon gegen Salomos Tempelbau religiöse

Skrupel bestanden hätten, weil „das Höchste nicht in dem wohne, was von Menschen gemacht sei"; als er darauf hinwies, daß die Propheten meistens in Jerusalem untergegangen seien, da knirschten die Priester mit den Zähnen und der unbequeme Mahner wurde gesteinigt. Zugleich brach die erste allgemeine Verfolgung aus, bei der sich durch Uebereifer jener Saulus hervortat, der dann, auf einer Fahrt nach Damaskus zur Besinnung gekommen, als Paulus das Meiste, das Entscheidende dazu beitragen sollte, die einst von ihm selbst so heftig angegriffene Lehre über den Erdball zu verbreiten. Zwar der erste Heidenmissionar ist Paulus nicht gewesen; das waren vielmehr die vertriebenen Stefanusfreunde. Sie besuchten predigend Phönikien, Kypern, Kyrene, kamen dann auch nach Antiochia, und hier haben einige von ihnen, die dortigen Juden beiseite lassend, sich direkt an die Hellenen gewendet, aus Unbeschnittenen die erste Heidenkirche gegründet. Hellenisten hießen jene Juden, die sich der griechischen Philosophie genähert hatten und das Gesetz nicht strenge hielten; die Mitglieder jener Heidenkirche zu Antiochia wieder waren die ersten, die den Namen Christen (*Χριστιανοί*) empfingen; der konstruierte Name „Judenchristen" aber ist überhaupt niemals im Altertum gesprochen worden.

So war nun das Christentum für immer vom nationaljüdischen Boden losgelöst, freilich damit auch eine tötliche Feindschaft des starren Judentums gegen das Evangelium entbunden. Für die zwölf Apostel, die zwölf Jahre nach der Kreuzigung des Meisters in Jerusalem ausgedauert hatten, war dort keines Bleibens mehr, sie zogen auf die Mission, vorzüglich unter den verstreuten Juden des Orients, obschon Petrus mit großer Klugheit der Heidenmission den Weg geebnet hatte, durch seine freiere Auffassung: daß vor Gott keine Speise an sich für unrein gelte. Er und wohl auch die übrigen Apostel, hatten es im Interesse der Ausbreitung des Evangeliums über sich gewonnen, anders zu leben als Jesus selbst gelebt hatte. Paulus aber war es, der jenen Gedanken sofort zielbewußt dahin erweiterte, daß den Heiden der Zwang des jüdischen Zeremonialgesetzes ein für allemal zu ersparen sei. Seitdem ließen sich bekehrte Heiden niemals beschneiden und hielten auch das Gesetz nicht, weil sie sonst bekundet haben würden, daß Christus umsonst gestorben sei*). Eine großartige Anpassung an die praktische Welt bewies Paulus endlich auch dadurch, daß er im Prinzip die Ehe zuließ. Nun erst konnte sich das Christentum tatsächlich die Menschenwelt erobern, und nichts hat ihm diesen Sieg so sehr erleichtert,

*) Nach Adolf Harnack.

wie das Imperium selbst, das in seiner gewaltigen Ausdehnung die möglichen Widerstände kleiner Potentaten überall vorweg schon gebrochen hatte. Mit begeisterter Inbrunst schworen innerhalb seiner Grenzen vor allem die Sklaven und Enterbten zur frohen Botschaft, die ihnen soviel verhieß. Auch die Herren aber, denen das Christentum aufgab, ihre Nächsten zu lieben, die Gefangenen zu lösen, die Knechte zu befreien, sie vermochten nicht länger in den Anschauungen überlebter Aristokratie zu verharren.

Jüdische Feindschaft. Nur daß die Juden selbst allerwegen jetzt zu fanatischem Widerstand sich aufrafften. Sie merkten (seit dem Jahr 50 etwa), wie das Evangelium ihnen sozusagen das Geschäft verdarb; denn der Heide, der überhaupt zum einen und alleinigen Gott übertreten wollte, vermied neuerdings den Umweg über die Synagoge, ging direkt ins christliche Lager. Die früher lebhafte Judenmission erschlaffte; die Christen hatten den Mosaikern den Wind aus den Segeln genommen. Wer auf den nicht minder wütenden Haß des Mittelalters mit seinen schrecklichen Judenmetzeleien blickt, begangen unter dem Feldgeschrei, daß die „Verworfenen" Jesum gemordet hätten, der neigt wohl zu der Frage: „was in aller Welt wußten jene vier Millionen in der Diaspora lebenden Hebräer von dem ‚Kreuziget ihn!' eines jerusalemer Pöbelhaufens? Wird nicht den meisten, als die Kunde zu ihnen kam, der Tod des Messias herzlich leidgetan haben?" Allein hier liegt die Wurzel der furchtbaren Feindschaft nicht. Sie sproß nur allzuberechtigt aus dem Verhalten der Juden gegen das Evangelium und seine Bekenner in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts der neuen Zeitrechnung. Christum allein hatten die Fanatiker Jerusalems umgebracht; an der Unterdrückung und Schädigung seiner Heilslehre jedoch beteiligte sich mehr und mehr die gesamte Judenschaft der antiken Welt. Daher die Beobachtung, daß auf semitischem Boden das Christentum überhaupt keine Ausbreitung mehr fand. Im ganzen römischen Reich waren es die Altgläubigen, die die furchtbarsten Beschuldigungen gegen den jüngeren Zweig der Monotheisten erhoben; für die Entthronung des „auserwählten Volkes" rächten sie sich durch Denunziation und Mobilmachung der staatlichen Gewalt mit ihrem schleichenden Anhang von Spekulanten, die sich an Christengut zu bereichern wünschten. Die Synagogen wurden überall zum Hauptquartier der Verfolgung; „fontes persecutionum" hat sie Tertullian später einmal genannt. Der Gegenzug der Christen konnte die Feindschaft freilich nur noch schärfen: man warf die Juden auch aus dem alten Testament. Denn wenn das (Zeremonial-)Gesetz gar nicht so wichtig,

war ja seine buchstäbliche Deutung von jeher falsch, waren die orthodoxen Juden überhaupt niemals das erwählte Volk gewesen, gehörte ihnen die ganze Bibel gar nicht, sondern den Christen, die, nur anscheinend jünger, in Wahrheit von Anbeginn das Volk der Verheißung dargestellt hatten.

Zerstörung des salomonischen Tempels. Wie verhielt sich Rom zu diesem Streit? Zwar fand hier das Christentum einen gewissen Rückhalt an den Ideen der neueren römischen Philosophen. Seneca, der unter Nero starb, bestritt den Göttern die Absicht zu schaden, weil sie, dies den Menschen anzutun, gar nicht einmal die Macht hätten. Schon er nannte es einen rein äußerlichen Menschendienst, vor den Türen der Tempel zu sitzen; die wahre Verehrung des Göttlichen bestehe vielmehr in seiner Erkenntnis („Deum colit, qui novit"). Und Persius († 62) bekämpfte gleich ihm den Wahn, sich durch abergläubische Opfer besondere Vorteile verschaffen zu können. Das einzige Geschenk, das vor den Göttern Wert habe, sei ein reines Herz, erfüllt von Achtung für alles Würdige, vom Wunsch beseelt, ein tüchtiges und geheiligtes Leben zu führen. Neigten aber gebildete Römer, wie von jeher zu lässiger Duldung, auch diesmal vielfach dazu, der Verkündigung eines feurigen Apostels staunend zu lauschen, so bäumte sich, als Paulus bei einer flüchtigen Anwesenheit in Jerusalem in Begleitung eines unbeschnittenen Griechen im Tempel erschien, der Zorn der Altgläubigen um so gehässiger gegen ihn auf. Nur durch den Kriegstribun und Platzkommandanten Claudius Lysias, der weniger willfährig als Pilatus war, ist Paulus damals, weil in Tarsus geboren und Inhaber des römischen Bürgerrechtes, vor der Wut des fanatischen Pöbels gerettet, ist uns der unersetzliche Mann am Leben erhalten worden, um zur Auslegung eines reinen Gottesbegriffes wie geschaffen, in seinen Briefen eine unversiegliche Quelle der Erbauung und Läuterung zu hinterlassen. Im Jahr 70 wurde dann durch Titus Jerusalem eingenommen, nach heldenhaftem Widerstand auch die Burg Zion erobert, der Tempel teils durch Feuer, teils durch Plünderung verwüstet und zerstört. Beim Triumph in Rom im nächsten Jahr siedelten die heiligen Goldgeräte der Juden in den Tempel des Friedens über, das Gesetz in den kaiserlichen Palast; die Steuern, die zur Erhaltung von Tempel und Priestern gedient hatten, wurden dem Jupiter Capitolinus überwiesen. In Jerusalem trat zwar an Stelle des früheren Priesterkollegiums eine rabbinische Behörde und verstand es, durch Sendboten von den Juden in der Verstreuung auch fernerhin Abgaben zu erheben. Für alle Christen aber blieb die Beseitigung des Tempels

ein erleichterndes und förderndes Ereignis, wenn auch die römische Staatsgewalt die neue Geistesmacht zunächst nur widerstrebend empfing und öfters von sich stieß. Denn mit dem unsichtbaren Reich Gottes, das der Heiland verkündet hatte, schien den herrschenden Autoritäten bald hier bald dort ein Konflikt unvermeidlich. Die besten Zeiten kamen wohl unter dem aufgeklärten Hadrian, der gegen Denunzianten strenger als gegen Christen war und die Beschneidung geradezu verbot.

Verfolgung und Askese. Natürlich sind, da es im kaiserlichen Rom unter den Sklaven, Gladiatoren und Soldaten eine Unmenge von Germanen gab, diese Exulanten mit dem Evangelium früh in Berührung gekommen, doch ist von Rückwirkungen auf die Heimat lange noch nichts zu spüren. Die paar alten Römerstädte, in denen wie zu Köln und Mainz schon um das Jahr 185 bischöflich geleitete Christengemeinden nachzuweisen sind, blieben vereinzelt, und sicher beschränkte sich der geringe Zuwachs fast ausschließlich auf eingewanderte, nichtgermanische Elemente. Gleichwohl machten sich seit Mark Aurel Christenverfolgungen wie durch das ganze Reich, so auch den Rhein, die Donau hinab fühlbar. Die Streitpunkte wuchsen mit den Jahren. Immer waren die Christen weniger geneigt als andre Untertanen gewesen, den Cäsaren die geforderte göttliche Ehrerbietung zu erweisen; nun trat noch unter Mark Aurel in dem Phrygier Montanus gar ein Mann auf, der trotz des Heilandes Einschärfung: dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, doch eben den militärischen Dienst verdammte. Nicht bloß machte er hierdurch die neue Lehre dem gesamten Beamtentum mit vollem Recht verdächtig, sondern durch ihn kam jene ungesunde Richtung auf, die sich Askese benennt, sich von der Verödung des Sinnenlebens besondre Vorteile verspricht und dem Gedanken einer stetigen Fortentwicklung der Menschheit zuwiderläuft. Montanus vermochte sich eine Erde vorzustellen, auf der alles ehelos bleibt, sein Leben hindurch nichts betreibt als mönchisches Frömmeln und dann irgendwie ins Himmelreich eingeht. Er schwärmte für Verfolgungen, durch die der Glaube gestärkt und Märtyrer erzeugt würden; freilich hätten, wenn Verfolgungen Gutes bedeuteten, die Verfolger vor Gott wohlgefällig sein müssen, welcher Meinung Montanus jedoch nicht war. Es hatte nur wenig geholfen, daß, angeblich schon auf einer Synode zu Hierapolis im Jahr 170, seine Lehren verworfen wurden — das Christentum blieb mit ihnen infiziert; sie haben noch das späte deutsche Mittelalter beherrscht und verdüstert. Seit aber Justinus Martyr bald nach ihm die Reichsgewalt geradeswegs dazu aufforderte, das Fernbleiben der Christen vom öffentlichen Dienste zu dulden, war das

Dilemma fertig: eine von beiden Parteien, entweder das auf polytheistischer Grundlage beruhende Reich oder die christliche Religion mußten weichen; im steten Kampf miteinander war für beide keine Zukunft möglich.

Konstantin der Große. Es ist bekannt, daß nach vielen Schwankungen, Begünstigungen und neuen Verfolgungen schließlich die Reichsgewalt nachgab; nicht bloß aus rein mechanischen Gründen, weil die Christen längst viel zu zahlreich geworden waren, um sämtlich hingerichtet werden zu können, sondern weil ein kluger Herrscher dazu griff, die große Macht der neuen Lehre über das menschliche Gemüt in den Dienst des Staatsgedankens zu stellen. Es ist die Lichtgestalt Konstantins des Großen, die hier in unsre Geschichte eintritt. Konstantin ist der vornehmste Repräsentant der kaiserlich römischen Neuzeit; in ihm vollendet sich der Beweis, wie sehr seit Maximinus Thrax die diesseits des Grenzwalles lebende deutsche Völkerfamilie regierungsfähig geworden war. Schon seine unmittelbaren Vorgänger, Diokletian mit seinen Mitkaisern Galerius und Maximian, waren von dunkler, d. h. zweifellos barbarischer und (mindestens die letzten beiden) sehr wahrscheinlich germanischer Herkunft gewesen. Konstantin selbst, obschon in seiner letzten Regierungszeit befleckt mit mancher schwarzen Gewalttat zugunsten seiner Alleinherrschaft, doch in seinen ersten Jahren ein Musterbild all unsrer idealen Anforderungen an einen Helden, schlicht, gewinnend, leutselig, schnellen Blickes, gefahrverachtend, scharf in der Stunde der Aktion, mit Blitzen überraschender Genialität in seinen Entschließungen, erinnert wie vor ihm an unsern Nationalhelden Armin, so nach ihm an Theoderich den Großen und Totila. Seine innig von ihm verehrte Mutter Helena, eine gewesene Schenkwirtin, war über die Donau ins Reich gekommen, und gerade die poetische Wandelbarkeit seines Wesens legt uns die Vermutung nahe, daß er von ihrer Seite gotischen Ursprungs gewesen sei.

Das Christentum wird Staatsreligion. Im Kampf gegen den Usurpator Maxentius, der Italien für seine Prätorianer aussog und opferte, nach der berühmten Schlacht an der Milvischen Brücke bei Saxa rubra, eine Meile von Rom, im Jahr 312 ist das Christentum Staatsreligion geworden. Erregte Phantasie und Aberglaube waren auf beiden Seiten tätig gewesen, um jenes Ereignis herbeizuführen. Konstantin hatte den bekannten Traum geträumt, daß er unter dem Zeichen des Kreuzes siegen würde; Maxentius durch eine Wahrsagung sich verleiten lassen, das in der Aurelianischen Mauer fast uneinnehmbare, auf lange Zeit hinaus mit Getreidevorräten versehene

Rom im Rücken zu lassen und sein riesiges Heer zur Schlacht vor die Tore hinauszuführen. Eingekeilt in einen Engpaß, aus dem er noch nicht Zeit gehabt hatte zu defilieren, von Konstantin umgangen und in der Flanke gefaßt, gezwungen seine Front zu ändern und seine Glieder so tief aufzustellen, daß die hintersten Leute dicht am angeschwollenen Tiber postiert waren, ist Maxentius hier vom Schicksal ereilt worden. Beim ersten Anprall drängten die Hintersten, um nicht in den Fluß zu stürzen, nach vorn, ein gräßliches Getümmel entstand, die Führer verloren den Kopf, eine völlige Panik lähmte die Unglücklichen, die fielen, wo sie standen, oder nun doch in den Fluß geworfen wurden und in seinen lehmigen Fluten wie Maxentius selbst umkamen. Konstantin, der schon das Siechtum seines Vorgängers Diokletian auf dessen gegen die Christen gerichtetes Edikt von 303 zurückgeführt und im Untergang aller seiner Gegenkaiser, durch die die Christen verfolgt, beraubt, gemordet worden waren, ein göttliches Strafgericht erblickt hatte, zweifelte fortan nicht länger an der Ueberlegenheit des Einen Gottes. Das Prästigium der alten Roma war dahin. Eben weil die polytheistische Religion bisher die Grundlage der ganzen römischen Landesverteidigung gebildet hatte, konnte der begeisternde Gedanke, der die Legionen zum Siege führte, in Konstantins Augen aus dem Glauben an die alten Götter künftig nicht mehr sprießen. Die Soldaten sahen wohl in Christus nur einen Gott mehr zu den vielen, die sie schon kannten, hielten ihn jedoch für kräftig und ließen sich das Kreuz auf ihrem Schilde gern gefallen. Der Kaiser selbst aber stand fortan unter einer Autosuggestion, die seine Energie ganz außerordentlich beflügelte und ihm einen höchst wirksamen staatsmännischen Gedanken als Richtschnur lieferte. Ohne die Weissagungen der alten Priester missen zu wollen, — da ihm die Enthüllung der Zukunft, mit der der Christengott sich nicht abgab, für einen Politiker unentbehrlich schien, — hielt er sich bis zu seinem Lebensende für das Werkzeug, die Christen zu schützen und das Imperium in christlichem Sinne zu reformieren. Eine seiner ersten Verordnungen nach jenem Siege war, daß Bischöfe und Priester von allen munizipalen Leistungen befreit werden sollten. Ihr Unterhalt sowie der ihrer Gotteshäuser wurde von ihm auf die Staatskasse übernommen und damit das Christentum als gleichberechtigt anerkannt. Dann hat er nicht im Sinn einer heftigen Gegenreaktion gegen das Heidentum, sondern einer weitherzigen Duldung sowohl auf die Reichsverwaltung wie auf die Kirche selbst einzuwirken gesucht.

Arianismus. Dies Letzte wurde ihm durch jene Richtung, die im Geiste des Montanus fortzuwirken strebte, nicht eben erleichtert,

doch ist er Herr über sie geblieben, ohne jemals als Parteimann in die Streitereien hinabzusteigen. Mehr diplomatisch durch persönliche Aussprache zur Versöhnung tätig, hat er eine andre große Trennung, die während seiner Regierung sich in Alexandrien auftat, auf dem berühmten Konzil von Nicäa (325) gleichwohl nur vorübergehend durch eine rein dialektisch gefundene Formel zu beschwichtigen, nicht aber aus der Welt zu schaffen gewußt. Sie betraf den Widerspruch des Presbyters Arius gegen die bischöfliche Lehre von der völligen Einheit des Vaters mit dem Sohne, so daß (mit dem Heiligen Geist) die Trias eigentlich eine Monas wäre. Darauf erwiderte Arius, daß eine solche Wesenseinheit die Unterscheidung der Personen überhaupt aufhöbe. Gott Vater sei anfanglos, der Gottessohn nicht, sondern vom Vater erschaffen. Arius näherte sich mit diesem Einwand schlichten Verstandes allen Unbefangenen, deren Geist noch durch keine Dogmatik eingeschnürt worden war. Daher darf es nicht wundernehmen, daß, obwohl die kirchliche Orthodoxie ihn verketzerte, gerade seine Lehre bei den geistig überaus regsamen Goten Eingang fand und sich noch auf Jahrhunderte hinaus dem Katholizismus gegenüber in ostgermanischen Herzen behauptete.

Die Goten als Arianer. Nicht durch predigende Sendboten war diese Kunde vom Heiland zu unsern Ahnen gedrungen; germanische Sklaven kehrten kaum jemals in die Heimat wieder; germanische Söldner hatten im allgemeinen keine so starken religiösen Bedürfnisse, um unter ihren heimischen, treu an Wodan hängenden Volksgenossen mit Nachdruck Proselyten zu werben. Doch um den unbeschreiblichen Quälereien der diokletianischen Christenverfolgung zu entgehen, hatten sich viele Vornehme und Hochgebildete nicht nur über den Euphrat zum sagengefeierten Sassaniden Schapur II geflüchtet, sondern auch über die Donau zu den Barbaren. Von diesen Flüchtlingen wahrscheinlich ist unter den um das Schwarze Meer herum gelagerten deutschen Stämmen die Aussaat des neuen Glaubens gestreut worden. Und da die Goten in keinem sehr glücklichen Verhältnis zu Konstantin standen, vielmehr seinen Gegenkaiser Licinius unterstützt und endlich 332 von Konstantin, der den Sarmaten gegen die Goten zu Hilfe kam, ungeheuern Schaden erlitten hatten, so war dies vielleicht ein Grund mehr, weshalb sie das Christentum nicht in der vom Kaiser begünstigten und auf dem Konzil von Nicäa verkündeten Staatsform, sondern lieber in der Erläuterung des Arius annahmen. Die Schnelligkeit, mit der besonders die Westgoten sich dieser neuen Ideenwelt annäherten, wird immer erstaunlich bleiben, doch andrerseits aus verschiedenen Gründen auch erklärbar.

Die Gedankengänge des griechischen Synkretismus, die wir, wie oben erwähnt wurde, sämtlich in der christlichen Dogmatik wiederfinden, lagen diesen Naturkindern selbstverständlich ganz fern. Aber der Begriff der Gefolgschaft (vergl. Kap. II) diente ihnen dazu, zwischen sich und Jesus ein persönliches Verhältnis herzustellen. Der Mut und die Opfertreue des Heilandes müssen den ritterlichen Sinn unsrer Väter bezaubert, sein Tod, mit allen wunderbaren Nebenumständen ein nie versiegender Unterhaltungsstoff an der Metbank und am Herdfeuer, jene starken und doch so zarten Herzen im Innersten gerührt haben. Sie gelobten ihm Treue, fühlten sich als sein Gesinde, wollten seinen Tod an seinen Feinden rächen, empfahlen sich als Schützlinge seiner himmlischen Obhut, — dies mögen wohl die geläufigsten Vorstellungen unsrer Ahnen beim Uebergang zum neuen Glauben gewesen sein, abgesehn von dem höchst praktischen Bedürfnis, im Kampf einen noch kräftigeren Zauber als den früheren heidnischen zu gewinnen. Denn jeder Sieg, den christliche Heerhaufen fortan erstritten, wurde ohne weiteres dem Kreuz auf den Schilden zugeschrieben, jede Niederlage von Heiden der Schwäche ihrer altmodischen Götter. Den Uebergang zu erleichtern, kam aber nun noch ein sehr Wichtiges: die Germanen im allgemeinen und zumal die östlichen, zu denen wohl kaum einer der von Cäsar verjagten gallischen Druiden geflohen war, hatten keinen Priesterstand, der den Abfall von der alten Religion durch Anfachung volkstümlicher Leidenschaften hätte erschweren können.

Verschmelzung des Christentums mit heidnischen Vorstellungen. Cäsar erwähnt es im 6. Buch seiner Kommentare wie ein Lob: „sie (die Germanen) haben keine Priester für den Gottesdienst und geben sich wenig mit Opfern ab.“ Er war nicht bloß aus Gründen der Aufklärung schlecht auf die Druiden zu sprechen, sondern sie hatten in Gallien den Kern des nationalen Widerstandes gebildet. Man kann aber unsre Väter nur dazu beglückwünschen, daß sie keinerlei besondre Bedürfnisse nach Ausbreitung jener Kaste in sich entwickelt hatten; denn was heidnische Berufspriester damals betrieben, lief doch nur auf wüsten Aberglauben oder schnöden Betrug zur Ausnutzung der Gläubigen hinaus. Für das Füttern und Wiehernhören der heiligen Rosse reichten in Germanien ganz gewöhnliche Sterbliche hin, die Volksversammlungen wurden auch ohne Priester durch irgend einen älteren Häuptling eröffnet und geleitet. Ja die einzige beglaubigte Nachricht, die über germanische Priester zu uns gedrungen ist, zeigt uns auch diese nur bei ihrer Spiegelfechterei. Tacitus mit einem Verständnis, das für einen in klassischen Vorstellungen befangenen Römer geradezu bewundernswert

erscheint, schildert uns im 40. Kapitel seiner „Germania", wo er die Langobarden und andre verwandte Stämme am Unterlauf der Oder und westlich von ihr beschreibt, anschaulich den Umzug der Göttin Nerthus. Der Zweck war nur insofern löblich, als er für kurze Zeit eine Art von Gottesfrieden verkündigte. Der Umzug selbst aber erfolgte in einem aus guten Gründen teppichbedeckten Wagen, und daß er nichts als Trug enthielt, beweist leider die Tatsache, daß die Sklaven, die bei jenem Teppich und später bei seiner Waschung im heiligen See tätig waren, von der Flut „verschlungen", d. h. entweder totgestochen oder ertränkt wurden. Nur der Priester blieb übrig.

Die frühe Missionspredigt umfaßte nun wohl eine große Menge von Gegenständen historischen, agitatorischen, moralischen Inhaltes. Außer der Passionsgeschichte, dem Evangelium der Liebe und Hilfsbereitschaft, der Läuterung, Sündenvergebung, Richtung und Rettung, um nur die bekanntesten zu nennen, ergab die Polemik gegen Götzendienst und Juden ein nie versiegendes Thema. Märtyrer- und Heiligenlegenden kamen schnell hinzu. Aber wie schon innerhalb der soviel besser vorgebildeten antiken Welt zahllose Bekenner von der ganzen Heilslehre nicht mehr wußten und verstanden als „Gottvater" und „Herr Jesus" — Tertullian sagt einmal geradezu: „Dummköpfe bilden ja stets die Mehrheit (idiotae, quorum semper major pars est)", so saß auch unsern getauften Vorvätern das Evangelium nur sehr lose an. Paulus würde betrübt gewesen sein, die von ihm einst bevorzugten Heiden zu beobachten, wie sie ihren alten Polytheismus ins Christentum hinüberschleppten, so daß gerade die vielgestaltige Heiligenverehrung überall im Vordergrunde der Gedanken stand. Vollends der Germane wählte mit Vorliebe noch seinen besondern Mittelsmann zwischen sich und dem Heilande, glaubte die Macht des Gewitters durch Emporheben des Kreuzes beschwören zu können, hielt Reliquien schnell für wundertätig. Allenfalls vor herabgehendem Hagel als einem Beweis göttlichen Zornes, mit dessen Hilfe Mark Aurel einst über die Quaden gesiegt hatte, fürchteten sich diese großen Kinder als Christen jetzt weniger, und man hört nichts mehr davon, daß sie bei Hagel wie gelähmt sich hätten niedermachen lassen. Wie weit es den Westgoten gelungen sein würde, in ruhigeren Zeiten bei steter Entwicklung aus sich selbst zu einem reineren Gottesbegriff zurückzugelangen, können wir nur vermuten, doch ein tiefes Bedauern darüber, daß jenem aufgeweckten Stamm ein so wildes und trauriges Schicksal verordnet war, ergreift uns angesichts der genialen Geistestat, mit der der Bischof der Westgoten Wulfila seine Schutzbefohlenen auf einen Ruck an die Quellen der Bildung führte.

Wulfilas Bibelübersetzung. Ob Wulfila von Abkunft reindeutsch war, ist freilich zweifelhaft. Sein Name spricht sehr dafür, aber nach Philostorgius, der sich im ganzen als zuverlässig erwiesen hat, soll er von gefangenen Christen stammen, die 267 (unter Kaiser Gallienus) durch plündernde Goten aus Kappadokien weggeschleppt worden waren. Er selbst wurde 311 geboren, wohl mindestens als Enkel jener Kriegsgefangenen; vielleicht war sein Vater schon freigelassen und Wulfila, wenn nicht in der Tat gotisch, so doch vollkommen gotisiert, ohne die Instinkte alter Kultur eingebüßt zu haben, denn er muß durchaus literarisch gewesen sein. Da er bereits 341, ein Dreißigjähriger, in Antiochia zum Bischof geweiht wurde, liegt die Annahme außerordentlich nahe, daß er, auf einem der drei Feldzüge, die Konstantin der Große gegen die Goten führte (322, 28 oder 32), als Geißel mitgenommen, in Vorderasien auf den dortigen Schulen gebildet worden, dann als arianischer Christ zu seinen gleichfalls arianischen Volksgenossen heimgekehrt war, um unter ihnen für die Kirche tätig zu sein. Hier ist er, scheint es, nur sieben Jahre geblieben und 348 oder 49 vor einer heidnischen Reaktion mit seinen treuen Anhängern über die Donau geflüchtet, wie schon im 5. Kap. berichtet ward. Er starb nach reger Beteiligung an den verschiedensten Wandlungen der Kirchenpolitik 383 zu Konstantinopel.

Für das Alte Testament die damals berühmte Uebertragung ins Griechische der Septuaginta zugrundelegend, für das Neue außerdem den lateinischen Text der sogenannten „Itala" zuhilfenehmend, erschuf sich Wulfila zugleich aus altheimischen Runenzeichen, vierzehn griechischen und einigen lateinischen Buchstaben ein eigenes Alphabet, eben das gotische, dessen wir uns heut noch bedienen, obwohl die Goten selbst nach wie vor Analphabeten blieben. Sie nahmen das erste deutsche Literaturerzeugnis durch mündliche Ueberlieferung in sich auf, doch wie sehr es zündete, läßt sich zum Teil auch daraus ermessen, daß wir im Lauf des fünften zum sechsten Jahrhundert sämtliche wandernde ostgermanische Militärvölker als arianische Christen wiederfinden, während die westgermanischen Bauernstämme, zumal rechts des Rheines, noch lange bei ihren alten Göttern verharrten.

Freilich, wenn es wahr ist, was Tacitus im 9. Kap. seiner „Germania" ganz allgemein über den Gottesbegriff unsrer Ahnen vorbringt — „es entspricht nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie zwischen Mauern einzusperren oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen anzufertigen. Wälder und Haine sind ihre Tempel und unter dem Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforsch-

liche Macht an, die einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart" — ist da die Frage nicht erlaubt, ob einer so reinen Auffassung vom Göttlichen gegenüber das Eintauchen in die Heiligen- und Reliquienverehrung überhaupt einen Fortschritt bedeutete? Diesem neuen Aberglauben hat auch der Text der Gotenbibel auf die Dauer keinen Einhalt getan; dem Volke selbst aber, in dessen Mitte sie entstanden war, sollte keine Dauer auf Erden vergönnt sein.

VII. Kapitel.

Die Völkerwanderung.

Zurückweichen Roms. Schon unter Diokletian, um die Wende des dritten zum vierten Jahrhundert, trotz aller sieghaften Tätigkeit seines westlichen Mitkaisers Constantius Chlorus und des jungen Konstantin, hatte das Imperium auf alle rechtsrheinischen Lande endgültig verzichtet. Es war ein Seitenstück zu dem kühl praktischen Entschluß der beiden ersten Kaiser, der damals freilich nur mehr dem Unterrhein gegolten hatte; nun gab man das reich angebaute Dekumatenland mit dem Schwarzwalde preis, die Alemannen tauften seinen südwestlichen Teil endgültig mit ihrem Namen, drangen im Hohn auf die römische Idee, daß nun wenigstens der Rhein die Grenze bilden sollte, trotzig über ihn vor, eroberten um die Mitte des vierten Jahrhunderts das Elsaß*) und machten es ungeachtet eines gleich zu erwähnenden Rückschlages durch Kaiser Julian zu dem, was es heute noch ist, einem kerndeutschen Lande, während am Niederrhein zugleich die Franken vorgingen und die sogenannte Kampine (zwischen Maas und Schelde) den Römern abnahmen.

Ausbreitung der Germanen um 350. Um etwa 350 n. Chr. kam wohl für die innere germanische Völkerfamilie der Zeitpunkt ihrer größten Ausdehnung. Im Westen war der Rhein wirklich „Deutschlands Strom". Vom Knie bei Basel bis zur Mündung hatten, am Oberlauf die Alemannen, am Unterlauf die Franken ihre Vorposten weit über seine linken Ufer ins Land hinein vorgeschoben. Die ganze norddeutsche Tiefebene einschließlich Jütlands war germanisch, dazu die dänischen Inseln und Südskandinavien; im Osten durfte man immer noch

*) Alisat, alemannisch soviel wie „die Fremde".

das rechte Ufer der Weichsel als deutsches Eigentum ansprechen, ebenso Schlesien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien, außerdem weite Gebiete am Schwarzen und Asowschen Meere bis zum Don, und südlich der untern Donau das Hirtenvolk der Westgoten im Balkan. Nur auf dem rechten Ufer der mittleren Donau, in Noricum und Pannonien, saßen die Römer noch leidlich fest.

Die Sachsen. Im deutschen Nordwesten hatte sich jetzt aus Chauken, Cheruskern u. a. kleineren Stämmen der Sachsenbund konsolidiert. Den Namen gab ein Volk, das am rechten Elbufer nahe der holsteinischen Küste zuerst beobachtet worden war und sich bald eine führende Stellung auch links der Elbe verschafft haben muß; er soll sich herleiten von einer Waffe (sahs oder Steinmesser). Weniger einleuchtend ist die Erklärung der Sachsen als der Sässen oder Seßhaften; denn das waren sie ursprünglich gar nicht, machten sich vielmehr von ihren Inseln aus als Seeräuber berüchtigt, und lange vor der Gründung angelsächsischer Königreiche hatten sie schon die Küsten Britanniens geplündert, hatte der Menapier Carausius (287) mit ihrer Hilfe seine britannische Herrschaft aufgerichtet. Wenn daher auch aus Gründen, die im vorletzten Kapitel dargelegt wurden, die Nordwestecke Deutschlands am frühesten zu ruhigem Ackerbau gelangte, so scheinen gerade die sehr beweglichen und räuberischen Sachsen zunächst eher eine Hemmung für diesen Entwicklungsgang bedeutet, auf ihren Anteil an Kriegsfahrt und Abenteuer auch zu Lande keinesfalls verzichtet zu haben, so daß neben Franken und Alemannen bald auch sächsische Jugend bei größeren Unternehmungen gegen das Imperium viel unterwegs war. Mehrfach rafften sich die Kaiser zu kraftvollem Widerstand auf, so (unter der Oberhoheit des Constantius) jener Cäsar Julianus, den man wegen seines Rückfalles zur hellenischen Philosophie und den alten Göttern dann Apostata hieß. Doch auch er vermochte nur noch mit Hilfe seiner germanischen Söldner, der nach ihren Armringen sogenannten Brachiati, das offene Feld zu halten. Er besiegte 357 die Alemannen in einer blutigen Schlacht in der Gegend vom heutigen Straßburg; es war dieselbe Schlacht, in der zweihundert Gefolgsleute des Alemannenkönigs Chnodomar ihre Hände freiwillig den Ketten darboten. Was half den Römern der Sieg? Alles blieb wie es war, die Kraft der Alemannen ungebrochen.

Ammian über Alemannen und blonde „Gallier". Jenes mörderische Treffen ist uns von einem Zeitgenossen, dem Kriegsmann und Schriftsteller Ammianus Marcellinus, der Gallien und Germanien aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, in lebhaften Farben ge-

malt worden. Ihm verdanken wir die Nachricht über alemannische Lebenskraft: „Dies wilde Volk wird schon von der Wiege an durch mannigfache Schläge vermindert und wächst doch stets wieder so heran, daß es seit langen Jahrhunderten unberührt zu sein scheint;" ferner die nicht minder wertvolle Schilderung von der aufgeblühten Bevölkerung des neubesiedelten Galliens: „Die Gallier sind fast alle hochgewachsen und von weißer Haut, rothaarig und schrecklich durch ihren wilden Blick, streitsüchtig und von hochmütigem Stolze. Denn falls Einer, unterstützt von seiner Frau, die blauäugig und mächtig stark ist, eine Balgerei anfängt, so kann ein ganzer Haufe von Ausländern nicht dagegen standhalten, namentlich wenn das Weib knirschend mit aufgeworfenem Nacken ihre schneeigen Arme wiegt und, mit Fußtriten untermischt, weitausholende Faustthiebe verteilt, so gewaltig als ob es Katapultenschüsse wären. Sind mehrere zusammen, so tönen ihre Stimmen furchtbar und drohend, ob sie nun bei böser oder bei guter Laune seien; doch alle sind mit gleicher Sorgfalt geputzt und gewaschen, und man wird in jenen Gegenden, besonders bei den Aquitanern, keine noch so arme Frau wie anderwärts in Lumpen sehn. Für den Kriegsdienst ist jedes Alter höchst geeignet, und mit gleich kräftigem Körper wird der Greis zum Heere geführt und der Jüngling; jeder ist bereit, mit den durch Kälte und stete Mühe gestählten Gliedern alle Gefahren zu verachten. Auch hat nie jemand bei ihnen, wie in Italien, um der Aushebung zu entgehen, sich den Daumen abgehauen. Nach Wein ist das Volk begierig, liebt auch mannigfache dem Wein ähnliche Getränke, und einige unter den kleinen Leuten taumeln in ewiger Trunkenheit schwankend heran".

Es bedarf keiner großen Phantasie, um hinter dieser durchsichtigen Beschreibung die Nachkommen unsrer zugewanderten oder als Inquilinen angesetzten Landsleute zu erkennen. Die keltischen Gallier selbst hatten so wilde Züge, so kernige Kraft kaum mehr in Cäsars Tagen aufgewiesen, hatten dann mit ihrer Annahme der römischen Kultur an Volkszahl und Frische stetig verloren und gehörten jetzt wohl in die Klasse derer, die es gar nicht erst wagen durften, sich in den Streit mit solchen „blonden Bestien" einzulassen. Schon winkt uns aus dem kleinen Genrebilde jenes Gewerbe, das auf unser Volksgemüt seine unheimliche Anziehung im Lauf der Jahrhunderte nur noch steigern sollte: der Bierausschank. Der Kneipenwirt und die „Frau Wirtin" stehen vor uns da, in ihrer nicht eigentlich arbeitsvollen, doch aufregenden und nervenanstrengenden Tätigkeit. Die von Ammian erwähnten Weinsurrogate, die wir als Gerstensaft auffassen dürfen, waren in den Lan-

den südlich der Donau, zumal nach Pannonien hin, schon damals derartig verbreitet, daß der Spottname „Bierbäuche (sabaiarii)" uns eigentümliche etymologische Ahnungen erweckt.

Königtum gegen Volksversammlung. Es liegt nahe, den an sich bei den Germanen überraschenden zentralistischen Gedanken, wie er sich in dem Zusammenschluß vieler kleiner Völkerschaften zu den größeren Einheiten der Alemannen, Franken, Sachsen bekundet, aus wirtschaftlichen Ursachen zu erklären, weil bei der Sorgfalt, die der vorgeschrittene Ackerbau vom Einzelnen forderte, nicht mehr die ganze oder auch nur halbe waffenfähige Mannschaft eines Stammes Sommer für Sommer ins Feld rücken konnte. Doch sollte nicht die allereinfachste politische Erfahrung, in kampfreichen Jahrhunderten voll atomistischer Zerreibung gewonnen, allmählich für den Schluß ausgereicht haben, daß in bewegten Zeiten größere Verbände stärker und widerstandsfähiger als kleine seien, — woher dann endlich einmal die Diplomaten und Weisen offne Ohren fanden, wenn sie zur Einigung rieten? Auffallender ist es, daß Alemannen sowohl wie Franken bei ihrem Auftreten in der Weltgeschichte sofort unter Königen stehen, und zwar trotz erfolgter Einigung zunächst unter einer ganzen Menge von Teilkönigen, während die Sachsen bis zu ihrer Unterwerfung durch die Franken königlos blieben und nur in Kriegszeiten zwei Herzoge kürten.

Bei seiner überall schnell hervortretenden Hinneigung: die Volksversammlungen seltner und einflußloser zu machen, die wichtigsten Geschäfte in einem Ringe vertrauter Beamter vorzuberaten und womöglich abzufertigen, bevor die Allgemeinheit hinzukäme, war der Fortschritt aus der alten Häuptlingswirtschaft heraus nur gering, vielmehr ein Gegensatz des Königtumes zur Volksfreiheit, der politischen Gleichberechtigung aller hufenbesitzenden Freien von vornherein gegeben. Ja, es muß fast wundernehmen, daß bei den gotischen Stämmen, trotzdem gerade sie schon in frühester Zeit unter Königen standen, sich Gemeinfreiheit und Volksversammlung bis ins fünfte Jahrhundert hinein erhielten; wahrscheinlich ist die ganze Stellung zunächst mehr richterlich als monarchisch gewesen. Schon gegen das Ende des vierten aber traten jene erschütternden Ereignisse ein, die jede ruhige, sozusagen verfassungsmäßige Entwicklung der beiden aufeinander angewiesenen Gewalten unterbrechen und, während sie in stürmischen, andauernd kriegerischen Zeitläuften das Königtum der meisten germanischen Stämme bis zur absoluten Macht stärkten, die soziale Gliederung höchst ungünstig im Sinne steten Verlustes an Freiheit und Selbständigkeit der Einzelnen beeinflussen mußten.

Die Hunnen. Im Jahre 370 etwa hatte sich in das europäische Gewühl ein treibender asiatischer Keil geschoben. Erst von diesem Zeitpunkt an, dem Siege der Hunnen über die Ostgoten, gewinnt der gegen das alte Imperium sich richtende Druck etwas geradezu Elementares, die Worte „westgermanisch" und „ostgermanisch" reichen nicht mehr aus, um jene Bewegung zu decken, die den Namen „Völkerwanderung", den sie bisher geführt hat, auch wohl behalten wird. Die Hunnen, nach den geringen Sprachresten zu schließen, wahrscheinlich kein rein mongolisches, sondern ein der uralisch-finnischen Völkergruppe (wie später Awaren und Ungarn) zugehörendes Nomadenvolk, waren besonders durch ihre berittenen Bogenschützen den mehr auf Nahkampf eingerichteten Germanen gefährlich. Die besiegten und unterworfenen Ostgoten mit sich reißend, fielen sie mit furchtbarem Sturz über die Westgoten (in Rumänien) her, die teils nördlich in die Karpathen auswichen, teils den Grenzwall an der Donau durchbrechend in Mösien eindrangen und, nach widerwärtigen Mißverständnissen um Lebensmittel, den Kaiser Valens 378 bei Adrianopel besiegten.

Kaiser Valens fällt. Die Ironie der Geschichte hat es gewollt, daß in dieser Schlacht der tätigste Förderer, den der Arianismus jemals gehabt hat — denn das war Valens gewesen — durch Arianer vernichtet ward.

Germanische Reichsverweser. Sein Nachfolger Theodosius nahm dann die Westgoten durch Vertrag als besoldete und von kaiserlichen Magazinen verpflegte föderati in seinen Dienst, — eine Staatswache allergrößten Stiles, denn als landbauende Inquilinen, wie zu Zeiten Mark Aurels, ließen die Germanen sich in diesem Wirbelsturm nicht mehr beschwichtigen. Als Führer von ähnlichen „verbündeten" Volksheeren haben sich im Lauf der nächsten hundert Jahre dann eine ganze Reihe germanischer Heldengestalten hervorgetan; der schlaue Franke Arbogast, der Wandale Stilicho, der Sueve Rikimer, der Skire Odovakar im Westen, während in Byzanz Goten vom Schlag eines Aspar den Palast beherrschten, die Leibwache kommandierten, in Mesopotamien beim Kampf gegen die Perser ihre Heldentaten verrichteten. Allein Aëtius, von nachweisbar vornehmer römischer Abkunft*), erinnert inmitten jener Männer gleich einem Revenant an die Tüchtigkeit seiner einst so kriegerischen Rasse; sonst wurde der Titel „magister utriusque militiae" fast nur noch von Deutschen getragen, und wenn er einem Alarich verweigert wurde, hatte Rom es zu büßen. Zuletzt vollzog

*) Einzelne zeitgenössische Stimmen nannten ihn allerdings einen Skythen.

sich, während die Schattengestalten römischer Cäsaren kamen und schwanden, das ganze Ringen des weströmischen Reiches um seine Existenz durch germanische Hände und germanische Hirne, hüben wie drüben tobte dieselbe naive Lust am Einsatz des Daseins in hochdramatischen Kämpfen. Der kriegerische Genius unsrer Vorväter durfte sich endlich einmal sattschwelgen; jetzt hinderte kein Grenzwall mehr, aus ganzem Holze wurde geschnitzt. Das Stöhnen der Erschlagenen, das Wimmern der verknechteten Frauen, der Wehruf zertretener Kinder, alles ging unter im Lärm der Waffen. Wir haben die Geschichte jener grausigen Kämpfe hier nicht zu schreiben; in großen Zügen sollen ihre Hauptergebnisse nur skizziert werden; dann wollen wir die traurige Prüfung vornehmen, wer am letzten Ende die Kosten zu tragen hatte.

Westgoten, Heruler, Wandalen, Sueven und Alanen. Alarich, der schon genannte westgotische Heerkönig, verwüstet 395, da Kaiser Arcadius den vertragsmäßigen Sold nicht bezahlt, Makedonien, Illyrien und Griechenland, wird von Stilicho, dem magister utriusque des Reiches, verschiedentlich geschlagen und geht, aus Oberitalien verdrängt, 403 nach Illyrien zurück.

Von den Herulern auf den dänischen Inseln waren schon im dritten Jahrhundert große Volksteile südostwärts gezogen und hatten sich an den Feldzügen der Römer gegen die Skyten beteiligt; ebenso hatten Teile der Wandalen aus ihren Sitzen im heutigen Schlesien sich in der gleichen Richtung vorgeschoben und das Schwarze Meer beinah erreicht, als sie mit den Ostgoten zusammen dem hunnischen Verhängnis erlagen. Als nun die Hunnen mit den Ostgoten und andern zuerst unterworfenen, dann verbündeten germanischen oder halbgermanischen Stämmen wie Gepiden und Alanen westwärts zu dringen begannen, löste sich bekanntlich 406 aus jenem Völkergewimmel ein mächtiger Heerhaufe von Wandalen, Sueven und Alanen entschlossen los, riß Quaden und Burgunder mit sich, zog fechtend an der Donau aufwärts, erzwang zwischen Mainz und Straßburg den Durchzug über den Rhein (an welchem nur die Burgunder haften blieben) ins Innere Galliens und brach nach dessen gründlicher Ausplünderung 408 in Spanien ein. Gleichzeitig, nachdem Stilicho (408) durch Kaiser Honorius ermordet worden, belagert Alarich Rom zum zweiten, 410 zum dritten Mal und nimmt es ein, worauf drei Tage lang die Stadt verwüstet wird. Im selben Jahre stirbt er in Unteritalien. Die Westgoten bestatten ihn auf des Busento Grund bei Cosenza, ziehen dann ihrerseits nach Südgallien und gründen dort 415 (unter Athaulf) ein Königreich mit der Hauptstadt Tolosa.

Die Wandalen aber, nachdem sie von Spanien aus 427 oder 28 nach Mauretanien übergesetzt waren, zogen an der afrikanischen Küste siegreich ostwärts und richteten unter Genserich 429 ihr Königreich auf, seit 439 mit der Hauptstadt Karthago. Doch immer waren damals mit solchen Unternehmungen auch alle möglichen andern germanischen Völkersplitter unterwegs, Reste größerer Auszüge, die fehlgeschlagen waren, oder wageluſtige Haufen, die Anschluß suchten, wo irgend etwas Großes zu erkämpfen in Aussicht stand.

Das Reich der Burgunder. Die Burgunder, die gleichfalls schon am Ende des dritten Jahrhunderts aus ihren alten Sitzen zwischen Oder und Weichsel sich erhoben, quer durch das Reich der Hermunduren (Düringe) bis zum süddeutschen Grenzwall ihren Weg genommen und sich seit 406, wie oben erwähnt, in der Gegend von Worms festgesetzt, hatten sich seit 409 von dort in südwestlicher Richtung zum Knie des Rhonestromes auszubreiten gesucht. Hier erlitten sie 437 durch die von Aëtius herbeigerufenen Hunnen jenes furchtbare Schicksal, das dem Volksgemüt einen so tiefen Eindruck hinterließ und von germanischen Sängern in die Nibelungensage verwoben wurde. Man hat es „Vernichtung" genannt; doch wieder einmal zeigte sich's, wie leicht dieser Ausdruck am Ziel vorbeischoß; die Burgundionen gediehen und behaupteten sich trotz allen Wechselfällen noch ein Jahrtausend lang. Hochinteressant für unseren Zweck ist die Art und Weise ihrer damaligen Niederlassung innerhalb der vorgefundenen gallo-romanischen Bevölkerung. Es war ein Mittelding zwischen Einquartierung (hospitalitas) und Enteignung. In der Stadt Maxula z. B. mußten die Eigentümer den dritten Teil ihrer Sklaven und den siebenten ihres Viehes abtreten. Die Großgrundbesitzer auf dem Lande mußten Haus und Hof mit einem vornehmen Burgunder teilen, von ihrem Acker jedoch, der zumeist in kleine Kolonatsparzellen zerlegt war, zwei Drittel hergeben. Die Maßregel scheint auf den ersten Blick außerordentlich hart, spricht aber in sich selbst für die kleine Zahl der Burgunder, denen der einfachste Selbsterhaltungstrieb es eingab, sich im Lande als eine Art Besatzung zu etablieren, und die ganz abgesehen von dem Schutz, den sie gegen fremden Durchzug nunmehr der unkriegerischen Bevölkerung gewährten, ihr die unerträglich gewordene römische Steuerlast abnahmen. Ja man sagt, die Burgunder seien zu diesem Zweck von den Großgrundherren selbst ins Land gerufen worden. Wahrscheinlich haben die „einquartierten" Führer und Edeln ihre Gefolgsleute, sowie die übrigen burgundischen Gemeinfreien, dann in den ihnen bei der Teilung zugefallenen Kolonatshöfen angesetzt. Daß die

Einquartierung nicht durchweg willkommen war, beweist uns freilich das Gedicht eines Geistlichen, des Bischofs Sidonius Apollinaris, der in sogenannten „phaläkischen" Elfsilbern von schwer übertragbarer Metrik seinem Freunde Catullinus folgende Schilderung sendet:

„Verlang es nicht von mir; auch wenn ich's könnte,
Unmöglich mag ein Liebeslied ich dichten,
Verschlagen unter Haufen Langbehaarter.
Die Ohren vollgeschrien mit deutschen Lauten,
Muß ernsthaften Gesichtes ich beloben,
Was der gefräßige Burgunder anstimmt,
Der sich die Locken salbt mit ranz'ger Butter.
Errätst Du jetzt, warum die Musen schweigen?
Verscheucht von der Barbarenleier Tönen
Blickt scheel Thalia dem Hexameter
Vor diesen siebenfüßigen Patronen.
Wie glücklich Dir doch Aug und Ohren sind,
Wie glücklich dein Geruchsorgan zu preisen,
Nicht schon mit Zwiebel- und mit Knoblauchdünsten
Am frühen Morgen zehnfach angerülpst!
Nicht fallen über Dich vor Tagesanbruch
Wie über einen guten alten Onkel,
Den Mann der Amme stürmisch mit Halloh
Soviel Giganten all auf einmal her,
Wie kein Phäakenkoch zu sätt'gen wüßte!"

Dies kleine Manöverbild durfte bei der Völkerwanderung nicht fehlen. Etwas stürmisch mag die „hospitalitas" von unsern Vorfahren ja wohl aufgefaßt worden sein, doch klingt uns ungeachtet aller ästhetischen Proteste mit widerwilligem Humor die Anerkennung der germanischen Gutmütigkeit und Liederfrohheit aus jenen Versen entgegen. Die Sage nennt die Burgunder brünett. Sie dürften aber vom felsumsäumten Sognefjord stammen, wo der Flecken Borgund noch an sie gemahnt. „Borgundar" heißt „Bergbewohner". Die Sachsen scheinen ähnlichen Ursprungs gewesen zu sein.

Weitere Verschiebungen. Da die Sueven, ursprünglich an der mittleren Elbe bis zur Oder hin wohnend, längst vor 406 ausgeschwärmt waren, übrigens im Wesentlichen als Markomannen fortlebten, so wird jener Wegzug mitteldeutscher Völker zunächst hauptsächlich den Langobarden zugute gekommen sein, die in früheren Zeiten linkselbisch, südlich von den Chauken gehaust hatten und nun nach den Oberläufen von Oder und Weichsel übersiedelnd eine schöne Zeit zur Ausreifung und Erstarkung gewannen.

Dies Los war keinem der andern ostgermanischen Stämme vergönnt. Was in den Goten wirklich gesteckt haben mag, ist niemals völlig zu-

tage getreten. Nur wenn Alarich in Griechenland sein Volk und Lager hinter sich lassend ganz allein Athen betritt, um andächtig die Schauer einer großen Vergangenheit wahrzunehmen, oder wenn wir mitten in der Wut des Plünderns von Zügen gerechten, ruhig-vornehmen Denkens erfahren, ahnen wir den Edelkeim, dem doch freie Entfaltung versagt blieb. Während die Franken im nördlichen Gallien sich ausdehnten, die Alemannen südlich über den Bodensee hinaus vordrangen und die schweizerischen Lande bis tief in die Alpen hinein deutsch machten, während Jüten, Angeln und Sachsen (wahrscheinlich 449) zu Schiff aufbrachen und in Britannien die sieben Königreiche Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia und Northumberland gründeten, ward es den Goten beschieden, bald im furchtbarsten Bruderkampf sich selbst zu zerfleischen.

Die Hunnen-Völkerschlacht. Im Jahr 451 war Attila mit seiner ganzen buntscheckigen Macht verheerend in Gallien eingebrochen, hatte Orléans zu belagern begonnen, war dann auf den katalanischen Feldern (bei Châlons sur Marne) von Aëtius gestellt worden. Aëtius kommandierte für Valentinian III das angeblich römische, in Wahrheit natürlich aus deutschen Söldnern und Bundesgenossen bestehende Heer; an seiner Seite kämpften die Westgoten unter ihrem tolosanischen König Theoderich I, dazu fränkische und burgundische Hilfstruppen. Auf Seite der Hunnen rückten außer ebenfalls fränkischen und burgundischen Streitern die Ostgoten und Gepiden vor, die Ostgoten unter Walamir, um ihrem Heerkönig Attila gegen die eigenen Stammesbrüder „die Treue zu halten". Von der beiderseitigen Heeresstärke dürfen wir uns freilich keine übertriebenen Begriffe machen, da die Schwierigkeiten der Verpflegung es in einem zerrütteten, geordneter Intendanturverhältnisse längs entwöhnten Lande schlechthin verboten, größere Truppenmassen ins Feld zu stellen. Die Hunnen waren beritten, um sich desto schneller und aus weiteren Bezirken durch Raub ihren Unterhalt verschaffen zu können. Trotzdem werden wir sie in diesem, gewiß nur wenig mit einem Troß von Weibern und Kindern beschwerten Kampf höchstenfalls in der Stärke von 20,000, die Ostgoten von 10-, die Gepiden von 5000, die Burgunder und Franken von je 1000 Mann zu vermuten haben, das Heer des Aëtius wahrscheinlich schwächer. Bei der Vollsäftigkeit jener Urmenschen können sich dann immer noch „Bäche" von Blut gebildet und die Leichen sich zu „Hügeln" getürmt haben. Attila ward nicht eigentlich geschlagen; er siegte nur nicht. Die Schlacht selbst aber war so erbittert, daß die Sage des Volkes zu melden wußte, wie Nachts die Leiber der Gefallenen wieder aufgestanden seien, um in

den Wolken weiter zu fechten. Zwei Jahre darauf ist jener Schreckliche der in unserm Nibelungenliede mit manchen realistischen, wohlbelauschten Zügen als König Etzel fortlebt, in der Brautnacht mit einer schönen Germanin vom Schlage getroffen worden.

Westrom fällt durch Odovakar. Ein Jahr später (454) ward Aëtius, wie vor ihm Stilicho durch Honorius, von seinem undankbaren Kaiser gemordet. Noch einmal entstand Westrom in Rikimer, dem Sohn eines suevischen Häuptlings und mütterlicherseits Enkel des Westgotenkönigs Wallia, ein Feldherr und Kanzler, der voll Staatsklugheit und Energie dem erschöpften Reich Ordnung und Ruhe wiederzugeben trachtete, doch in der Wahl der Drahtpuppen, die er auf den Cäsarenthron setzte, nicht immer glücklich war. Gegen einen Parteigänger zu Felde ziehend, eroberte er Rom am 11. Juli 472, starb aber vierzig Tage darauf, den Oberbefehl und sein Heer einem Neffen, dem burgundischen Fürsten Gundobald, überlassend. Nur wenige Zuckungen noch, und 476 durfte sich Odovakar nach Absetzung des jungen Romulus (Augustulus) Herr von Italien nennen. Die weströmische Kaiserwürde hatte vorläufig aufgehört. Odovakar selbst stützte sich auf ein wüstes Gemenge von Landsleuten, die sich nach der katalaunischen Schlacht aus Attilas Heerbann losgelöst, dann in Italien zuerst als Söldner, später als Aufrührer gehaust hatten, Heruler, Skiren, Turkilinger, Alanen, Rugier unter ihnen die Hauptkontigente.

Kopfzahl der Wandervölker. Von allen bisher aufgezählten germanischen Völkern verblieb stets ein gewisser, schwerer beweglicher Stamm in der Heimat, doch vermag man leider nicht immer zu sagen, inwieweit die Hörigen an der Ausfahrt beteiligt oder zurückgelassen wurden. Auf den Friedhöfen der Wanderzeit hat man zwar germanische Freie und Unfreie (diese kenntlich am kurzgeschorenen Haar) vielfach durcheinander bestattet gefunden, die Freien allenfalls mit Kamm oder Schermesser ausgerüstet, um in Walhall die langen Locken pflegen zu können. Vom Ostgoten Theoderich aber wird, als er sich 488 von Pannonien aus zum Einfall in Italien anschickte, durch Ennodius ausdrücklich berichtet, daß er alle Stammesgenossen zu einem Kriegsheer zusammengezogen und niemanden, der nicht Verwandter war, mitgenommen, d. h. also Sklaven und Hörige ausgeschlossen habe. Genserich wieder, als er seine Wandalen über die Straße von Gibraltar führen wollte und wohl zum Zweck der Vorsorge von Transportschiffen die Häupter zählen ließ, soll (nach Viktor Vitensis) nur unter Mitrechnung von Kindern und Knechten auf 80,000 gekommen sein. Diese letzte Ziffer ist nun ganz außerordentlich charakteristisch; sie gibt uns ein

richtiges Bild von den Wandervölkern überhaupt und reduziert die übertriebenen Vorstellungen, die schon allzulang im Schwange waren. Die Legende erzählt heute noch vielfach, daß die leeren romanischen Lande durch das überquellende germanische Volkstum mit neuem Leben angefüllt worden seien. Genau das Gegenteil ist richtig: in Italien, in Gallien, in Spanien saßen im fünften Jahrhundert romanische oder romanisierte Bevölkerungen von immer noch je vier Millionen etwa, zwar weder so wohlhabend noch so kriegerisch, noch in so großen, blühenden Städten wie ehemals, vielmehr unter einer dünnen Oberklasse von Großgrundbesitzern als ein gedrücktes, ausgesogenes, halbfreies Proletariat, doch immerhin an Kopfzahl die germanischen Eroberer derartig überwiegend, daß diese in der ansäßigen Bevölkerung verschwanden und sich nur durch ihre militärische Organisation erhielten. Die Menschenverluste während der Wanderung sind ja auch so selbstverständlich, daß man sie weiter gar nicht zu erklären braucht. Völkern, die unterwegs kämpfen, d. h. auch manövrieren mußten, waren die langen Wagenzüge, auf denen Hausrat und Kinder mitgeführt wurden, eine schwere Last. Ein ewiges Hin und Her zwischen Trupp und Train war ganz ausgeschlossen; wie oft mögen daher Weiber und Kinder, wenn der Feind die Zufuhr abschnitt, verhungert sein. Wie sollte sich vollends der Kindersegen der Heimat auf diesen furchtbaren Fahrten wiederholen? Man kann im Durchschnitt rechnen, daß fünf Jahre Wanderung und Kampf genügten, um auch das kraftvollste, noch von keiner antiken Kultur geschwächte Volk auf die Hälfte seines Bestandes einzuschmelzen. Dann kam wohl hier und da eine kurze Frist der Verschnaufung, des Ausruhens; doch gleich ging es wieder weiter und gegen den Feind. Ein deutsches Armeekorps aber (etwa 30,000 Mann) in Marschkolonne bedeckt drei Meilen Weges *ohne* den Fuhrpark, und treffend hat Hans Delbrück bemerkt, daß wenn die herodotischen Zahlen über das Riesenheer des Xerxes wahr gewesen wären, die letzten Rotten jenseits des Tigris aus Susa hätten marschieren müssen, als die ersten schon in Griechenland vor den Thermopylen standen. Mögen also immerhin die Gigantenleiber der germanischen Krieger und der enorme Abstand, den sie voneinander nehmen mußten, um nur die Arme freizubekommen, in den Augen der kleingewachsenen Römer das Ansehn ihrer Zahl vermehrt haben, am sichersten wird man gehen, bei keinem Volk und zumal, jemehr die Wanderung vorschritt, die Menge der Streiter viel über 15,000, des ganzen Volkes über 100,000 anzunehmen.

Theoderich der Große. Doch auch nachdem das Imperium von ihnen selbst gestürmt worden war, blieb die naive Ehrfurcht der

Germanen vor jenem Rom, das von den Jugendtagen ihrer Geschichte her gleich einem himmelragenden Turm gedroht, sie durch den Glanz seiner Waffen geblendet und in hundert Schlachten bezwungen hatte, so tief, daß sie sich die Erde ohne westliches Kaisertum nicht zu denken vermochten. Wie noch fast ein Jahrhundert lang neben dem Schatten eines römischen Senates in jedem Jahr nach altem Brauch zwei Konsuln ernannt wurden, so fühlte sich Theoderich der Große nach Beseitigung Odovakars im Jahr 493 in Italien durchaus als einen Nachfolger der Cäsaren und brachte den von Rom unzertrennlichen Gedanken einer Universalmonarchie durch eine Art Vormundschaft über die stammverwandten Königreiche zur Geltung. Die deutsche Sage hat ihn (auf Grund seines ersten Sieges über Odovakar bei Verona) als „Dietrich von Bern" verherrlicht. Ein wundervoll klarer Blick, der das Richtige ohne langes Grübeln traf, eine heitre Ruhe werden ihm auch von den Historikern nachgerühmt. Über alles liebte er klaren Vortrag mit Betonung des Wesentlichen; wer ihn durch Verworrenheit langweilte, den ließ er stehn und stieg zu Pferde, dem Pedanten Zeit gewährend, seinen Stoff zu ordnen. Ohne lesen und schreiben zu können — zur Unterfertigung von Urkunden benutzte er einen goldnen Stempel mit vier Initialen — war er bildungsfähig genug, um gelegentlich auf dem Forum seine Römer lateinisch anzureden. Er allein machte einen energischen Versuch zur Austrocknung der pontinischen Sümpfe, ließ Straßen und Wasserleitungen wiederherstellen, interessierte sich für die antiken Kunstwerke und trug Sorge für ihre Unterhaltung. Kein Wunder, wenn sein mildes Regiment in Italien durchaus populär war und in gutem Andenken blieb (er † 526).

Ursachen für den Untergang der Goten und Wandalen. Dennoch muß es ausgesprochen werden: die gesamte deutsche Völkerwanderung hat neben soviel kriegerisch politischem Genie und manchen hoffnungsvollen Ansätzen kein einziges Verwaltungstalent großen Stiles hervorgebracht. Aus diesem Grunde hauptsächlich steht das endliche Ergebnis in umgekehrtem Verhältnis zur aufgewendeten Kraft, während in Ostrom Kaiser Justinian, der erste Slawe auf byzantinischem Thron, dem doch auch keine wesentlich andern Schulungen als Theoderich dem Großen zur Verfügung standen, die Welt noch heute durch die Hinterlassenschaften seiner organisatorischen Fähigkeiten (das corpus juris darunter) und die historischen Wirkungen seiner straffen Zusammenfassung, seiner steten Flüssigerhaltung von Machtmitteln in Erstaunen setzt. Sehen wir von den Wandalen ab, deren großer Heerkönig Genserich energisch zugriff und seinem Haus auch die Erbfolge (leider im schwächlichen

Seniorat) zu sichern suchte, so haben weder Westgoten noch Burgunder, noch Ostgoten sich als wirkliche Herren der eingenommenen Länder zu fühlen gewagt, vielmehr sich von den Eingeborenen imponieren lassen. Nur in Afrika wurde die schönste und blühendste Provinz um Karthago von ihren früheren Besitzern gesäubert und unter die freien wandalischen Volksgenossen ausgeteilt, die hier nun in kompakter Masse saßen und ihrer Herrschaft froh waren. In Gallien und Spanien nahmen die Westgoten, wie es bei den Burgundern schon geschildert wurde, nicht vom vorhandenen Acker schlechthin, sondern vom Acker gewisser Großgrundherren zwei Drittel zur Aufteilung für sich, die Ostgoten begnügten sich in Italien mit nur einem Drittel, wahrscheinlich ebensosehr deshalb, weil sie bei ihrer geringen Zahl und der Enormität dortiger Latifundien tatsächlich an einem Drittel übergenug hatten, als weil gerad in Italien diese Form der militärischen Einquartierungen seit der Kaiserzeit üblich gewesen war und das Bewußtsein einer Kriegerkaste bei den Goten selbst, wie der Anschein einer schützenden Besatzung bei der einheimischen Bevölkerung aufrecht erhalten werden sollte. Doch hier wie dort, in Italien, Gallien oder Spanien, fraternisierten Hof und Adel sofort mit den vorgefundenen senatorialen Geschlechtern, denen die Latifundien gehörten, und mit dem überlieferten Beamtentum, dem eine Trennung von der alten Routine nirgends zugemutet wurde.

Schicksal der Gemeinfreiheit bei den Wandervölkern. Die Einteilung der alten kaiserlich römischen Verwaltung in städtische, sogenannte „Munizipal-Bezirke" blieb bestehen; so ging die alte ländliche Gauverfassung der Germanen in die Brüche. Die Freien, zumal die ungewandteren von ihnen und besonders in Spanien, wurden völlig wurzellos ohne ihre alten Gauverbände und Volksversammlungen, sie wurden dem Königstum gegenüber zu bloßen „Untertanen" degradiert, die nicht mehr wußten, wo sie in strittigen Fällen ihr Recht zu suchen hätten, denn das eigene volkstümliche geriet in Nichtgebrauch und das geltende römische war ihnen fremd.

Durch den Druck ihrer Masse aber konnten sie nirgends mehr wirken. Einmal versammelte Theoderich der Ostgote sein ganzes Volk bei Pavia. Wer sich erinnert, welch ein enormer Apparat nötig war, um die Hauptstadt Italiens mit Getreide zu versorgen, welche Flotten dazu hin und her fuhren, und welche Stockungen trotzdem in diesem uralten Betrieb eintraten, der wird sich bald überzeugen lassen, daß jenes Experiment bei Pavia nur glücken konnte, wenn die gesamten Ostgoten mit Weib und Kind nicht über 100,000 Köpfe stark waren. Sie hatten sechzig Jahre Zeit, sich im wohlangebauten Oberitalien —

denn in Unteritalien haben sie sich nur wenig blicken lassen — zu vermehren, und musterten für ihren letzten Verzweiflungskampf um die Existenz doch höchstens Heere von 12—15,000 Mann. Eine ähnlich starke Armee genügte, um sie zu vernichten. Den etwas zahlreicheren Westgoten, als sie sich 507 in Spanien heimisch machten, werden wir höchstens 150,000 Köpfe bewilligen können*), und es ist immerhin erstaunlich, welch eine politisch-militärische Bedeutung diese beiden Völker trotz der geringen Kopfstärke lange Zeit hindurch ihren Herrschern gewährten, weil eben alle reifgewordenen Männer, in einem nie ruhenden Reserveverhältnis, des Aufgebots zur Fahne stets gewärtig blieben. Theoderich der Große duldete keine Gotenknaben in der Schule, damit sie bei der Furcht vor dem Stock des Schulmeisters ihre kriegerischen Instinkte nicht verlören, und so wenig die Römer ins Gotenheer eintreten durften, so wenig durfte der Gote bürgerliche Ämter bekleiden. Zwar mußten seine ostgotischen Volksgenossen Grundsteuer bezahlen, da sie ja sämtlich Landbesitzer geworden waren; doch er benutzte das Erträgnis zu einer Art Barlöhnung in Gestalt von Jahresgeschenken, um die Krieger an seine Person desto fester zu binden.

Was half es alles? Auf Einzelhöfen über das Land verstreut, waren die Goten weder in Italien noch in Spanien imstande, der an Zahl immer noch 30—40fach stärkeren Provinzialbevölkerung die Wage halten zu können. Da ward es zur Wahrheit, daß für den ungeschwächten Fortbestand einer Rasse, zumal einer noch wenig kultivierten, die geeigneten klimatischen Verhältnisse den Ausschlag geben. Dieselben Völker, die in den Wäldern ihrer deutschen Heimat so vortrefflich mit schier unerschöpflichem Kinderreichtum gediehen waren, welkten dahin auf dem heißen Boden des Südens. Einer der ersten westgotischen Könige des toloſanischen Reiches noch hatte, wohl um den kriegerischen Charakter seines Volkes zu wahren, die Ehe zwischen Goten und Romanen gesetzlich verboten. Dieses Verbot so sehr wie das Mißverhältnis zwischen einer landfremden herrschenden arianischen Minderheit und einer beherrschten katholischen Mehrheit ließ es zu keiner rechten Staatenbildung kommen.

Die Vorstellung, mit der wir uns früher so gerne schmeichelten: der italischen und hispanischen Halbinsel neues Blut zugeführt zu haben, ist eben illusorisch; wo Vermischungen stattfanden, blieb das einheimische, nicht das zugewanderte Blut obsiegend. Der Wuchs der

*) Kaiser Honorius garantierte dem König Wallia (415—419) mit 500,000 Scheffeln Getreide im Jahr die Ernährung des gesamten Volkes.

Nachkommen wurde kürzer, die Haut bräunte, das Haar schwärzte sich. Die Auffrischung des Romanentumes erfolgte nur indirekt durch die Naturalwirtschaft, in die jene südlichen Populationen während der Wanderzeit zurückgetaucht wurden, durch das allmähliche Schwinden der Sklaverei und die dem kleinen Mann zurückgegebene Ehe. Doch wie seit Mark Aurel die deutschen Inquilinen sich am besten in Pannonien und den rauhen Alpenländern bewährt hatten, dann auf dem Dekumatenacker und in Gallien, wo überall die klimatischen Verhältnisse günstig lagen; wie die den Ostgoten folgenden Langobarden, obschon sie zwei Jahrhunderte hindurch Italien beherrschten, doch schließlich nur am Abhang der Alpen ein dauerndes Volkstum hinterließen, so haben auch in der Provence und in Spanien die einheimischen Bevölkerungen den Ansturm der Ostgermanen gleich einem kommenden und schwindenden Hagelschauer überlebt.

Soziale Nachwirkungen. Die günstigste direkte wirtschaftliche Einwirkung der gesamten Völkerwanderung auf diese Gebiete war das Zerschlagen vieler Latifundien, die Einschränkung des Plantagenbetriebes, das Aufkommen eines kleinen Bauernstandes; die ungünstigste für beide Teile, Germanen wie Romanen, blieb das Emporblühen eines neuen Mischadels, der alle harte, ausgedörrte, kalte Selbstsucht senatorialer Großgrundherren mit germanischer Wildheit und Brutalität vereinte. Überall in den bisher genannten Gebieten beflissen die Germanen sich, die Träger der abgelebten Kulturen zu bewundern, so daß schon Theoderich der Große spotten mußte: „Ein armer Römer spielt den Goten, ein reicher Gote den Römer." Die Senatorialen ihrerseits, trotz aller Verachtung vor den Schafpelzen der neuen Grafen, waren doch gern bereit, ihre heiratsfähigen Töchter zu einer Verschwägerung darzubieten, die ihnen die kaum entwundene Macht durch eine Hintertür wieder zuführte. Die also erzogenen neuen Herren aber lernten vor allem, das Volk zu schinden, und wie für den gesamten west- und mitteleuropäischen ländlichen Großbesitz damals der Grund gelegt wurde, hat der neu entstandene Hochadel auch seine Gesinnung durch lange Jahrhunderte hin zu vererben gewußt.

So kluge Herrscher wie Theoderich und auch ein paar tüchtige Könige der Westgoten sahen natürlich den nationalen Verderb und suchten nach Mitteln zur Rettung; aber sie fanden keine. Die Ostgermanen waren eben unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen in eine in voller Zersetzung begriffene Gesellschaft hineingeraten und mußten ihr Schicksal erleiden. Am frühesten in Karthago die Wandalen, die allzu schnell den prickelnden Versuchungen einer hitzigen Hochkultur

erlagen. An üppigen Tafeln schwelgend, den Leidenschaften des Wagenrennens und Spieles, dazu lüsternen privaten Schaustellungen ergeben, mit einem eigenen tribunus voluptatum, verloren sie die alte Kraft und wurden dem Angriff des unter Justinian ausgreifenden Byzanz 534 zur leichten Beute. Belisar landete in Afrika mit höchstens 15,000 Mann, hauptsächlich germanischen Söldnern, von denen 5000 Reiter mühelos den entscheidenden Schlag führten. Der größte Teil der besiegten überlebenden ist, von Justinian in fünf Kavallerieregimentern organisiert, gegen die Neuperser gesendet worden und auf der mesopotamischen Ebene allmählich verblutet, in Afrika keine wandalische Spur erhalten geblieben.

Totila †. Rühmlicher fielen die Ostgoten (555) nach einem nochmaligen Aufraffen unter Totila, dessen poetische Figur durch die Jahrhunderte leuchtet. Seiner ward Belisar nicht so leicht Meister. Viermal wechselte Rom zwischen den beiden einander gewachsenen Gegnern hin und her, bis der große Byzantiner abberufen ward und Narses 552 die Stadt nahm. Das Heer, das dieser Eunuch von Byzanz nach Italien mitgenommen hatte und mit dem er Totila bei Taginä schlug, ist uns aus Prokop in seiner Zusammensetzung bekannt. Keine Legionen mehr darin, keine Kohorten. Außer kleinen Trupps von Persern und Hunnen, sowie einem Fähnlein unter dem Feldhauptmann Johannes, dessen Beiname der „Fresser" die Nationalität seiner angeblichen „Römer" sehr zweideutig macht, bildeten den Kern der Streitmacht zwei ziemlich gleich starke Haufen Langobarden und Heruler von je 3—5000 Mann, sowie unter dem tapfern Asbad ein paar hundert Gepiden. Nicht von römischer, von gepidischer Hand wurde Totila gefällt.

Gepiden und Heruler verschwinden. Der Name der Gepiden (ihr Sitz war zuletzt in Ostungarn und Siebenbürgen) ist nach einer großen Niederlage durch die Langobarden bald darauf aus der Geschichte verschwunden; die Heruler, nach ihrer Loslösung aus der hunnischen Völkerwoge am großen Knie der Donau bis zur Theiß hin, südlich der Langobarden ansässig, waren um 500 schon als Reisläufer zu allen möglichen und unmöglichen Heeren berüchtigt gewesen. Unter Belisars Fahnen galten sie für unzuverlässige Trunkenbolde, übermütig, wenig ehrbar und äußerst händelsüchtig, doch auch waghalsig und von starker Faust. Niemand hat wie sie die römische Disziplin untergraben, kein Feldherr ist wie Belisar durch die Unbotmäßigkeit seiner Unterführer in den wichtigsten Schlachtplänen behindert worden. Ja fast wären zuletzt noch die Ostgoten im Entscheidungskampf am Vesuv

durch eine Meuterei der Heruler gegen Narses gerettet worden. Die Langobarden, die sich viel mit ihnen herumgeschlagen hatten und später einen Rest nach Italien mitnahmen, sagten ihnen alle möglichen Schildbürgerstreiche nach, so daß sie blaublühende Flachsfelder für Wasser angesehen hätten, das sie zu durchschwimmen sich anschickten, ein andermal während einer Schlacht ihr beim Spiel sitzender König dem Späher oben im Baum bei Todesstrafe verboten habe, Ungünstiges herabzumelden.

Westgotisches Gesetzbuch. In Spanien waren das Verbot von Mischehen (zwischen Westgoten und Einheimischen) zwar samt dem Arianismus gegen Ende des sechsten Jahrhunderts gefallen und die Goten unter König Reckared katholisch geworden. Doch obschon Bischof Isidor von Sevilla späterhin das ausgezeichnete Verständnis zwischen den zwei Nationen rühmte, die germanischen Eroberer haben jenes Einvernehmen viel zu teuer bezahlt, nicht zum wenigsten mit dem Ruf, sie seien feige geworden. Denn welch eine schier unverwüstliche Kraft in dem herrlichen Volk immer noch steckte, bewies der alte König Kindaswinth. Mit neunundsiebzig Jahren bestieg er 642 den Thron und machte seine Regierung (—652) denkwürdig nicht nur durch ein schonungsloses Niederhalten der frondierenden Großen, sondern auch durch ein zusammenhängendes Gesetzbuch, die im 1. Kapitel schon erwähnte lex Visigothorum, deren einzelne Teile freilich, besonders die Militärparagraphen, schon zweihundert Jahre zurückdatierten. In ihnen eben findet sich eine ausgedehnte Anwendung von Prügelstrafen, wie sie die alte volkstümliche Verfassung für Gemeinfreie nicht gekannt hatte, und außerdem (in der III. Antiqua) folgender Satz: „Wenn ein centenarius, seine Mannschaft vor dem Feind im Stich lassend, sich nach Hause flüchtet, soll er sterben. Wenn er zu einem Altar oder Bischof seine Zuflucht nimmt, soll er dem Grafen seines Gaues 300 solidi bezahlen" u. s. w. Man fragt sich: Sind dies noch Germanen? Oder haben wir hier abkonterfeit das Benehmen der Einheimischen, seit sie ins Gotenheer zugelassen wurden? Von 35 westgotischen Königen starben nicht weniger als 17 durch Mörderhand. In dem herrschsüchtigen und dünkelhaften Adel, gegen den auch die stärksten von ihnen oft vergebens rangen, glauben wir die Vorläufer der späteren kastilischen Kamarilla zu sehen. Der tüchtigste Teil des Volkes fiel dann im Kampf gegen die Araber, die 711 der Westgotenherrschaft, nicht ohne Mitwirkung einheimischen Verrates durch vornehm-politische Parteiung, ein Ende machten.

Hier und da ein paar blitzende blaue Augen unter hellem Blondhaar in den Bergen der galicischen Nordwestecke das ist alles, was in

Spanien heute noch an das einst hier ausgestreute suevische Volkstum zu erinnern scheint; von den Westgoten ist anthropologisch keine Spur geblieben, falls nicht die unternehmenden und rührigen Katalonier (Katalonien wird ja gelegentlich als Gotolaunien erklärt) von ihnen stammen*). Nur die spanische Duellwut und die Romantik im Verkehr der Liebenden mögen als beglaubigtes westgotisches Erbteil gelten.

Besser lagen die klimatischen Verhältnisse in dem gallischen Strich nördlich der Pyrenäen zwischen den beiden Küsten. Im sogenannten Septimanien, mit der Hauptstadt Narbonne am Mittelländischen Meer, blieb das Westgotentum ein politischer Faktor noch bis zu den Kämpfen der Karolinger mit den Arabern; in Aquitanien aber, das am Atlantischen Ozean zeitweilig bis zur Loire hinabreichte und wo nach des Ammianus Bericht schon zur Kaiserzeit die Anpflanzung germanischer Inquilinen prächtig gediehen war, in der Heimat des Helden Waltari aus dem altdeutschen Liede, blühte lange noch ein hochgemutes, tapferes Volk, dessen Taten und Namen (Eudo, Hunold) über ihre Herkunft keinen Zweifel lassen.

Gotische Volksreste auf der Krim. Von den Ostgoten war ein kleiner Teil, ohne die Wanderung mitzumachen, auf der Krim ansässig geblieben und ist dort noch im 16. Jahrhundert von einem Reisenden als ein echtes Reis des edlen Stammes mit unverkennbaren Zügen beobachtet und beschrieben worden.

VIII. Kapitel.

Die Daheimgebliebenen.

Die Alemannen werden seßhafter. Wenden wir jetzt aus bunter Ferne den Blick zur Einkehr ins alte Land der Wodanseichen.

Seit man vor des Marius Auftreten die Kimbrer und Teutonen mehr als ein Jahrzehnt lang ruhelos umherziehen gesehen hatte, weil sie die Ebene wohl einnehmen, doch die ummauerten Städte nicht überrennen, noch weniger mit ihren primitiven Waffen und Werkzeugen belagern konnten, waren diese feindlichen, unbezwinglichen Gebilde den Germanen halb ein Rätsel, halb ein Grauen geblieben und oft noch

*) Lockender fast wäre es noch, Katalonien als Got-Alanien zu deuten, wenn es nicht feststünde, daß die Alanen sich 409 der Südwestecke der Halbinsel, dem heutigen Portugal, zugewendet hatten. Andalusien aber ist Wandalusien.

zum Schicksal geworden wie den Motten das Licht. Den seßhaft heimgebliebenen Deutschen aber an Rhein, Weser und Elbe gereichte es zum Segen, daß sie eine breite, ausgiebige, innige Vertrautheit mit Flur und Wald als die einzig rechte Lebensart empfanden, sich zur Anpassungsfähigkeit für das nervenzehrende Stadtleben ein weiteres halbes Jahrtausend Zeit ließen. Wo einstige römische Städte in ihrem Gebiet lagen, wurden sie ländlich zugerichtet, ihre Thermen und prächtigen Villen verfielen. Den Alemannen hatte die intensivere Fruchtbarkeit des dekumatischen Ackers nur die Subsistenzmittel für eine raschere Volksvermehrung gewährt, sonst war von der verfeinerten Kultur jener Striche nichts weiter übrig geblieben als die solidere Bauart der Wohnhäuser, und fast ununterbrochen sandte der wilde Stamm seine bewaffneten Scharen zum Kampf nach Gallien oder in die Alpenländer. Herzöge standen (etwa seit 450) über der Masse der Freien, doch auch die großen Volksversammlungen tagten in gewissen Zwischenräumen, die Zahl der Hörigen war beschränkt, die der Sklaven gering. Aber schon regte sich überall an der Methbank in den Hallen der Großen der Übermut der Gefolgsmannen, die bei einem so kriegerischen Sinne durch jeden Feldzug an Wichtigkeit gewannen, während der Freie bei reichem Kindersegen trotz allen Dezimierungen in der Feldschlacht Mühe hatte, seine wirtschaftliche Stellung zu behaupten, und jene Verschiebungen der Besitzverhältnisse, die im 5. Kapitel für Nordgermanien schon angedeutet wurden, auch an Oberrhein und Oberdonau nicht auf sich warten ließen. Immerhin hatten die Alemannen ihre Heimat lieb genug gewonnen und Brot genug in ihr gefunden, um nicht gleich Goten und Wandalen ebenfalls in ihrer Gesamtheit aufzubrechen.

Die Franken unter Chlodovech. Sehr spärlich ist leider die Kunde von den rheinischen Franken jener Zeit; nur von den salischen, die sich in den Niederlanden und dem nördlichen Gallien ausgebreitet hatten, wissen wir etwas mehr. Nicht willig mischten sich die Eroberer dort dem vorgefundenen provinzialen, gallo-römischen Element; im Gegenteil besaßen die Franken von sämtlichen deutschen Völkern, die mit dem Imperium in dauernde Berührung kamen, den ausgeprägtesten Nationalstolz. Während die hochbegabten Goten infolge einer gewissen Weichheit ihres Naturells, vielleicht gerade wegen ihrer tiefen Achtung vor hoher Kultur, ihrer Beschämung vor dem eigenen Mangel an Verfeinerung, zum Römertum emporblickten, die Westgoten von einer Verschmelzung träumten, die ihnen schließlich das Mark aus den Knochen sog, sind die Franken stets nur als Herren unter dem galloromanischen

Gezücht aufgetreten, haben von ihrer Kleidung, ihrer Sprache, ihrer Eigenart kein Tüttelchen hergegeben. Die Gedanken der Blutrache und des Wergeldes führten sie ein. Chlodovech, der in dreißigjährigem Ringen (481—511) nach Beseitigung zweier salischer Teilkönige mit eiserner Faust und für unsern Begriff ganz ungewöhnlich unsittlichen Mitteln sein Reich nach Süden und Osten ausdehnte, war ein Prototyp seines Volkes und gibt uns eine schreckliche Vorstellung davon, wie die deutsche Seele, der alten Bindung und Aufsicht durch die heimische Sippe, den heimischen Verband ledig, in den freieren Verhältnissen der Wanderzeit verwilderte. Die Mordlust, die Heimtücke, die ganz gewissenlose Gewalttätigkeit, die uns aus der Familiengeschichte des fränkischen Herrschergeschlechtes anstarren, bestätigen die allgemeine Denkart der Nation. Die neu aufkommende Macht des Christentumes aber vermochte solche Gesinnung nicht etwa zu läutern, sondern nur noch zum Überfluß mit brutalem Aberglauben zu verschlimmern.

Sein Übertritt zum Christentum. Was Chlodovech von Christus forderte, war praktischer Erfolg. Er machte mit dem Herrgott in der Alemannenschlacht bei Zülpich 496 einen Kontrakt: wenn er siegte, wollte er Christ werden. Zufällig siegte er, und sein Christentum war auch danach. Mit ihm verlangte sein ganzes übertretendes Volk vor allen Dingen Wunder. Der aufkommende Wunderschwindel samt der durchaus polytheistischen Heiligenverehrung und dem Reliquienschacher drückten die allgemeine Intelligenz für ein ganzes Jahrtausend in die Tiefen blöden Wahnes hinab. Um so besser verstanden sich die merowingischen Könige darauf, in der Knechtung der Gemüter durch die Kirche ein Herrschaftsmittel auszubilden, und es fragte sich fortan nur noch, wer die Vorteile davon genießen sollte: die im Besitz des Geheimmittels befindliche Priesterkaste oder die weltliche Macht, die vermöge der Priester ihre Untertanen zu gängeln wünschte.

Kommunistische Sinnesart freier Franken. Dies galt vorläufig nur für die Salier in Gallien. Denn östlich von ihnen, im sogenannten Austrasien zwischen Maas, Lippe, Weser und Untermain, existierte die germanische Stammeshälfte bei ihren alten Göttern fort, in ungemilderter Wildheit, doch auch mit dem ungebeugten, freiheitliebenden Stolz der einstigen Sugambrer. Hier saßen die Gesinnungsgenossen jenes fränkischen Kriegers, der, als Chlodovech nach einem Siege ein kostbares Kirchengefäß von der aufgehäuften Beute für sich zurücklegen ließ, auf das Stück mit seiner Streitaxt schlug und murrte: „Nichts weiter sollst du haben, als was nach dem Lose dein Recht ist.“ Das war der echte deutsche Gemeinfreie. Chlodovech nahm allerdings

eine despotische Genugtuung bei der nächsten Musterung. „Die schmutzigsten Waffen im ganzen Heer trägst du!" so herrschte er den Allzuselbständigen an und warf ihm seine Streitaxt an den Boden. Als der Gescholtene sich zornrot nach ihr bückte, zerschmetterte der König mit der eigenen Axt ihm den Schädel.

Diese Franziska, ein kurzes zweischneidiges Handbeil, das vor Beginn des Nahkampfes gern geworfen wurde, war ursprünglich nur den Franken eigentümlich gewesen, erschien dann aber auch bei den andern Stämmen, die ihre Schneide zu fühlen bekommen hatten. Besonders die Thüringer konnten etwas von ihr erzählen, die im Rücken der Sachsen, Franken und Alemannen östlich bis zur Mittelelbe, dann um die böhmischen Grenzgebirge herum südlich bis zur Donau sich ausgedehnt hatten, doch geschlagen den größten Teil ihres Gebietes an die Franken verloren und nie mehr zu voller, gleichberechtigter Selbständigkeit gelangten.

Sächsischer Stammescharakter. Die Sachsen, von allen deutschen Stämmen am zähesten an ihrer Heimat hangend, blickten, wenn sie überhaupt an Auszug und Wanderung dachten, am liebsten seewärts. Die Sentimentalität hat es beklagen wollen, daß von unsern Vorfahren gerade diese langsamen hartköpfigen Niedersachsen daheim bleiben mußten. Gesegnet sei ihre Langsamkeit! Nun erst wurde die reife Frucht der cäsarischen Saat, die Befriedung und Seßhaftmachung der einstigen Nordwestgermannen, geerntet. Ob die Sachsen wirklich von Hause aus unbegabter als die Goten waren, mag übrigens füglich bestritten werden, wenn auch an ihnen das Gesetz der Abhängigkeit von Boden und Klima wirkte und in den Marschen, den Mooren zwischen Ems und Elbe an menschlichen Tugenden stets die Staatskunst vor der Phantasie zu gedeihen schien. An Bildung erschienen die Rheinfranken, die wir heut wegen ihrer poetischen Leichtbeweglichkeit und Kunstfreude bewundern, in jener Zeit keineswegs berühmter; im Gegenteil ist über alle drei westliche Stämme, Sachsen, Franken und Alemannen, in den Stimmen der Zeitgenossen nur Ein Wehklagen wegen unbändiger Wildheit und kulturhassender Wut.

Ethische Nachwirkung der Wanderzeit. Denn freilich schwand in den zwei Jahrhunderten seit dem Anprall der Hunnen auf die Ostgoten, Jahrhunderten voller Blut und Raub, nicht bloß bei den Wandernden, Sueven, Burgundern oder Salfranken, sondern auch bei den Daheimgebliebenen die alte Naivität dahin, der Sinn ward härter, gewaltsamer, begehrlicher und verschlagener. Das Menschenleben galt wenig, überall nahmen Verbrechen und Laster zu, mit Ausnahme der-

jenigen, die erst in Städten auftauchen. Die vorhandene Gesittung aber war durchweg noch heidnisch. In jedem Frühling wurden die alten Götterbilder und Heiligtümer feierlich um die Flur getragen; in den Sonnenwendnächten flammten die Feuer, an denen das geopferte Pferd gebraten wurde, und jauchzende Paare sprangen durch die Flammen. Vom Christentum war höchstens dieser oder jener Spruch verbreitet, der wie irgend eine andere Zauberformel geraunt ward und Sieg verleihen sollte. Nur einige fürstliche Frauen, die mit weiblichem Instinkt aus der christlichen Moral die Verpflichtung des Mannes zu monogamischer Treue für sich herausgelesen hatten, waren der neuen Lehre schnell geneigt, standen mit römischen Sendboten in Verbindung und mahnten ihre Gatten zum Übertritt.

Dreifelderwirtschaft und Gewanndörfer. Im Vordergrunde des gesellschaftlichen Lebens bemerken wir ums Jahr 500 bei Alemannen und Rheinfranken die Dörfer. Brandwirtschaft, wilde und auch schlagmäßige Feldgraswirtschaft (vgl. III. Kapitel) dürften jetzt wohl überwunden und das Dreifelder-Betriebssystem vorherrschend gewesen sein, während der vorhandene Acker immer noch halb kommunistisch ausgeteilt wurde. Da waren denn nur die sogenannten „Gewanndörfer" möglich, deren Flurstücke in Würfeln um ein Dorf herum lagen, weil jeder Dorfgenosse — damit die guten und geringeren Feldstreifen bei den einzelnen Bauern wechseln könnten — an jedem Gewann (d. h. jedem zusammenhängenden Stück Ackerland) beteiligt war, wodurch deren Größe von vornherein Grenzen gezogen wurden. Denn da doch ohnehin (bei der Dreifelderwirtschaft) immer nur zwei Drittel des Bodens unter den Pflug kamen, verbot es sich von selbst, die Bestellung durch übermäßige Entfernung der allzuweiten Flur zu erschweren. Ein Gewanndorf, einmal für acht, oder höchstens wohl zwölf Bauernfamilien angelegt, war also kaum noch ausdehnungsfähig. Es konnte bestenfalls ein Tochterdorf anlegen.

Bei den Sachsen scheinen die Dörfer nunmehr seltener als die Einzelhöfe gewesen zu sein, weil ihre Neigung zu Privatbesitz die alten Markgemeinschaften gesprengt oder doch gelockert hatte; bei den erstgenannten Stämmen darf man sie sich zahlreich, wenn auch nicht so groß wie heute vorstellen, da Verteilung sowohl wie Bearbeitung zu kompliziert geworden sein würden, wenn die Menge der freien anteilberechtigten Dörfler die Zwölfzahl wesentlich überschritten hätte. Zwölf große Höfe mit reichem Kindersegen, alternden Verwandten, Hörigen und Knechten mochten freilich oft schon 180—200 Köpfe ergeben. Wenn andrerseits der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours einem

andern nacherzählt, wie das römische Heer 388 bei einem Zuge durch das Land der Franken ungeheuer große und volkreiche Dörfer (ingentes vicos) vorgefunden habe, so setzt uns diese Nachricht einigermaßen in Erstaunen. Beruhte sie auf Wahrheit, so muß es sich entweder um ganz alte Dörfer gehandelt haben, deren Höfe durch Übereinkunft ihre Gewanne in Privatbesitz aufgelöst, einen erheblichen Teil der „Allmende" (Gemeindeweide und -urwald) unter den Pflug genommen und jüngeren Generationen überlassen hatten, oder um neuere Gründungen, mit Abweichung von der alten Anlage in Gewannen, vielleicht auf unlängst erobertem und gleich nach dem modernen Prinzip des Privatbesitzes ausgeteiltem Boden.

Rodungen und Rottland. In Friedenszeiten genügte sich die Unternehmungslust überschüssiger Kraft älterer Dörfer zunächst dadurch, daß in dem Urwald, — der, oft quadratmeilengroß, bei der ursprünglichen Verteilung des Landes einer Siedlerschaft von Markgenossen zugewiesen worden war und ihre Ackerflur umgab — gerodet wurde. Waren jüngere Söhne herangewachsen, für die zufällig die Aussicht, in der Schlacht in hinreichenden Mengen totgeschlagen zu werden, geringer schien, die lieber daheim bleiben und heiraten als auf Abenteuer und Raub in die Fremde ziehen wollten, so schickte das alte Dorf eine Tochtergründung in den nahen Wald. Dann krachten wochenlang die Stämme, Rauchsäulen stiegen empor, der Axtschlag der Zimmerleute ließ sich hören, bis wiederum acht oder zwölf Höfe hingestellt waren. Die wurden vom Mutterdorf mit Inventar ausgestattet und gehörten — wir wissen es nicht genau — kürzere oder längere Zeit zur selben Markgemeinschaft, bis sie sich eines Tages selbständig machten.

Für Einzelpersonen lag die Sache anders. Auf S. 44 wurde schon hervorgehoben, wie Tacitus am Anfang seines 16. Kapitels nur davon gesprochen hatte, daß die Germanen ihre Dörfer abgesondert anlegten, wo irgend ein Quell, eine Flur, ein Hain zur Siedelung einlud. Es hieße die Starrheit der alten Gentilverfassung völlig vergessen, wenn man gewaltsam jenen taciteischen Text dahin verstehen wollte, daß es einzelnen gestattet gewesen sei, sich der Allgemeinheit, d. h. ihrem Trupp, zu entziehen und sich im Urwald ein Plätzchen auszusuchen. Vielmehr war das Individuum damals noch derartig eingekeilt in seine Sippe, daß es für sich selbst kaum zu existieren schien. Wann germanische Dörfler damit anfingen, sich „auszubauen", ist genau nicht zu sagen; nur vermuten darf man, daß dies in Gegenden, wo der Privatbesitz aufkam, also im Nordwesten Deutschlands, zuerst geschehen sei und sich, etwa vom dritten Jahrhundert ab, so vollzogen habe,

daß irgend ein Bauer nach eingeholter Zustimmung der übrigen und des Häuptlings, im Urwald auf eigene Rechnung rodete. Dieses Rottland durfte er in Nießbrauch nehmen, — dann saß er auf seinem neuen stattlicheren Hof als auf einer Art kündbaren Eigenbesitzes und überließ vielleicht seinen dörflichen Anteil an Sohn oder Schwiegersohn; — oder er tat es an Hörige (meist wohl in kleineren Parzellen) zur Bewirtschaftung aus. Hatte er das Rottland eine Zeitlang innegehabt, ohne daß Ausdehnungsbedürfnisse der Gemeinde ihn gestört hätten, so ging es endgültig in seinen privaten Besitz und den seiner Familie über.

Morgen und Hufe. Immer erfolgte, wo die Dreifelderwirtschaft erst eingeführt war, die Anlegung der Gewanne in der Dreizahl, d. h. es gab ihrer drei oder sechs oder neun, so daß je ein Drittel mit Winterkorn, ein Drittel mit Sommerkorn bestellt werden, ein Drittel brachliegen konnte, und immer mußte das bestellbare Ackerland im ganzen groß genug sein, um jeden anteilberechtigten Gemeinfreien innerhalb seiner Markgenossenschaft eine volle Nahrung zu gewähren. Ein Tagwerk — das, was ein kräftiger Mann im Laufe eines Tages zu bestellen vermochte — hieß „Morgen". Vierzig Morgen wurden gewöhnlich als ausreichend für eine Familiennahrung betrachtet; sie bildeten mit dem Anteil an der Allmende (Weide, Wasser und Wald) zusammen eine Hufe. Da es feldmessende Katasterbeamte bei den Deutschen noch nicht gab, gerieten die Hufen in verschiedenen Landstrichen sehr ungleich, teils wegen der größeren Reichlichkeit des Areals, das einer bestimmten Völkerschaft oder, innerhalb ihrer, einzelnen Geschlechtern bei der Besitzergreifung zugefallen war, teils wegen der ungleichen Fruchtbarkeit des Bodens. Solche Verschiedenheit mag einer der Gründe gewesen sein, weshalb an dem ausgleichenden Gewannsystem trotz der oft erheblichen Unbequemlichkeit der Kommunikation zwischen gewissen Höfen und gewissen Außenschlägen so lang und so zäh festgehalten wurde. Jedenfalls ist man — was eben den Wert obiger Nachricht Gregors von Tours einigermaßen herabmindert — erst in viel späterer Zeit vom Gewanndorf dazu übergegangen, die Höfe längs einer Dorfstraße zu bauen und jedem Hof in unmittelbarem Anschluß das Landstück zuzuweisen, z. B. im Odenwald, wo das langgedehnte Dorf Ziegelhausen bei Heidelberg ein typisches Beispiel liefert, wie einst Bauernhöfe perlenschnurartig aneinandergereiht wurden. Im 6. Jahrhundert pflegte der korporative Sinn germanischer Dörfler jedoch, abgesehen von den Sachsen, noch so ausgeprägt, der Einzelne meist noch so gesellig und wirtschaftlich unselbständig zu sein, daß ihm die fortwährende Nähe seiner pflügenden, säenden oder erntenden Dorfgenossen auf jedem Gewann

eher ein Bedürfnis als eine Störung war. Holz konnte sich jeder aus dem Gemeindewald holen, soviel er wollte, denn Holz war damals überreichlich da. Sauhirten trieben große Schweineherden in das Buchendickicht; auf der Gemeindewiese, die zumeist ebenfalls in verschiedenen Stücken sich dem Acker anschloß, oder auf der Brache hüteten unfreie Hirten die Rosse, die Rinder, die Schafe und Gänse.

Der deutsche Dorfschmied. Unter den Gewerben, die in der dörflichen Kultur zur Blüte gelangten, waren die Schmiede, wie man leicht denken kann, weitaus am geachtetsten. Die Vorliebe des Germanen für alles Waffenhandwerk hatte ihn die erste Bearbeitung von Eisen als etwas Göttliches empfinden lassen. Alben und Zwerge hüten den unterirdischen Metallschatz, Riesen besitzen den Eisenwald und schlagen mit Eisenstangen drein. Die Asen der Edda, die ersten, die Eisen zum Hausbau verwendeten, werden als Erfinder von Werkzeug und Zangen gerühmt; später noch läßt die Sage ihre Lieblingshelden, jung Siegfried und den Langobardenkönig Albuin, sich ihr Schwert eigenhändig hämmern. Auch in den Dörfern darf man das Schmiedehandwerk nicht schon als ein losgelöstes Spezialfach vermuten; sondern der Freie, in dessen Familie diese geheimnisvollen Griffe erblich waren, besaß und beackerte neben der Schmiede seine Hufe wie jeder andere Nachbar. Freilich war der Dorfschmied in jenen Zeiten stets zugleich, und oft genug in erster Linie Waffenschmied. Selbst ein gewaltiger Kämpe, hatte er die Schwerter, die Speerspitzen, die Helmkappen, die Schildbuckel in seiner Obhut, neben Spaten, Pflugschar und Sichel. Doch auch Nägel und Spangen hatten zu seinen früheften Aufträgen gehört, und im sechsten Jahrhundert hatte sich römische Metalltechnik längst so weit verbreitet, daß auch bei den deutschen Dorfschmieden ein Zug zur Ornamentik und eingelegter Arbeit nicht ganz fehlte.

Kleidung um 500. Schuster und Schneider darf man in den Dörfern jener Zeit nur spärlich oder gar nicht vermuten. Jedes deutsche Haus hatte seinen Schneider, das war die Frau. Selbst im Nibelungenliede, wo die Ausdrücke „Gewand" und „schön Gewand" stellenweise fast so häufig wie in einer Modezeitung wiederkehren, setzt sich Chriemhild mit ihren Mägden für ein paar Wochen in die Kammer, um den Bruder mit seinen Helden zur Brautfahrt auszurüsten. Noch wußten deutsche Haushaltungen nichts von dem raffinierten Plunder heutiger Tage, die Kinder liefen bis zur Mannbarkeit nackt, was ihnen hygienisch wie moralisch ganz vorzüglich bekam, weil dem Natürlichen nicht der Reiz des Geheimnisvollen gegeben ward; hitzende Hosen, das un-

gesündeste und verderblichste Kleidungsstück der Kultur, kannte man nur ausnahmsweise in kalten Wintern, und ebensowenig gab es die hinderliche Last der Ärmel, mit denen die Prüderie uns beschwert. Im allgemeinen trug der Germane des 6. Jahrhunderts sich so wie der antike Römer oder Grieche: Kopf, Arme und Beine bloß, an den Füßen Sandalen oder den ledernen Bundschuh, selten schon Lederstrümpfe als Vorläufer unserer Stiefel. Den Rumpf bedeckte ein bis zum Knie reichendes leinenes ärmelloses Untergewand, mit einem losen Gürtel manchmal, so lang es noch nicht zum Hemde degradiert war; darüber kamen zur Volksversammlung oder für ähnliche Gelegenheiten ein selbstgewobener, ebenfalls ärmelloser Lodenkittel, oder Pelze, oder ein über die Schultern geworfener und am Hals durch eine Spange zusammengehaltener weißer, oft auch roter oder blauer Mantel, für den früh schon die Händler schöne Tuchstoffe einführten. Manche Stämme trugen über ihren Beinkleidern kreuzweis geschnürte Bänder, eine ganz besonders unzweckmäßige Anordnung. Die Heruler, jenes früh zersplitterte Volk, dessen Heerhaufen sich gleichwohl durch die Völkerwanderung hin erhielten und überall durch ihre Leichtfüßigkeit berühmt machten, hatten diesen Ruhm nur ihrer gesunden nationalen Gewohnheit zu danken: bei Beginn der Schlacht sämtliche Kleidungsstücke abzulegen. So wird man sich im großen Ganzen auch den damaligen deutschen Feldarbeiter vorzustellen haben, nackt und schwertgegürtet, denn stets konnte ein Überfall erfolgen. Daheim in der Halle an einem Ehrenplatz ruhten dem Freien — selten wohl für längere Zeit — Speer und langer Lindenschild. Nur der waffenlose Knecht und Hörige, sofern sie nicht in die Dienstmannschaft irgend eines Gefolges eintraten, sahen sich zur Selbstverteidigung auf Knüttel, Feldstein und die eigene rohe Kraft angewiesen. Von ihrer Kleidung ist nicht viel mehr zu melden, als daß die Leinwand grob, das Lodenzeug rauh war; ein blauer Tuchmantel mochte ihrem jungen Nachwuchs wohl als Inbegriff traumhafter Pracht erscheinen, phantastische Vorstellungen und Wünsche auslösen. Doch wenn Barfüßigkeit zeitlebens ihr Los blieb, vererbten sie dafür auch eine Widerstandskraft gegen alle Wechselgrade von Feuchtigkeit und Kälte, um die unsere heutige Verweichlichung sie nur beneiden kann.

Hausbau. Das Bauhandwerk, das im Lauf der Jahrtausende fast nirgend wie so viele andere Künste und Gewerbe von einmal erstiegener Höhe zu völliger Roheit herabsank, überdauerte auch die Verwüstungen der Völkerwanderung und machte selbst in der abgelegenen germanischen Wildnis Fortschritte. Wohl fehlte neben dem griechischen Kunstsinn auch das herrliche Material, das schon die Paläste der

homerischen Helden geziert hatte, doch wird nun die „hochgewölbte Halle" des Häuptlings, des Königs oder des Begüterten schlechthin zum Gegenstand staunender Bewunderung bei den Volksgenossen. Steinbauten darf man freilich im Innern des Landes zunächst nur als Überbleibsel früherer römischer Kastelle oder bei reichen und mächtigen Fürsten vermuten, die sich fremde Baumeister und Maurer kommen ließen. Das Haus des Freien aber war im sechsten Jahrhundert, wie auch früher schon und im Niedersächsischen vielfach heute noch ein Saalbau. Durch die Haustür trat man auf die Diele, die zugleich Wohn- und Eßzimmer machte, wo an kleineren Herden die Hausfrau ihr einfaches Gericht kochte, an größeren zeitweise der mächtige Braukessel hing, an Winterabenden riesige Holzklötze dauerhafte Glut und spärliches Licht gaben, während die Methbank alle männlichen Angehörigen und Dienstleute zum Abendtrunk versammelte. Seitlich führten in Häuptlingshallen von der Diele aus Treppen zu den beiderseitigen Galerien, von denen aus man im Oberstock zu Wohn- und Schlafräumen oder Vorratskammern gelangte. In kleineren Betrieben schloß sich aber auf der einen Seite oft schon der Heuboden oder gar der Viehstall an. Mit Luft blieben diese Häuser fast immer ausgiebig versehen, da abschließende Glasfenster in Deutschland noch unbekannt waren und die Stürme des Himmels ganz anders im hohen Gebälk rüttelten wie heutzutage. Drückte der Wind auf die Rauchsäule, so wurde das Atmen auf der Diele zwar belästigt, wenn auch nicht mehr als in modernen vollgequalmten Wirtshäusern, doch sicher bedeutete die Öffnung im Dach einen enormen Fortschritt gegen jene Zeiten, da sich der Rauch des Hauses durch alle Ritzen der undichten Hütten seinen Weg ins Freie zu suchen hatte.

Hausfrauen. Das Reich der Frauen war vielfach unterirdisch etabliert. In einem „Tung" genannten, gut überdeckten Raum, dessen Ventilationsverhältnisse freilich nur den ausgezeichneten Lungen jener Naturkinder keine Schwierigkeiten verursachten, wachte dort die Gebieterin über die spinnenden oder webenden Töchter und Mägde beim flackernden Schein höchst primitiver Beleuchtungskörper, Kienspäne oder Talgfunzeln, während oben die Männer in ähnlichem Halbdunkel ihr Bier aus eichenen Krügen tranken. Früh lernten die Hausfrauen gebleichtes Linnen in ihren Truhen anzuhäufen, und schon Tacitus rühmt ihre Geschicklichkeit, die Borten schön rot zu färben. Was uns am meisten überrascht, ist aber, daß die Seife eine deutsche Erfindung ist und die Römer sie von den Germanen kennen lernten, freilich sie nur als kosmetisches Mittel anwendend, um dem Kopfhaar

Glanz zu verleihen, während man sich der Vorstellung kaum entschlagen kann, daß sie in unserer Heimat sofort praktischen Zwecken diente und der Scheuerteufel nicht erst im sechsten Jahrhundert manche deutsche Haushaltung geplagt haben wird. Ihre zweite große Domäne fand die deutsche Gattin, die in älteren Zeiten außer Schwert und Schild ein Joch Rinder und ein Pferd als Morgengabe von ihrem Bräutigam geschenkt zu erhalten pflegte, als Hegerin des lebenden Inventares. Sie band die jungen Kälbchen an, gab ihren Kühen sinnige Namen, streute dem Vogelvieh sein Futter, mehrte sorglich den Vorrat, den der Händler außer der Seife gern in Tausch nahm: Gänsefedern und Fleisch aus dem Rauchfang. Westfälische Schinken und Würste waren schon unter Kaiser Diokletian ein gangbarer Handelsartikel, und mancher dem Gaumen dienende Luxushändler in Rom, Antiochia oder Alexandria führte sie in seinem Laden.

Lage der Hörigen. Wenden wir uns von den größeren, mit allen möglichen verfeinerten Gebrauchsgegenständen für Tafel und Kleidung bereits vertrauten Haushaltungen zur Kaste der Hörigen, welchen Abstand finden wir da! Zwar sind die Wände seiner Lehmhütte jetzt meistens schon weißgetüncht. Aber der Acker ist karg, die Kinderzahl groß, die Arbeit schwer, der Herr schlimm, viel schlimmer als ehedem. Liefert der Hörige nicht, was ihm obliegt, dann muß er fronen, oder seine Kinder müssen es, oder es wird ihm vom Inventar ein Stück genommen, das er schmerzlich vermißt und kaum ersetzen kann. Und die Kinder selbst — manche sind brav, und helfen ihren Eltern, andere sind unruhig und aufsässig, langweilen sich in der Einsamkeit des Waldrandes, wollen ins Dorf unter Menschen, wo man doch etwas sieht und hört, wollen auf irgend einen größeren Hof, wo die Verhältnisse weiter und breiter sind und sich eher ein Freiersmann, eine Partie findet. Zu verdenken ist es den armen Mädchen nicht. Welch ein Aufwachsen auf der engen Tenne, wo Kinder, Hühner, Ferkel durcheinander wirbeln, die Mutter ewig im Wochenbett, dann zu harter Arbeit rasch wieder aufspringend, der Vater mürrisch unter der ihm aufgelegten Last, vielleicht zum Trunk geneigt, den ihm die scheltende Gesponsin unter Schlägen brauen muß. Die erwachsenen Brüder haben sich heimlich fortgemacht, die einen zur Feldarbeit auf einem größeren Hof, die anderen bei dem Gefolge irgend eines Mächtigen, in der Hoffnung auf Ruhm und Beute; von beiden sieht und hört man nichts mehr.

Gesinde. Wir werden am sichersten gehen, die Zunahme der Hörigen proportional der Zunahme unabhängigen privaten Grundbesitzes zu

vermuten. Denn da größere Güter schlechterdings nicht mehr von den eigenen Familienmitgliedern allein bebaut werden konnten und gedungener Arbeit bedurften, fand der Nachwuchs der Hörigen für die Kraft seiner Arme ein Absatzgebiet je nach der Aufnahmefähigkeit der Großbetriebe für Tagelöhner. So entstand als ein merkwürdiges Destillat aus Gefolgschaft, Hörigkeit und Sklaverei das deutsche Gesinde, die Dienstmagd und der Instmann. Zwar konnten sich auch Töchter und Söhne freier Bauern an einen größeren Haushalt verdingen, um etwas zu lernen; die nahmen dann immer eine aparte, geachtetere Stellung ein, so lange der Vertrag währte. Die Kinder von Knechten oder Hörigen blieben unfrei insofern, als sie weder an eine Bewaffnung, noch eine politische Gleichberechtigung, noch eine Verschwägerung mit Freigeborenen denken durften. Den Ort mochten sie wohl wechseln, doch ihr Stand begleitete sie. Auch im Gefolge eines Großen mußten ihre Leistungen und ihr Glück bedeutend sein, wenn sie steigen sollten. Sonst war die Gewalt ihrer Dienstherren über sie fast unbeschränkt, sie konnten bei irgend einem Anlaß vom Gebieter erschlagen werden; und wenn auch ein gewisses Wergeld sie schützte, wer von ihren waffenlosen Angehörigen hätte jemals wagen dürfen, gegen eine mächtige Sippe den Weg der Rache zu beschreiten? Die Mägde wurden im wilden sechsten Jahrhundert fast überall auch mit ihren Leibern gleich Sklavinnen des Altertums dem Hausherrn untertänig, wo nicht ein besonders schönes Verhältnis zwischen den Ehegatten solche Möglichkeit von selbst verbot.

Denn freilich fällt es uns schwer, das deutsche Familienleben selbst in diesen schreckensvollen Zeiten als jener Innigkeit, jener sanfteren Züge tiefster Vertraulichkeit, die zu seinem früheſten Schmuck gehörten, nun völlig bar und den Alltag deutscher Dörfer gemütlich ganz verarmt und freudenleer zu empfinden. So lagen die Sachen auch nicht, wenigstens nicht überall und immer. Herrschte in irgend einem Eckchen der Heimat nur für zehn, ja nur für fünf Jahre Frieden, wie blühte das Volk empor! Fünf Jahrgänge mannbarer Jugend, ungescheucht von Überfall, Plünderung und Not herangereift, füllten alle Lücken mit strotzendem Leben; fröhlich wurde gerodet, geackert und geerntet.

Hungersnot. Noch waren wohl die Winter furchtbar streng, und schreckliche Hungerjahre haben diese ohnehin schwer zu sättigenden Naturkinder vom Anbeginn ihrer Geschichte gequält. Dann wurde an Baumrinden genagt, um wenigstens die Zähne zu beschäftigen, und, was noch schwerer ankam, die letzte Kuh geschlachtet, damit sie nicht aus Futtermangel ebenfalls umfiele. War das Labsal der Milch für

die Kleinen versiegt, wie oft trieb dann bitterste Not die Verzweifelten zur Untat! Will man all die Züge von Unmäßigkeit, die schon frühe den germanischen Namen geschändet haben, gerecht beurteilen, so darf man nicht vergessen, daß wir im Zeitalter raffinierter Getreideversorgung die eigentliche Brotlosigkeit gar nicht mehr kennen, während sie in Germaniens Wäldern zu den regelmäßigen Landplagen gehörte, wo robuste Säfte wie die unserer Ahnen ganz anders verlangten und ganz anders entbehrten, wie wir.

Maifeier. Immerhin wuchs nach vielen Rodungen jetzt mehr Brotkorn zwischen Rhein und Oder als ehedem. Wo Wind und Sonne erst einmal hatten eingreifen dürfen, da trockneten auch größere Sümpfe schnell; nicht mehr waren ganze Landesteile, wie zu des Germanicus Zeiten, nur auf den sogenannten „langen Brücken", rohen Knüppeldämmen aus behauenen Baumstämmen, die den Morast vollgelaufener Waldtäler notdürftig ausfüllten, passierbar. Nicht mehr bloß auf trockenen, sandigen Hügeln, nein, gerad in der Ebene wogte jetzt das Getreidefeld, und überall, bald hinter dieser, bald hinter jener Waldecke, lachte die Flur. Hatte der Frühlingsgott die „Winterriesen" endgültig überwunden, so versammelten sich unter der Dorflinde, in deren Schatten sonst Gericht gehalten wurde, unter den Klängen der Fiedel die Mädchen und Bursche zu Reigen und Ballspiel. Da dröhnte der Boden und hoch schwang der Tänzer seine Tänzerin. Standen die Freien in erster Reihe und hielten sich vornehm etwas abseits, die jungen Männer im Gespräche gern an einer langen Locke zwirbelnd, die ihnen als Zeichen ihrer freien Abkunft über die Schulter hing, so fanden doch auch die Dienenden untereinander Partner zu frohem Tun, wenn nicht als Teilnehmer, so mindestens als Zuschauer.

Der Sänger als Zeitung. Als Zuhörer, wenn Er, der hochgeachtete und zumal an langen Winterabenden sehnlich erwartete Sänger ins Dorf kam. Sobald er auf irgend einer Diele seine Harfe gestimmt hatte und sein Lied anhob, dann ging den Männern an der Methbank der Atem kürzer, unten im „Tung" feierten Rocken und Webstuhl, dichtgedrängt starrten die lauschenden Mägde mit aufgerissenen Augen, die Türe draußen aber ward von den Dörflern umlagert. Nächst den Händlern war der Sänger vor allem auch Bringer von Neuigkeiten; er trug ein- oder zweimal im Jahr die Zeitung ins Dorf, in einer Form, die zur leidenschaftlichsten Teilnahme aufregte. Die großen Helden des Stammes besang er in Weisen, die nie ermüdeten; und der hörige Kätner, der von jenseits des Sumpfes meilenweit herbeigeeilt war, weil der lang Erwartete sich angekündigt hatte, er erfuhr

durch ihn vielleicht von seinem verschollenen Sohn Wolf oder Luitgar, der im Gefolge irgend eines Edeln vor Jahren in den gallischen Krieg gezogen war und nun sich einen klingenden Namen gemacht hatte.

Germanische Glücksritter. Solches Emporkommen blieb lang im Angedenken der Volksgenossen, ihr Sagen und Raunen spann es behaglich aus. Da war ganz früh schon ein typisches Beispiel jener im 5. Kapitel erwähnte Maximinus Thrax gewesen, in Thrakien von einem gotischen Vater, einer alanischen Mutter, wahrscheinlich halbfreien Siedlern, geboren. Ein baumlanger Kerl (man gab ihm sieben Fuß) hatte er gaffend am Wege gestanden, als Kaiser Septimius Severus mit seinem Gefolge angeritten kam, um die dortigen Truppenlager zu inspizieren, und lief sieben Meilen am Wege mit, ohne den Atem zu verlieren. Der stramme Bursche fiel dem Kaiser auf; er ließ aus dem Lager die stärksten Ringer antreten, die Maximinus sämtlich warf. Dann lief er, als ob nichts geschehen wäre, weitere sieben Meilen zum nächsten Lager. Wieder ließ man die stärksten Soldaten antreten und wieder warf sie Maximinus alle. Darauf nahm ihn der Kaiser in seine Garde auf, wo er sich durch bärenmäßige Tapferkeit, doch bald auch durch die Gabe des Befehls auszeichnete. Er stieg rasch und war 235 Exerziermeister bei den rheinischen Legionen, als ihn der Soldatenaufruhr gegen Alexander Severus mit dem Purpur bekleidete. Niemand hat dann germanische Fluren unbefangener und gründlicher verwüstet als er; niemals ist ein Germane in hoher Stellung von nationalem Empfinden im Sinne Armins freier gewesen. Doch daß er von der Pike auf gedient hatte, ein richtiger Eisenfresser, der als Kaiser täglich 40 Pfund Fleisch (etwa 13 Kilo) zur Instandhaltung seines guten Mutes bedurfte und bekam, das konnte ja im hungrigen Germanien seinen Namen gar nicht anders als populär machen.

Charietto. Berühmter noch wurde Charietto, wahrscheinlich ein Franke, einer jener echten altdeutschen Hagestalden (Hagestolzen), die sich dem Kriegsgott angelobten und die Gründung eines Herdes verschmähten. Ein riesiger Gesell, an blutige Arbeit längst gewöhnt, kam er über den Rhein Abenteuer suchend nach Trier gezogen und zufällig zu einer Zeit, als eine räuberische Chaukenbande die ganze Gegend, Landhaus für Landhaus plünderte, doch unfaßbar sich allnächtlich in den Wäldern verbarg. Diese nahm Charietto aufs Korn, beschlich sie, wenn sie nachts berauscht im Schlummer lagen, und schnitt so viel Köpfe ab, als er nach Trier schleppen konnte. Das trieb er eine Zeitlang; bald fand er Gefährten. Kaiser Julian soll dann ihn mitsamt

seinem Gefolge, ja mit dem Reste der Chauken in sein Heer aufgenommen haben, wo Charietto ein tüchtiger Befehlshaber wurde und als Graf, als ein comes Germaniae, 366 durch den Pfeil eines Alemannen fiel. Ammianus, Eunapius, Zosimus erwähnen ihn, wie wenn an den Wachtfeuern der Soldaten sein Ruhm gesungen worden wäre; seine eigenen Volksgenossen werden ihn nicht verschwiegen haben.

Als dritter sei Odovakar hier genannt, der, wenn auch wohl von besserer Herkunft als die ersten zwei, doch ein armer hab- und landloser Abenteurer, in schlechten Pelzrock gekleidet, den Speer in der Hand, 460 in die niedere Hütte des heiligen Severin (in Oberösterreich) trat, um seinen Segen zu erbitten. Der Missionar entließ den frommen Habenichts mit der Verheißung, daß er in kurzem „vielem Volk reichen Hort spenden" werde, und so kam es.

Die Siegfriedsage. Doch wo suchen wir die Urgestalt für ihn, den Mann der Männer, den Ritter ohne Furcht und Tadel, den Liebling der deutschen Heldensage, das Ideal sieghafter deutscher Jugend? Schon im ersten Kapitel wurde kurz erwähnt, daß die Vorstellung, der Befreier Germaniens vom römischen Joch könne den Liedern seines Volkes fremd geblieben sein, ganz besonders auch der unzweideutigen Aussage eines Tacitus zuwiderläuft. Sigimer hieß nach Vellejus Arminis Vater, Siegmund und Siegfried (althochdeutsch Sigufrid) heißen Vater und Sohn im Nibelungenliede, Segismundus bei Tacitus ein anderer cheruskischer Häuptling zu des Tiberius Zeiten, Segestes des Armin widerwilliger Schwiegervater; Sigibert nannten sich spät noch verschiedene Könige der austrasischen Franken, die den Rhein in der Gegend von Xanten bis ins frühere Cheruskerland hinein umwohnten; der Anlaut Sig (Seg) war dort also bei den Personennamen der Herrengeschlechter von jeher gebräuchlich und blieb es.

Manchen verwandten Zug im Charakter wie im Schicksal von Armin und vom Helden des Nibelungensanges hat man schon berührt; hier sei zunächst eine Kleinigkeit nachgetragen, die Tacitus mit unserm Nationalepos gemeinsam hat, wenn er den cheruskischen Feldherrn zeichnet als „alles zu Roß umspähend", d. h. gewohnt, alles zu überblicken und alle Verantwortung allein zu tragen, während auch Siegfried sich erbietet: „Dann will ich selber reiten . . . . Und will mich auf die Suche gen unsre Feinde legen." Aber ist es nicht weit merkwürdiger, daß auch in dem taciteischen Kreise, der den Helden umgibt, der nächst Segestes hervorstechendste Antagonist nur noch ein Auge hat? Einäugig und königstreu tritt uns Hagen, der Mörder Siegfrieds ent-

gegen, einäugig und zum Imperator haltend jener Bruder Armins, den die Römer Flavus riefen. Zwischen beiden, die der Strom der Weser trennt, schildert uns Tacitus (Annal. II, 12) einen Wortwechsel, der alle Schlagworte des Streites zwischen einem Preußen der Freiheitskriege und einem napoleonisch gesinnten Rheinbündler vorwegnehmend den Zwiespalt im damaligen Germanentum dialektisch festlegt. Er endet damit, daß Flavus in Wut geratend nach Roß und Waffen ruft und nur durch den dazwischentretenden Stertinius am Bruderkampf gehindert wird, während Armin, dem die Römer — worüber Tacitus keinen Zweifel übrig läßt — schlechterdings nicht imponieren, obwohl er sie genau kennen gelernt hatte, die Schlacht ankündigend, sich hinwegbegibt. Der Literaturfreund mindestens wird kaum von der einmal aufgetauchten Vorstellung wieder lassen wollen, daß die an sich rein mythologische Figur des Sigurd in der Edda nun erst, nach den Heldentaten eines Landsmannes, ihre nationale Färbung und Bestimmung gefunden habe, eines Mannes, der, wenn nicht Irmin oder Armin, im Kreise der Seinigen nur Sigifred geheißen haben kann. Denn wenn schon ein Römer, wie Tacitus, den Unvergleichlichen als „Befreier Germaniens" feiert, wie mag erst die Partei an ihm gehangen haben, die er geführt und mit der er so Großes errungen hatte? Die Empfindung, um wie viel er jedem Sohne Teuts den Inhalt des Lebens gesteigert habe, muß damals schon vorhanden und in den Sang der Barden, von ihnen in den Allgemeinbesitz der wandernden Stämme, wie der sächsischen, fränkischen und alemannischen Dörfler übergegangen sein.

Ein gotisches Urbild. Auch sonst bot ja die Berührung mit der fremden römischen Welt Beziehungen genug, um die Phantasie germanischer Sänger zu befruchten, und wir finden sie mannigfach in den Elementen der Nibelungensage wieder, den Hort, den Wurm, das Kreuz, ohne doch mit Gewißheit sagen zu können, wann einer dieser Bestandteile in den Sagenkreis eingetreten oder warum einer von ihnen auszuscheiden und auf noch frühere Einflüsse zurückzuführen sei, da wir eben nur die späte Bearbeitung aus der Hohenstaufenzeit, nicht den Urtext selber kennen und auch für die Lesart der Edda irgend einen Zeitpunkt des Entstehens nicht zu fixieren vermögen. Nur die Figur von König Etzel (Attila) gibt einen genauen, nicht anzuzweifelnden historischen Halt, doch eben erst für der Nibelunge Not. Für die Verstrickung des Helden in den neidischen Zwist hoher Frauen finden wir kurz vor dem letzten Teil der Ostgotengeschichte eine wundervolle Analogie. Nach dem Siege Belisars über Witiges nämlich und der Ein-

nahme von Ravenna, da Belisar die angebotene Gotenkrone abgelehnt und der Gote Ildibad sich mit dem Purpur bekleidet hatte, folgt eine Episode, die Prokop uns erzählt und Ranke selbst mit folgenden Worten wiedergibt: „Aber es war nicht so leicht, unter den Goten sich aus dem Stande der Großen in den des allgemeinen Oberhauptes zu erheben. Die Gemahlin Ildibads wurde eifersüchtig, weil sie nicht so prächtig geschmückt war wie die Gemahlinnen anderer Großen, die den neuen König umgaben; sie wurde sogar verhöhnt. Ildibad rächte sich durch den Mord dessen, der sie beleidigt hatte — wie Siegfried ermordet ward. Aber damit forderte er die Blutrache eines Verwandten des Ermordeten heraus; einst bei der Tafel hinter dem König stehend, schlug er diesem mit seinem Schwerte das Haupt ab, so daß es gräßlich über den Tisch hinrollte."

Kreuz, Wurm und Hort. Auch das Kreuz, das Kriemhild ihrem Gatten auf die Schulterstelle näht, dürfte einer Zeit entstammen, als das Christentum bereits in den Reihen der Heimischen zu heftigen Parteiungen geführt hatte, und die Vermutung, daß der Bearbeiter in der Ermordung Siegfrieds das Schicksal irgend eines frommen Helden habe anklingen lassen, der wegen seiner Hinneigung zum neuen Glauben den Mächten der heidnischen Opposition zum Opfer fiel, hat manches für sich.

Weiter rückwärts reicht der Kampf mit dem Drachen. Diese Mythe findet sich als ein Gemeingut in der Heldensage fast aller alten Kulturvölker in irgend einer Gestalt. Ammian erzählt andrerseits, wie man in der straßburger Schlacht (357) das kaiserliche Banner aus Pupurseide gleich der abgestreiften Haut einer Schlange (velut serpentis pendentis exuvias) habe wehen gesehn. Es zeigte ein sich ringelndes wurmartiges Ungeheuer mit aufgesperrtem Rachen und langherabhängendem Schweif. Mag nicht auch früher schon das Römertum in dieser Auffassung den Einheimischen vertraut geworden und der erste Nationalheld, auch wenn Varus keine solche Kaiserstandarte geführt hatte, allmählich im Lauf der Jahrhunderte als Drachentöter von ihnen gepriesen worden sein?

Der Hort mit seinen dämonischen Gewalten hat von Anbeginn für keine Nation auf Erden eine solche Anziehung besessen, wie für unsre Vorväter. Die wirtschaftlichen Instinkte des Sparens und Aufspeicherns, wie die frühe Erkenntnis von der Notwendigkeit des Spendens zur Belohnung und Anfeuerung der Getreuen, zur Aufrechterhaltung politischen Einflusses, sprachen dabei mit. Auch hier wieder hatte das

Römertum schon ähnliche Andeutungen gehabt. Das Gold, welches die plündernden Kelten (279 v. Chr.) aus Delphi weggeschleppt und bis nach Tolosa heimgebracht haben sollten, war infolge eines vom beraubten Gott Apollo sehr zweckmäßig hinterdrein gesendeten Fluches in einen See versenkt worden. Wieviel davon die schlauen Wahrsager, die dieses anrieten, zu persönlichem Gebrauch wieder heraufgeholt hatten, bevor der römische Konsul Servilius Cäpio seine Hebungsversuche anstellte, steht nicht fest. Ihm sagte man nach, daß er die Bedeckungsmannschaft, die den Ertrag in die römische Schatzkammer hätte führen sollen, überfallen und berauben ließ. Doch alle Beteiligten traf nach und nach das Verderben, und „er hat Gold von Tolosa" bezeichnete bei den Römern einen vom Unglück stetig heimgesuchten Mann.

Berühmter noch ward in der Wanderzeit das Geschick des Tempelschatzes von Jerusalem. Salomo hatte ihn gestiftet, Kaiser Titus ihn, wie schon im 6. Kapitel erzählt wurde, zu Rom aufstellen lassen. Von dort entführten ihn die unter Genserich aus Afrika herübergekommenen Wandalen, deren letzter König Gelimer, durch Byzanz bedroht, ihn gern zu den befreundeten Westgoten nach Spanien gerettet haben würde. Doch Belisar fing ihn durch einen Zufall ab und führte ihn beim Triumph durch die Straßen Konstantinopels. Den Kaiser wiederum warnte ein außerordentlich weiser Jude, daß der Schatz Unheil brächte, worauf Justinian ihn an die christlichen Kirchen Jerusalems verteilen ließ. Hier fanden und nahmen ihn die Araber, denen er ganz vorzüglich bekam.

Nicht so frommte das rote Schatzgold den Helden des altgermanischen Liedes. Der Drachenschatz führt Beowulfs Tod herbei; der Nibelungenhort bringt Siegfried Unheil. Diese Teile, wie er sich selbst sein Schwert schmiedet, den Drachen tötet und das Gold gewinnt, sind sicher die früheſt entstandenen des ganzen Sagenkreises, und wer vermöchte zu schätzen, ob aus den Höhen oder den Niederungen dem liebevoll gehegten, oft weitergebildeten Sange mehr dichterische Kraft hinzugeströmt sei. In der Halle der Großen wie am flackernden Herdfeuer der Hörigen hat Jahrhunderte hindurch der Sang von Siegfried und Hagen deutsche Herzen erregt.

Ein altgermanisches Frauenschicksal. Wie tief auch, abgesehen von den dunkeln Klängen, die den beschwerten, finstern Mut der Männer aus der wilden Wanderzeit verraten, das geschilderte Verhängnis in das Denken und Sinnen der Volksseele hinabreichte, das

merkt man erst recht, wenn man sich die ursprüngliche Fabel von dem höfischen Beiwerk des spät hinzukommenden Bearbeiters absondert. Den tragischen Konflikt einer deutschen Gattin in ihrer durch das Volksbewußtsein noch nicht geklärten Pflichtstellung zwischen dem alten mutterrechtlichen Anhang, der ihre Brüder, ihre mutterseitigen Oheime als nächste Verwandte betonte, und dem eigenen trauten Gemahl finden wir in Kriemhilden ergreifend zur Darstellung gebracht. Dieser Widerstreit hatte längst aufgehört, die Gemüter der Hohenstaufenzeit (aus der ja die uns bekannte Bearbeitung des Nibelungenliedes stammt) zu bekümmern; ja schon zu Zeiten Ildibads war dieser Konflikt nicht mehr brennend, sondern endgültig zu Gunsten des Gatten entschieden. Schwer faßbar bleibt es uns daher, wie die bloße Überlieferung eines rechtlich doch längst überwundenen Zustandes sich stark genug erweisen konnte, um dichterisch mit den Banden ehelichen Verkehrs in Konkurrenz treten zu dürfen, und das Rätsel löst sich nur, wenn man die Entstehung des Liedes in jene Zeit zurückverlegt, da der Cheruskerr Armin sich seine Frau raubte und an dem sich aufbäumenden Widerstande der feindlichen Sippe zuletzt meuchlings zugrunde ging. Denn Kriemhild, der ihr Gatte Siegfried in erster Linie steht, so daß sie seinen Mord an ihren Brüdern, den Anstiftern, und deren beauftragtem Täter Hagen planvoll rächt, erscheint der ursprünglichen Sage, deren Sinn Kürnberger der Bearbeiter in diesem Punkt nicht geändert hat, als ein Teufelsweib, während ein schon moderneres Empfinden sie durchaus hätte rechtfertigen müssen und schließlich (in der viel späteren „Klage") auch gerechtfertigt hat. Nur in ihr wird die Heldin, weil ihr Leben „in Treuen ein Ende nahm", für das Himmelreich beansprucht, im schärfsten Kontrast zum Untergang Kriemhildens, die von Hildebrand wegen ihrer Teufeleien (d. h. ihrer vollendeten Gattentreue und Rache an den falschen Brüdern) zornig ermordet wird, im eigentlichen Liede. Der bloße Ausdruck „Teufelsweib" mag vielleicht eine späte Zutat sein; aber die poetische Gerechtigkeit selbst? Sie entstammt dem Zeitalter der teutoburger Schlacht, während in der Schlußstrophe des Liedes die düstere Weisheit der blutigen Attilatage melancholisch ausklingt:

„Mit Leide ward beendet des Königs Festlichkeit,
Wie ja die Freude Leides als Allerletztes gern verleiht!"

IX. Kapitel.

Slawischer Zuzug.

Friesen, Chatten und Baiern. Sachsen, Uferfranken und Alemannen, dazu die Thüringer haben wir als den Kern der heimischen deutschen Völkerfamilie um das Jahr 500 im vorigen Kapitel kennen gelernt. Bevor wir uns dem offenen Osten zuwenden, müssen wir noch zwei kleinerer Völker, der Friesen und Chatten, sodann des neu aufkommenden Stammesherzogtumes der Baiern gedenken.

Die Friesen saßen immer noch nordwestlich der Sachsen, von der Weser- bis zur Rheinmündung den Saum der Nordsee besetzt haltend. Wie sie schon zu des Germanicus Zeiten fast ohne Wank und ohne Rücksicht auf ihre Stammesvettern zu den Römern gehalten hatten, führten sie auch später ihr Sonderdasein. Zwar vertrugen sie sich leidlich mit den sächsischen Nachbarn und hatten deren Unternehmen auf Britannien durch kräftigen Zuschub unterstützt. Doch blieben die Handelsinstinkte der Seetüchtigen je länger desto mehr auf auswärtige Märkte gerichtet, sie befuhren, statt sich am germanischen Binnenleben zu beteiligen, lieber mit ihren Schiffen plündernd oder tauschend die gallischen und hispanischen Küsten.

Auch die Chatten, ein uralter, schon zu des Arminius Zeiten erwähnter Stamm, hatten, zwischen Franken und Thüringern eingekeilt, die Wirren der Völkerwanderung seßhaft überstanden, sind dann aber, obschon sie ganz außerordentlich kriegstüchtig waren, durchs ganze Mittelalter nicht dazu gekommen, eine führende Rolle im deutschen Gemeinwesen zu spielen. Ihr Name lebt in der hessischen Hauptstadt Kassel fort, doch um 500 gehörten sie staatlich großenteils zu den Rheinfranken.

Die Baiern endlich werden als solche zum erstenmal um das Jahr 520 auf einer Völkertafel genannt. Ihr Name der Bajuvaren oder Bojuvaren soll sich von jenen keltischen Bojern herleiten, die in grauen Zeiten Böhmen (Böheim, das Bojenheim) bewohnt hatten und dann dem nordgermanischen Druck nach Südwesten ausgewichen waren. Darauf hatten die suevischen Markomannen Böhmen innegehabt, um ihrerseits derselben Straße folgend sich seit 160 etwa nach der Donau hin vorzurecken, waren aber um 406 mit dem großen Auszuge der Wandalen und Alanen nach Gallien aufgebrochen. Aus den Resten keltischer Bojer, die als feiner kultivierte Unterschicht mit künstlerischen

Anlagen hier und da noch im Lande hafteten, aus heimgebliebenen Markomannen, dazu Herulern, Rugiern, gotischen Skiren (dem Stammvolk der Odovakar) hatte sich das neue bairische Volkstum zusammengeballt und bewies fortan eine zähe Lebenskraft.

Der leergewordene Osten. Wer aber saß nun in jenen weiten, zum Teil mehr als ein Jahrtausend lang kerndeutsch gewesenen östlichen Landen, in der heutigen Mark Brandenburg, in Pommern, Preußen und Posen, in Schlesien, Böhmen und Mähren? Waren aus der Mark die Burgunder, aus Pommern die Rugier und Skiren, aus Preußen und Posen die Goten, aus Schlesien die Wandalen, aus Böhmen die Markomannen, aus Mähren die Quaden so vollständig entwichen, daß jene Gebiete hätten für herrenlos gelten können? Es sprechen viele Zeichen dafür, daß dem nicht so gewesen, vielmehr überall Besatzungen des alten Volkstumes, weniger wanderlustig, zurückgeblieben waren, wenn leider auch nicht mehr stark genug, um einem scharf sich wiederholenden Anlauf östlicher stammfremder Völker auf die Dauer widerstehen und die Heimat halten zu können. Wunder jedoch nimmt es, daß bei dem deutschen Kindersegen, dem nun endlich einmal reichlicher Raum zur Ausdehnung freistand, die Zurückgelassenen die leeren Lande nicht schnell wieder füllten, und es bleibt eigentlich nur die eine Erklärung übrig: daß immer neuer Nachschub aus der alten Heimat den Entwichenen gefolgt sei, eine immer neue Schwächung das Gedeihen der heimischen Familien hintangehalten habe.

Reklamationen der Wanderstämme. Als die Wandalen sich in Afrika eingerichtet hatten, kam von der mittleren Donau her zu ihnen eine Gesandtschaft von Landsleuten mit der Anfrage, ob die so gut Situierten nunmehr ihr Anrecht an die pannonischen Landlose aufgeben wollten und sie, die Heimgebliebenen, sich mit Fug und Recht im erweiterten Besitz gefallen dürften. Der König war zuerst nicht abgeneigt, doch ein alter Häuptling warnte: „Nichts auf Erden ist dauernd, alles was besteht, vergeht, und was niemand ahnt, kann geschehen", worauf Genserich sich besann und abschlägigen Bescheid erteilte. Denn wie Arioviſt schon Cäsar gegenüber betont hatte, daß nur Hoffnung auf hohes Glück und hohen Preis ihn vermocht habe, sein Haus und seine Lieben im Stich zu lassen, so verzichteten die Auswanderer keineswegs für immer auf ihr Anrecht an die heimischen Fluren, und wie sehr solche Reklamationen ernst gemeint waren, wie heilig solche Rechte mitten in aller brutalen Gewissenlosigkeit der Völkerwanderung gehalten wurden, beweisen außer jener Erzählung des Prokop auch noch andere Geschichten. So wollte, als um 491 von Ostrom den

südwärts gewanderten Herulern Sitze in Illyrien angewiesen wurden, der königliche Stamm des Volkes die Donau nicht mitüberschreiten, sondern kehrte rückwärts zum nördlich gebliebenen Volksteil, der inzwischen ebenfalls die Heimat (an der Odermündung und auf den dänischen Inseln) verlassen und sich zu den Nordgoten nach Skandinavien hinüberbegeben hatte. Überall wurde diesem nun heimkehrenden Königstamm der Durchzug ohne Belästung gestattet, als ob es sich um eine heilige Sache handelte; die Goten, die er von Jütland aus erreichte, nahmen ihn freundlich auf und wiesen ihm Land an. Am charakteristischsten von allen aber ist ein Vorkommnis aus dem Ende der Wanderzeit. Als die Langobarden 568 sich aus Pannonien hoben und, während sie nach Italien ziehen wollten, sich doch von den befreundeten Awaren ebenfalls ihr Anrecht auf die pannonischen Gefilde garantieren ließen, hatten sie zur Ausfahrt auch einen Sachsenstamm aus der Gegend vom heutigen Halberstadt angeworben, der, angeblich 20 000 Köpfe stark, mit Weib und Kind und Wagen sich dem Heereszug anschloß. Die Frankenkönige, in jenen Gegenden schon gebietend und durchgreifend, besiedelten die leergewordene Stätte mit einem Stamm landloser Sueven. Nach vier Jahren war aber den Sachsen Italien verleidet, weil sie dort nicht nach eigenem Recht sollten leben dürfen, und sie rüsteten zur Heimkehr. Da erkannten die gallischen Franken doch die Tüchtigkeit der Sache und gaben den Ziehenden Geleit, sogar die Sueven, die nun rücken sollten, ließen mit sich reden, boten den Heimgekommenen zuerst ein Drittel, dann zwei Drittel des Grundes, und als die Trotzigen auf ihrem vollen Anspruch bestanden, einigte man sich zuletzt echt germanisch auf einen Kampf, der zur angesetzten Stunde stattfand. Sobald von beiden Seiten eine ausreichende Anzahl von Männern totgeschlagen worden war, hatten die Überlebenden Raum genug und ließen sich nebeneinander nieder. Es darf bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß die treuherzigen Sachsenkrieger unterwegs einen Beweis nicht unbeträchtlicher Arglist lieferten, indem sie gegossene Bronzestücke als Goldbarren in den Handel und viele so Betrogene zur Verarmung brachten. Doch warum eigentlich zogen sie nun daheim nicht etwas weiter östlich, wo doch Land in Menge vorhanden war?

„Mauringaland“. Im fünften und sechsten Jahrhundert muß es gewesen sein, daß diese Frage von andern erledigt wurde, indem langsam und lautlos jene weiten, einst besiedelt gewesenen, jetzt öd liegenden Striche, das ganze heut sogenannte „Ostelbien“, das „Mauringaland“, wie es nach seinem wildwuchernden Gras längst schon zu heißen

begonnen hatte, von den Slawen in Besitz genommen ward. Sie mögen vielleicht schon ein Jahrhundert lang auf dem rechten Ufer der oberen Weichsel gelauert und sich nicht herangetraut haben. Das deutsche Volksgemüt hat keine tiefen Eindrücke von ihnen empfangen, die sich dann in der Dichtung widergespiegelt hätten wie etwa der „Untergang" der Burgunder durch Attila. Dennoch müssen starke Berührungen stattgefunden haben. Die gotischen Bastarner am Weichselursprung, die ersten geschichtlich aufgetretenen Ostgermanen, nennt Tacitus schon ausdrücklich „infolge von gemischten Ehen zum garstigen Wesen der Sarmaten abgefallen", d. h. schmutzig und stumpfsinnig. Auch die Quaden in Mähren hatten sarmatische Gewohnheiten angenommen, nahten sich als Unterworfene mit tief gekrümmten Rücken und warfen sich flehend zur Erde. Vor allem waren sie ein Reitervolk geworden, trugen weite Hosen, dazu Brustharnische aus geschabten Hornplatten und waren um 400 schon als Plünderer zwar lästig, doch im Kampf nicht gefürchtet gewesen.

Sprachvergleichung. Wer aber sind nun jene Sarmaten nach Abstammung und Geschichte? Waren sie die Vorläufer dessen, was man heut unter dem Sammelnamen der Slawen begreift? Das bloße Wort gibt uns noch einmal das Rätsel der Herkunft unsrer europäischen Bevölkerung auf. Es wird wohl im Grunde immer ein Rätsel bleiben; doch verhindern gewisse Lichter, in diesem dunkeln Gebiet aufgesteckt, wenigstens, daß man sich nutzlos in Hypothesen verliert. Das eine dieser Lichter ist der Grundsatz, daß die Sprache zwar nicht sichrer zu Schlüssen führt als irgend ein andres geschichtliches oder ethnographisches Merkmal, daß es aber bei ihr sich nicht so sehr um einzelne Wurzelworte handelt, die von Siegern wie Besiegten zuweilen in großen Mengen gegenseitig ausgetauscht wurden, als vielmehr um Struktur und Grammatik. So liefert die Sprache der Basken, ein Ding ganz für sich und nur mit einigen mexikanischen Dialekten eine entfernte grammatikalische Verwandtschaft aufweisend, wohl den Beweis, daß für eine höchst kulturfähige, Europa bewohnende Rasse keine unbedingte Notwendigkeit vorlag, aus Asien zu stammen, aber auch den noch wichtigeren, daß jene Sprachwurzeln, die den „indo-europäischen" Völkern ebenso gemeinsam sind wie gewisse Eigentümlichkeiten der Flexion und des Satzbaues, nicht etwa auf dem Wege des Verkehrs gleich irgend einem andern Handelsartikel von ältern und höher kultivierten östlichen Völkern sich nach Europa verbreitet haben. Denn wenn die Kunst bessern Sprechens und Sichverständigens auf arische Art überhaupt friedlich ausbreitbar gewesen wäre, müßte sie auch zu den

Basken gedrungen sein, die keineswegs in gänzlicher Isolierung dahinlebten*). Die Eskimos endlich zeigen, daß die körperliche Größe, die seelische Tugend, die Hellfarbigkeit der Germanen mit einer scharfen Auslese in der Gletscherzeit nichts zu tun hatten; denn eben die Eskimos, die bei mühevollstem Unterhalt dem Eise dauernd nahe leben, sind weder groß noch blond, sondern brünett und klein.

Indogermanisches Urvolk. Ein gutes Beispiel für den auffallenden, gehäuften Gleichklang von Wurzelworten in arischen Sprachen bilden die Bezeichnungen für unsre mitteleuropäischen, auch auf dem iranischen Hochplateau heimischen Bäume: Ahorn, Esche, Eiche, Erle, Hasel, Espe bei Germanen, Kelten und Slawen. Werden nicht alle drei diese Hölzer, bevor sie sie in Mitteleuropa wiederfanden, in einer gemeinsamen Urheimat kennen gelernt haben, um sie gemeinsam so benennen zu können? Die sinnvollste, auch anthropologisch haltbarste Erklärung liefert die weitere Annahme nicht bloß einer Ursprache, sondern auch eines einheitlichen Urvolkes, dem der Nahrungsraum in seiner östlich stehenden Wiege allmählich zu enge ward und dessen triebkräftige Teile sich auf die Wanderschaft begaben, um nun erst die verschiedenen großen arischen Völkerfamilien zu gründen. Das iranische Hochland ist freilich als Heimat jenes Urvolkes inzwischen von der Forschung wieder angefochten oder gar schon aufgegeben worden, als zu gewaltsam für gewisse Schlußfolgerungen und auch mit gewissen Tatsachen im Widerspruch. Denn die Germanen z. B. bezeichneten sich (nach Tacitus) als bodenständig, „indigenae", d. h. ihre Überlieferung wußte nichts von einer endlos langen Wanderung, um ihre jetzigen Sitze zu erreichen. Darum hat man die Basis für das Entstehen sämtlicher Indogermanen weiter nach Westen gerückt, auf eine Linie vom Schwarzen Meer zur Ostsee. Von hier aus lassen sich gewisse Berührungen wie gewisse Trennungen wenigstens für die europäischen Völker zwanglos erklären (nur daß wieder für Perser und Inder der Weg erschwert wird, den man für Germanen und Kelten so sinnvoll abgekürzt hatte). Die Inder, nachdem sie wagemutig den Himalaya durchquert und außerordentlich kriegerisch sich zu Herren des an seinem Fuß vorgefundenen Landes aufgeworfen hatten, bräunten und verweichlichten sich an der Sonne des Ganges; ihre Kasten sind nichts weiter als die Nachkommen unterjochter Völker, die den Siegern dennoch ihren kleineren Wuchs, ihre dunkle Haut und viele Charaktereigenschaften allmählich

*) Neuerdings will ein italienischer Forscher die Zusammengehörigkeit der baskischen mit der kaukasischen Sprachgruppe nachweisen. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Wissenschaft dazu stellt.

mitteilten, während sich noch heut im Himalaya selbst gewisse nicht zur Ebene hinabgestiegene arische Stämme wie die Dogras durch Größe, Körperkraft und Mut auszeichnen. Die Perser, in der iranischen Tiefebene bis zum Tigris hin sich mit einer wohl semitischen Urbevölkerung mischend, bekamen diese merkwürdig schiefstehenden Ziegenaugen, behielten aber ihren Wuchs und ihren zarten Teint. Die Gräko-Italiker, schnell zum Mittelmeer gelangend, differenzierten sich bald und glücklich in ihren fruchtbaren, die Kulturentwicklung zum Teil fast überstürzenden Ländern; die Kelten und Germanen blieben lang einander ähnlich, bis die Verschiedenartigkeit ihrer endgültigen Sitze auch Gestalt und Charakter schieden; die Slawen jedoch, vielleicht in früher Mischung mit irgendwelchen tatarischen Völkern ungünstig beeinflußt, rückten zu allerletzt in geschichtliche Beleuchtung, und man würde sie, wäre die Sprache nicht, niemals vielleicht den Indogermanen zugerechnet haben. Wer aber beobachtet hat, wie oft in zwei Kulturdörfern, die gar nicht weit von einander liegen, manche Klänge schon anders lauten und der Dialekt gewisse, nur der einen Lokalität anhaftende Besonderheiten gewinnt, wer vollends weiß, wie heut ein mecklenburgischer und ein schwäbischer Landmann, obgleich sie beide deutsch zu reden glauben, ganz unfähig sind, sich ohne Dolmetscher zu verständigen, der wird sich über die vielgestaltige Abwandlung aus jenem einen Urvolk mit der einen Ursprache nicht länger wundern, das von den Römern betonte gleiche Aussehen der Germanen in Ost und West jedoch nicht bloß auf die Gleichartigkeit des Klimas und der Bodenbeschaffenheit unsrer damaligen Heimat zurückführen, sondern mehr noch darauf, daß keine dunklere Urbevölkerung in ihr zu bewältigen war, die unsern germanischen Typus hätte tingieren können.

Mannus und seine Söhne. Man hat sich darüber gewundert, daß die Germanen von ihrer hypothetischen Wanderung durchs weite Rußland keine Erinnerung bewahrt haben. In der Tat jedoch, wenn man sich klar macht, wie langsam diese Wanderung, wenn sie wirklich stattfand, vor sich gegangen sein muß, während sie andrerseits ein völliges Zurücksinken in ein — in der Urheimat schon überwunden gewesenes — Nomadentum bedingte, wird man sich sehr viel mehr darüber wundern müssen, wie treu die Wandernden den Ausdruck für die Überlieferungen des Ackerbaues bewahrten, den sie unterwegs vielleicht mehrere Menschenalter hindurch so gut wie gar nicht mehr hatten betreiben können. Was diese Wanderung, nachdem sie von Zentralasien bis zur Elbe mindestens 5000 Kilometer und wegen Umherziehens vielleicht gar das Doppelte zu durchmessen hatte, schließlich aufgehalten haben soll, obgleich sie doch an den Ufern der Nordsee und des At-

lantik bis zu den Pyrenäen hätte weitergehen können, das läßt sich auch nur erraten. Irgend eine entgegentretende Gewalt war es wohl kaum, eher schon ein ganz besondres Zusagen der Landschaft mit ihrer Mischung von Strand, Forst und Heide, mit dem weiten Blick auf die See, der ahnend die ferne Zukunft kühner Unternehmungen begriff, und dem Rauschen der Buchen, in deren Schatten reiche Jagdbeute zum Verweilen anlockte. Haben die Kelten bei Zurücklegung derselben Strecke eine mehr südliche Bahn eingehalten, das Meer zunächst nicht berührt und sich vom deutschen Mittelgebirgsstock her ausgedehnt, im Norden dann auf die Germanen treffend? In jedem Fall ist bei allen Völkern, die auf niedriger Kulturstufe umherziehn, — wie man jüngst auch in Brasilien hat beobachten können — ein Gedächtnis an Vergangenes so gut wie nicht vorhanden. Der erste Mythos bildet sich mit der ersten Hütte. Deshalb eben konnte nicht früher, als bis persönliche, den Männern als Vorständen der Einzelfamilie zugehörige Fahrhabe sich innerhalb der kommunistischen Gentilverfassung ausgebildet hatte, d. h. erst in Deutschland selbst zwischen Ost- und Nordsee der Grund zu jener patriarchalischen Sage gelegt worden sein, die Mannus und seine drei Söhne als unsre Stammväter nennt. Zu Zeiten des Mutterrechts (vgl. Kap. I) konnte diese Sage schon deshalb nicht entstehen, weil innerhalb seiner eben nicht Männer, sondern Frauen als Vertreterinnen der Abkunft gelten. Von jenen drei Söhnen des Mannus aber leiteten bekanntlich die drei sagenhaften germanischen Hauptzweige der Ingwäonen an der See, der Istwäonen zwischen Weser und Rhein, der Herminonen um Oder und Elbe sich ab.

Die Volksüberlieferung der Goten meldete nach Jordanis (dem Bearbeiter des Cassiodorus) die Herkunft vom schwedischen Ufer mit voller Bestimmtheit. Da es allzu kühn erscheint, die Gewinnung jenes Landes auf dürftigem Einbaum über die breite Ostsee schon in ganz frühe Zeit zu verlegen, ist es viel natürlicher, die Germanen durch Volksvermehrung oder auch auf keltischen Druck von Süden her in die jütische Halbinsel einkeilen und eines Tages unternehmende Scharen von den dänischen Inseln aus über den schmalen Sund hinweg nach Skandinavien rudern oder schwimmen zu lassen, von wo dann in einem reiferen Stadium bei größerer Vertrautheit mit der Schiffahrt die Goten als echte Wikinger den Ostseerand zwischen Oder und Memelstrom anliefen, um sich hauptsächlich weichselaufwärts zu dehnen. Ebenso sind auch die meisten andern sogenannten „Ostgermanen", insonderheit Rugier, Burgunder und Heruler, wohl sämtlich ingwäischen Ursprungs, aber in späteren Tagen von den „Nordgermanen" in Skandinavien

wieder abgespellt und über See südwärts gewandert. Die Insel Gotland bedarf hiernach keiner etymologischen Erklärung; Bornholm ist Borgundarholm; Rügen teilt seinen Namen mit den Rugiern; Usedom und Wollin sind als Herulersitze beglaubigt. So schließt sich auf einfache Weise der germanische Familienkreis; die Scheidungen des historischen Sprachgebrauches sind nur bequeme Konstruktionen für den Vortrag der Gelehrten.

Skythen und Slawen. Daß die von Persern und Griechen erwähnten Skythen am Nordrande des Schwarzen Meeres sicher keine Germanen, eher schon Vorläufer der Slawen waren, geht aus des Hippokrates Beschreibung deutlich hervor. Er nennt sie dick und fleischig, so daß die Gelenke vor Fett nicht hervorträten, welk und schlaff in der Gewebsfaser, ihre Gesichtsfarbe rötlich; außerdem hätten sich alle untereinander gleich gesehen. Sie waren von Anbeginn, was die Germanen stets nur in der Entartung wurden: ein ausgesprochenes Reitervolk, hielten sich Roß-, nicht Rinderherden gleich unsern Ahnen, in deren Ursprache Kuhhirt und König synonym waren. Den rechten Typus der Slawen liefern die Skythen schon deshalb nicht, weil es den überhaupt niemals gegeben hat. Zu keiner Zeit waren die Slawen das, was Tacitus den Germanen nachsagt: ein Volk mit keinem andern vergleichbar, nur sich selber ähnlich. Ganz im Gegenteil hat es niemals eine in sich sprachverwandte Rasse gegeben, die so früh und so viel fremde Volkselemente sich assimiliert hätte. Wie an der keltisch-germanischen Grenze, gewiß weniger durch freundnachbarliche Zwischenheiraten als durch gewaltsame Legierung, außerordentlich tüchtige Mischvölker gleich den Menapiern und Nerviern entstanden waren, so trugen viele nordöstliche Slawen, die Prussen, die Littauer, die Wenden, vielleicht nach Auffaugung der an Memel und Weichsel zurückgebliebenen gotischen Reste, oder durch frühe Aufnahmen von Kriegsgefangenen in ihr Volkstum, einen Typ, der sie vom germanischen nicht allzuscharf unterschied. Sie waren blond, blauäugig, hochgewachsen und kriegerisch. Andrerseits haben im europäischen Südosten zweifellos in der Hunnenzeit starke Aufmischungen slawischen Blutes mit finno-tartarischem oder gar mongolischem stattgefunden, was besonders an den scharfen Backenknochen, der kleinen, leicht aufgeworfenen Nase vieler Tschechen bemerkbar wird.

Folgen der slawischen Zuwanderung. Ein Verhängnis eigener Art zog nun, kaum daß das rollende Gewitter der Völkerwanderung im Verklingen war, für die germanischen Gaue herauf; weniges hat die Geschichte gerade des niederen Volkes in Deutschland so nachhaltig

und ungünstig beeinflußt, wie jene slawische Zuwanderung. Ob sie sich zunächst überhaupt auch nur so friedlich vollzog, wie gemeinhin angenommen wird? Man rühmt den ursprünglich sanften und leidsamen Volkscharakter der Slawen. Den haben sie schon in des Attila Zeiten nirgend mehr bewiesen. Auch widerspricht dieser angeblichen Friedsamkeit ihre verhältnismäßig geringe Kopfzahl. Mangel an Wirtschaftlichkeit allein ist zur Erklärung kaum ausreichend. Diese heute noch für ganz besonders fruchtbar und kinderreich geltenden Stämme würden in einem fast leeren Landstrich schneller angewachsen sein, wenn sie sich nicht in ewigem Streit untereinander und mit den Nachbarn genau so dezimiert hätten, wie unsere lieben Ahnen das taten. Auch ihre strengen Sippenverbände und die kommunistische Austeilung von Land hatten sie mit den Germanen gemeinsam. Was sie aber tief von unserem eigentlichen Volkscharakter unterschied, war: daß sie den Begriff unserer Gemeinfreiheit niemals kennen gelernt hatten. Ihr ganzes Wesen hatte einen Zug nach der asiatischen Despotie hin, die Häuptlinge waren viel mächtiger über dem Einzelnen, nirgend wurden Knechte oder Kriegsgefangene härter behandelt und gehalten. Jetzt sollte mit dieser Gesinnung Ostdeutschland infiziert werden. Überdies waren die slawischen Gewohnheiten unsauber im Vergleich mit denen germanischer Hausfrauen, ihre Dörfer schmutzig bis zum Garstigen; die Seife würde von Slawen niemals erfunden worden sein. Der Germane hat nicht freundlich nach ihnen geblickt, wenn sie krumm und schreiend auf ihren kleinen, halbverhungerten Pferden gezogen kamen, und obschon die Geschichte nichts davon meldet, werden wir kaum fehlgehen in der Annahme, daß sich die Begegnungen je länger desto feindlicher gestaltet haben. Der Zustand, den die Chroniken ein paar Jahrhunderte später berichten, ist der eines erbitterten, unaufhörlichen Grenzkrieges.

Aber das Unglück war geschehen, das ganze ostdeutsche Land von der Weichsel bis zur Niederelbe und dann in einer steilen Linie die Saale aufwärts von Slawen überrannt. In Mecklenburg hausten die Wenden, in der heutigen Lausitz, im Sächsischen nördlich des Erzgebirges, die Sorben. Vor allem das einstige deutsche Kernland, das uns heut wie ein Pfahl im Fleische steckt, Böhmen, war von den Tschechen eingenommen, die, augenscheinlich früher dem hunnischen Volksgewimmel zugehörig, von Südosten her sich eingeschlichen hatten.

Bald sollten die politischen Folgen zu spüren sein. Kehren wir inzwischen zurück nach Westeuropa, wo im Dämmerlicht der Geschichte sich die nächsten Entwickelungen des Germanentums vollzogen.

X. Kapitel.

Naturalwirtschaft unter den Merowingern.

Römische Finanzen zur Kaiserzeit. Als Kaiser Vespasian die finanziellen Mittel überschlug, die er alljährlich für die Gesamtbedürfnisse des Reiches aufzuwenden hatte, soll er zu der Summe von 40 000 Millionen Sesterzien (mehr als acht Milliarden Mark) gelangt sein. Das war für einen finanztechnisch so hoch entwickelten Kulturstaat nicht einmal übermäßig viel, wenn man die Bevölkerung des Imperiums mit 60—70 Millionen Menschen annimmt; denn die Jahresbudgets des Deutschen Reiches und unserer Einzelstatten zusammengerechnet ergeben heute etwa $6^1/_4$ Milliarden, denen dann freilich die Kommunalverwaltungen der Städte noch an zwei bis drei Milliarden hinzufügen.

Vespasian mochte sich mit Recht einige Sorge machen, woher er jene großen Mittel alljährlich auftreiben würde, denn die schönen Zeiten der Republik, als ununterbrochen irgendwelche frisch eroberten Provinzen wie Mehlsäcke ausgepocht wurden, die Prokonsuln, indem sie sich selbst bereicherten, zugleich das Ärarium (zu dem der Senat den Schlüssel hatte) mit goldenem Regen zum Überfließen brachten, als fortwährend die Schatzkammern fremder Könige sich nach Rom hin entleerten und riesige Vermögenskonfiskationen zufällige Einnahmen schufen, die die Verwaltung jeder augenblicklichen Sorge enthoben — sie waren längst vorüber. Augustus, der beiläufig während seiner letzten zwanzig Lebensjahre die Kleinigkeit von 1400 Millionen Sesterzien (etwas über 300 Millionen Mark nach unserem Gelde) durch Vermächtnisse wohlwollender Patrizier und freigelassener Spekulanten erbte und überdies schon aus einem riesenhaften Privatvermögen enorme Zinsen genoß, hatte mit lobenswertem Allgemeinsinn seinen Schatz für öffentliche Zwecke dienstbar gemacht, weshalb das ärarium populi romani allmählich zu einer bloßen römischen Stadtkasse zusammenschrumpfte, die Privatschatulle des Kaisers, der „Fiskus", zum eigentlichen Reichsfinanzamt wurde. Doch diese gutgemeinte Vermischung hatte zugleich das ganze Finanzwesen in Verwirrung gebracht; öffentliche Einnahmen strömten seitdem in den kaiserlichen Schatz, als ob das ganze Reich eine bloße Domäne, ein Privatbesitz der Cäsaren sei, was ihre despotische Stellung in gefährlicher Weise verstärken mußte, und wenn Augustus öffentliche Aufwendungen aus privaten Mitteln gemacht hatte, so mochte es nach

ihm nicht selten vorkommen, daß Staatseinnahmen zu frivolen cäsarischen Vergnügungen mißbraucht wurden. Ein genauer Hausvater jedoch gleich Vespasian, nicht so begütert und mit Erbschaften überschüttet, nahm sorgenvoll seinen Kopf in die Hand.

Was waren die Hauptbedürfnisse der kaiserlich römischen Verwaltung? Es galt eine Armee von etwa 380 000 Berufssoldaten zu besolden, auszurüsten und zu füttern, von den Legionaren etwa 10 000 alljährlich ausscheidende Veteranen je nach der Dienstzeit mit 12—20 000 Sesterzien pro Mann zu dotieren, Militärstraßen von ungeheurer Ausdehnung teils anzulegen, teils instandzuhalten und Befestigungen an den Grenzen zu errichten. Ein Heer von Zivilbeamten verlangte pünktlich den Gehalt, der Pöbel von Rom sein Getreide aus Staatsmitteln, dazu kostbare Spiele. Eine große Flotte mußte bereit sein, um die Getreidezufuhr aus Afrika zu decken und die Seeräuber nicht aufkommen zu lassen. Kriegsfälle aber und womöglich Rückschläge ließen die laufenden Unkosten sofort erschreckend anschwellen. Zwar hatte man als Ersatz für die Minderung der oben aufgezählten Einnahmequellen der Eroberungszeit inzwischen gelernt, in raffinierter Weise die Steuerschraube anzuziehen, und besonders die orientalischen Provinzen stöhnten trotz ihrer Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit unter dem römischen Druck. Gleichwohl war es im Lauf der Jahrhunderte immer schwerer geworden, ohne gewaltsamen Eingriff in private Vermögensverhältnisse die Maschine in Gang zu halten, und obschon es Caracalla (211—217) durchgesetzt hatte, sämtliche Vorrechte italischer Bürger in finanzieller Hinsicht aufzuheben, versagte dennoch schließlich die Steuerkraft an sich, und Rom, das ganz wie ein moderner Staat lange Zeit hindurch reine Geldwirtschaft gehabt hatte, begann im Lauf des dritten Jahrhunderts langsam von jener Höhe herab in eine Mischung von Geld- und Naturalwirtschaft hineinzugleiten.

Schwinden des Handels und Geldverkehrs. Die Gründe, die dieses Versagen der Finanzkraft veranlaßten, sind zum Teil schon bei der Beleuchtung der antiken Sklaverei im 3. Kapitel gestreift worden. Die ganze Tendenz der von Sklavenherden bewirtschafteten Latifundien ging eben dahin, den interlokalen Tauschverkehr (von ländlichen Produkten gegen städtische Handwerks- und Industrieerzeugnisse) entbehrlich zu machen, indem jeder Verbrauchsartikel auf den Latifundien selbst von gelernten Sklaven hergestellt wurde. Aber wenn es den ländlichen Großbetrieben in Italien auch nie gelang, sämtliche Landstädte ganz zu entvölkern, und ein geringer Tauschhandel der Bürger mit den wenigen übrig gebliebenen Freibauern, den seit Mark Aurel angesetzten

Kleinpächtern und Inquilinen sich kümmerlich fortsetzte, so hörten dafür doch eines Tages viele ausgestorbenen, leergewordenen Landgüter als Werterzeuger völlig auf. Damit sank (seit dem Jahre 200 etwa) die Kaufkraft der Großgrundherren für Luxuswaren, der gesamte Großhandel, der ja doch, abgesehen von den asiatischen Binnenkarawanen und den Getreideflotten des Mittelmeers, zu jener Zeit fast nur Küstenhandel mit Luxusprodukten war, schrumpfte ein, weil der Hauptteil des Landes als Abnehmer einfach ausfiel, und hierzu gesellte sich noch eines: das Versiegen des Edelmetalles an den Stätten seiner ursprünglichen Gewinnung.

Edelmetall wird knapp. Wer jenen betrüblichen Auflösungsprozeß der antiken Kultur reinweg aus der verkehrten Besteuerung und dem Mißverhältnis der alten Munizipalverfassung (die die Stadt als wirtschaftspolitischen Mittelpunkt aufrecht erhalten wollte) zur Stadtflucht und immer mehr aufkommenden Naturalwirtschaft erklärt, unterläßt es, dem Entstehen dieser Naturalwirtschaft selbst aus der Verminderung der bisherigen Zahlungsmittel gerecht zu werden. Gold und alles Edelmetall überhaupt, welches im internationalen Verkehr „liberiert", d. h. zahlungskräftig und gangbar ist, hat das Eigentümliche an sich, daß es frischgewonnen sofort zum Austausch gegen Verbrauchsartikel drängt und den Handel belebt, in einer Weise, wie keine andere frisch erzeugte Ware (z. B. Kleidung oder selbst Getreide) dazu fähig ist, bei deren zu reichlicher Herstellung vielmehr oft genug schon Stockungen und Störungen eingetreten sind. Gold aber, das neu an den Markt kommend natürlich sofort in großen Mengen geprägt wird und umläuft, fördert den Verkehr auch insofern, als es allen Leuten, die sich gewerbsmäßig mit der Vermittelung von Kredit abgeben, ihr Geschäft erleichtert. Sie brauchen jetzt keine großen Anstrengungen zu machen, um sich klingendes Metall für kreditsuchende Unternehmer zu besorgen, denn Geld ist nicht „knapp", es ist reichlich vorhanden. Daher wächst und rührt sich sogleich die Unternehmungslust, ein Trieb nach aufwärts geht wohlig durch das ganze Land, es folgt eine Periode steigender Preise (für Unternehmer und Erzeuger von Waren), steigenden Zinses (für die Darleiher von Geld), steigender Löhne (für alle Arten von Arbeitern).

In einer solchen Periode wachsender Prosperität hatte sich auch das römische Reich etwa drei Jahrhunderte lang, seit dem ersten punischen Krieg bis zu Kaiser Nero bewegt. Denn welch eine Masse von Edelmetall in der antiken Welt schon früh kursierte, kann man daraus ermessen, daß Alexander der Große den brachliegenden Schatz des Darius

in Susa mit 50 000 Talenten oder 235½ Millionen Mark baren Silbers beheben und in den hellenischen Verkehr bringen durfte. Diesen östlichen Segen verstanden später die siegreichen Römer in ihr heimisches Ärar, bald auch in den kaiserlichen Fiskus zu leiten, bis zunächst Stillstand eintrat, im Zeitalter der Antonine die Flut sich langsam verlief und gegen Ende des dritten Säkulums Ebbe eintrat. Zum Teil gewiß deshalb, weil eine ganze Reihe von Bergwerken erschöpft oder doch für den damaligen irrationellen, wenig intensiven Betrieb unergiebig geworden war; z. T. deshalb, weil ein zwar lebhafter, doch Jahr für Jahr mit einer „passiven" Bilanz abschließender Karawanenhandel nach Arabien, Indien und China für Spezereien und Seide das römische Gold und Silber auf Niewiedersehen entführte. Sicher würde sich aber für diesen steten Abfluß nach Asien (und auch nach Norden und Nordwesten in die Truhen der Barbarenhäuptlinge) mit der Zeit haben Ersatz schaffen lassen, — durch spekulative Neuanlagen in Afrika z. B., dessen Goldland Ophir ohnehin eine antike Berühmtheit genoß, — wenn nicht eben in allzustürmischen Umwälzungen Vertrauen und Unternehmungslust allmählich erstorben wären.

Verödung der italienischen Latifundien. Der wirkliche Sitz dieser störenden Übel ist dennoch viel tiefer zu suchen, und gilt es, aus der ganzen Entwickelung kurzgefaßt einen Schluß zu ziehen, so kann er nur lauten: Sklavenarbeit im großen ist auf die Dauer soviel wie wirtschaftlicher Selbstmord. Sie würde nur dann in Italien fortführbar gewesen sein, wenn in jedem neuen Jahrzehnt durch einen neuen Cäsar ein neues Gallien erobert, eine neue Million kerniger Menschen an den Markt gebracht worden wäre. Das Schicksal hatte jedoch dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Die frische Ware, an den kalkgeweißten Füßen kenntlich, wurde auf den Sklavenmärkten seltener, denn alles Unterwerfbare war eben schon geknechtet. Die Germanen wehrten sich neuerdings ganz energisch ihrer Haut, mit den Parthern im Osten ließen sich erst recht keine Geschäfte machen; kein Molochsrachen aber konnte in bezug auf Menschenwachstum gefräßiger sein als ein Sklavengroßbetrieb. Wie der brutale römische Besitzer ein schönes Mädchen, dessen er überdrüssig geworden war, einfach ins Lupanar steckte, damit die Schande ihres Leibes ihm Zins bringe, so wurden auch auf dem Lande seine Sklaven schonungslos ausgenutzt. Sie fielen gleich Fliegen, und dennoch, trotz allen Peitschenhieben, ward eines nicht erreicht, weil es nur im Eigenbesitz der freien Arbeit gelingt: eine sorgfältige, liebevolle Ackerbestellung. Wie später in Louisiana und den andern Südstaaten mit Negersklaverei nur an

Raubbau zu denken war, immer neuer Boden statt des ausgesogenen herhalten mußte und die Sklaverei schließlich das ganze herrliche Land zu überkriechen drohte, so begann in Italien unter Nero die Klage, daß Mutter Erde welk und unfruchtbar geworden sei. Äcker, die früher, d. h. mit Freibauern und Vollbürgern, das fünfzehnfache Korn gegeben hatten, trugen bald nur noch das fünfte. Die Latifundien gaben zuletzt den Großgetreidebau ganz auf, suchten sich auf die Herstellung anderer Massengüter, Öl und Wein, zu legen; da kam durch Überproduktion schon unter Domitian (81—96) ein Weinkrach. Damals wurde auf kaiserlichen Befehl in Gallien die Hälfte der Weinstöcke ausgerissen. Seit Kaiser Marcus die Grenzprovinzen des Reiches mit germanischen Inquilinen als Notbehelf zu besiedeln begonnen hatte, war es dann — und dies Zusammentreffen ist eben keineswegs zufällig — mit dem Handel der Mittelmeerländer und dem Vorrat an Bargeld als Unterlage des allgemeinen Kredites bergab gegangen. Alle jene Vermögen und Werte, die nur bei regem Verkehr effektiv sind, sanken bei stockendem und verschwanden zuletzt. Jeder suchte in Händen zu behalten, was er an Edelmetall besaß, gerade die Reichen, statt ihre Barren ausmünzen zu lassen und in den Handel zu bringen, legten sich jetzt Goldgefäße an für die Tage der Not und beschränkten ihre Luxuseinkäufe, jede Kapitalisierung aber des etwa noch vorhandenen Geldes ward unmöglich und unzweckmäßig, sobald zu neuen Betriebsanlagen kein rechtes Bedürfnis mehr vorlag, Produktion und Nachfrage aufhörten einander anzuregen. So sah die Allgemeinheit sich schließlich wieder angewiesen auf das, was der heimische Boden trug, die Verarmung begann, ein Rückfall in ländliche Urzustände, aus denen man sich in besseren Zeiten mühsam emporgerungen hatte.

Drückende Steuern. Warum vermochten aber auch Ansiedelungen die Verhältnisse in Italien nicht mehr zu bessern? Weil die angesetzten Kolonen und Inquilinen seit Marcus bereits in die fiskalische Steuerschraube gerieten. Bald wurden der Katasterbeamte so gewitzigt, der städtische Bürgermeister (decurio), der für die Steuerquote seines Bezirkes haftete, so hart, daß für die kleinen Leute auf dem Lande an kein gutes Fortkommen mehr zu denken war. Die Lust, Nachwuchs aufzuziehen, mußte ihnen vergehen, selbst wenn sie sie gehabt hätten. So dürfen wir in Gesamtitalien (einschließlich des zisalpinischen Galliens und der Inseln), gruppiert um die verarmten und verödeten Munizipien, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts eine Einwohnerschaft von höchstens noch vier Millionen vermuten. Das einst blühende Griechenland hatte längst ein gleiches Geschick

ereilt; während der großen Entscheidungen zwischen Cäsar und Pompejus, den Triumvirn und Republikanern, Octavian und Antonius war der Hunger, infolge der dürftigen, im alten Hellas fast zur Unmöglichkeit gewordenen Verpflegung von Heeresmassen mehrfach ein Hauptfaktor gewesen. Jetzt lag die Insel Euböa menschenverlassen, und in den Straßen der verfallenden Städte wucherte das Gras.

Übergang zur Naturalwirtschaft. Die großen Erschütterungen, die fortwährenden Bürgerkriege der Gegenkaiser, die Einfälle der Alemannen hatten natürlich nicht dazu beigetragen, den Handel zu beleben. Das feinfühlige Edelmetall zog sich wie gewöhnlich in solchen Krisen, die das Risiko jeder Unternehmung verschärfen und jede Anlage erschweren, immer ängstlicher aus dem Verkehr zurück. Ein aureus (etwa dem heutigen Zwanzigmarkstück entsprechend), der bei flottem Handel und Wandel hundertmal geschäftlich von Hand zu Hand gegangen war, hatte so viel wie hundert Goldstücke gezählt; einer, der ungenützt im Kasten lag, war so viel wie gar keiner. Diese Situation ließ den Kaisern keine lange Wahl. Schon unter Diokletian (284—305) war bei aller Mühe, die er sich gab, das Geld zu halten, dennoch die Geldwirtschaft selbst in den Beamtenbesoldungen beinahe verschwunden gewesen. Es mögen in der späteren Kaiserzeit nicht überall bloße „Deputate", wie wir sie bei den ostelbischen Instleuten kennen, bewilligt, und in Rom selbst, wie in den großen Hafenplätzen Marseille, Alexandria, Byzanz wird hohen Militärs oder Zivilfunktionären das Ihrige nach wie vor in Gold umgerechnet und ausbezahlt worden sein. Als Norm aber galten Besoldungen mit so und soviel tausend oder hundert Scheffeln Getreide, so und sovielem Vieh, Salz, Öl und was man sonst zum Leben brauchte, dazu ein geringes Quantum Bargeld für Luxusbedürfnisse. Das Heer wurde auf ähnliche Weise durch Lieferungen an seinen Standorten unterhalten und abgelohnt, indem das zu Liefernde den städtischen Gewerben in natura auferlegt und die früher, wenn auch kümmerlichen, so doch wenigstens freien Handwerker der Kontrolle wegen in sogenannten Stuben oder Kollegien zusammengedrängt wurden, aus denen kein Entrinnen möglich war.

Parallelverhältnisse Galliens. Wenden wir uns jetzt zu jenem Lande, das, wegen seiner Nachbarschaft schon früh mit den Schicksalen Germaniens verflochten, im fünften Jahrhundert als Tummelfeld der Franken für unsere eigene Zukunft in vieler Beziehung vorbildlich werden sollte, so finden wir, daß die Verhältnisse sich hier ökonomisch ganz ähnlich wie in Italien ausgeprägt, doch durch die Nähe des großen germanischen Menschenschwarmes noch eine besondere Färbung

angenommen hatten. Der Unterwerfung Galliens durch Cäsars Schwert, dem Brechen des nationalen Widerstandes, der Verjagung der druidischen Priester war eine wirtschaftliche Eroberung auf dem Fuß gefolgt. Sie hatte natürlich in der Konfiskation von Land bestanden, indem man die nationalen Häuptlinge zur Verarmung brachte, sie ihren großen Klientelen gegenüber macht- und einflußlos hinstellte und eine neue, römische Aristokratie erschuf. Diese neuen Besitzer ließen es sich vor allem angelegen sein, in der Zeit des Überganges das überall vorhandene Gemeindeeigen durch Gewalt und Rechtsbruch, denen die verschwägerte Verwaltung ruhig zusah und gegen die das niedere Volk ohne Druiden und Häuptlinge sich nicht zu wehren vermochte, an sich zu bringen. Hierdurch waren in Gallien einerseits schnell ganz so riesenhafte Latifundien wie in Italien entstanden, andrerseits eine Unzahl recht- und wurzellos gewordener Existenzen, die früher Versorgung, Schutz und Halt einheimischer Großer genossen hatten, jetzt aber, wenn sie überhaupt durch Landarbeit einen Unterhalt gewinnen wollten, den harten Bedingungen des fremden Gutsbesitzers (possessor) keinen Widerstand entgegenzusetzen wußten und der Bindung an die Scholle, der Verknechtung rettungslos verfielen.

Senatorial- und Kurialfamilien. Nun war Gallien allerdings durch die schnellere Kulturfähigkeit seiner keltischen Rasse der germanischen Entwickelung um tausend Jahre voraus und schon zu Cäsars Zeiten das gewesen, was die Deutschen erst unter den sächsischen Kaisern wurden: ein Stadtvolk. In diesen z. T. volkreichen und üppigen Städten lebten die Senatorialfamilien, die Angehörigen der Grundaristokratie, die sich aus den Resten des alten keltischen Adels mit den zugezogenen Römern gebildet hatte, vorausgesetzt natürlich, daß diese Großherren es nach Art ihrer italischen Muster nicht vorzogen, ihre Latifundien durch einen Vogt bewirtschaften zu lassen und ihre Renten in Rom oder Bajä zu verprassen. Neben den Senatorialen bildeten die sogenannten Kurialfamilien eine zweite, geringere Schicht städtischen Adels. Diese waren aus den Kreisen der Handwerker und des Handels hervorgegangen und im zweiten Jahrhundert zur friedlichen Zeit der Antonine gut genug gediehen, zumal sie es lernten, Qualitätsarbeiter zu züchten und durch rührige Handlungsreisende den Absatz ihrer blühenden Gewerbe in geradezu moderner Weise auszubreiten. Dann kam aber von Italien her der Rückschlag: allgemeines Sinken der Kaufkraft und Darniederliegen der Geschäfte, dazu ein unerbittlich harter Druck der fiskalischen Schraube. Wenig half es, daß der unter Domitian fast vernichtete gallische Weinbau unter Probus (276—82)

wieder freigegeben wurde. Nur etliche große Familien, die in Bergwerken, Monopolen, Steuerpacht oder Wucher auch andere Einnahmequellen als bloß den Landbau zur Verfügung hatten, retteten ihren Wohlstand über die kritische Zeit hinweg; der kleine Landwirt aber fürchtete sich fast, zu prosperieren, denn jeder, der mehr als neun Hektar Land bewirtschaftete, durfte ohne weiteres dem Stande der Kurialen zugerechnet werden und unterlag dann der rücksichtslosesten Steuererpressung.

Bagaudenaufstand. Unter diesen Umständen lieferte das Zuströmen frischer germanischer Volkskraft, wie es unter Mark Aurel anfing, unter allen Provinzen nahe dem Grenzwall Gallien am meisten zugute kam und von Ammian (s. Kap. VII) beschrieben wurde, nur einen Beweis mehr für die oben aufgestellte Behauptung, daß Großbetriebe mit unfreier Arbeit, wenn vorherrschend, auf den wirtschaftlichen Körper ungefähr so wirken, wie ein schleichendes, doch tödliches Gift. Läge das Beispiel Galliens nicht vor, so könnte vielleicht immer noch eingewendet werden, daß der Präzedenzfall in Italien nicht beweiskräftig sei, weil dort eben aus rein mechanischen Gründen, infolge Aufhörens der Sklavenzufuhr, der alte Betrieb und der alte Reichtum sich nicht hätten aufrecht erhalten lassen. In Gallien fehlte es den Latifundien nicht an Menschen, aber sie alle, die aus dem kargen und daher überfüllten Germanien sich als Inquilinen in das sonnige, schön angebaute Westland hatten verlocken lassen und nun mit ihrem Nachwuchs der Bindung an die Scholle verfallen waren, vermochten der zunehmenden Austrocknung des wirtschaftlichen Organismus nicht mehr abzuhelfen. Die Hauptleistung dieser neuen Menschenmassen war vielmehr charakteristischer Weise nur der Aufruhr der sogenannten Bagauden, zur Verzweiflung getriebener Bauern, — ein Aufstand, zu dem die entnervte und verkommene keltische Nationalität entfernt nicht mehr die Kraft hatte und in welchem wir durchaus ein rein germanisches Element vermuten dürfen. Unter Diokletian durch Empörung über die habgierigen Bedrückungen römischer Statthalter angefacht, von Maximian mühsam und unvollständig niedergehalten, schwelte er noch jahrelang fort, flackerte unter Theodosius (379—95) wieder auf und zog sich bis ins fünfte Jahrhundert hinein. Es versteht sich, daß auch diese Unruhen viel dazu beitrugen, den Handel einzuschüchtern und das Gold im Verkehr seltener zu machen.

Sozialer Überblick. Um die Zeit, als die Franken energischer von Norden her vorzudringen begannen, dürfen wir uns das einst so blühende Gebiet in folgender sozialer Verfassung denken: als Ober-

schicht eine Anzahl großenteils verarmter, nur selten auf der Höhe gebliebener Senatorial- und Kurialfamilien, den grundbesitzenden Adel repräsentierend; fiskalische und sonstige Verwaltungsbeamte, meist schon auf Deputat angewiesen; materiell und ideell verarmte Gewerbe in verödenden Städten; eine zahlreiche Geistlichkeit als aufstrebende Klasse; eine ganz geringe Zahl von freien Bauern mühsam ihre Existenz behauptend; das flache Land bedeckt mit einer Unzahl halbfreier, gebundener Menschen, die keinen höheren Gedanken hatten, als des Lebens Notdurft zu gewinnen, da alles darüber hinaus Produzierte ja doch nur vom Steuerboten fortgeführt wurde; wirkliche Sklaven in ziemlicher Anzahl; nur hier und da in Küstenplätzen wie Marseille oder Narbonne, gelegentlich auch im Innern Spuren alter Kultur und alten Reichtums, durch das ganze Land hin aber verbreitet ein Geist charakterloser Selbstsucht ohne Schwung und ohne Hoffnung.

Man sieht: schlechter konnten diese Zustände kaum werden. Würden sie besser geworden sein, wenn sich durch einen glücklichen Zufall, wie die Entdeckung reicher Goldlager, die Geldwirtschaft gleich damals neu belebt hätte? Man muß dies bezweifeln, da die sozialen Tugenden, die man dem Golde nachrühmt, sehr vieler und sehr wichtiger politischer Begleitumstände bedürfen, um überhaupt in Erscheinung zu treten und sich nicht ins Gegenteil zu verkehren. Wenn schon keine wirtschaftliche Bereicherung, so doch immerhin eine soziale Gesundung für die bis dahin Allerniedrigsten erfolgte in Gallien und den übrigen Randländern des Mittelmeeres im fünften bis sechsten Jahrhundert gerade durch die Antipodin des Geldes, die sich hauptsächlich wohl von der in Naturprodukten vorgenommenen Entlohnung geleisteter Dienste „Naturalwirtschaft" nennt. Obschon Gustav Schmoller gelegentlich mit Recht bemerkt: „die reine Naturalwirtschaft wäre fast unauffindbar", muß ihr die Merowingerzeit doch außerordentlich nahe gekommen sein, da noch die karlingische Gesetzgebung Strafen für solche Leute vorsah, die sich beim Handel weigerten, vollwichtige Denare in Zahlung zu nehmen. Versuchen wir nun in diesem und dem folgenden Kapitel eine gerechte Abwägung des Nutzens und Schadens, den sie stiftete.

Auftreten der Franken. Die Franken waren dazu bestimmt, die Träger des evolutionistischen Prinzipes für die germanische Welt zu werden und brachten, um den Übergang zur neuen Wirtschaftsweise in Gallien zu vollenden, sein Ergebnis dauernd auch bei den heimischen Stammesgenossen zu befestigen, zwei wichtige Eigenschaften mit. Erstens standen sie, so viel wir auch von altdeutscher Kriegstüchtigkeit schon berichten durften, allen andern Stämmen voran mit einziger Ausnahme

vielleicht der Ostgoten, die aber nicht mit ihnen auf die Dauer konkurrieren konnten; zweitens besaßen die Franken außer ihrem starken Selbstbewußtsein auch ein ganz ausgeprägtes politisches, staatenbildendes Genie.

Volksgrenze. Die Volksgrenze lief damals und lief noch das ganze Mittelalter hindurch an der Canche, einem kleinen Küstenflüßchen, das etwas nördlich von der Somme sich in den Ärmelkanal ergießt, und an der Lys dann weiter, die in nordöstlicher Richtung der Schelde zustrebt, von deren Mittellauf südöstlich quer über die Maas zur Mosel. Südlich dieser Sprachgrenze sind die Salier zunächst nur als Herren aufgetreten und haben sich dabei stets als Franken, nicht eine Sekunde lang als Romanen gefühlt, während diese ganz im Gegenteil, besonders nachdem Chlodovech 496 zum katholischen Christentum übergetreten war, willig im Frankenreich aufgingen.

Wie sehr es den ersten Merowingern damit ernst war, die unterworfene Bevölkerung ihre Stellung fühlen zu lassen, können wir daraus ersehen, daß (in schneidendem Gegensatz zu dem Verhalten der Goten in Spanien und Italien) fränkisches Recht auch für die Romanen gelten und selbst der römische Senatoriale nur das halbe Wergeld des fränkischen Freien genießen sollte. Aus dem Schwinden des Handels und der Knappheit des Bargeldes aber zogen die Merowinger die einzig mögliche Konsequenz, indem sie — ohne für diese oder jene schnellere Aktion, sei es Bestechung, Ankauf oder eine Wirkung in die Ferne, des Edelmetalles jemals ganz entbehren zu können — dennoch wohl oder übel die Naturalverwaltung weiter ausbildeten.

Stadtflucht. Die prinzipielle Entwicklung des Ganzen war dem entsprechend. Im nördlichen Gallien sowenig wie im südlichen oder in Spanien und Italien vermochten die Binnenstädte sich aus dem tiefen Verfall ihres Marktwesens zu erholen, weil der Staat grundsätzlich seine Hauptbedürfnisse durch eigene Herstellung deckte und, sobald den städtischen Märkten keine Aufträge mehr zufielen, die Bildung neuer Geldvermögen zur Unmöglichkeit wurde. Die Nobilität war es längst müde geworden, von ihren Gütern alles heranschleppen zu lassen, und hatten die Großgrundherren einst Getäfel und Schmuck ihrer städtischen Villen abgerissen, um sie aufs Landhaus zu verpflanzen, das gegenüber dem reizlos gewordenen Stadtleben nur noch Vorzüge bot, so kam jetzt überhaupt keiner von ihnen mehr auf den Gedanken, sich unter herabgekommenen Bürgerschaften niederzulassen. Ja die Stadtflucht ergriff nach und nach auch die kleinen Handwerker und Händler selbst, weil sie in der Nähe der großen Gutshöfe eher darauf rechnen konnten,

ihre Fertigkeiten zu verwerten und Geschäfte zu machen. Die schließlichen Folgen hiervon waren wohltätig insofern, als die gesamte gallo-romanische Bevölkerung, der städtischen Verweichlichung entfremdet und der kräftigenden Nähe des heimischen Landbodens zurückgegeben, in dieser Naturalwirtschaft weit mehr als durch die anthropologische Mischung mit fränkischem Samen einen großen Teil ihrer alten Kraft und Körperfrische zurückerhielt. Für die fränkischen Gemeinfreien aber wurde die Verquickung mit der unterworfenen Masse verhängnisvoll, und wir werden dies noch besser verstehen, sobald wir uns von der merowingischen Steuerverfassung ein Bild gemacht haben.

Steuerentwickelung. Die germanischen Altfreien hatten wohl auf der großen Frühjahrsversammlung (dem sogenannten Märzfelde) ihren Häuptlingen und Fürsten Geschenke in Gestalt von Subsistenzmitteln nicht ohne Freigebigkeit dargebracht, waren aber sonst an keinerlei Schatzung oder Steuer gewöhnt gewesen. Wie sie für Friedenszeiten ihre selbstgewählten Vorgesetzten aus eigenen Mitteln unterhielten, so rüsteten sie sich für den Krieg aus eigenen Mitteln aus und genossen dafür als Gegenleistung die Garantie voller Hufen zum Lebensunterhalt und vollen Anteils an jeder Beute. Diese primitive Finanzverfassung hatte für den heimischen Urwald genügt, tat es aber nicht auf dem Boden von Kulturländern, und die fränkischen Könige waren daher froh, im eroberten Gallien nicht bloß einen sogenannten „Kataster" mit Steuerheberollen für den Grundbesitz, sondern auch das System einer Kopfsteuer vorzufinden, von der besonders die Kolonen und Unfreien getroffen wurden.

Da nun unter Childerich, Chlodovech und dessen Söhnen die Salier angefangen hatten, Dörfer bis zum nördlichen Ufer der Loire vorzuschieben und auch an der unteren Seine sich stellenweis in dichteren Massen anzusiedeln, konnten sich die Vollfreien, als Landbesitzer im gallo-romanischen Gebiet, der dort üblichen Grundsteuer unmöglich entziehen, außer wenn es sich um eine direkte Schenkung von Königsland handelte, das immer zum Allode (Allodialgut), d. h. steuerfrei wurde. Gegen persönliche Steuern aber empfanden die Germanen nicht etwa bloß aus politischer Unreife, aus Mangel an Opferwilligkeit, sondern auf Grund von tausendjährigen Erinnerungen einen instinktiven Abscheu. Sie begriffen den Zweck einer derartigen Schatzung gar nicht, hielten sie lediglich für das Unterfangen frivoler Tyrannei, und wie schon gegen Varus, bei dem Versuch ihnen eine Kopfsteuer aufzuerlegen, die Cherusker und viele andere istwäische Stämme aufgeflammt waren, so gehörte es noch unter den Merowingern zum Wesen der wahren

Freiheit, daß Einer nicht in den öffentlichen Steuerrollen stehe; wer da stand und den Steuerboten zum Tribut erdulden mußte, galt schon für halbverknechtet. Die fränkischen Könige andrerseits, ewig in Finanznöten und sichergemacht durch die Geduld, mit der sich die gallo-romanischen Schafe scheren ließen, konnten sich nicht dazu entschließen, von den vorgefundenen römischen Verwaltungstraditionen gerade die für sie wichtigste: die Kunst finanzieller Erpressung, aufzugeben.

Aufstände gegen Steuerdruck. Daher suchten sie nicht bloß den Kataster zu verschärfen, sondern auch der Kopfsteuer eine größere Ausdehnung, womöglich auf alle Reichsangehörigen, zu geben. Solchen Versuchen haben die freien Franken sich dann leidenschaftlich widersetzt, und wenn sie sie zeitweis erdulden mußten, öfters eine wilde Rache an verhaßten Staatsbeamten genommen. Während König Theudebert (534—48 in Metz residierend) einmal krank darniederlag, wurde sein Hausmeier Parthenius vom empörten Volk in der Kirche zu Trier aufgesucht und zu Tode gesteinigt. Und als unter Chilperich (561—84 über Neustrien in Soissons) vom Präfekten Mummolus etwas ähnliches durchgesetzt worden war, wurden ihm nach des Königs Tod seine Häuser verbrannt, er selbst aber rettete gerade noch das nackte Leben. Unter demselben König, als er neue Grundsteuern ausgelegt hatte, verließen viele unwillig ihren Besitz und begaben sich nach andern Teilen des Reiches, in Limoges*) kam es zu offenem Aufruhr, und die Heberollen wurden verbrannt.

Bußgelder. Bei allen solchen Aufständen und Brandstiftungen schlugen die Funken den Empörten freilich nur zu leicht ins Angesicht zurück, und die auferlegten Bußen trugen ein weiteres zur Schwächung der Freien bei. Widerstand gegen des Königs Befehl wurde mit 12, später mit 60 solidi gebüßt, d. h. nach dem Nenn- oder Münzwert etwa mit 150—750 Mark. Denn ein solidus war = $^1/_{72}$ des damaligen Pfundes (das Pfund etwa $^2/_3$ des unsrigen) und = 4,55 g heutigen Gewichtes, nach welchem das Deutsche Reich aus 1 Pfund Gold 1395 Mark ausprägt, 1 g Gold auf nicht ganz 2 Mark 80 Pfg. käme. Ein Gold-solidus war somit etwa = $12^1/_2$ Mark. Da aber eine Kuh in jenen Tagen = 2 solidi galt und heute im Durchschnitt mit 450 Mark bezahlt wird, kann man für den solidus gut einen achtzehnfachen Marktwert annehmen ($18 \times 2 \times 12^1/_2 = 450$) und sich leicht ausrechnen, was eine Strafe von 18×150 oder 18×750, d. h. 2700—13 500 Mark für einen Bauern bedeutete.

*) = Lemovicenum (Augustoritum).

Personalsteuer der Liten und Kolonen. Da wir weder die Zahl der Großgrundbesitzer in Gallien, noch die Zahl der Liten im Fränkischen, noch den Wert des ewig wechselnden Denares genau kennen, läßt sich nur wenig daraus entnehmen, daß die Hörigen ein „litimonium" von 4 Denaren, die Kolonen ein ähnliches „colonitium" zu entrichten hatten. Versuchen wir, unter allem Vorbehalt, eine Schätzung, so kommen wir zu folgendem Resultat. Das damalige Pfund war = $^2/_3$ des unsrigen (von 500 g), ein Pfund Silber dem heutigen Münzwert nach also = 60 Mark (denn 90 Mark = 1 Pfund fein). 300 vollwichtige Denare sollten ein Pfund Silber ausmachen, dabei würden ihrer 5 auf eine Mark entfallen sein. Dies ergäbe für den Denar 20 Pfg., bei der achtzehnfach höheren Kaufkraft des damaligen Geldes etwa 3 Mark 60 Pfg. Ein Lite hatte somit nach heutigen Begriffen ca. 15 Mark im Jahr nur als litimonium bar zu zahlen — für den kleinen Mann schon eine harte Abgabe zu seinen übrigen Lieferungen und Frohnden*).

Fränkischer Fiskus. Welches waren nun außer Bußen, Grund- und Kopfsteuern die Einnahmen des merowingischen Staatsschatzes? Vor allem gab es Kriegsbeute, Konfiskationen (der Güter von Unterworfenen oder politisch Anstößigen), jenen Landbesitz also, der als „Fiskus" mit Bergwerken und Forsten dem Könige direkt gehörte, der vorerst der einzige Großgrundbesitzer seines Volkes blieb. Der Fiskus war so ausgedehnt und das Erträgnis aus ihm zumal für Natural-Besoldungen so wichtig, daß die Franken eigentlich niemals die persönlichen Rechte des Königs von seinen politischen Befugnissen trennen lernten. Außerdem gab es Zahlungen fremder Staaten, Erbschaftsgebühren, Schutz- und Friedensgelder, Transitzölle (nicht in Geld, sondern in Waren zahlbar) usw. Für ganz Arme und Hilflose, ebenso für Witwen und Waisen, galt, wie schon unter der römischen Verwaltung, Freiheit von öffentlichen Lasten. Eine solche Freiheit aber suchten sich bald auch die Klöster und von den Standesherren gerade die größten durch königliche Privilegien zu verschaffen. Damit berühren wir eine

*) Es hat erfahrungsgemäß gar keinen Wert, den Leser mit leeren Zahlen und Namen wie 60 solidi oder 4 Denare zu belästigen, ohne jeden Versuch, den Worten einen faßbaren Begriff, ein Bild mitzugeben. Daher diese Berechnungen, deren Relativität und Anfechtbarkeit, obschon sie mit allem treuen Fleiß angestellt wurden, dem Verfasser leider nur zu wohl bekannt sind. Denn fast alle älteren Angaben schwanken oder gelten nur für gewisse Zeit, und die modernen Faktoren sind ebenfalls nichts Absolutes. Z. B. kommt man zu dem Satz „90 Mark = 1 Pfund fein" von den preußischen Talern, während unsre silbernen Markstücke so geprägt sind, daß nicht 90, sondern 100 auf 1 Pfund fein gehen. Ebenso ist es mit dem Gold, je nachdem die (zur Prägung) legierte Münzmasse oder der Feingehalt in Anschlag gebracht wird.

Sache, die für das Los der niederen Klassen von immenser Bedeutung werden sollte. Wie überhaupt konnte sich im Reich der Merowinger eine solche Aristokratie behaupten, da doch unter allen deutschen Stämmen gerade die Franken des Adels entbehrt, an wenige, königsberechtigte Geschlechter sich unmittelbar die Gemeinfreien angeschlossen hatten und die gallischen Senatorialen nur das halbe Wergeld von Gemeinfreien genossen?

Neuer Beamtenadel. Wieder einmal war es die diplomatische Geschicklichkeit alteingesessener Grundherren gewesen, die in jene Position allmählich Bresche zu legen verstand. Das Beamtentum, das Gefolge hatte dabei als Brücken über die Laufgräben gedient. Jeder Beamte des Königs, jeder Mann seines Gefolges, selbst wenn er seinem Stande nach ein Höriger gewesen war, genossen eo ipso das dreifache Wergeld des Gemeinfreien. Auf diese Art wuchs ein ganz neuer Dienst- und Beamtenadel schnell heran, dem sich die romanischen Aristokraten dadurch angliederten, daß sie, zur königlichen Tafel gezogen, zu Tischgenossen gemacht, ins Gefolge eintraten. Da der Frankenkönig die südlich der Sprachgrenze eroberten Landstriche durch seine Grafen beherrschte und verwalten ließ, außerdem durch sogenannte Sakebarone oder gerichtliche Funktionäre, finden wir bald, durch Verschwägerungen befördert, eine neue franko-romanische Mischaristokratie, analog der spanisch-gotischen mit den Instinkten der alten römischen Latifundienbesitzer, d. h. bestrebt, möglichst viel Land an sich zu reißen und dessen freie Bebauer zu knechten oder doch zu binden*).

Immunitäten. Ohne weiteres leuchtet soviel ein, daß die königliche Gewalt an sich kein Interesse daran haben konnte, Privilegien ohne starke Gegenleistung zu gewähren. Wenn selbige trotzdem unter dem Namen „Immunitäten" schon gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts eine solche Häufigkeit erreichten, daß ein enormer Teil des Großgrundbesitzes bei der Sorge für das öffentliche Wohl einfach ausfiel und Chlotar I (511—61), nur um die Verwaltungsmaschine in Gang zu halten, von allen Kirchengütern plötzlich ein Drittel der Früchte verlangte, so kann man den Beweis als erbracht ansehn, einen wie geringen

*) Nach Nitzsch gliederte sich in der frühen Merowingerzeit die fränkische Beamtenschaft so, daß „thunginus" und „centenarius" Volksbeamte, „garafio" und „sacebaro" des Königs Exekutivbeamte waren. Der thunginus sprach in einer Hundertschaft Recht, der centenarius führte sie ins Feld; der sacebaro sammelte die Bußen aus einer Hundertschaft, der garafio schritt im Weigerungsfall ein und kommandierte stets eine Mehrheit von Hundertschaften, später direkt „Grafschaft" genannt. Hiergegen ist nur zu erinnern, daß, wie im Kap. I schon betont wurde, die lex salica den centenarius (hunno) zweimal in Zivilangelegenheiten heranzieht.

Widerstand die Begehrlichkeit der Großen an der Schwäche der Könige gefunden hatte, und in welcher sinnlosen Weise von diesen mit den Krongütern selbst und mit der Immunität für solche Schenkungen gequast worden war. Der Name, der ausdrücklich besagte, daß ein bestimmter Besitz vom königlichen Steuerboten künftig verschont (immun) bleiben sollte, bedeutete zwar keineswegs, daß innerhalb seiner nun sämtliche Pflichten und Lasten aufhören sollten. Doch schied sein Gebiet aus der öffentlichen Verwaltung aus, der Herr ernannte seine eignen Steuerbeamten, durch die er seine Pächter und Hörigen ganz anders in die Gewalt bekam, richtete nicht nur über sie eine eigene Jurisdiktion auf, sondern suchte diese Gerichtsbarkeit über die Nachbarschaft auszudehnen, hiermit wieder die Friedensgelder und Bußen in seine Hand zu leiten. Und wenn er auch durch einen Treueid in einem Verhältnis unter dem Könige verblieb, so bildete doch eben jede Immunität bald einen Staat im Staate, mit allen Nachteilen und Gefahren der Kleinstaaterei für das große Ganze, der Patrikularismus schoß ins Kraut die Mächtigeren dünkten sich noch weit über ihre Macht hinaus, setzten für jede der Krone geleistete Hilfe ihren Preis und haben, politisch wie sozial gleich schädlich, das Regieren auch starken Herrschern in unsäglicher Weise erschwert. Hier liegen zugleich die Wurzeln jener Privilegiensucht, die das ganze deutsche Mittelalter vergiftet, eine gesunde Gesellschaftsentwicklung hinangehalten, in Frankreich selbst schließlich die große Revolution herbeigeführt hat.

Minderung der Gemeinfreien. Leider mußte nun, jemehr das Gold des Verkehrs und das der Tribute (von den Ostgoten und von Byzanz) versiegte, die Verwaltung des Reiches bei ihren Bargeldbedürfnissen von der Grundsteuer zehren, die gerade durch den Ausfall der „Immunitäten" zu einer immer noch gesteigerten Wichtigkeit und Verschärfung gelangte. Und noch ein Zweites wirkte in demselben Grad, als sich die Grundsätze der Administration von der südlichen gallo-romanischen auf die nördliche fränkische Reichshälfte übertrugen, höchst ungünstig auf die Gemeinfreiheit: daß nämlich der geplagte kleinere Landwirt, — in schlechten Zeiten seinem Gütchen mehr als je unentbehrlich, — seelenfroh wurde, wenn das Gefolge seines Grafen ihm gegen Entschädigung den Kriegsdienst abnahm. Obwohl aus den Nachrichten des sechsten und des siebenten Jahrhunderts nicht hervorgeht, daß Zeit- oder Erbpacht eine mindere Freiheit bedingt hätten, änderte sich auch das doch schließlich zum Nachteil. Der Nachwuchs war überall viel zu reichlich, als daß freier Landbesitz für ihn hätte vorgesorgt werden können; die Großherren aber, gewitzigt durch das

Schicksal der italischen Sklavenplantagen und in christlicher Zeit auch gar nicht mehr imstande, ihren Unfreien die Ehe prinzipiell zu verweigern, fanden ihre gute Rechnung dabei, wenn sie das Land, das sie reichlich besaßen, in kleinen Parzellen an Pächter, Zinsleute, Teilbauern um den Beding gewisser Gegenleistungen abgaben. Gemeinfreie, die nach bösen Plackereien den Schutz eines Mächtigen genießen wollten, übergaben diesem ihr Land und empfingen es als „Lehen" gegen billigen Jahreszins von ihm zurück. In dem Augenblick jedoch, als vollfreie Männer sich vor ihrer hauptsächlichsten politischen Leistung, der conditio sine qua non ihrer früheren Gleichberechtigung: dem Dienst mit der Waffe im Volksheer, zu schieben begannen, untergruben sie den Boden, auf dem sie gestanden hatten. Kurz, die ganze Entwickelung drängte dazu, den Stand der Hörigen übermäßig zu vermehren, den Stand der Freien zu vermindern. Nehmen wir mit Ausschluß des viel volkreicheren Austrasiens, unter Childerich (457—481) höchstenfalls 50 000 hufenberechtigte, selbständige Franken, mit denen er in den Kampf um die gallischen Trümmer des Römerstaates eingetreten war, so kann man schon hundert Jahre später unter Chilperich I oder dessen bekannterem Sohn Chlotar II (584—628) die salischen Freien im neustrischen Lande kaum noch mit 25 000 ansetzen.

Ländliche Kultur. Sie lebten nicht gerade schlecht, wie aus der berühmten Erzählung von „Attalus und dem Koch" hervorgeht, die der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours uns für das Jahr 533 überliefert hat, und wo es überhaupt freie Landwirte gab, dürfte seine Schilderung auch für die Jahre 600—700 noch stimmen. Angebaut wurden damals die vier deutschen Hauptgetreidearten (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer), dazu Rüben, Bohnen, Erbsen, Linsen, Flachs. Gartenkultur und Weinbau gab es, Bienenzucht, Fischerei, Falkenjagd und sämtliche Haustiere, große Schweineherden, im Buchenwald von eigenen Hirten gehütet, Schaf- und Rinderherden, Milch, Käse, Butter im Überfluß, Hühnerhof und Gestüt. Der Besitzer, den Gregor uns schildert, sitzt behäbig in seiner Halle auf weitschichtigem Anwesen, gewohnt, seine Verwandtschaft mit prächtigem Schmaus aufzunehmen. Der kleine Attalus, eine verfallene Geißel, hat die Pferde zu hüten; der ausgesendete Koch, der ihn befreien will, läßt sich an den betreffenden Hof als Knecht verkaufen, und zwar für zwölf Goldstücke, was vermutlich für einen „gelernten" Hausklaven, der eine besondere Laune des Käufers befriedigen sollte, ein hoher Preis war (nominell 150, heute vielleicht 2700 Mark). Für Attalus aber, als den Sprößling eines vornehmen Hauses, wurde zehn Pfund Gold gefordert, das wären

(ein gallisches Pfund zu 328 g berechnet) soviel wie 9184 Mark nach dem heutigen Münzwert, aber etwa 165 000 Mark nach der damaligen Kaufkraft des Edelmetalles.

Aus dieser Erzählung geht hervor, daß um 533 der Sklavenhandel immer noch bestand. Da die beiden jungen Bursche fliehen, beinahe eingeholt werden und sich hinter einem Brombeerstrauch verstecken, hören sie den Franken, ihren Herrn, vom Pferde herab wütend ausrufen: „Verdammt, diese Schufte entrinnen und sind nicht mehr zu finden. Aber bei meinem Heil, wenn wir sie entdecken, laß ich den einen an den Galgen hängen, den andern durchs Schwert in Stücke hauen." Und diese Brutalität war bitter ernst gemeint; der Mann hatte das Recht dazu. Leider steht uns kein ähnlich farbiges Gemälde zur Verfügung aus dem Leben der kleinen Leute, der Hörigen; wir können uns aber ihr Schicksal leichtlich ergänzen.

Gräfliche Allgewalt. Die Grafen, auf die die Herrschaft mehr und mehr überging, indem sie die drei Hauptgewalten des Königs: die Heeres-, Schutz- und Gerichtsgewalt vertraten, die das Aufgebot für den Krieg hatten und manchen Bauerhof ruinieren konnten, indem sie ihm nach Willkür die Arbeitskräfte entzogen; die das Recht beugen durften, indem sie durch königlichen Befehl Vorladungen unkräftig machten, Frevler aus ihrem Gefolge aber dem Gericht entzogen oder Eindringlinge gegen die Dorfgemeinde in Schutz nahmen; die als Inhaber des Jagdbannes in den großen Forsten mit jedem angrenzenden Bauern, der gegen das Wild auf eigene Faust seine Felder schützte, mit jedem kleinen Eigenkätner, der sich Holz holte, Händel anfangen, jeden nicht gleich Gefügigen in ihren Turm werfen und quälen konnten, — sie wurden ja allmächtig. Jetzt begann jener furchtbare Hochmut, dem es eine Art Wollust wird, freies vollwertiges Menschentum niederzuzwingen und zu treten. Die Rede vom „steifen Bauernnacken" kam auf, den man geschmeidig machen müsse, die Gesinnung bildete sich für das spätere Sprichwort: „nulle terre sans seigneur", auf deutsch: „Herunter da der Freie von seiner Scholle! Alles Land, was überhaupt da ist, soll großen Herren gehören, und alles, was Land bebaut, soll untertänig im Staube kriechen!" Jetzt begannen jene unzählbaren Verbrechen gegen persönliches Recht, die ein allzu geduldiges Volk tausend Jahre lang ertrug, bis das große Schuldbuch eines Tages dem französischen Grundadel vorgehalten wurde. Der „Unteroffizierton" aber, der dem Bürger, der sich selbst achtet, so anstößig und widerwärtig ist, daß Millionen moderner Deutscher auswanderten, um ihm zu entgehen, die Aufgeblasenheit der Subalternen, die sich dem freien Bürger

gegenüber als Vorgesetzte gebärden, — sie begann nicht erst in den Polizeistuben späterer Tage, sondern innerhalb fränkisch-gräflicher Gefolge. Der hergelaufene Knecht, der nur seiner langen Glieder wegen im Schloßhof angenommen worden war, er trug nun ein Schwert an der Seite, sah frech von seinem Roß herab auf das Volk da unter ihm, rüpelte den Bauer an, wenn er ihn traf, und verschob seiner Tochter das Gewand, weil er wußte: „mein hochgeborener Herr hält seine Hand über mir." Denn Händel mit stolzen Bauern kamen stets gelegen. Da war bald eine Klage wegen Holzbruch, Jagdfrevel oder Diebstahl zusammengedreht, der Herr Graf richtete und verhängte Buße auf Buße. Kam gar noch ein Heeresaufgebot passend dazwischen, dann hatte der Bauer seine freie Hufe die längste Zeit besessen.

Rückwirkungen auf das Landvolk. So sah gar mancher Hörige, dem hinterm Pflug der Schweiß von der Stirne rann, voll bittern Grolles, vielleicht auch damals schon zuweilen in verzweifelter, stumpfer Demut auf die Standesherren, die sich vom königlichen Hof gänzliche Steuerfreiheit zu verschaffen gewußt hatten, dafür aber ihre Hintersassen frohnden ließen bis zum Umsinken, während unverschämte Knappen übermütigen Hohn hinzufügten. Vergleicht man hiermit den Urzustand in Cäsars Zeiten, als jedes Volk in Germanien dastand wie ein edler Wald, dessen schlanke, gleichgewachsene Stämme ihre freien Kronen zum Himmel hoben, so will uns, wenn man überhaupt von Ethik in der Volkswirtschaft reden kann, ein Rückschritt auffallen. Doch es lag eben im Schicksal der Germanen, daß sie, als eine jugendfrische Rasse aus der Naturalwirtschaft *emporstrebend*, an eine welke Greisenkultur gerieten, die aus der Geld- zur Naturalwirtschaft *herab*gesunken war und diese nun vorhandene schnell noch mit allen Lastern, Brutalitäten, sozialen Häßlichkeiten ihrer Verbrauchtheit ansteckte. Weder die Sklaven, noch die Freigelassenen der naiven germanischen Völker des Urwaldes hatten sich zu des Tacitus Zeiten in wirtschaftlicher Hinsicht (mit Weib und Kind und Hütte) so sehr von den meisten Freien unterschieden; die Grafen und Possessoren der Merowingerzeit standen, durch eine weite Kluft der Anschauungen wie der Mittel getrennt, hoch über ihren Hörigen. Der durch die harten Fesseln der alten Gentil- und Stammesverfassung, mit ihrer Verneinung individueller Schicksalbestimmung, erzeugte Druck hatte sich in den wilden Unternehmungen und Umwälzungen der Völkerwanderung teilweis entladen. Um so schwerer mußte jenen Freien, die sich zur Gebundenheit an eine Scholle zurückentwickelten und, statt der Botmäßigkeit unter einer durch Tradition geheiligten Stammesautorität, die Untertänigkeit unter einem tyran-

nischen Herrn eingetauscht hatten, das neue Joch erscheinen. Denn Freizügigkeit gab es da weniger als je; wer einem unerträglichen Los auf seiner Scholle entfliehen wollte, ward wie ein Dieb oder Mörder verfolgt und in Ketten zurückgeführt; es gab oft nur die Wahl zwischen zwei gleich furchtbaren Übeln: dem Untergang daheim oder dem Untergang auf der Flucht. Damals, an so mancher Waldecke, um die Tag für Tag der Peiniger selbst oder seine Schergen bogen, ist in den Herzen der Landleute das entstanden, was man im modernen Sinn Unzufriedenheit nennt.

Die Geschichte tröstet uns damit, daß noch jede Naturalwirtschaft (z. B. auch in Japan) den Großgrundbesitz übermächtig hingestellt und das Lehnswesen ausgebildet habe. Dennoch verdient es ein Ideal natürlich empfindender Menschen zu sein und zu bleiben: auf einer eigenen Ackerscholle bescheidene Bedürfnisse durch eigene Arbeit, eigene Erzeugnisse zu decken; die Notwendigkeit, daß eine solche Sehnsucht zur Natur mit der Botmäßigkeit unter größeren Landbesitzern erkauft werden müsse, leuchtet nicht ein. Leider werden wir im Lauf dieser Erzählung noch zu beobachten haben, wie die wegen ihrer freieren Tendenzen gerühmte Geldwirtschaft mindestens ebenso gefährliche Formen von Knechtschaft zeitigen muß, solang die Gesellschaft, in der sie zur Anwendung kommt, unreif oder zurückgeblieben ist und sozialer Pflichtauffassung ermangelt.

XI. Kapitel.

Vasallenstaat und Frohnhof.

Verfall der Merowinger. Wo war das fränkische Königtum, als es galt, die gefährdete und beraubte Freiheit der Volksgenossen zu schützen? Im Volk *lebte* immer noch das Recht, das Königtum sammelte, zentralisierte es ja nur, um es desto besser ausüben und bewachen zu können. Da war es nun eine Schattenseite des Guten, daß die Salier ihre Sprachgrenze nicht wesentlich überschritten hatten, Chlodovech in den eroberten gallischen Landen aus eigenem Recht als fremder, absoluter Herrscher gebot. Doch wenn er nun auch als persönlicher Inhaber aller fiskalischen Güter der größte Grundherr ganz

Frankiens ward*), — an der Aufgabe, mit diesen in ihrer Beweglichkeit außerordentlich beengten wirtschaftlichen Mitteln eine geordnete Verwaltung durchzuführen, würden seine späteren merowingischen Nachfolger selbst dann erlahmt sein, wenn sie ihm als staatsmännische Persönlichkeiten ähnlicher und nicht durch eine unzweckmäßige Erbfolge, die immer wieder hausrechtlich auf Teilungen des Reiches ausging, zur Kräftezersplitterung gezwungen gewesen wären.

Fredegunde und Brunichilde. Hier dürfen wir die beiden Frauen nicht übergehen, die nach Thusnelda ihre Namen, wenn auch mit blutiger Hand, in die Blätter der deutschen Geschichte eingetragen haben: Fredegunde und Brunichilde. Chlotar I, nachdem er seine letzten drei Jahre hindurch ganz Frankien vereinigt, hatte 561 letztwillig das Reich unter seine vier Söhne gespalten, von denen Chilperich in Soissons und Sigibert in Reims (Austrasien) sich mit zwei Schwestern, und zwar westgotischen Prinzessinnen, vermählten. Chilperich, der sich nach merowingischer Art früh in weibliche Verbindungen eingelassen (so hatte ein Childebert schon als Zwölfjähriger illegitimen Nachwuchs), verlor seine sanftgeartete Gattin nach einjähriger Ehe, und man sagte: durch seine Schuld und Mitwirkung. Chilperich war damals ganz in den Händen Fredegundens, einer Frankentochter von niedrer Abkunft und noch niedrigeren Instinkten, doch außerordentlicher Willenskraft und Klugheit. Und als nun Brunichild, die mit Sigibert glücklich lebte, Anspruch auf den Nachlaß ihrer verstorbenen Schwester erhob, war der Streit zwischen den beiden Frauen gegeben. Fredegunde, die vor keinem Mord zurückschreckte, ließ ihren Schwager Sigibert 575 von gedungenen Leuten umbringen, und jetzt, nachdem man ihr den Liebling geraubt hatte, begann auch Brunichild sich ihrer Natur zu erinnern. Sie hieß nicht umsonst ursprünglich Bruna (die Bärin) und war, wenn Fredegunde der gemeinere, so ihrerseits der tragischere Charakter. Hätte man sie in Frieden gelassen an der Seite ihres Gemahls, so würde ihr Andenken vielleicht als das einer liebenswürdigen und hochsinnigen Fürstin auf uns gekommen sein; von einer brutalen Gegnerin gereizt und um ihr Lebensglück beschnellt, entfaltete sie Züge, die der furchtbaren Entwickelung Kriemhildens in der Nibelungensage glichen. Ein-

*) Diese Schreibung ist ein vom Usus abweichender Versuch. Ich bezweifle nämlich, daß das Frankenreich (Francia) jemals Franzia, die Franci Karls des Großen ihrerzeit Franzi genannt worden seien. Wir selbst *sprechen* heut noch von den „gesta Frankorum", nicht „Franzorum", während wir „Francorum" *schreiben*. Die Schreibung „Francien", sobald man „Frankien" *spricht*, ist ein Verstoß gegen das deutsche Alphabet.

undzwanzig Jahre lang haben die beiden Frauen gegeneinander gerungen und verbrecherisch Blut vergossen, bis Fredegunde 596 starb. Dann ist Brunichild eines Tages von den Austrasiern an den Grenzen ihres Reiches ausgesetzt worden, hat halb verhungert wie eine Bettlerin in Burgund ihren Einzug gehalten, dort eine Partei gefunden und noch bis 613 ihre verhetzende Arbeit fortgesetzt. Als Chlotar II, Fredegundens Sohn, der gefangenen Greisin all ihre Missetaten vorhielt, war die Ermordung einer ganzen Anzahl fränkischer Könige darunter; dann ist die Bärin mit nicht minderer Grausamkeit gequält und durch ein Pferd, welches davonsprengend ihre Gliedmaßen in Stücke riß, hingerichtet worden.

Volksversammlungen kommen ab. Nochmals unter Chlotar II war ganz Frankien von 613—622 in einer Hand vereinigt, aber das Reich viel zu groß geworden, als daß die Volksversammlung öfter als einmal im Jahr hätte tagen können. Ihre Beschickung blieb auch so schon den entfernter wohnenden Freien zu kostspielig und zu zeitraubend, so daß mehr und mehr nur die Meistbegüterten mit ihrem Gefolge sich einfanden, der oberste Gerichtsbann, der früher bei der Volksversammlung geruht hatte, der Dringlichkeit der Geschäfte wegen an den König überging und die Versammlung selbst zu einer bloßen Heerschau wurde. Die Könige gewöhnten sich, in Neustrien wenigstens, ihre Kriege nicht mit einem freien Volksheer, sondern vorzüglich mit den Großen ihres Landes und deren Aufgebot an Knappen und Hörigen auszufechten.

Grafenämter erblich. Aber diese Tendenz, die freien Bauern entbehren zu wollen und sich allein auf den Adel zu stützen, zeitigte für das Königtum selbst bald genug die schwersten Gefahren. In demselben Maß, als die Güter des Fiskus verschleudert werden mußten, um diesen Grafen zu beschwichtigen, jenen zu belohnen, einen dritten für besondere Dienste zu werben, nutzten kirchlicher und weltlicher Adel, vom Königtum selber großgezogen, diese Lage weidlich aus. Die Grafen setzten es durch, daß ihre Stellungen erblich wurden, die Bischöfe machten sich von staatlicher Kontrolle frei und suchten ihrerseits den Herrscher zu regieren. Stets hatten die Großen, wenn sie schon ihren armen Hintersassen keinen erheblichen Zins entwinden konnten, doch deren starke Knochen und harte Fäuste zur Verfügung. Die Adelsverschwörungen begannen, und zu spät besann sich das Königtum auf die in Verfall geratene Volksversammlung.

Karlingische Hausmeier. In dieser Kombination kam in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts dem Frankenstaat bekanntlich die Rettung vor gänzlichem Verfall aus einer Institution, die sich

„Hausmeiertum" nannte. Diese Hausmeier waren ursprünglich Prinzenerzieher, Lehrmeister guter Sitte für das Gefolge, doch gab ihnen ihre Stellung nahe der königlichen Person und Privatschatulle eine Macht, die sie benutzten, — zunächst aufseiten des Adels und der Geistlichkeit gegen das Königtum. Die letzten Merowinger zeigten fast alle jene eigentümliche Mischung von Bigotterie und früher Verbrauchtheit so sehr, daß sie kaum noch zu regieren wünschten. Sie waren Wachs in der Hand ihrer Mätressen oder Frauen, dann ihrer Pfaffen und fast stets, zwischen lüsternen Vergnügungen und Frömmelei ihre Kräfte teilend, zu den Geschäften ihres hohen Amtes unfähig. Dies mag die Karlinger oder wie sie ursprünglich hießen: Arnulfinger, auf den Gedanken gebracht haben, sich der königlichen Figuren als Drahtpuppen gleich Werkzeugen zu bedienen und durch sie das Land zu beherrschen. Seit etwa 650 finden wir die Hausmeier gegen den Adel Front machend, um die verzettelte und verschleuderte königliche Gewalt von neuem in ihrer Hand zu sammeln, und diese Kämpfe sollten eines Tages den größten, tätigsten, wohlwollendsten und verständigsten Freund heraufführen, den das niedere Volk des Mittelalters auf einem Throne fand.

Wo stammten die Karlinger her? Sie waren ein kerndeutsches austrasisches Geschlecht, im Ardennenwalde begütert, und hatten im alten Verband ihrer bei der Väter Weise kraftvoll gebliebenen Volksgenossen zunächst wohl nur als praktische Landwirte etwas Tüchtiges vor sich gebracht. Ihr erster geschichtlich beglaubigter Ahn ist Arnulf, der als Hausmeier und Berater des jungen Dagobert, den sich die Austrasier 622 als eigenen Unterkönig von seinem schwach gewordenen Vater Chlotar II erzwungen hatten, erwähnt wird. Dagobert wurde sorgfältig erzogen, Slawen und Awaren, die beiden östlichen Bedränger des Deutschtumes, bekamen die Schärfe des fränkischen Schwertes zu spüren; eine bessere Zeit schien anbrechen zu wollen. Da griff der Hausmeier Grimoald heißblütig zu früh nach dem hohen Preis, schor dem jungen Merowinger, der Austrasien beherrschen sollte, das Haupt und ließ den eigenen Sohn Childebert als König ausrufen. Aber alles stand gegen ihn auf, der Adel zumal; Vater und Sohn wurden zum König von Neustrien verbracht und in Paris getötet.

Karl Martell und Pippin der Kurze. Eine wüste Zeit der Selbstzerfleischung folgte dem Verruf der Karlinger; alle Außenposten des fränkischen Reiches: Aquitanien, Sachsen, Thüringen, Alemannien, Baiern, die unter den kräftigen frühen Merowingern besiegt worden und in fränkische Abhängigkeit geraten waren, machten sich wieder selbständig. Dann ward Pippin der Mittlere nach glücklichen

Kriegszügen 688 als Majordomus des gesamten fränkischen Reiches anerkannt, sein Sohn Karl Martell verschaffte sich nach wechselvollen Schicksalen eine enorme Stellung durch seinen Sieg über die von Spanien her vordringenden Araber bei Tours im Jahre 732. Pippin der Kleine ward schon auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes 751 zum König gekrönt. Von ihm stammt Karl der Große.

Karls des Großen Persönlichkeit. Ein Bild dieses kraftvollsten Herrschers, den die germanische Rasse bis jetzt hervorgebracht hat, im ganzen Umfang seiner militärischen, politischen, sozialen und literarisch-künstlerischen Beziehungen darf hier nicht ausgemalt werden; uns interessiert Karl vorerst hauptsächlich in ökonomischer Beziehung. Ihm gelang das, woran die letzten römischen Cäsaren und die Merowinger gescheitert waren: trotz ausgeprägter Naturalwirtschaft eine Universalmonarchie mit weiten Grenzen aufzurichten und bei musterhafter Anordnung im Innern expansive Tendenzen Jahrzehnte lang durchzusetzen. Es ist gelegentlich, z. B. vom Engländer Ruskin, die Absurdität begangen worden, Karl als „Franzosen" anzusprechen. Nichts, gar nichts Französisches gab es, als er 768 zur Regierung kam. Gesprochen wurde damals in Gallien von den Franken deutsch, von den Gallo-Romanen ein keltisch gefärbter lateinischer Dialekt, die lingua latina rustica; im diplomatischen Verkehr das Kirchenlatein, das auch Karl neben seinem Deutsch beherrschte. Nicht eher als bis im Vertrag von Verdun 843 eine geographisch-politische Teilung das Westfrankenreich dauernd isolierte, hat sich dort die Verschmelzung verschiedener Rassen zum heutigen Franzosentum vorbereiten können; die Ausbildung der beiden Dialekte der langue d'oc und langue d'oui-hat dann immer noch Jahrhunderte erfordert, und eigentlich kann erst nach Franz I von etwas „Französischem" die Rede sein.

Was Karl der Große war, läßt sich dagegen in wenigen Worten ausdrücken: von Kopf zu Fuß das Prototyp eines deutschen Bauern, mit allen körperlichen Merkmalen des Germanen und allen Instinkten des praktischen Landmannes in seiner hausväterlichen Staatskunst; das gallo-romanische Element war dazumal ganz unfähig, körperlich oder geistig ein solches Naturell überhaupt nur zu gebären. Sieben Schuh groß, mit mächtig ausladendem rundem Hinterkopf, mit blonden Locken, die ein frisches Gesicht umrahmten, dem hellen Germanenauge, das trotzig drohen und sonnig lachen konnte, dem der Blitz des Humores nicht fremd war, doch das in der Erregung ganz wie bei Alexander dem Großen etwas geradezu Furchtbares annahm, — breitschultrig in seinem Bauernpelz, mit dem er auch zur Jagd ins Dickicht ritt, von

schallender Kommandostimme wenn im Eisenkleid, majestätisch auf dem Thron wenn fremde Gesandte kamen, zugänglich und gütig unter seinen Freunden, dem Frohsinn in guten Stunden hold, aber auch ein unermüdlicher Arbeiter, der nichts überstürzte, sondern ganz nach Art eines Landmannes jedem Ding die richtige Stunde abwartete: so führte er seine Franken, so lebt er noch heut im Andenken der Geschichte. Von den deutschen Fürsten, die während der Völkerwanderung vor ihm auftauchten, war nur Theoderich der Große mit ihm vergleichbar, an Leichtigkeit und Grazie dem bedächtigen Karl vielleicht, an Feldherrnschaft sogar ziemlich sicher überlegen, an politischem Genie, an Weite des Blickes ihm bestenfalls ebenbürtig, an administrativen Gaben weit unter ihm. Zwar hatte Theoderich (schon das 7. Kapitel sprach davon) ganz wie Karl die aufrichtigste Bewunderung für die Großtaten der antiken Kultur gehegt, ließ Straßen und Wasserleitungen wiederherstellen, suchte der fliehenden Geldwirtschaft aufzuhelfen, baute noch gegen Ende seiner Regierung mit plötzlichem Impuls in Ravenna eine große Flotte, um den Handel gegen Byzantiner und Wandalen schützen zu können; alle italischen Manufakturen atmeten unter ihm auf und sandten auf die Märkte des Westens wieder die wertvollsten Artikel. Aber wenn er auch durch seine Halbinsel und sein zusammengeschmolzenes, dem Untergang schon entgegeneilendes Volkstum eingeengt war, spricht es gleichwohl gegen ihn, daß sein Gebilde keine längere Dauer hatte, während die Spuren Karls durch die Jahrhunderte hin in den Geschicken unsrer Nation, überwiegend vorteilhaft, kenntlich bleiben sollten.

Administratives Wanderleben. Die Tatsache, daß der große Kaiser, 768 im Nordfrankenreich zur Regierung gelangt und seit 771 Alleinherrscher, nicht bloß in Kriegszeiten fortwährend unterwegs war, und zwar mit seinem gesamten Hof, mit Frau und Töchtern, Beamten, Paladinen, Gelehrten und Freunden seiner Tafelrunde, die über diese Rastlosigkeit zuweilen stöhnten, charakterisiert besser als irgend etwas anderes die ökonomische Epoche. Karl beugte sich hier nur mit weiser Beschränkung vorhandenen Notwendigkeiten. Er und sein ganzes Gefolge mußten dahin wandern, wo sie leben konnten und zwar von den Vorräten, die zum Zweck dieser Verzehrung aufgespeichert worden waren, aber natürlich, da sie nicht endlos transportiert werden konnten, verdarben, wenn sie nicht aufgezehrt wurden, während der Hof an einer andern, eigensinnig festgehaltenen Stelle vielleicht Hunger litt. Ein solches Dasein durchzuführen, ohne müd oder hastig zu werden, gehörte eine eiserne Konstitution, eine rechte Bauernzähigkeit; mit solchen ländlichen Mitteln eine Unzahl blutiger, langwieriger Feldzüge auszufechten

und gleichwohl im Innern eine glatt funktionierende Verwaltung aufrecht zu erhalten, dazu gehörte Genie.

Aachen. Daß ihm jenes Herumreisen kein seelisches Bedürfnis war, beweist sein Aufenthalt in Aachen, der von ihm neu gegründeten Hauptstadt mit seiner Lieblingspfalz, vor der er das aus Ravenna fortgeführte eherne Reiterstandbild Theoderichs des Großen aufrichten ließ. Dort hat Karl von 796 bis zu seinem verhängnisreichen Krönungszuge nach Rom fast vier Jahre lang geraſtet, umgeben von Kindern und Enkeln, inmitten des reich von ihm erweckten wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Treibens, die Zügel seines Weltreiches in straffer Hand, mit seinem Freund und Rivalen Harun al Raschid Geschenke tauschend. Aber es dürfte kein bloßer Zufall gewesen sein, daß gerad im Jahr 796 der Hauptring des Awarenreiches zwischen Donau und Theiß durch seinen Sohn Pippin und den Grafen Erich erstürmt worden war, der junge Prinz dann mit dem Awarenhort, einem großen Teil des Raubes, den sich die Völker der Wanderzeit untereinander abgejagt hatten, in Aachen einritt. Mögen es wirklich „hundert Zentner Gold" gewesen sein, was würde das für moderne Zeiten ausmachen, das damalige Pfund Gold (328 g) in runder Summe zu 940 Mark berechnet? Kaum $9^1/_2$ Millionen Mark, nach damaligem Geldwert vielleicht 200 oder 250 Millionen, noch nicht die Hälfte von dem, was wir Deutschen heut in einem Jahr allein für die Landarmee verbrauchen*). Es würde auch für Karl nicht viel ausgemacht haben, wenn er noch oder schon wieder in einer Geldwirtschaft gelebt hätte. Aber die Maurer, die Zimmerleute, die in Aachen Kirche und Pfalz erbauten, wurden in Naturalien abgefunden. Immerhin bedeutete das Awarengold für den Hof eine ganz erkleckliche Zubuße, während aus Nymwegen und Ingelheim, den beiden andern fiskalischen Hauptsammelstätten, ununterbrochen lange Wagen- oder Schlittenreihen mit den höchst nötigen Lebensmitteln eintrafen.

Prüm. Da des Kaisers Familiengüter nur zwischen Maas und Rhein in kompakteren Massen beisammen, das Kroneigen, den verschiedensten Verwaltungs- und Besoldungszwecken dienend, über das ganze Reich verzettelt war, hatte er gewisse Höfe mit einem major oder Meier versehen und diese Meierhöfe als kleinere Zentralbecken für die rundherum ausstehenden Naturalleistungen organisiert. Daß hierzu die Ausbildung eines geregelten Transportwesens als nicht geringere Schwierigkeit kam, erhellt ohne weiteres, wenn man sich erinnert, daß

*) Nach Andern soll das karlingische Pfund = 408 Gramm gewesen sein.

z. B. die Güter der Abtei Prüm, des berühmten karlingischen Familienklosters in der Eifel, von der Neckarmündung bis zum Rheindelta und wiederum von der Lahn bis nach Rouen, in vielen hundert Dörfern und Einzelhufen verstreut lagen. Wie ihre Produkte zur Verwertung heranziehen? Man sieht eine Finanzadministration, bei der, selbst wenn sie auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, schon die bloßen Erhebungskosten keinen kleinen Teil der Einnahmen wieder verschlangen.

Beamtentum. Schwieriger als dies Zusammenschleppen von Erzeugnissen, die nur der Fütterung und leiblichen Ausstattung aller am Hof Anwesenden dienten, gestaltete sich das Problem der Beamtenbesoldung an sich. Denn da doch nur gewisse Oberbeamte, die Funktionäre der Kanzlei, die Zugehörigen der Hausämter und die Leibgarde mit ihren Familien am Hof selbst ernährt werden konnten, ließ es sich garnicht vermeiden, daß denen, die in peripheren Bezirken an Ort und Stelle bleiben mußten, Land als Besoldung gewährt wurde, und jedesmal entstand der Nachteil, daß ein derartig festgestellter Außenbeamter der Krone gegenüber zu unabhängig wurde, zu schwer von dem, ihm doch nur temporär angewiesenen Gut herunterzubekommen war. Die Gefahr erschien doppelt: daß nämlich fiskalischer Besitz, einmal ausgetan, nie wieder zur Krone heimkehrte, und die Ämter selbst mit dem Landgut erblich würden. Beides war schon unter den Merowingern zur traurigen Wahrheit geworden. Einzelne Karlinger hatten dann zwar energische Maßregeln ergriffen, um die bereits eingetretene Erblichkeit der Staatsämter rückgängig zu machen, und von Karls diplomatisch suggestiver Begabung liefert gerade das den deutlichsten Beweis, daß er sich trotz der Ungunst der Umstände brauchbare, willfährige Beamte zu erziehen verstand, trotz aller „Immunität" verwöhnter Senioren (seigneurs) stets eine gehorsame Armee zur Verfügung hatte. Die Gefahr selbst aber, die in den Dingen lag und andauerte, hat er bei aller Umsicht und Geschicklichkeit dennoch den kommenden Zeiten nicht abnehmen können, und wir werden bald sehen, in welcher schädlichen Weise der Zug dieser Entwickelung nicht bloß die Kraft der Krone, sondern auch die persönlichen Rechte der altgermanischen Vollfreien beeinflussen sollte.

Benefizien. Karl Martell nämlich, nachdem er sich im Innern nicht anders zu behaupten gewußt hatte, als daß er durch Schenkungen von Land und Leuten (aus dem Fiskus) Parteiungen verhinderte oder schon vorhandene auseinandertrieb, war schließlich, weil ihm die Mittel ausgingen, darauf verfallen, Kirchengut, wie das auch die merowingischen Könige gelegentlich schon getan hatten, an große Herren zu verleihen.

Die Form dieser Verleihung war eine Art von Zeitpacht (precaria), und es haftete außerdem an ihr die sehr gewichtige Bedingung: daß die Beliehenen ihr Gut bei jeder Abtrünnigkeit verloren. Die so verliehenen Güter hießen Benefizien. Da die Kirche mit Land von den Merowingern überreich ausgestattet worden war, konnte sie eine Weile wohl diesem Handel zusehen, zumal die Bischöfe von der Krone ernannt wurden und man sich bei Erledigung eines Bischofsitzes mit dem neuen Kandidaten eben einigte. Doch als das stark herabgekommene Kirchenregiment in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts einen Aufschwung nahm, begannen die Proteste, und unter Pippin, der ebenfalls, wenn auch ungern, Kirchengut verlieh, galten außer einem periodischen Anerkennungszinse für Benefizien folgende drei Bedingungen: 1. Heimfall des Gutes bei Unzufriedenheit des Herrschers mit dem Beliehenen; 2. Heimfall beim Tode des Leihenden; 3. Heimfall beim Tode des Herrschers (sog. Thronfall).

Kommendation und Vasallenschaft. Man hätte meinen sollen, daß durch diese Einschränkungen sich in den Beliehenen eine Klasse ganz besonders treuer Anhänger hätte entwickeln müssen, und das ist auch tatsächlich eine Zeitlang der Fall gewesen; die durch Benefizien gewonnenen Großen haben den Karlingern gegen innere Feinde wie gegen Sarrazenen ausgiebige Kriegshilfe geleistet. Dabei übertrug sich ganz von selbst das Verhältnis der Vassen, jener verarmten oder schikanierten Freien, die sich dem persönlichen Dienst eines Großen gelobt hatten, auf das Verhältnis dieser Großen selbst zur Krone. Das Gelöbnis erfolgte durch den Akt der sogenannten „commendatio", indem der Vasse seine beiden Hände gefaltet in die Rechte des Grafen oder sonstigen Possessors legte, der hiermit sein Senior (seigneur) wurde, dessen Schutz er sich empfahl (kommendierte) und dem er seinerseits Treue in jedem Dienst versprach. Die Benefizialen, mit gleichem oder ähnlichem Handschlag und ähnlichem Eid traten nun in die Stellung von Vassen zum König, der König ward ihr Senior, es entstand der Vasallenstaat, — zunächst ein Fortschritt gegenüber den Tendenzen zur Immunität, die ja nichts weiter als eine frühe Kleinstaaterei gewesen war, eine Sprengung des Gemeinwesens, eine Ableugnung der Pflichten gegen es, während die Vasallen durch die Widerruflichkeit ihrer Benefizien und sonstigen Lehen doch unter einem starken Druck standen und mit engen Banden gehalten wurden.

Der Vasallenstaat funktionierte demnach soweit erträglich, barg aber in seinem Schoß den Gedanken, auch die Beamten dadurch geschmeidiger zu erhalten, daß man sie zu Vasallen machte, absetzbar beim

Bruch der Vasallentreue oder wenn sie sonst Unzufriedenheit erregten. Nun konnte die Krone sich drehen wie sie wollte: als Gegenwirkung mußte die Tendenz auf Erblichkeit sämtlicher Benefizien, schließlich auf Erblichkeit auch sämtlicher Amtslehen mit jedem Tag dringlicher werden. Diese Möglichkeit, daß die Beamten (Antrustionen), wie das später tatsächlich geschah, sich vom Hof auf ihre Erbgüter für immer zurückziehen und die Verwaltung des Staates ihrem Schicksal überlassen könnten, diese Beamtenlosigkeit, dieses Angewiesensein auf unzuverlässige Elemente mit aller unsäglichen Erschwerung der kaiserlichen Stellung und unnützer Kraftvergeudung, die dann folgten, sie scheint Karl der Große nicht vorausgeahnt zu haben. Er ließ sich die Getreuen, mit denen er gegen Sachsen, Awaren und Baiern zu Felde zog, gern gefallen; sehen wir jetzt zu, wie er sich zu seinen fränkischen Freien stellte.

Karls Gesetzgebung und Maßregeln gegen Freiheitsverlust. Er hat sich ernsthaft bemüht, ihren Stand nicht in Verfall geraten zu lassen, hat alles aufgeboten, ihre Position dort, wo das noch möglich war, d. h. in Austrasien selbst und in Neustrien nördlich der Sprachgrenze, zu stärken. Es kam in jenen Zeiten schon vor, daß der Possessor oder Senior über Leute, die nach dem ursprünglichen Abkommen zwar zinspflichtig, doch persönlich frei gewesen waren, mitsamt ihrem Gut verfügte wie über gebundene Hörige; daß die Söhne freier Hintersassen sich des erblichen Anrechtes am Boden beraubt sahen. Besonders gegen die geistlichen Herren wurde dieser Vorwurf erhoben, daß sie die Freien auf ihren Gütern degradierten, deren Erben aber ausgeplündert auf die Landstraße stießen, damit sie nun als Diebe und Mörder andere plünderten. Karl gab hiergegen scharfe Verordnungen. Das Land von Verarmten sollte künftig, namentlich durch Beamte, nur in öffentlicher Steigerung gekauft werden dürfen. Wer wegen einer durch Diebstahl verwirkten Buße als insolvent die Knechtschaft auf sich zu nehmen bereit war, dem sollte dies nicht gestattet sein. Durch das Verfallen an einen Gläubiger sollte die persönliche Freiheit niemals aufgehoben werden dürfen; ebensowenig durch Kommendation (Schutzbefehlung) irgend einer Art. Der Menschenverkauf in die Fremde war bei Strafe des Königsbannes (60 solidi) verboten; andere Bestimmungen galten der Erleichterung des Rückkaufes; durch beides wurde die verfassungsmäßige Hörigkeit des Gesindes usw. im Inlande selbst natürlich nicht behoben. Aber Lohnarbeit (durch freies Angebot, nicht als Frohnde) sollte weder zur Knechtschaft, noch auch zur Zinshörigkeit führen. Aus diesen Verboten entnimmt man, was alles gegen den kleinen Mann von Mächtigeren versucht wurde und gewiß,

da das Kaiserauge nicht überall hin leuchten konnte, nur allzuhäufig gelang.

Doch Karl verbot nicht bloß, er suchte das Problem auch positiv anzufassen. So hat er die freien Markgenossen in ihrer alten Eigengerichtsbarkeit gegen die Ansprüche der „immunen" Großherren unterstützt; er hat, um die überzähligen Söhne freier Bauern nicht ins Vassentum hinabgleiten zu lassen, freies Rottland in den Forsten frisch eroberter Gebietsteile oder sonstigen fiskalischen Grundeigens als sogenannte „Königshufen" an sie ausgetan; er hat, um den kriegerischen Geist und damit die politische Berechtigung der Freien zu heben, sie nach Kräften zu Heerschau und Kriegszügen herangezogen.

Heerbann. Mit Sicherheit sind solche Aufgebote ergangen 778 nach Spanien, 788 nach Baiern, 791 gegen die Awaren, 806 gegen die Slawen, 810 gegen die Dänen; es ist aber wahrscheinlich, daß auch in seinen dreiunddreißig Kampfjahren gegen die Sachsen von 772—804 verschiedene Feldzüge durch freie Krieger mitbestritten wurden, schon weil in den deutsch-fränkischen Landen ihr Aufgebot immer noch das ausgiebigste war. Wer 12 Hufen besaß, mußte auf eigene Kosten im Harnisch ausziehen, wer 3—5 Hufen, ebenfalls in Person mit Lanze, Schild, Bogen (dazu zwei Sehnen und zwölf Pfeilen); der Ritter brauchte noch Schwert und Dolch. Je drei Einzelhufen stellten einen Mann; bei kleineren Besitzern war aber die weitere Beschränkung getroffen, daß nicht auf den Landbesitz gesehen werden sollte, sondern nur auf etwaiges Barvermögen, und 6, die jeder wenigstens 5 solidi hatten, mußten einen aus ihrer Mitte (quinque sextum) ausrüsten, was „adjutorium" hieß, — eine höchst interessante Antizipierung der „Wehrsteuer", die wir immer noch nicht haben. Wer sich dem Heerbann entzog und ausblieb, sollte 60 solidi bezahlen, und mancher heerespflichtige Landwirt mag es sich überlegt haben, was für seine Gesamtexistenz weniger verderblich sein könne: Dienst oder Buße. Auch hier jedoch reduzierte sich der Betrag bei Minderbegüterten bis auf 30, 15, 5 solidi, und niemals sollten Frauen und Kindern ihre Kleidungsstücke gepfändet werden dürfen. Der Bann (die Order) dauerte noch vierzig Tage bis nach der Heimkehr aus dem Kriege; dann erst erfolgte die sogenannte „scaftlegi", die Niederlegung der Lanze; der Reservemann war entlassen.

Missi. Endlich hat der große Kaiser in seiner nie ruhenden Gewissenhaftigkeit noch einen besonderen Akt sozialer Fürsorge vollzogen, indem er in solche Territorien, die es nötig hatten, mit fast unbeschränkter Gewalt ausgerüstete Sendboten abordnete, die nach der

Analogie päpstlicher Legaten missi von ihm genannt wurden. Auf den Charakter und Zweck dieser Institution, für die ein „capitulare" von 802 die verständigsten und einsichtvollsten Männer beider Stände (d. h. Geistliche und Laien) als ausersehen bezeichnet, kann man auch daraus schließen, daß ein Chronist mit Nachdruck hinzufügt: es seien keine Leute gewesen, die Geschenke zu nehmen brauchten, um überall „Recht und Gerechtigkeit auch gegen die Niedern" auszuüben.

Dennoch, trotz aller Umsicht und Sorgfalt hat Karl seinen Zweck nicht erreicht, hat das, was ihm den größten Schmerz verursachte, nicht verhindern können. Der offene Sklavenmarkt hörte unter ihm wohl allmählich auf, aber seine freien Bauern verarmten. Ja gerade seine Kriegszüge, für die sie sich auf eigene Kosten ausrüsten und eben doch mehr oder minder lang von ihrem Landgut fernbleiben mußten, haben ihren Ruin beschleunigt. Man hat den Rückgang, den Verfall, das Aussterben der italischen Ackerbürger mit vollem Recht die späte Rache Hannibals genannt; man könnte den allmählichen Niedergang der freien Franken eine späte Rache der Sachsen nennen.

Leudes. Zwar scheint es auch unter Karl bereits einen Stand nicht sehr zahlreicher Berufskrieger gegeben zu haben, weil eben große stehende Heere sich nur in Zeiten reifer Geldwirtschaft halten, füttern und bewegen lassen: die sogenannten „leudes". Ob sie den unter dem Westgotenkönig Eurich im fünften Jahrhundert erwähnten gotischen buccellarii (von buccella, Zwieback, daher soviel wie Kommißbrotesser) analog waren, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Wir übersetzen sie am besten mit „Leuten" oder „Mannen" des Königs, zu steter Bereitschaft, selbst im Fall einer Ausstattung mit Land, und zu steter Pflege kriegerischer Eigenschaften verpflichtet. Sie mögen den Kern jeder Armee, mit welcher die Franken ins Feld rückten, gebildet haben, nicht bloß um den Landmann hinter seinem Pfluge zu beschonen, sondern ganz besonders auch, um blitzschnelle Schläge zu führen. Mehrfach wird in den Kriegen Karls die „Frankenschar (scara frankisca)" erwähnt, ein fliegendes Korps ausgesuchter, wohlberittener, stets marschfertiger Krieger, mit denen er u. a. die Sachsen bei Detmold im Jahre 783 überfiel und auseinandertrieb. Den großen Haufen und Nachhalt seiner Auszüge lieferten aber die Gefolge der großen Vasallen und das Aufgebot der Freien.

Steigende Übermacht der Grossgrundherrschaften. Eines freilich, und vielleicht das noch stärkere Moment für deren ökonomischen Bankrott lag jedoch nicht in irgendwelchem persönlichen Versehen oder Verschulden. Das war die straffere wirtschaftliche Organisation

und Widerstandskraft des Großgrundbesitzes, der nun einmal, wo Naturalwirtschaft besteht, die stärkste und fruchtbarste Betriebsart darstellt, ja gleich einem Magnet kleinere Elemente seines Bereiches, ob widerstrebend oder nicht, zu sich heranzieht. Es wurde im vorigen Kapitel schon erwähnt, wie die Senioren es verstanden, den Bauer so lange zu peinigen, bis er in den grundherrlichen Verband eintrat und zum Hintersassen wurde. Mit voller Zielbewußtheit sind die fränkischen Großen immer mehr darauf ausgegangen, freie Bauern zu „legen", und selbst die Staatskunst, das Wohlwollen eines Karl erwiesen sich diesem Zuge gegenüber als machtlos, weil er eben ökonomisch zu tief begründet war. Nur für die unfrei gewesenen gallo-romanischen Elemente Neustriens zeigte sich die Entwicklung vorteilhaft, weil sie aus dem ganz menschenunwürdigen Zustande der Latifundien-Sklaverei zum Familiendasein auf eigner Scholle emporgehoben wurden. Die Knechte der Germanen hatten diese beiden Vorzüge bekanntlich von Anbeginn genossen. Nun kam aber die Zeit, daß unfreie, halbfreie und freie Hintersassen von den Großherren über einen Kamm geschoren wurden. Ja, diejenigen, die aus Furcht vor Verarmung, d. h. um vom königlichen Heerbann und kostspieligen Bußen erlöst zu werden, den Schutz eines immunen Großen gesucht und sich ihm „kommendiert" hatten, kamen aus dem Regen in die Traufe. Denn wenn auch Heerbann und Gerichtsbann ursprünglich zwei grundverschiedene Dinge gewesen waren, machte sich's im Lauf der Zeiten doch wie von selbst, daß beide in der Hand immuner Großer für ihre ganze Hintersassenschaft vereinigt lagen. Statt im freien Königsaufgebot zog der Bauer dann im Gefolge seines neuen Seniors zu Felde, war seine Freiheit losgeworden und hatte gleichwohl die Heerespflicht behalten. Der Unfreie fiskalischer Grundherrschaften, weil er unter der königlichen Gnadensonne zum Beamten aufzusteigen vermochte, stand schließlich in höherer Achtung als die gedrückten und verarmenden Eigenhüfner; die Hörigen der Kirchengüter vollends, wenn ihr Bischof oder Abt, was ja zuweilen vorkam, Gerechtigkeit und Milde walten ließ, rühmten sich minderer Belastung und reichlichen Auskommens. —

Karls Politik gegen Sachsen und Slawen. Weniger verständlich als in seinen sozialen Instinkten ist uns Karl der Große in seiner Kolonisationspolitik. Zwar die Sachsen hatten als unverschämte Räuber zu Wasser und zu Lande die Geduld des Frankenreiches von jeher auf harte Proben gestellt. Schon als Childerich, Chlodovech's Vater, kurz vor dem Ende der Römerherrschaft bis zur Loire vordrang, war er dort zu seiner nicht geringen Verwunderung auf Sachsen ge-

stoßen, die, auf ihre Landsleute in Britannien gestützt, im fünften Jahrhundert die Küsten des Atlantic ganz wie die Wandalen die des Mittelländischen Meeres unsicher machten und brandschatzten. Von den späteren, schwachen Merowingern zu schweigen, hatten auch die Karlinger einschließlich Pippins den am Niederrhein Plündernden und bis tief in austrasisches Gebiet Vordringenden nicht ernstlich mehr Einhalt zu tun vermocht. Daß Karl diesen wilden Stamm unter das Joch einer vernünftigeren Staatsidee brechen und zur Mitarbeit an einem größeren Ganzen erziehen wollte, können wir nur loben. Ganz gleich, ob er dabei von deutschen Gedanken in unserm Sinn ausging oder nicht, schon darin allein lag ein großer Fortschritt, daß der Idee in dulce infinitum fortschwelender sächsisch-fränkischer Grenzkriege kräftig der Garaus gemacht wurde. Das Wie freilich ist weniger einwandfrei.

Karl hat zu jeder Art von systematischer Gewalttat gegriffen, um sein Ziel zu erreichen; hat von der allein rationellen Landenteignung, von der Versendung aufständischer Edler in ferne Teile seiner Monarchie ausgiebigen Gebrauch gemacht. Aber wenn er schließlich im Jahr 804, um einen Keil zwischen die christlich gewordenen Ostfalen und die heidnischen Dänen, die Schürer des Aufstandes, zu treiben, das Gebiet der Nordalbingier, das heutige Holstein, ein deutsches Kernland, an die Slawen überantwortete, so kann ihm der Historiker nicht mehr folgen und muß das vom Kaiser angewendete Heilmittel für zehnmal schlimmer als das Übel selbst bezeichnen. Holstein zu verslawen ist damals doch nur im östlichen Teil und nur vorübergehend gelungen; doch in Mecklenburg gewannen die Obotriten (Abodriten) eine feste Position zur Stütze für die südlicheren Sorben, und es haben Ströme deutschen Blutes fließen, ganze Generationen hinschwinden müssen, bis jenes schmählich aufgegebene Land wieder deutsch geworden war.

Es war die Maßregel eines schon müd gewordenen Herrschers, der um jeden Preis Ruhe haben und sein Stück durchsetzen wollte, doch im Prinzip um so unverständlicher, als die Slawen niemals Freunde der Franken gewesen waren, die von ihnen drohende Gefahr unmöglich übersehen oder unterschätzt werden konnte und Karl, der sich tatsächlich schon 805 genötigt sah, die Waffenausfuhr über die Elbe zu den Slawen bei Strafe der Wegnahme zu verbieten, an der Donau durchaus im Sinn der historischen Entwickelung und einer groß aufgefaßten germanischen Politik operierte.

Alemannen, Baiern und Awaren. Über Alemannien war mehrfach ein fränkisches Strafgericht ergangen, 746 durch Pippin die Herzogswürde aufgehoben, das Land durch fränkische Grafen verwaltet

worden, bis das tolle Volk, das von den Tagen des Septimius Severus bis zum Ende der Ostgotenherrschaft seine plündernden Mannschaften bald über den Rhein und die Vogesen nach Gallien, bald über die rhätischen Alpen nach Italien hineingesandt hatte, am eisernen fränkischen Halfter doch allmählich zur Vernunft kam. Östlich aber hatten die unter Tassilo zum Gehorsam zurückgeführten und auf fränkische Weise organisierten Baiern eine Kulturarbeit begonnen, der Karl durch Zerstörung des Awarenreiches im Jahr 796 mächtigen Vorschub leistete.

Den Awaren, Vorläufern der Ungarn, gebührt im deutschen Sinn das historische Verdienst, daß sie die Slawen der Donau und der Alpenländer niederhielten und mit dem tschechischen Reich des Franken Samo (etwa 620—58) wie mit dessen Nachfolgern in stetem Kampfe lagen, sonst würde die schwachgewordene östliche germanische Flanke den slawischen Ellbogen noch ganz anders zu spüren bekommen haben. An sich aber bedeuteten die Awaren immerhin eine Gefahr, und es bleibt ein Verdienst der Baiern, die Lande bis zur Leitha und von ihr aufwärts südlich bis zu den Quellen der Kulpa, d. h. die österreichischen Stammlande mit Steiermark, Kärnten und Krain deutsch besiedelt zu haben. In Wien wird heute noch sozusagen ein münchener Dialekt gesprochen; die Deutschtiroler sind nach Art und Abstammung Baiern. Blickt man auf die Länderkarte aus dem Jahr 814, so bemerkt man aber leider, wie nur im Südosten des Reiches deutsche Kolonialpolitik getrieben worden war; tief ins germanische Fleisch hinein stieß das böhmisch-mährische Horn; im Norden vollends war Karls gewaltiger Arm dem Rad der Geschichte in die Speichen gefallen. Dort standen die Sachsen nicht am Anfang ihrer siedlerischen Aufgabe; sie waren *vor* den Anfang zurückgeschoben worden.

Silberwährung. Von des großen Kaisers Kirchenpolitik soll im nächsten Kapitel ausführlicher die Rede sein; hier möge noch ein im einzelnen ausgeführtes Bild jener Naturalwirtschaft Platz haben, die unter den Merowingern begann. Das Gold war allmählich aus dem Verkehr so völlig verschwunden und der Markt bedurfte seiner so wenig, daß Karl 780 bereits mit der Ausprägung von Silber-solidi, von denen 20 auf ein damaliges Pfund (knapp 328 g) kamen, während 12 Denare wieder einen solidus ausmachten, energisch zur Silberwährung überging. Diese Silbersolidi wogen also etwa $16^1/_2$ g, betrugen im Vergleich zu unsern deutschen Währungsverhältnissen ungefähr 3 M. das Stück (wir sehn das Urbild des späteren Talers auftauchen), hatten aber bei der Seltenheit des Goldes vielleicht die zwanzigfache

Kaufkraft. Der karlingische Denar muß, dem Gewicht nach, etwa 25 Pfennigen entsprochen haben; den merowingischen im vorigen Kapitel hatten wir auf etwa 20 Pf. berechnet*).

Schattenseiten der Naturalwirtschaft. Die Zirkulation war dabei nach heutigen Begriffen außerordentlich gering, es wurde viel mehr getauscht, als bar bezahlt, und Geld, das der Sparsame heimlich zu vergraben begann, pflegte hervorgeholt nur Zwecken der Verzehrung zu dienen, nicht irgendwelcher gewerblichen oder zinstragenden Anlage. Wenn die Kirche daher um jene Zeit den Christen verbot, Geld gegen Zins auszuleihen, so setzte sie weniger etwas Neues fest, als daß sie etwas allgemein Vorhandenes bestätigte. Der Zug der wirtschaftlichen Entwickelung war allzulang abwärts dahin gegangen, Steuern, Bußen und ähnliche Leistungen in Naturalien oder Frohntage umzurechnen und Geld entbehrlich zu machen. Darum lag auch dem Besitzer eines Landgutes nur wenig daran, es zu verkaufen; denn womit sollte es bezahlt werden? Mit einem andern Gut? Das wäre Tausch, nicht Verkauf gewesen. Das für den Kaufpreis nötige Silber, wenn es beim Käufer überhaupt vorhanden war, hätte der Empfänger ja höchstens aufbrauchen und dabei verarmen können. So suchte jeder, der Boden unter sich hatte, diesen im Gegenteil festzuhalten, so lang es irgend ging, und wer keinen hatte, suchte welchen zu erlangen, denn der Boden war die Quelle aller Subsistenz. Landwirte, die freiwillig ein Gut aufgaben, blieben in seiner Nähe, um sich durch die als Preis ausbedungenen Naturallieferungen beköstigen, kleiden, wärmen zu lassen; und wer zu alt und gebrechlich wurde, um sein Eigentum selbst zu bewirtschaften, setzte sich auf sein Altenteil, — was freilich in Zeiten mangelnder Pietät und steigender Habgier wiederum dazu beitrug, die soziale Stellung der Greise zu verschlechtern.

Schilderung eines Frohnhofes. Wie wenig aber die Vorstellung zutrifft, daß Naturalwirtschaft an sich für den Besitzenden mit Entbehrungen Hand in Hand gehen, Luxus und Verfeinerung ausschließen müsse, das mag nun die folgende, aus Ferdinand Lassalles genialer Feder herrührende, wenn auch nicht ganz wörtlich übernommene Schilderung eines mittelalterlichen Guts- oder Frohnhofes**) darlegen:

*) Ist die Schätzung des karlingischen Pfundes = 408 g richtig, so wogen die Denare allerdings etwas schwerer (etwa 1,7 g das Stück); sie sanken aber durch Münzverschlechterung bald unter 1 g Silbergehalt herab.

**) Das Wort stammt vom altdeutschen frô = Herr, bedeutet, wie „Fronleichnam" den Leichnam des Herrn, so einen Herrenhof und wird daher sonst auch „Fronhof" geschrieben.

Abgesehen von den Leibeigenen, werden seine Felder bestellt mit Spann- und Handdiensten, mit gemessenen und ungemessenen Frohnden, von unfreien und freien Pächtern in den mannigfachsten Abstufungen aller Art; denn auch die freien mansi (Bauernhöfe) müssen ihm fröhnen wie die unfreien, diese etwa drei Tage in jeder Woche (zusammen 156) jene etwa fünf bis sechs Wochen (zusammen 35—42 Tage) im Jahr.

Doch sehen wir vom Ackerbau ab, — es gibt gar keine Art von Diensten, die ihm unter dem Lehnsystem die unfreien wie freien mansi, ja die in den verschiedensten Abstufungen pflichtigen Dörfler und Kleinstädter nicht in natura entrichten müssen.

Man versetze sich im Geist an einen Gefälletag, wann solch ein adliger Feudalherr die ihm zustehenden Gefälle erhebt. Da wimmelt es von Roggen, von Gerste, von Hühnern, von Schinken, von Ochsen, von Schweinen, von Eiern, von Butter, von Öl, von Früchten, von Wachs, von Kerzen, von Honig, die ihm die Pflichtigen bringen müssen, ja von Kuchen und Blumensträußen. Die Schneider, die Schuster des unter seiner Gutsoberherrlichkeit stehenden Städtchens bringen ihm die Kleider und Schuhe, welche sie während der Woche, die sie ihm pflichtig sind, für ihn und seine Leute gearbeitet haben. Nicht weniger müssen die „Hentschuern" (Handschuhmacher), die „Bechere" (Bechermacher), die Küfer und „Zimmerliute" für seine Bedürfnisse ohne Lohn (sine mercede) arbeiten, die Schmiede nicht zu vergessen, die ihm Schlösser, Ketten, Pfeile und außerdem eine Anzahl von Hufeisen und Nägeln liefern. Und wenn sich in den früheren Zeiten des Mittelalters auf den grundherrlichen Höfen selbst Handwerker und Künstler aller Art finden, Fleischhauer, Gerber, Faßbinder, Pelzarbeiter, Wagner, Krämer, Baumeister, Steinmetzen und Maurer, Maler und sogar Kaufleute, Goldschmiede, Holzschnitzer, oder überhaupt der grundherrliche Frohnhof von jeder Art von Handwerkern, die innerhalb der Gutsherrlichkeit angesessen waren, einen Handwerksmann haben sollte — „von einem ieklichen antwergke ein antwergmann" — und wenn in den späteren Zeiten des Mittelalters auch die Handwerker und Künstler aufhören, unmittelbar auf den Burgen zu wohnen, so müssen sie doch in Erinnerung dieses ursprünglichen Verhältnisses, oder von ihren Mansen und Lehngütern her, dem Hofherrn Produkte ihrer Handwerkstätigkeit abgeben, Messer aller Art, Scheren und Zangen, Hacken und Äxte, Becher, Gefässe aller Sorten, Sättel und andere Gerätschaften. Wenn der Fleischer einen Ochsen zum Verkauf ausschlachtet, so gebühren ihm (dem Senior) davon Zunge und Füße, und gleiche Abgaben erhebt er vom Wein, Bier und andern Getränken. Aber was sollte er mit dem Wein und

Bier wohl machen, wenn er keine Fässer hatte? Und so müssen ihm denn auch Fässer mit und ohne Wagen, die Dauben, die Reife, Platten, Kessel und zwar eiserne wie kupferne neben Schindeln und andrem Material zur Reparatur der Dächer geliefert werden. Und die Schroder „seint schuldig meines gnedigsten Hern wein und bier umbsunst zu schroden" und auch die Ohmer sind schuldig, „meinem gnedigsten Hern alle Wein- und Bierfaß umbsunst zu ohmen".

Und die Schmiede müssen ihm Sporen liefern, und die Ziecher ein Tischtuch sechs Ellen lang und eine „Handquel". Man kann sich daher denken, daß die Frauen in dem allgemeinen Eifer, ihren Gutsherrn gut einzuwirtschaften, nicht zurückbleiben werden. Die Ehefrau eines jeden Kolonen hat ein Stück Leinenzeug und ein Stück Wollenzeug zu liefern, Malz zu bereiten und Brot zu backen. Manche müssen das fertige Zeug und zwar den Stoff aus eigenem hergeben, andere aber schulden nur die Verarbeitung, und deshalb haben wieder andere Mansen die Verpflichtung, ihm neben Frischlingen, Leinsamen, Linsen usw. auch eine Seige Flachs in sein Arbeitshaus zu stellen. Die Fischer müssen ihm die Salme und andere Fische einliefern („Dienstfische"), die sie in bestimmten Zeiträumen gefangen haben, ihn auch mit den Müllern auf dem Fluß im Nachen führen, wohin er will; aber den Vorzug, wenn er Briefe schreiben muß, seine Boten zu sein, seinen Post- und Staffettendienst zu reiten, haben die Metzger.

Wer einen Rat braucht in seinen Geschäften, nimmt bei uns mit schweren Kosten einen Advokaten. Aber der mittelalterliche Seigneur hat das nicht nötig; ihm sind alle Bewohner der unter seiner Grundherrlichkeit stehenden Kommunen verpflichtet, aus ihrer mehr oder minder tiefen Einsicht Rat in seinen Angelegenheiten zu erteilen.

Wir gehen wohl für teures Geld ins Ballett oder an ähnliche Orte. Aber der Feudalherr braucht das nicht. Da gibt es Lehnsleute, die rechtlich verpflichtet sind, diese einen Betrunkenen zu spielen, die andern possierliche Sprünge zu machen, die dritten seiner Dame ein zotiges Lied vorzusingen. Und da es, in diesem Reich der Besonderheit, ganz logisch konsequent ist, daß für jeden aparten Geschmack gesorgt sein muß, so könnte es ja auch einmal kommen, daß jemand den Geschmack hat, gern einen „pet" zu hören. Flugs ist unter den Zinsleuten ein junges Mädchen zur Hand, welches die Feudalpflicht hat, ihn am Tag der Gefälle in offener Versammlung einen „pet" hören zu lassen.

Und schon muß uns nun hier ganz entscheidend klar geworden sein, wie es mit unserm Feudalherrn steht. Er ist ein reicher, reicher

Mann, gewiß. Aber er kann — und das ist eben sein Unglück — er kann den „pet“ nicht kapitalisieren. Ihn nicht, und nicht die Bocksprünge, und nicht die Zoten und nicht die Botendienste, und auch nicht das Wachs, die Eier, die Hühner, den Honig, die Ochsen, die Schüsseln, die Teller, den Flachs, die Leinwand, die Becher, die Reifen, die Tonnen, die Pelze, die Kessel, die Salme, die Wollenzeuge, den Wein, das Bier, die Sättel usw. usw., noch die Dienste der Ohmer, der Schroder, der Wagner, der Gerber, der Maurer, der Schmiede, der Goldarbeiter, der Schnitzer und Maler usw. usw., die sie ihm zu leisten schuldig sind. Er kann alle jene Genußmittel, die ihn in reichster Fülle umringen, verzehren und läßt sie rechtschaffen draufgehen in Hüll und Fülle, verzehrt sie sorglos und heiter und darum mit einem viel humaneren Lebensgenuß, als wir. Aber er kann bloße Genußmittel nicht weiter durch sich selbst vermehren lassen.

Denn sein wesentliches Verhältnis ist eben noch dies, auf den besondern Gebrauchswert, oder was dasselbe ist, den Dienst bezogen zu sein; er steht noch nicht dem allgemeinen Tauschwert, dem Gelde, gegenüber. . . . Ja auch die Geldzinsen, die er bezieht, reichen, obwohl sie sich allmählich wieder mit steigender Tendenz an die Stelle der Naturalzinsen zu setzen anfangen, eben nur dafür hin, aus dem Welthandel die Luxusprodukte anzuschaffen, die nicht im Bereiche seiner Grundherrlichkeit erzeugt werden. Und wenn er selbst überschüssige Geldzinsen hätte, in seiner Produktion kann er sie sich nicht vermehren und kapitalisieren lassen. Denn da ist durch ihre Gesamtgestalt alles so niet- und nagelfest, so stabil und unbeweglich durch das System der bestimmten gegenseitigen Dienst- und Naturalleistungen, durch die Bestimmtheit aller Arbeitskräfte, Benutzungsweisen, Pflichten, Naturalansprüche und Lasten, daß nirgends Raum und Möglichkeit zu solcher Anlage und Vermehrung gegeben ist . . .

Verknöcherung des ländlichen Betriebes. Diese Starrheit, die Lassalle hervorhebt, war eine der Schattenseiten, um deretwillen man die Geldwirtschaft wegen der größeren Freiheit, die sie dem Verkehr wie dem einzelnen Individuum verleiht, als einen immensen Fortschritt zu begrüßen, die Nachteile des Geldes als geringer zu veranschlagen pflegt. Es konnte z. B. vorkommen, daß jemand bei vorgeschrittener ökonomischer Einsicht einen bestimmten Acker statt mit Getreide, lieber mit Futterpflanzen bebaut haben würde, doch gerade an diesem Feld haftete vielleicht eine Naturalrente von zehn Maltern Roggen oder Weizen. So mußte diese minder vorteilhaftere, den Betrieb des Ganzen störende Kultur fortgesetzt werden, denn dem Grundherrn lag nichts an

Klee und Luzerne; der wollte sein Korn. Oder es wäre gut gewesen, ein Stück Wald in Ackerland zu roden: aber woher dann die fällige Holzrente nehmen? Das Stück mußte Wald bleiben. So wurde das germanische Ober- und Untereigentum (Dominium oder Domanium und bloße Nutzung), selbst wenn bares Geld zu Betriebsänderungen vorhanden gewesen wäre, fast überall die Ursache, daß sich die Wirtschaft ohne Meliorationen in ausgefahrenen Geleisen weiterschleppte und der Fortschritt sich ganz außerordentlich langsam vollzog. Die lassallische Schilderung des grundherrlichen Gutshofes, obwohl ihre Züge dem späteren Mittelalter oder gar dem Zeitalter der letzten Valois entnommen zu sein scheinen, stimmte dennoch für die gallo-romanischen Gebietsteile Neustriens fast ganz schon für das Jahr 800.

Zersplitterung alten Hufenbesitzes. In deutschen Gauen schleppte die Entwickelung etwas nach, weil in den meisten von ihnen, die niemals römische Latifundien kennen gelernt hatten, der alte Stand der Gemeinfreien viel fester am Boden haftete. Nicht früher als im Lauf des achten Jahrhunderts begannen sich in den bestangebauten Gegenden bei Sachsen, Thüringern, Alemannen und Baiern die schon im 5. Kapittel angedeuteten, bei den Salfranken im 10. Kapitel ausdrücklich betonten Zersplitterungen der alten Hufengüter auffällig zu zeigen. Bis dahin hatte das im Urwald herzustellende Rottland immer noch ungefähr genügt, neue Freistellen zu schaffen. Dies hörte nach Karl dem Großen auf. Da, wo er siegreich geblieben, waren auch seine Grafen eingezogen, ausgestattet mit umfangreichen Rodungspatenten, und auf den gräflichen oder sonst grundherrlichen Stellen wurden keine Freien mehr angesetzt, sondern nur die später sogenannten Grundholden in den verschiedenen, bereits bekannten Abstufungen geduldet, und der zielbewußte Kampf der großen Herren gegen die noch freien Bauern begann. Erbteilungen taten das ihrige, den Stand der Minderfreien zu vermehren, bis zuletzt der Besitz voller Hufen mit Adel für gleichbedeutend galt. Der Frohnhof aber war da, wo mit den Grafen auch die Abteien sich schnell vermehrten, bald etabliert, und der deutsche glich spätestens um 900 dem gallischen auf ein Haar.

Man darf sich nun freilich — große Historiker haben schon davor gewarnt — die Willkür der Senioren auch nicht allzu töricht vorstellen. Denn wenn es gleich schwer ist, über der Komik der grotesken Einzelleistungen, die Lassalle aufzählt, die persönliche Entwürdigung der Leistenden zu vergessen, so entsprachen die Seigneurs mit solchen und ähnlichen Forderungen doch nur dem rohen Geschmack ihrer Zeit, und sicher haben sie, so lange die Hörigen sich alles gefallen und bieten

ließen, ihnen so viel Wohlwollen wie geduldigem Vieh bewiesen. Auch Vieh, als Teil des Privateigentumes, wurde nur ausnahmsweise geschunden und vergeudet, am ehesten in Fällen, wo es störrisch war. Dies trat aber bei Hörigen leicht ein, wenn man ihre Lasten vermehren wollte; und dann begannen freilich, Jurisdiktion und Macht vereinend, die Herren sofort ihre Quälerei, für die es viele raffinierte Arten und Wege gab, von der Beraubung der persönlichen Freiheit bis zur Folter, vom Ruin der Wirtschaft bis zur Schändung des menschlichen Bewußtseins.

XII. Kapitel.

Entstehung des Katholizismus. — Die Kirche als Armenpflegerin.

Der Streit um Christi Gottesgleichheit. Wir wollen uns jetzt einer Größe wieder zuwenden, die wir im 6. Kapitel verließen und seitdem nur flüchtig in ihrem Wachstum beobachten konnten, aber in ihrem Werdegang durchschauen müssen, um ihre späteren sozialen Leistungen richtig zu beurteilen.

Der Schachzug Konstantins des Großen: die christliche Idee unter Gewährung gewisser Garantien und Zuwendungen in den Dienst der Reichsidee zu stellen, hatte die notwendige, ja fast instinktive Gegenabsicht zur Folge: das Reich und seine Führer vielmehr in den Dienst der Kirche zu zwingen. Bischöfe und Priester, durch ihr Amt daran gewöhnt, die Gemüter und Gewissen irrender Sterblicher zu leiten, hätten nicht aus Fleisch und Bein zusammengesetzt sein müssen, um den Versuchungen der Herrschsucht auf die Dauer zu widerstehen. Auch mußte in einer Zeit, da der Krieger zuletzt alles galt und die größten Entscheidungen durch körperliche Stärke zustandekamen, ganz naturgemäß auf geistigem Gebiet diejenige Macht einen Vorrang behaupten, der die bessere geistige Schulung zugute kam, und das war zweifellos gegenüber den Höfen bald schwacher, bald nur brutaler Fürsten der römische Bischofsitz. Niemand wird freilich soweit gehen, den Mißbrauch geistiger Macht irgendwie nobler oder nützlicher zu finden als den Mißbrauch roher Körperkraft. Selbst wenn in den ersten Jahrhunderten der Kirche, da Männer von ausgezeichneter Willenskraft und Geistesschärfe den päpstlichen Stuhl einnahmen, sein Prästigium keines-

wegs ohne wirkliches Verdienst zustande gekommen ist, hat doch auf die Dauer kein Land so sehr wie das deutsche darunter zu leiden gehabt.

Daß in dem ersten großen Dogmenstreit, der die christlichen Priester und Bischöfe trennte, zwischen Arius und Athanasius, diesem der Sieg blieb, ist leicht erklärlich. Stand Arius mit seiner natürlicheren Auffassung der Gestalt Christi nach Rankes hübschem Wort dem gesunden Menschenverstand um einen Schritt näher, so witterte Athanasius den Weg, den das Dogma einschlagen müsse, um sich die Massen zu unterjochen, und daß dieser Weg über den Verstand schlechterdings nicht führen dürfe, im Gegenteil: je weiter von ihm ab, desto besser. Athanasius hat den Ausspruch „credo, quia absurdum“ nicht getan, aber er hat in seinem Sinne gewirkt und allgemeine Geltung, d. h. die Katholizität, für ihn angestrebt. Er kannte die Welt gut genug, um bemerkt zu haben, wie das, was vom Verstand mit klaren Gründen eingesehen wird, stets nur einem verschwindend kleinen Kreise zugehört, daß man sich an Gefühl und Phantasie, an Vorstellungen und ganz besonders an Wünsche wenden müsse, wenn man eine Sache den Herzen der Menge teuer machen wolle. Darum arbeitete er zweckvoll die Person Christi sofort nach der Wunderseite hinüber, dorthin wo das Gebiet der Logik aufhörte, doch die Millionen ihm jauchzend folgten. Ein Gott sollte des Menschen Sohn von Anbeginn gewesen sein, die Trias aus Vater, Sohn und heiligem Geist eine Monas (3 = 1). Und gleich traf Athanasius auch den rechten Ton, um die Glaubenden bei der Fahne zu halten; denn wer noch Zweifel hegte, war nicht im Irrtum, sondern beging ein Verbrechen. Durch die am leichtesten Einzuschüchternden, durch die Frauen, ist dieser Vorstellung dann immer wieder die Kinderwelt, und mit ihr eine Zukunft, gewonnen worden.

Arius, dann Athanasius im Exil. Das von beiden Reichshälften beschickte (ökumenische) Konzil von Nicäa im Jahr 325 hatte bekanntlich mit einem Kompromiß geendigt, indem für das Verhältnis von Jesus zu Gott das Wort Wesenseinheit (Homo-usie) angenommen, doch Erläuterungen angehängt wurden, die eine Auslegung im Sinn der arianischen Wesensähnlichkeit (Homoi-usie) zuließen. So schwelte der Streit unter der Asche fort. Arius regte sich heftig und wurde deshalb von Kaiser Konstantin verbannt. Er wendete ein, welch ein Grund zur Verfolgung wohl in seiner Lehre liegen könne, daß der Sohn einen Anfang habe, Gott aber nicht? Konstantin schien ganz der gleichen Meinung zu sein, rief Arius bei nächster Gelegenheit

wieder zurück, und der feurige Athanasius mußte ins Exil wandern, an den Hof des jüngeren Konstantin in Trier. Doch in den dritthalb Jahren, die er sich in Gallien aufhielt, wirkte seine Persönlichkeit derart auf das dortige, von jeher der Rhetorik zugeneigte Geistesleben, daß die kritisch nüchterne hellenische Dialektik, die sich in Arius ausdrückte, den kürzeren zog und das athanasianische Dogma im Westen des Reiches tiefe Wurzeln schlug. Dies hatte zwei welterschütternde Folgen. Die eine trat anderthalb Jahrhunderte später ein, als der wichtigste Proselyt, den die Kirche jemals gemacht hat, Chlodovech der Frankenkönig, aus rein lokaler Bedingtheit nur katholische Bischöfe vorfand, um ihn in den Schoß der Kirche aufzunehmen; die andere sofort, insofern der Bischof in Rom sich (340) gegen Arius und für Athanasius erklärte.

Rom wird katholisch. Die Petrus-Tradition. „Wollte man einen Anfang der allgemeinen Autorität, die der römische Stuhl nachher erworben hat, angeben, so würde man von diesem Moment ausgehen müssen," sagt Ranke. Noch hat es ja eines zähen und wechselvollen Kampfes bedurft, um den Anspruch des Bischofs von Konstantinopel auf Gleichberechtigung niederzuringen. Im Okzident aber kam die Praxis insofern der päpstlichen Vormacht zugut, als man in solchen Fällen, wo ein ökumenisches Konzil nicht zustande kam, unmöglich bloßen Provinzialsynoden die Entscheidung über die Rechtgläubigkeit eines ihrer Mitglieder überlassen durfte. Daher gewöhnte man sich im Westen, in Streitsachen den römischen Stuhl als höchste Instanz anzurufen, und seit auf dem gespaltenen Konzil zu Sardica 343 die Prärogative des römischen Stuhles als „vom heiligen Petrus übernommen" zum erstenmal betont worden war, hatte der Bischof von Rom als „Nachfolger Petri", als „Statthalter Christi" und wie seine sonst noch angenommenen Titel hießen, bald Gelegenheit, diese Autorität und Jurisdiktion auch dem Kaisertum gegenüber zu befestigen. Die Katholizität (seit etwa 350 nannten sich die Anhänger des Athanasius „katholisch") war eine wandlungsfähige Waffe geworden, jetzt ein Netz und jetzt ein Schwert.

Kirche gegen Staat. Was half es dem Kaiser Konstantius (Konstantins zweitem Sohn), daß er zu Mailand 355 in aller Form über Athanasius das Verdammungsurteil aussprach? Die Bischöfe wandten ein: das ginge nicht an; ein kirchlicher Würdenträger dürfe nur nach kirchlichem Herkommen gerichtet werden. Zur vornehmsten kaiserlichen Machtbefugnis hatte es gehört: Bischöfe von ihrem Sitz verbannen zu dürfen; dem stellte sich so früh schon die zielbewußte

hierarchische Opposition entgegen. Solche scheinbaren Konzessionen wie die des Bischofs Hosius wenige Jahre darauf: dem Kaiser sei die weltliche Gewalt übertragen, den Bischöfen die geistliche, waren und blieben, — wenn wir etwa von dem höchst loyalen Papst Gregor dem Großen († 604) absehen, — immer nur temporisierend gemeint. Zunächst galt es, die kirchliche Autonomie unantastbar hinzustellen, dann von dieser Position aus die weltliche zu lähmen und sich dienstbar zu machen. Der Staat hieß der Feind, ob man ihn bekämpfte oder floh. In des heiligen Antonius Lebensbeschreibung, die von Athanasius herrühren soll, wird als eigentlicher Zweck auch des Eremitentumes empfohlen: sich von allem Zusammenhang mit dem Staate loszulösen. Das tatsächliche Verhältnis hat dann nur vorübergehend durch die Wucht ganz bestimmter Persönlichkeiten zugunsten des Kaisertumes gewechselt; der Anspruch Roms ist bis zu Pius X. hinab derselbe geblieben. —

Heidnische Reaktion. Neo-Platonismus. Doch auch eine rückläufige Bewegung galt es zu überwinden, die Episode Julians, der in der Geschichte als „Apostata" lebt. Er war von einem treuen Diener seines Hauses erzogen worden, der, selbst gewohnt, in der geistigen Atmosphäre klassischer Philosophie zu atmen, diesen Sinn auf seinen Schüler zu übertragen verstand. Er werde dabei lernen, besser zu werden, pflegte der Alte zu sagen, vielleicht nicht besser als andere, doch besser als er selbst noch sei. Wenn Religion, nach Carlyles treffender Bestimmung, der Inbegriff dessen ist, woran ein Mensch ernsthaft glaubt, so mag Julian, tüchtig und begabt, die Behauptung der Christen, daß nur in ihren eigenen Kreisen wirkliche Religiosität zu finden sei, jeder Nichtchrist ein sittlich minderwertiges Dasein führe und mit aller Gewalt „gerettet" werden müsse, belächelt haben. Jedenfalls verdankt er seinen reinen und pflichtvollen Idealismus nicht christlichen Vorstellungen, sondern in der Hauptsache der damals blühenden Schule der Neuplatoniker. Sie liefert den wiederholten Beweis, welch ein nobler und entwickelungsfähiger Kern im geschulten hellenischen Denken enthalten war; denn wenn Porphyrius z. B. (einer ihrer Hauptbegründer im dritten Jahrhundert v. Chr.) die wahre Gottesverehrung in die gottverwandte Gesinnung gesetzt, wenn er die Seele des Weisen den wahren Gottestempel genannt und wahre Religion bei allen Glaubensformen für möglich erklärt hatte, so erhob er sich nicht nur über den altjüdischen Monotheismus, der seinen Gottesbegriff in ein Steinhaus einkapselte, sondern er näherte sich intellektuell ganz auffällig der Höhe, von der aus Jesus zu uns sprach.

Julians Ideen und Untergang. Da Kaiser Konstantius († 361) eifrig bestrebt gewesen war, besonders den immer noch im Schwange gehenden heidnischen, auf Erforschung der Zukunft gerichteten Aberglauben abzustellen und 356 alles Opfern bei Todesstrafe verboten hatte, so ließ Julian, seit 361 den Purpur tragend, die polytheistischen Tempel wieder öffnen, opferte selbst insgeheim der Bellona und war fest überzeugt, aus Vogelflug und Eingeweideschau göttliches Gebot erkennen zu können, — anders als der aufgeklärtere Cäsar, der es abgelehnt hatte, seinen Entschluß zu wechseln, bloß weil ein Schaf kein Herz gehabt habe. Wenn Julian solchen priesterlichen Betrügereien doch wieder anheimfiel, können wir freilich trotz seinem Ernst und seiner Seelengröße keinen revolutionistischen Keim in ihm vermuten. Er würde sein Heidentum bestenfalls durch Erziehung der Priester zu unsträflichem Wandel, Pflege der Armen, Beherbergung der Pilger usw. bis dorthin haben emporläutern können, wo das Christentum bereits stand. Er dachte aber die Christen von den Schulen fernzuhalten, in denen die antike Bildung sich fortpflanzte, sie zu einer armsäligen Sekte zu machen, die an der allgemeinen Kultur keinen Teil mehr habe, — und zog dabei klirrend an seinem Fuß gerade die Kette, von der er völlig frei zu sein wähnte. Wenn er in seiner dem Helios gewidmeten Schrift eine Art von Glaubensbekenntnis abzulegen sucht, so ist sein Gottesbegriff des Einen und Einfachen, des Urgrundes von allem, dem unsrigen identisch; aber in seiner Göttermutter, der jungfräulichen Rhea, erblicken wir nur die Jungfrau Maria, in seinem Asklepios unsern Heiland, und die gleichzeitige heftige Verwerfung christlicher Ideen wirkt nichts weniger denn überzeugend.

Allein um seinen Endplan: als Pontifex Maximus auf der Basis hellenistischer Rechtgläubigkeit eine neue umfassende religiöse Autorität über den Erdkreis zu erlangen, bedurfte Julian eines riesenhaften realen Erfolges. Der alte Glaube mußte sich auf dem Schlachtfeld wirksam erweisen; der konstantinische Traum: „hoc signo vinces“ war eben sehr praktischen Erwägungen entsprungen, und die kaiserlichen Soldaten lebten seitdem fast alle der Überzeugung, das Christentum sei kräftiger. So zog nun Apostata gegen die Neuperser, unter ausdrücklicher Anrufung der alten Götter, die sich auch beim Überschreiten des Tigris vor Ktesiphon (363) einigermaßen zu bewähren schienen; doch kurz darauf überfielen die Perser das aufwärtsmarschierende römische Heer, der ungepanzerte Julian wurde durch einen Pfeilschuß tödlich verwundet, sein Unternehmen war damit gescheitert, und Athanasius konnte prahlen, daß das Kreuz „allzeit siegreich“ sei. Der wußte nur zu wohl, daß

in den Augen der Christen jene Niederlage den endgültigen Beweis von der Nichtigkeit des Heidentumes erbracht hatte.

Das Edikt von Mailand. Im Jahre 366 tat die römische Hierarchie einen großen Schritt vorwärts. Bischof Damasus, von seinem Rivalen Ursinus hart verklagt, hatte, weil er sie brauchen konnte, die Intervention des Kaisers Gratian angerufen, dieser ihn freigesprochen, war aber mit seinem Urteil nicht überall anerkannt worden. Hierüber ärgerlich erhob sich Damasus zu der energischen Aufstellung, daß Geistliche überhaupt nur von Geistlichen gerichtet werden könnten. Bald wurden die jurisdiktionellen Ansprüche mit denen in Glaubensstreitigkeiten verschmolzen, und Kaiser Theodosius streckte vor dieser selbstbewußten Macht in einem Augenblick der Schwäche die Waffen. Im Jahr 380 von einer Krankheit erstanden, erließ er im Verein mit seinen Mitkaisern Gratian und Valentinian II ein Edikt, worin sich alle drei zu der Religion bekannten, die „der heilige Petrus die Römer gelehrt" habe; die homo-usische Formel des Athanasius wird als der katholische Glaube bezeichnet, Heterodoxen nicht bloß die „göttliche Rache", sondern auch Bestrafung durch den Kaiser angedroht.

Fortschritte der Orthodoxie. Theodosius erhob das athanasianische Dogma nun auch im Orient zum obersten Kirchengesetz. Auf dem Konzil von Konstantinopel 381 wurde der höhere Rang des römischen Bischofs, über allen andern, ausdrücklich anerkannt. Seine Lehrmeinung galt fortan mit Religion als identisch, beide hießen „Gottes Werk"; bei jedem Widerspruch geriet sofort „die Religion in Gefahr". So wurden die sogenannten Priscillianer in Spanien, fromme schwärmerische Asketen mit etwas abweichender Lehre 384 auf einer orthodoxen Synode zu Bordeaux verurteilt, dann unter dem Einfluß spanischer Priester mit Konnivenz des Kaisers Maximus ihrer Güter beraubt und umgebracht. —

Zugleich mit dem Hellenismus (denn Julian hatte sich stets nur als Grieche gefühlt) ging das wesentlich von ihm verschiedene Heidentum der alten Roma zugrunde. Sie war längst nicht mehr Hauptstadt des Reiches; die Kaiser residierten in Mailand, manche kamen nur einmal im Lauf einer langen Regierung nach Rom zu Besuch. Je mehr sich der Bischof als Repräsentant der Metropole fühlen durfte, desto verhaßter ward ihm die zähe Anhänglichkeit eines Teiles der Einwohner an die alten Gebräuche. Zwar ist richtig, daß es in den geöffneten Heidentempeln an Bacchanalien nicht fehlte, während die christliche Strenge keinerlei offene Zugeständnisse an die Natur des Menschen duldete; doch kann man andrerseits eine geistige Macht nicht unsittlich nennen,

die so tüchtige, für sich selbst enthaltsame und anspruchslose Pflichtmenschen wie Julian emporzuheben und zu tragen vermocht hatte. Seit das Christentum Staatsreligion geworden war, fanden sich vielmehr die Halben, die Heuchler, die Geschäftemacher und Streber durchaus in seinen Reihen, während Mut und Charakterstärke dazu gehörten, die Weltfreudigkeit des heidnischen Kultus auch dann noch zu bekennen, wenn man sich vor aufpasserischen Priestern damit kompromittierte und womöglich die Ungnade mächtiger Kaiser zuzog.

Erste Kirchenbuse eines Kaisers. Theodosius lebt in der Kirchengeschichte unter dem Namen des Großen. Er glaubte der Kirche den Sieg über das Heidentum zu verschaffen; in Wirklichkeit war es ein Sieg über das Imperium. Er selbst, der Kämpfer, gab der Welt auch die Beweise für diesen Tatbestand, insofern er der erste Imperator war, der unter den Kirchenbann fiel. Die Sache, wegen der dies geschah, ruft noch heut unsre Sympathien wach. Ein germanischer Befehlshaber zu Thessalonich, dessen junger Sklave von einem Wagenlenker irgendwie vergewaltigt worden war, hatte den Schimpf seines Hauses auf frischer Tat zu rächen gesucht und dabei sein Leben eingebüßt, weil die turbulente Bevölkerung auf seiten des Verbrechers stand. Der aufbrausende Kaiser befahl (390) strenge Bestrafung, die hinter seinem Rücken in ein Blutbad ausartete. Sofort schrie der Bischof Ambrosius Wehe über ihn, der „durch sein Handeln aus der Gemeinschaft der Kirche getreten" sei. Es war die erste große Kraftprobe, die über Erwarten gelang, denn Ambrosius hatte seinen Mann gekannt. Der sieggewohnte Theodosius unterwarf sich acht Monate später (wahrscheinlich um Weihnachten 390) der öffentlichen Buße; die Stellung der Kirche über dem Kaiser war damit aller Welt dargetan.

Noch einmal (392) glimmten im heidnischen Rom die Hoffnungen flüchtig auf, als im Einverständnis mit dem Senat ein Gegenkaiser des Namens Eugenius aus Gallien heranzog. Er geriet aber in Nachteil gegen die Truppen des Theodosius und ward von einem Soldaten 394 enthauptet. Der Sieger verweigerte eine fernere Unterhaltung heidnischer Zeremonien auf öffentliche Kosten.

Zunahme der Intoleranz. Seinem Sohn und Nachfolger in Byzanz, Arcadius, durfte der heilige Chrysostomus bereits zurufen: es wäre besser, er stiege vom Thron herab, als daß er „das Haus Gottes durch ein Verbrechen schände". Dies Verbrechen würde darin bestanden haben, daß der junge Kaiser die Gewissensnot seiner arianisch gesinnten gotischen Leibwache, seiner treuesten Diener, soweit beschwichtigte, um ihnen in der Stadt selbst kirchliche Versammlungen zu ge-

statten. Der Gote Gainas bemerkte, es sei ihm schimpflich, jedesmal vors Tor wandern zu sollen, um zu Gott zu beten. Doch Chrysostomus machte Gebrauch von jener Sprache, die von Athanasius zum Kampf gegen alle Duldung erfunden worden war. So stachelte auch der heilige Hieronymus die toleranten Bischöfe dazu an, keinerlei Abweichungen vom orthodoxen Lehrbegriff zu gestatten, vielmehr solch ein „unnützes Gefäß" mit eiserner Rute zu zerbrechen; Eifer für Gott sei keine Grausamkeit. Damit war jede Grausamkeit sanktioniert, sobald sie geschickt genug „Eifer für Gott" zum Vorwand zu nehmen wußte.

Hieronymus gegen Vigilantius. Jener Zorn hatte sich hauptsächlich gegen einen Mann mit Namen Vigilantius gerichtet, der durch eine merkwürdige Schickung in Spanien, dem später klassischen Lande der Inquisition, aufgetreten war und nichts vom Gebet zu Reliquien oder Märtyrern, d. h. von der Bindung des Gebets an bestimmte Lokalitäten wissen wollte, — eine im edelsten Sinn christliche Anschauung, der unser Heiland in den verschiedensten Formen Ausdruck gegeben hat. Außerdem tadelte Vigilantius, daß soviel Almosen nach Jerusalem gesendet würden; denn in jedem Land habe man Arme. Er bezweifelte den Vorteil der Ehelosigkeit und riet allen Priestern zur Heirat.

Damals (um 400) hatte Rom ein ganz besonderes Interesse, dem heiligen Hieronymus gegen Vigilantius beizustehen; man kann sein Prinzip mit modernen Worten als Hebung des Fremdenverkehrs bezeichnen. Denn dort, wo die Gräber von zwei Aposteln und unzähligen Märtyrern gezeigt wurden, verbot sich jeder Versuch einer Minderung des Reliquienaberglaubens durch die Forderungen der Geschäftsklugheit. Zwar waren Viligantius gar in Rom selbst schon Gesinnungsgenossen erstanden, wie z. B. ein Mönch des Namens Jovianus (388) gegen Ehelosigkeit und Askese im allgemeinen den sehr vernünftigen Einwand machte, daß die Enthaltung von Speisen keinen sittlichen Vorzug vor ihrem Genuß unter Danksagung beanspruchen könne.

Augustinus und der Teufel. Doch all' solche freisinnigen Regungen verhallten vor dem faszinierenden Wort eines mystischen Zeloten; es richtete der heilige Augustinus der menschlichen Kreatur das Joch auf, unter dem hinweg das Heil allein erreichbar wäre. Alles Geborene sollte (trotz Taufe) der Verdammnis anheimgefallen sein und nur durch eine „Wiedergeburt" gerettet werden können. Die Vermittelung der göttlichen „Offenbarung", die dazu nötig war, fiel der orthodoxen Geistlichkeit anheim.

Augustinus recht eigentlich hat die Welt mit der Schreckgestalt

Satans bevölkert, er hat jene trostlose Verängstigung der Gemüter hervorgerufen, die die Neuzeit immer noch vom „finstern Mittelalter" sprechen läßt. Die Weltanschauung seines „Gottesstaates" war ihm im wesentlichen aus dem Erlebnis des allmählichen Zusammenbruches der römischen Herrschaft zugeflossen. Bekanntlich starb er zu Hippo regius im Sommer 430, während es die Wandalen belagerten; für ihn war es der Weltuntergang. Er glaubte nicht an eine germanische Zukunft (was leider deutsche Kaiser späterhin nicht abhielt, felsenfest an ihn zu glauben), hielt vielmehr in der Erschöpfung römischer Verwaltungskräfte den Beweis für den rettungslosen Verfall und die Minderwertigkeit sämtlicher irdischen Staatskunst überhaupt für erbracht. Unweigerlich mußte nun ja das „Reich Gottes" anbrechen. Wir wissen heut, wie es aussah, und durchschauen Augustin als den, vielleicht nächst Plato, schädlichsten Falschdenker, den das Altertum gebar, dessen letzter literarischer Vertreter von Bedeutung Augustinus ist. Er wie Plato haben eine ganz ungeheure Verschwendung von spekulativen wie politischen Fähigkeiten verursacht, eine Verschwendung, die, was Plato betrifft, eigentlich erst mit Baco von Verulam, dem Denker des Nutzens, der angewendeten Beobachtung aufhörte, während uns erst Charles Darwin die beglückende Sicherheit gab, auf einer sich entwickelnden, vorschreitenden Erde zu leben, nicht in einem „Jammertal" voll hoffnungsloser Nichtigkeit. Scheuchte Augustinus die Gläubigen behufs ihrer Wiedergeburt zu den Füßen der Priester, so wurden sie von diesen energisch an die Askese verwiesen. Mit feiner Berechnung stellte sich die Orthodoxie vor jeden Lebensgenuß. Jahrhunderte hindurch haben eigentlich nur die Stumpfen, Gewissenlosen und Brutalen sich ihres Daseins recht erfreut. Von den Frommen sind unter der Obhut ihrer geistlichen Berater nie wieder so quälende Seelenschmerzen erlitten worden, wie in jener Zeit, da den von Gesundheit und Saft strotzenden Körpern alle Sinnesregungen als Teufelswerk verdächtigt wurden.

Die höchst ausgiebigen Rückfälle, mit denen die Geistlichen selbst ihren Zoll an die menschliche Natur entrichteten, haben der Wirksamkeit ihrer Predigt nur wenig Abbruch getan, ebensowenig wie ihrer Autorität die beiden Synoden von Ephesus (431 und 449), wo die versammelten Bischöfe sich in solenner Weise verprügelten und die Wahrheit sagten.

Gottesbräute. Der Hof Kaisers Theodosius II, der 408—450 in Byzanz regierte, hatte unter dem Einfluß seiner Schwester Pulcheria längst die Gestalt eines Klosters angenommen, aus dem jede Freude verbannt war. Charakteristischer noch ist das Verhalten der Demetrias,

des Konsuls Olybrius Tochter, einer jungen Dame, die vor den Wirren der Zeit mit Mutter und Großmutter nach Afrika geflüchtet war. Sie verlobte sich, warf aber kurz vor dem anberaumten Vermählungstage den Brautschleier beiseite und trat ins Kloster, dem schon erwähnten Hieronymus zuliebe. Manche uns erhaltene Legende dieser Art erregt heut unser Mitleid, noch weniger erzwingt es Achtung, wenn Gattinnen auf Anraten der Geistlichkeit sich ihrem angetrauten Gemahl dauernd versagten, da die lüsternen Vorstellungen, mit denen solche „Gottesbräute" zu spielen pflegten, die ehrwürdige Figur unseres Heilandes in höchst eigentümlicher Weise herabzogen. —

Die Ostgermanen als Arianer. Wie setzte sich nun der Arianismus mit der Katholizität auseinander? Wir haben schon gehört, daß Westgoten, Ostgoten, Wandalen, Herulern und Langobarden das Evangelium in der Auffassung des Arius verkündet worden war. Von ihnen hielt nur der milde und großgesinnte Theoderich seine Ostgoten im Zaum und verstand es als Herr Italiens, ein leidliches Verhältnis mit dem römischen Stuhl herzustellen. Bei Westgoten, Wandalen, Langobarden war der Eifer groß; man sagt, daß zwischen Christen und Heiden die Feindschaft nirgend gehässiger gewesen sei als zwischen Katholiken und Arianern. Zweimal sind fränkische Prinzessinnen von westgotischen Königen mißhandelt worden, Klotilde (die Tochter Chlodovechs und Schwester Childeberts) durch ihren Gemahl Alarich II, weil sie den katholischen Glauben nicht mit dem arianischen vertauschen wollte; fünfzig Jahre später Ingundis (die mit Hermenegild, dem Sohn Leovigilds, vermählt war) deshalb, weil sie sich nicht einer neuen Taufe unterwerfen wollte. Die Wandalen, die ebenfalls nicht sonderlich galant waren (so hatte Genserich seiner westgotischen Schwiegertochter, gegen die er Verdacht hegte, sie trachte ihm nach dem Leben, Ohren und Nase abschneiden lassen und sie nach Hause zurückgeschickt), sie schonten auch gegnerische Gotteshäuser nicht. Als König Trasamund (um 500) gegen den maurischen Häuptling Kabao zu Felde zog, wurden die Gäule der Reiter stets in Kirchen eingestellt. Ebenso mußte Narses fünfzig Jahre später die Langobarden seines Heeres aus Italien nach Hause senden, weil sie als wütende Arianer sich überall durch ihren Unfug gegen die Stätten katholischer Andacht unbeliebt machten. Ostgoten, Wandalen, Heruler sind mitsamt ihrem Arianismus im Strudel der Zeit versunken. Die Langobarden konformierten sich zur Katholizität erst nach 650, die Westgoten (vrgl. Kapitel VII) unter König Reckared schon ums Jahr 600. Die treibende Kraft in der Weltgeschichte bildeten aber die Franken, und wie 496 Chlodovech mit dreitausend seiner besten

Volksgenossen zum Katholizismus übergetreten war, so ist dieser mitsamt den Franken in Westdeutschland und im Okzident überhaupt zur Herrschaft gekommen.

Missionschristentum der andern Stämme. Ein Fortschritt freilich aus der Nacht heraus zum Licht ist das weder bei den Siegern, noch bei den besiegten Alemannen, Baiern, Thüringern, Sachsen oder Friesen geworden. Mag immerhin das Christentum den Keim einer sehr fernen, künftigen Läuterung in sich getragen haben, die unmittelbare, gemütliche wie intellektuelle Wirkung auf die germanische Volksseele darf nur höchst ungünstig genannt werden. Um diesen harten, zäh am Überkommenen hängenden Naturen begreifbar zu sein, bedurfte die reine christliche Lehre einer derart vergröbernden Legierung mit unchristlichen Vorstellungen, daß es zweifelhaft erscheint, ob sie in solcher Entstellung überhaupt noch fähig war, einen Sinn zu erleuchten, ein Herz zu veredeln. Die Missionare, die in den Urwald zogen, um germanischen Heiden das Evangelium zu predigen, gingen viel eher darauf aus, ihren Schülern den wirklichen Christus vorzuenthalten, und was sie statt seiner darboten, hat ausgereicht, bei einem Teil der Nation die Bekanntschaft mit der Lehre des Heilandes um tausend Jahre zu verzögern, bei einem andern sie bis heut in jener Entstellung zu belassen.

Es wurde schon erwähnt, daß besonders der (im 2. Kapitel erläuterte) Begriff der „Gefolgschaft" dazu diente, den heidnischen Germanen die Figur Christi näherzurücken. Allvater hatte einen neuen Sohn zur Menschenerde gesendet, seine Lehre sollte stark machen bei Männerarbeit. Man mußte sich mit Leib und Seel ihm verdingen als Mann und Knecht; man war auch bereit dazu; doch man verlangte von dem neuen Herrn zweierlei: erstens, daß er den Gefolgsmann an dessen Feinden räche; zweitens, daß er ihm spende, hier auf Erden schon Sieg und Wohlergehen, und vollends die ewige Seligkeit im Jenseits, d. h. einen feinen Platz an der himmlischen Methbank oder doch ein warmes Eckchen zu den Füßen des Thrones. Weit kamen die Missionare solchen Wünschen entgegen und vermochten es dennoch nicht zu hindern, daß eine Reaktion bei den Aufgeweckteren sich regte. Die selbstbewußt auf der Väter Erde standen, wollten es nicht fassen, wie man so niedrigen Sinn von ihnen als Christen fordern könnte, daß sie Kränkung feig ertragen, Leben und Gut ihrer Feinde schonen sollten. Wer war denn schließlich dieser fremde Gott? Schimpfliche Strafe hatte er erdulden müssen, ans Kreuz geschlagen wie ein Überläufer, Mitglied eines schwachen Stammes, dessen Söhne jetzt noch als

Händler mit ihren Ranzen vor den Saaltüren der Häuptlinge lauerten? Am schärfsten prägt sich dieses Hin und Her wohl aus in der überlieferten Wechselrede zwischen dem noch schwankenden Chlodovech und seiner schon überzeugten Gemahlin: „Durch den Sinn unsrer Götter wird alles erzeugt, euer Gott aber ist sichtbarlich ein ohnmächtiges Ding, und was ärger ist, nicht einmal vom Geschlechte der Götter!" worauf Königin Chrodichild ihm erwiderte: „Deine Götter üben Missetat, entehren die Ehe, handeln gegen Sitte und Recht; sie sind Zauberkünstler, aber sie haben nicht die Macht der Gottheit. Ein gütiger Herr ist unser Christengott." Schrill und scharf klingt aus dieser Entgegnung die Logik der Frauen heraus, denen der Heiland ihre ehelichen Anforderungen gestärkt und garantiert hatte. Die naiven germanischen Mythen von den zeugenden und zerstörenden Gewalten der Natur hatten freilich die Vorteile hellenischer Sophistenschulen nicht genossen; überall, wo der alte Glaube gegen den neuen sich zu verteidigen hatte, zog er dialektisch den kürzeren. Daß die Freien bei solchem Streit ihren Horizont sich weiten, ihr geistiges Leben wachsen fühlten, das war wohl einer der Hauptgründe, weshalb das Christentum überall unter den heidnischen Germanen an Boden gewann; der zweite war die selbstlose Begeisterung, der fromme Wandel der meisten Missionare. Sie enthielten sich des Methhornes und redeten doch stolz von ihrem Herrn, freundliche Männer, die Kranke pflegten, Dürftigen spendeten, trotzig nur gegen die alten heidnischen Götter, die sie verächtlich herausforderten, ohne ihre Rache zu fürchten. Der Germane faßte sich ein Zutrauen zu ihnen, aber es kam auch vor, daß ein Friesenherzog (Ratbod) noch aus der Taufquelle den Fuß zurückzog, weil er lieber mit seinen Ahnen in Heljas Schattenreich gesellt sein, als mit zusammengelaufenem Volk in den Himmel des Christengottes eingehen wollte.

Aberglauben. Die Hauptsache blieb doch beim germanischen Krieger wie beim Steinmetz: daß Beten und Kreuzschlagen den Stahl härter machte als heidnischer Spruch. Die Durchgangszone für solche Überzeugungen aber bildete das fränkische Reich, in dessen Staatskirche das Kompromißwesen zwischen Heidentum und Christentum längst üppig ins Kraut geschossen war. Die ersten Christengemeinden, vor Konstantin, hatten fast ausschließlich aus niederstem Volk, Sklaven und Freigelassenen, bestanden und in dem verhältnismäßig dicht bevölkerten Lande wohl kaum über hunderttausend Seelen umfaßt. Das änderte sich, seit das Christentum zur Staatsreligion ward, und zumal unter Theodosius nach dem Edikt von Mai-

land. Jetzt drängten sich Aristokraten und Beamte hinzu, der neue Kult entfaltete üppigen Prunk, man war stolz auf die adligen Namen im Heiligenkalender. Im Vordergrunde des gesamten Glaubens jedoch stand der unverhohlene Polytheismus der Heiligenverehrung, den man unmöglich neu nennen konnte. König, Bischof und Bauer ließen sich aus den Sternen prophezeien, aus dem Vogelflug wahrsagen wie von altrömischen Auguren; Kreuz, Weihwasser und vor allem die Reliquien taten, was man von ihnen verlangte: Wunder. Altäre vertraten den alten Orakeldreifuß, die heilige Schrift war nur eine moderne Auflage der sibyllinischen Bücher. Von der innigen und milden individuellen Sittlichkeit, die Christus gepredigt hatte, lebte im Frankenreich zur Zeit der frühen Merowinger kaum ein Hauch.

Sehen wir zu, was der heilige Kilian an den Ufern des oberen Maines, Emmeran und Korbinian an der Donau, Wilfried von York und Willibrord bei den Friesen, der heilige Pirmin bei Alemannen und Baiern, der heilige Winfried (Wynfreth) Bonifatius endlich bei den Sachsen predigten, so finden wir etwa folgendes: Die Himmelswohnung ist bevölkert mit Engeln (nach dem Evangelium Matthäi geschlechtlosen Wesen); ein Erzengel empört sich (!) gegen Gott, der ihn vom Himmel stürzt, und treibt nun als Teufel auf der vom Allmächtigen erschaffenen Erde, das, was Gott nicht will*). Christus bindet den Teufel fest an die Hölle, — von wo er jedoch bald wieder loskommt, — und tut auch sonst mächtige Wunder, heilt Gichtbrüchige usw. Wer durch die Taufe in das Gesinde Christi aufgenommen wurde, muß fortan seine Schlachten gegen den Teufel schlagen. Almosen reinigen von Sünden; ohne Almosen und Reue fährt der Sterbende zunächst einmal zur Hölle, wo der Teufel ihn zwickt. Erst beim „Gericht Gottes" am jüngsten Tag erfolgt die endliche Sonderung, wer im Paradiese fleischlich und seelisch sich erfreuen oder ad infinitum in der Hölle schmoren soll, — in welchem Aggregatzustande, ward freilich nie verkündet. Die Lehre von der christlichen Duldung trat sehr zurück gegenüber der Verpflichtung, gewisse Festtage ordentlich zu feiern und — vor allem — den

*) Oder das Böse geschieht auf Erden mit Gottes Willen, denn ein Drittes gibt's nicht. Diesen Schluß hat jedoch erst die moderne Naturforschung gezogen, indem sie das Böse als einen integrierenden Teil des Weltganzen, als einen unentbehrlichen Widerstands- und Krafterreger gelten läßt. Die Missionskirche, deren Grundlehren ja heut noch in katholischen Kreisen geglaubt werden, war weit entfernt von solcher Auffassung, begnügte sich vielmehr dem Teufel gegenüber mit einer Art von Gottesohnmacht, die erst durch Christus, und auch von ihm nur zum Teil, beendet worden sei.

Zehnten frohen Herzens zu geben. Gemeinhin wurde die Bekanntschaft mit dem Vaterunser und dem Symbolum (der Täuflingsformel) für genügend erachtet, um aus einem Heiden einen Christen zu machen, die Behauptung, daß er nun „gerettet" sei, freilich bald wieder rückgängig, und die Priesterschaft behielt es ganz in ihrer Hand, ob jemand für die endgültige Rettung reif sein sollte oder nicht.

Man mag den groben praktischen Verstand bewundern, der die christlichen Begriffe derartig dem Verfassungsleben der Germanen und ihrer gestaltenreichen Walhalla anzupassen wußte. Mit einem leeren Himmel würden sich unsre Ahnen vorerst ja nie haben befreunden können, so ward er denn mit Engeln bevölkert, und die alten Götter sanken als Täuscher oder Unholde ins Dunkel. Die Figur des Beelzebub aber war der germanischen Begriffswelt ursprünglich so durchaus fremd gewesen, daß Wulfila das Wort auf Gotisch gar nicht hatte wiedergeben können, ebenso wie er Mammon nur durch Viehherde (faihu-praihns, Viehgedräng) zu übersetzen wußte. Doch was war nun vollends in der Missionspredigt übriggeblieben von der inneren Heiligung, von der umfassenden Liebe des Allerbarmers, von dem gereinigten Monotheismus, die Jesus gelehrt hatte? So gut wie nichts.

Die Kirche belegt soziales Gebiet. Die bedeutendsten Missionare kamen aus schottisch-irischen Benediktinerklöstern aufs Festland herüber, um das Evangelium zu künden, da die hierzu nötige Begeisterung, Frömmigkeit und Aufopferung in der gedankenlosen fränkischen Landeskirche des sechsten und siebenten Jahrhunderts einfach nicht würden aufzutreiben gewesen sein. Dennoch gelang es ihr, zweierlei zu erreichen: sie raubte dem schwachen merowingischen Königtum eines seiner schönsten Attribute, die Schutzgewalt über alle des Schutzes Bedürftigen, wie sie in kommunistischen Urtagen der Stammälteste ausgeübt hatte, also über Witwen und Waisen, Knechte und Freigelassene, Arme und Notleidende im allgemeinen. Indem sie so dem Königtum eine seiner kräftigsten Wurzeln und Entwicklungsmöglichkeiten abgrub, warf sie sich selbst, viel mehr durch ihren bloßen Anspruch als durch wirkliche Leistungen, früh schon zu einer sozialen Macht auf, deren erste Äußerungen vornehmlich Zwangstaufen, Judenverfolgungen und Predigt der Unduldsamkeit bildeten.

Judenfeindschaft. Der Name Juden erfordert ein kurzes Verweilen, denn die Ansicht, daß sie von jeher, schon im römischen Reich und unter den Merowingern, es immer nur schlecht gehabt hätten, trifft in keiner Weise zu. Über die ganze damalige Kulturwelt verstreut, doch untereinander in steter Verbindung, waren sie in hohem Grade

dazu geeignet, Lückenbüßer des Welthandels in einer Zeit zu werden, da die alte Geldwirtschaft samt ihren Trägern verschwunden, das neue Städtewesen der aus der Völkerwanderung hervorgegangenen germanisch-romanischen Staaten noch nicht aufgeblüht war. Insonderheit beherrschten sie in der späten Merowingerzeit den immer noch schwunghaften Sklavenmarkt. Es ist sehr möglich, daß die lockig blühende Ausstattung, die schon die frühe Kirche ihren Himmelsboten gab, von solchen verhandelten kleinen germanischen Kriegsgefangenen herrührte, wie sie dem Papst Gregor I, als er noch Stadtpräfekt von Rom war, eines Tages, beim Besuch des Marktes, mit ihren blonden Locken, weißen Leibern und holden Kindergesichtern auffielen. Man sagte ihm, sie hießen Angeln, und er rief: „Mit gutem Fug, denn sie haben Engelsgesichter". Ihr irdisches Los aber war jämmerlich, vollends nachdem der Islam sich der afrikanischen Nordküste bemächtigt hatte. Auch von den Arabern in Spanien wurde lebendig verschnittene Ware bald so stark gefragt, daß an mehreren europäischen Plätzen (Venedig war dafür meistberüchtigt) förmliche Eunuchenfabriken unterhalten wurden. Diesem und dem Darlehnsgeschäft standen die Juden augenscheinlich deshalb am nächsten, weil sich das meiste Geld dabei verdienen ließ, und sie wurden um so reicher, als sie, seit Kaiser Honorius vom Kriegsdienst befreit, weder an die Kirche einen Zehnten, noch an die fränkischen Grafen das Lösegeld vom Heerbann zu bezahlen brauchten, noch gleich den unglücklichen Landbauern den anderweitigen (im 10. und 11. Kapitel geschilderten) Plagen ausgesetzt waren, durch die die großen Grundherren sich ihre Hörigen herangezogen. Jedenfalls durch reiche, gut abgepaßte Geschenke den fränkischen Hof zu rechter Zeit günstig stimmend, genossen die Juden also noch im achten Jahrhundert nicht bloß eines großen Reichtumes, sondern durften diesen auch öffentlich in gesicherter Stellung zeigen. Ja diese Stellung schien so bevorzugt, daß nicht wenige Bürger des Frankenreiches, die es an Landsleuten miterlebt hatten, wie Vernachlässigung von Fasten und andern gottesdienstlichen Pflichten mit empfindlichen Geldbußen, Stockschlägen, Gliederverlusten bestraft worden war, sich zur Beschneidung und zum Eintritt in die Synagoge meldeten, nur um künftighin freier atmen zu können.

Es läßt sich aber begreifen, wie ganz abgesehn von dem Ärgernis, das christliche Leibeigene im Besitz jüdischer Händler gaben, durch solche Proselyten der Klerus zur Wut gereizt wurde, und lange bevor ein mitteleuropäisches, kaufmännisches und gewerbliches neues Stadtbürgertum durch Konkurrenzneid gegen die Juden aufgestachelt wurde, ist die Kirche ihnen die erbittertste Feindin gewesen und geblieben, um all ihren

aufkommenden Widersachern die Stange zu halten, den Rücken zu stärken, den Haß zu schüren. An und für sich waren leider die kirchlichen Würdenträger auch in den Merowingertagen keineswegs immer berechtigt, auf jüdisches Gebaren im Handel herabzusehn, vielmehr gerad an leitender Stelle weder allerlei Spekulationen, noch allerlei Kniffen und Ränken abgeneigt. Doch änderte sich dies im Lauf des achten Jahrhunderts durch jenen schon genannten, aus England aufs Festland herübergekommenen Winfried, der als Bonifatius nicht nur der bekannteste germanische Missionar, sondern auch ein Reiniger und Wiederhersteller der fränkischen Klerisei werden sollte.

Pippin gegen Bonifatius. Verhältnismäßig früh hatte er sich von seiner Missionstätigkeit zurückgezogen und dann zunächst 722—41 als Organisator die deutsche Landeskirche eingerichtet, d. h. ihre Sprengel abgeteilt, Bischöfe, Äbte, Pfarrer bestellt, ihnen Land und Pfründen besorgt, den Zusammenhang mit Rom bewerkstelligt, sich selbst für seine alten Tage das Kloster Fulda gebaut und eingeweiht, dann erst durch eine kräftige Reform auch im eigentlichen Frankien die Dinge zu bessern sich bemüht. Wie er stets nur als Missus beati Petri aufgetreten war, suchte er 747 auf einer fränkischen Generalsynode die „Unterwerfung" der Versammelten unter den heiligen Petrus und dessen Nachfolger durchzusetzen. Dies war nun freilich keineswegs die Meinung des damaligen Hausmeiers Pippin, der ganz im Gegenteil seine Landeskirche als ein nützliches Werkzeug der Regierung selbst zu handhaben wünschte.

Pippins Replik. Damit nähern wir uns dem entscheidenden Wendepunkt, von dem ab die Kirche ihrer freiwillig übernommenen Aufgaben gegenüber den Enterbten auf Erden mehr und mehr vergaß, weil ein vor ihr auftauchendes, anspruchvolles, politisches Ziel ihre beste Geisteskraft verbrauchte. Pippin zwar hat sie auf diesem Wege nicht ermutigt. Von ihm rührt jene treffende Antwort, die den Spieß des Athanasius auch einmal umdrehte. Bei seinem Unternehmen gegen den aufsässigen Herzog Odilo von Baiern nämlich war Papst Zacharias auf Seite der Rebellen und hatte einen Legaten abgesendet, um die Franken vom Kampf abzumahnen. Als nun Pippin mit seinem Bruder Karlmann trotzdem (743) am Lech Odilo gänzlich schlug, bestritt der Legat ihm die Oberhoheit über Baiern, mußte sich aber durch die sarkastische Replik abfertigen lassen: er könne unmöglich im Namen des Papstes oder gar des heiligen Petrus gesprochen haben, denn der Ausgang beweise, daß der heilige Petrus, von dem doch ganz gewiß der Sieg herrühre, nicht gegen die Franken gewesen sei, vielmehr die Oberhoheit über Baiern gewährt habe, — das Ganze eine prak-

tische und unvergeßliche Widerlegung der Idee, daß die Vorsehung durchaus nur immer für den römischen Bischof marschiere.

Krönung Pippins. Papst Stefans Bittgang. Der Gang der Ereignisse führte gleichwohl jene beiden auseinanderstrebenden Mächte wieder zusammen. Pippin sah sich durch die Haltung seiner Großen genötigt, nach einem längeren Intervall einen neuen merowingischen Schattenkönig zu inthronisieren; der Papst Zacharias aber, von Byzanz aufgegeben und kaum noch imstande, sich der derben Langobardenhand zu erwehren, sehnte sich nach fränkischem Schutz. So befahl er, unter der Voraussetzung dieser Gewähr, die Krönung Pippins als des einzig rechtmäßigen Herrschers, und nachdem sie 751 in Soissons vollzogen worden war, folgte drei Jahre darauf jener ewig denkwürdige Moment, der das Schicksal der gesamten deutschen Kaiserpolitik, damit auch des niedern Volkes in Deutschland, bis über Luthers Reformation hinaus besiegelte, doch zugleich an sich mit dem schließlichen Resultat in einem schreienden Widerspruch steht: der von Rom herbeigeeilte Papst Stefan III warf sich in Villa Pontico (Ponthion sur Marne) mit seinem klerikalen Gefolge in härenem Gewand und das Haupt mit Asche bedeckt vor Pippin zur Erde nieder und bat ihn: Papst, Volk und Stadt Rom zu retten.

Ein verhängnisvolles Bündnis. Pippin wurde „Patricius" der Römer; Stefan salbte ihn und seine beiden Söhne (Karl und Karlmann); eine Verbindung des Erbrechts mit der höchsten geistlichen Autorität schien begründet; der fränkische Heerbann, in dem ein Teil der altgermanischen Gemeinfreiheit, soweit sie für Volksversammlungen in Frage kam, fortlebte, gab sich zufrieden, daß die Merowinger abgetan waren. Pippin freilich blieb weniger als je gewillt, seine Landeskirche zu einer päpstlichen Provinz reduzieren zu lassen, und als er statt des einen Bonifatius mehrere Metropoliten einsetzte, ja 755 die Beschlüsse der kirchlichen Synode zu Verneuil als ein weltliches Regierungskapitulare kundgab, zog der längst grollende, in Ungnade gefallene große Heidenbekehrer noch im selben Jahre auf eine Missionsfahrt gegen die Friesen, die ihn erschlugen.

Karl und die Kirche. Karl der Große zahlte jener Macht, die er so energisch ausbreiten half, selbst seinen Tribut, indem er auf Reisen und Kriegszügen stets ein Säckchen aus Büffelhaut an der Hüfte führte, mit berühmten alten Knochen, die nun, da er ein äußerst praktischer und erfolgreicher Mann war, eine ungemeine Wirksamkeit erwiesen. Das Verhältnis, das er trotz dieser kleinen Schwäche zwischen Staat und Kirche herstellte, dürfte noch gesünder ausgefallen sein, wenn ihm

durch den Fußfall Stefans, durch Pippins Hilfeleistung und Landschenkung an den Papst die Politik nicht vorgezeichnet gewesen wäre. Stefan III hatte (756) das Exarchat von Ravenna und die Pentapolis (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona) vom siegreichen Frankenkönig als anerkanntes Oberhaupt im Namen der römischen Kirche und des heiligen Petrus erhalten. Wie die Dinge lagen, mußte Karl im Papste den besten Verbündeten für sich und seine Nachfolger sehen; er brauchte ihn zum Anathem gegen seine Feinde, zum allgemeinen Treueid in Deutschland und Italien, wie ja das Christentum von Anbeginn leidenden Gehorsam empfohlen, aktiven Widerstand verworfen, den Frankenkönigen seit Chlodovech alle Demagogen und Revolutionäre von vornherein mattgesetzt hatte. Damit aber der Verbündete tüchtig sei, mußten in Rom geordnete Zustände herrschen.

Das Schicksal wollte nun, daß das Papsttum, in seinem gestifteten Patrimonium nur noch angreifbarer als ehedem, niemals in größerer Bedrängnis durch die Langobarden war, als gerade jetzt. Karl hatte es ganz in seiner Wahl, es noch tiefer zu drücken und dauernd im Gedränge zu lassen, wenn er mit dem Langobardenkönig Desiderius Freundschaft hielt. Er entschied sich (774) gegen diesen hauptsächlich deshalb, um die Päpste nach Bestätigung der Schenkungsurkunde des sogenannten „Kirchenstaates" fortan als kleine Territorialfürsten in fränkischer Vasallität untertänig zu halten. Gelungen ist diese Territorialpolitik zwar auf die Dauer immer weniger. Fast nie waren die Päpste des Mittelalters wirkliche Gebieter über ihre Stadt, die viel öfter unter die störende Kontrolle benachbarter Größen, wie der Grafen von Tuskulum oder gar in die radikaler Parteien fiel. Nur Karl selbst war Herr in Rom, wie er es zeitlebens in seinem Hause war. Klostergüter hat er geradezu als sein Eigentum bezeichnet, hohe geistliche Würdenträger nach Belieben ein- und abgesetzt, niemals persönlich den mindesten Anstand genommen, auch in Glaubensdingen gegen den Papst vorzugehen. Als 787 die byzantinische Kaiserin Irene die Wiederherstellung der Bilderverehrung unter päpstlicher Sanktion auf einer Synode zu Nicäa hatte beschließen lassen, antwortete Karl 794 mit einer Verdammung jener Beschlüsse, die, in Form eines Reichsgesetzes publiziert, dem Papst zur Nachachtung mitgeteilt wurden.

Jetzt freilich brach die Wunde auf, die der Gewaltige, (781) bei einer Anwesenheit in Rom die Besitzverhältnisse des päpstlichen Stuhles und seine Abhängigkeit vom Frankenreich ordnend, nur oberflächlich zur Vernarbung gebracht hatte. Hadrian I, an sich ein kluger und würdiger Mann, setzte sich zur Wehr, schrieb lange Briefe, in denen alles dia-

lektische Material der späteren Kaiserkämpfe bereits verarbeitet wurde, beschwor und betete; ganz umsonst, Karl blieb unerbittlich. Wie er der päpstlichen Legende von der Schenkung des gesamten Okzidentes durch Konstantin den Großen an den römischen Bischof kein Ohr lieh, so mußte Hadrian unter Einbuße der früheren päpstlichen Prärogative 795 ins Grab steigen.

Erste Kaiserkrönung. Sein Nachfolger Leo III, der in keiner Beziehung den Vergleich mit seinem Vorgänger aushält, sendete bei seinem Amtsantritt den Schlüssel St. Peters und die Fahnen der Stadt Rom zum Zeichen der Unterwürfigkeit ein, versuchte dann aber den Löwen zu beschleichen wie ein Fuchs. Zu überrumpeln hat er Karl geglaubt, indem er ihm bei dessen Romfahrt im Jahr 800 im günstig abgelauerten Augenblick (zur Weihnachtsfeier, als der Betende sich erhob) eine prächtige Kaiserkrone aufs Haupt stülpte. Nicht so hatte Karl diese Krönung beabsichtigt; die Zeremonie dürfte wesentlich weltlicher ausgefallen sein, hätte man ihn vorher befragt. Nun blieb der störende Anschein, als erschüfe das Papsttum sich seinen Kaiser, — ein böser Präzedenzfall für die Zukunft, obschon dem schlauen Priester seine List vorerst nichts nützte. Karl, der bei Aufrichtung seiner fränkischen Theokratie für sich selbst als den Regierer des Staates volle päpstliche Autorität in Anspruch nahm, würde, wenn er Leo III überlebt hätte, den nächsten Papst aus eigener Machtvollkommenheit ernannt haben. Die Tragik der Weltgeschichte hat es aber gefügt, daß nach ihm noch gar manche, die als tüchtige deutsche Heerkönige begannen, ihr Schicksal durch das Gegenspiel der unseligen Stadt finden und als landfremde Kaiser vollenden sollten.

Unbildung fränkischer Prälaten. Viel tat Karl zur Reinigung seiner heimischen Kirche, zur Veredlung des Ersatzes für Priester und Bischöfe, weil er wohl wußte, daß das zugleich die beste Art sozialer Fürsorge sei. Aus welchem Holz in den ersten Jahrzehnten seiner Herrschaft fränkische Prälaten vielfach geschnitzt waren, ersieht man daraus, daß die Gabe des öffentlichen Wortes, wie man es von Schriftgelehrten verlangen konnte, keineswegs unter ihnen für allgemein verbreitet, ja manche selbst zu einer ganz einfachen kurzen Predigt für unfähig galten. Zu einem von solchen Würdenträgern, die gleichwohl üppig prunkend in Hülle und Fülle auf ihrem Bischofsitz lebten, soll Karl Boten gesendet haben mit striktem Befehl. Da stand nun der Betroffene jappend im Angstschweiß mit rollenden Augen in seiner brechend vollen Kirche und konnte kein Wort hervorbringen, bis er am Eingang einen Mann sah, der den Hut aufbehalten hatte, weil er sich

seines roten Haares schämte. Da rief der Bischof in plötzlicher Eingebung: „Bringt mir den Menschen mit dem Hute her!“ Als der sich Sträubende nun glücklich vor die Kanzel geschleppt war, nahm er ihm triumphierend den Hut ab und schrie hallend durch die Kirche: „Seht, ihr Leute, dieser Dummkopf hat rotes Haar!“ Damit war die Predigt beendet, dem Befehl genügt, es folgte das Festmahl für die Gesandten.

Die Kirche als Grosgrundherrin. Die Reichsäbte, zuweilen tapfere Kriegsleute, die Karl vom Schlachtfeld hinweg mit einer fetten Pfründe belehnt hatte, dürften im Durchschnitt nicht gebildeter gewesen sein. Doch wirkte auch der Anstoß, den Bonifatius von innen her gegeben, weiter fort in derselben Richtung, die Karl von seinem Hof aus durch Pflege der Wissenschaften wies, und sobald erst wirkliche Fortschritte zu merken waren, hat der große Kaiser die Kirche auf sozialem Gebiet neidlos gewähren lassen, hat er ihr reiche Mittel zugeführt, um ihre Aufgaben bewältigen zu können. Fragen wir nach dem Resultat, so will es uns freilich wenig befriedigen, selbst wenn wir die beiden großen Posten, die sich die Kirche zugute schreiben darf, obenan stellen: die Hebung der Frauen innerhalb der Familie und das Unterdrücken des öffentlichen Sklavenmarktes. Daß der heimliche Sklavenhandel nicht gleich aufhören konnte, versteht sich dabei von selbst, so lange es noch Eigentum an Menschen gab; und noch auf Jahrhunderte hinaus dürfte kein vornehmer Stadt- oder Landsitz ohne unfreies, also auch verkäufliches Hausgesinde gewesen sein. Im übrigen barg die verschwenderische Ausstattung mit Grundbesitz, die die geistlichen Herren sich schon unter den Merowingern zu erbetteln, zu ertrotzen oder zu erlisten verstanden hatten, alle Gefährdungen des Charakters in sich, denen wir die übrigen Großgrundherren jener Epoche erliegen sahen. Werden einzelne Beispiele dafür aufgeführt, daß es die Hörigen geistlicher Stifter besser als andere gehabt hätten, so stehen ihnen doch laute Klagen gegenüber, daß niemand so wie gerade die Bischöfe und Äbte es verstünden, freien Bauern ihre Freiheit und ihr Land zu rauben; ja es wird offen ausgesprochen, daß die Kirche überall gegen die Sklaverei nachdrücklich aufträte, außer im Bereich ihrer eigenen Ländereien. Gerne ward auch die Gewissensnot, in die man den Gläubigen versetzte, benutzt, um ihn aus seinem Besitz zu scheuchen; sein Eigentum an Land einem Abt oder Bischof zu „kommendieren“, galt als ein „Gott wohlgefälliges“ Werk. In derselben Weise wurde die Schutzgewalt über Witwen dazu mißbraucht, ihr Hab und Gut „dem Herrn darzubringen“. Das Lob für wirklich erwiesenen Schutz wird überschattet durch den Vorwurf der Erbschleicherei.

Karl der Große selbst ist es, der diesen Vorwurf erhebt in seinem „capitulare interrogationis", aus dessen Fragen man das Murren des Löwen zu vernehmen glaubt. Seine Verwunderung drückt er aus, daß geistliche und weltliche Beamte einander so oft zuwiderhandelten, statt sich zu unterstützen, wie es ihre Pflicht wäre, und verhehlt nicht, daß er die Schuld hauptsächlich auf seiten der Geistlichkeit fände. Wiefern es ihnen zukäme, sich in rein weltliche Angelegenheiten zu mischen? Sie sollten erklären, was das bedeute: „die Welt verlassen". Ob man dabei noch mit zahlreichem Gefolge sich umgeben, die Unwissenden zur Abtretung ihrer Güter, zur Enterbung ihrer Kinder bereden dürfe? Ob es nicht besser sei, gute Sitten zu pflegen, als schöne Bethäuser zu bauen? Dennoch, trotz aller intellektuellen Schärfe, mit der er ungetäuscht auf jene Dinge sah, blieb er ein befangener Sohn der Kirche. Dem deutschen Volk sollt' es übel bekommen, daß bis zu den Hohenstaufen hinab seine Kaiser den Glauben meist so furchtbar ernst nahmen, während in Rom unsere Heimat überwiegend Bagatellsache war. Schon die nächsten Nachfolger Karls verlernten es, die geistliche und weltliche Seite der klerikalen Tätigkeit überhaupt noch zu unterscheiden.

Stimmung des Volksgemütes. Was konnte nun der kleine Mann, der geringere germanische Gemeinfreie, dem seine Walhalla genommen worden war, der Knecht, dem stets nur Heljas feuchtkaltes Totenreich offen gestanden hatte, vom neuen Glauben gewinnen, seit die demokratisch-kommunistische Verfassung der Urgemeinden verschwunden blieb? Meist nur einen Schutzheiligen, den man dem Täufling entweder verliehen oder den er sich später selbst ausgesucht hatte und zwanzigmal des Tages anzurufen sich angewöhnte. Dann das Dröhnen der Orgel in hochgewölbten Hallen, das Staunen über die Pracht der Meßgewänder und Aufzüge bei Kirchenfesten, die Benebelung der Sinne durch Weihrauch, ihre Ekstasierung durch Gesang. Doch Erbauung? Seelenfrieden? Wurden sie gewährt, selbst wenn der Priester zu predigen verstand? Er würde seiner Sache schlecht zu dienen geglaubt haben, wenn nicht jedes Wort darauf abgezielt hätte, seine Zuhörer zu schrecken, sie in Aufregung, Furcht, Unsicherheit zu versetzen. Besonders groß war die Angst, kein christliches Begräbnis zu erhalten, und die Drohung mit diesem Unheil, in der Sterbestunde foltergleich angewendet, verlieh dem Klerus ein furchtbares Machtinstrument; noch heut' glauben die meisten Katholiken, daß der Priester an ihrem Krankenbett die göttliche Befugnis habe, ihre Seele direkt ins Fegfeuer oder in den Himmel zu sprechen. Begräbnis aber, wie Taufe und Ehesegen, alles kostete Abgaben.

Lippendienst. Die Zumutungen, die den Heiligen dann wieder gemacht wurden, waren meist recht sonderbarer Art; auch mußten, statt der suchenden Seele ein direktes Verhältnis zum Allmächtigen zu erleichtern, diese Zwischenstationen es vielmehr dauernd verhindern. Karl hatte wohl gewußt, was er tat, als er sich gegen die Bilderverehrung wehrte; durchgedrungen ist er nicht. Auch er pflegte zuletzt die Vasallen seine Streiter, die Mönche seine Beter zu nennen; die Überzeugung, daß man durch bloßen Lippendienst etwas Erhebliches erreichen oder gar von andern ausrichten lassen könne, durchdrang die Kirche von oben bis unten. Obschon Jesus das Vaterunser als eine Vereinfachung, eine Verinnerlichung gedacht hatte, um den Lippendienst einzuschränken, wurde dem Einfachen nun durch stundenlange Wiederholung sein körniger Sinn genommen. Der die Tische der Wucherer im Tempel umstieß, wie würde dessen Urteil vollends gelautet haben bei jenem unabläßigen Seelenschacher, den die Kirche des Mittelalters mit ihren Androhungen der Höllenstrafen trieb? Alles Tun und Lassen ward fast kaufmännisch ausgerechnet; alles Üble, das widerfuhr, galt als eine Züchtigung für Begangenes, alles Gute, das man tat, sollte seinen Lohn finden, alles Böse war abkaufbar.

Bettel und Wunder. Ganz gewiß ist durch diese Spenden, Almosen oder „guten Werke", zu denen die Kirche ihre Gläubigen ermunterte, auch Segen gestiftet, ja selbst von Kirchenfürsten und Äbten freundlichen Herzens manches Elend gelindert worden. Doch das Hauptergebnis der mittelalterlichen Wohltätigkeit, in kurze Worte gefaßt, bleibt in ethischer Beziehung der noch heut vorhandene Wahn von der Heiligung durch abgenötigte Opfer, ohne Ansehung innerer Motive; in sozialer Beziehung die Organisierung des Bettels aus einem Notstand in ein Gewerbe, ja in eine Landplage. Scharen von Faulenzern, wirklichen und scheinbaren Krüppeln umlagerten jede deutsche Kirche zu Karls des Großen Zeit, drängten sich unter Weheruf an die Kirchengänger, wohnten und schliefen auf den Kirchhöfen oder gar in den Vorhallen selbst, bildeten eine Art Leibwache der Priester von zweifelhafter Wirksamkeit, jedoch zweifellosem Schmutz. Ganze Heere dieses Janhagels, darunter abgefeimte Betrüger, zogen von Kloster zu Kloster zu den Namenstagen des jedesmaligen Heiligen; da wurden Blinde sehend, oft eindutzendmal hinter einander, und Gichtbrüchige konnten plötzlich laufen, die „Wunder" häuften sich, bis einsichtige Bischöfe dem Unfug schließlich zu steuern suchten; abzuschaffen war er nicht mehr.

Fragt man sich jetzt, weshalb das soziale Ergebnis so gering blieb, so wird man als letzte Ursache finden: daß eben die Kirche sich

die Armenpflege angeeignet hatte, weniger um den Schutzbedürftigen wirklich zu helfen, als um dem Königtum etwas zu nehmen. Dieses Königtum aber war bald geplagt genug, um sich nicht nach sozialen Aufgaben zu sehnen.

Die Klöster. Günstiger stellt sich uns die berufene Hüterin aller Mühsäligen und Beladenen dar, wenn wir auf ihr frühes Mönchtum blicken. Freilich beruhen alle kulturellen Fortschritte, die die deutsche Welt seinen Klöstern zu verdanken hat, lediglich auf den geistigen Großtaten des Heidentumes, der selben Macht also, die die Mönche, während sie sie nach allen Richtungen kopierten und benutzten, zugleich in den Schlund der Hölle hinabverwiesen. Jede Möglichkeit literarischer Verfeinerung, die Kunst mündlichen Vortrages wie schriftlicher Erzählung, oder was sonst unser Dasein schmückt und adelt: Musik, Architektur, Malerei, Gartenbau, Körperpflege sind uns durch deutsche Mönche überliefert worden, aber ebenso richtig ist es, daß sie alle mit hundert andern praktischen und nützlichen Fertigkeiten vom klassischen Altertum ausgebildet waren.

Man erinnert sich, daß die im zweiten Jahrhundert von Montanus geforderte Askese, die dann vom heiligen Antonius (dem „Großen", † 356) und vom heiligen Augustin unter sachkennerischer Hervorhebung auch der Versuchungen in ein System gebracht wurde, schon früh in den Randländern des Mittelmeeres zu zahlreichen Klostergründungen, das Klosterleben aber zu allerlei Mißbräuchen geführt hatte. Da stellte der heilige Benedikt von Nursia 529 eine neue Klosterregel auf, die sich außerordentlich bewähren und, das Mönchsleben idealisierend, lange Jahrhunderte nachwirken sollte. Die Benediktinerabtei des Monte Casino in Kampanien war hochberühmt, noch heute freuen wir uns ihrer Kräuterkunde, wie mancher geistigeren Leistung ihrer Tochtergründungen auf deutschem Boden. Unter der Führung eines Häuptlings, eben des Abtes, stuften sich bei den Benediktinern und bald allen andern Mönchsklöstern die Priester, Diakone, Knappen (puëri) nach unten ab; die drei Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Eheloſigkeit mußten sie ablegen; außer dem geistlichen Dienst hatten sie die Pflicht des Schulunterrichtes und der Handarbeit. Müßiggang schien ausgeschlossen, seit der heilige Hieronymus den Mönchen das Bücherabschreiben empfohlen hatte; doch wer haltlos und angewidert von einer Welt, durch die er sich schlechterdings nicht hatte hindurchfinden können, stillen Frieden für sich erhoffte, sah sich oft genug getäuscht. Fast nirgend fehlte es an bösen Parteiungen, die jedem Klosterinsassen zur Gewissensfrage wurden, der Kampf tobte heimlich und offen unter

den Mönchen, wie in modernen Parlamenten, die Äbte hatten die höchsten Proben diplomatischer Willenskraft abzulegen, um nur einigermaßen zwischen ihren Brauseköpfen den Frieden aufrecht zu erhalten. Seit vollends die Klöster wohlhabend, ja reich wurden, strömten auch alle Versuchungen der Außenwelt mit verstärktem Nachdruck wieder in sie hinein. So lebten wohl einzelne Mönche, vielleicht schon im Kloster erzogen, sich in seine strenge Regel mit einer Art organischen Behagens ein, manche nur in stetem Kampf mit ihren natürlichen Trieben, nach Rückfällen, Bußen und nächtlichen Geißelungen; viele blieben nachlässig und mehr oder minder im Widerspruch mit der Klosterzucht, wie ganz besonders hochgeborene Äbte.

Klosterreliquien. Mit einer intellektuellen Seuche war leider auch das beste Kloster von vornherein infiziert: der Reliquienschwindel schien für den Erfolg und Glanz jeder Gründung unerläßlich, und auch die Einsichtigeren drückten hier zuweilen in majorem Dei gloriam beide Augen zu, oder sie fühlten sich zu lautem Widerspruch nicht stark genug. War die Stätte geweiht, über dem Altar eine Kapelle fertig, unter Beihilfe frommer Landleute ein Notbau errichtet, so wurde jedesmal die Übersiedelung der Gebeine des Schutzheiligen ein großes Fest, zu dem unzähliges Volk von fern und nah herbeiströmte, um vor allem die vielen Heilungen mitzuerleben. Noch ist uns der Spruch eines Küchenmeisters aufbewahrt, der, während Patron, Abt und Mönche an langer Tafel schmausten, seinen Knappen zurief: „Sputet euch! Der Heilige wird gleich wieder ein Wunder tun!“ Dann wurde nämlich getoastet, es mußten volle Kannen dasein zu tiefem Trunk, und wir dürfen getrost annehmen, daß die schmunzelnd einander Zutrinkenden reichlich von dem ganzen Betriebe soviel verstanden, wie ihr Küchenpersonal.

Ökonomie. Sprechen wir von Benediktinern, so ragen Zinnen und Kreuz am Kloster St. Gallen vor uns auf, wo die verschiedenen Generationen der Eckeharde hausten, wahrhaft fromme, gutgesinnte Männer darunter, an deren treuherzig frischen Berichten wir heut noch unsere Freude haben, manche so wohltätig, daß man sie hindern mußte, das Ihrige vom Leibe wegzuschenken. Doch wer sich mit seinem Gewissen abfinden oder sonst im Geschmack der Zeit handeln wollte, gelobte und vermachte den Klöstern insonderheit Land. Wieweit die Hufen der Abtei Prüm verstreut lagen, ward im vorigen Kapitel schon berichtet; von ihrer uns überlieferten Ökonomie kann man gut auf ähnliche Musteranstalten schließen. Jährlich wurden 6700 Schweine gemästet, 6300 Scheffel Getreide ausgesät. Von 1600 hörigen Bauern

waren im ganzen 125 000 Frohntage jährlich auf den Äckern der Abtei zu leisten, an Zinseiern jährlich 20 900 Stück, ganz abgesehen von lebendem Federvieh; denn heute noch kursiert vielfach im Volksmunde die Wendung: „er schrie wie'n alter Zinshahn". Rechnen wir vom Getreide sehr niedrig nur das fünfte Korn, so könnte sich aus ähnlichen Erträgen eine moderne Kleinstadt gut mit Mehl und Salzfleisch für ein ganzes Jahr verproviantieren; aber auch damals reichte die Zufuhr nicht etwa bloß für die 180 Klostermönche, sondern hatte zum kaiserlichen Hofhalt wie zur Ernährung von Reichstruppen beizutragen, während ein Teil der Vorräte für Speisung von hungrigen Armen und obdachlosen Pilgern übrig blieb. Vornehmere Gäste pflegten sich erkenntlich zu erweisen, ja in vieler Beziehung erscheinen die Klöster als Vorläufer unsrer heutigen Hotels, mit allem Komfort auf der Höhe ihrer Zeit nach klassischen Mustern ausgestattet, besonders für Badeeinrichtungen. Geringer werden wir denken von der Heilkunst der Mönche und ihren Apotheken, wiewohl ihre botanischen Kenntnisse immerhin den späteren Fortschritt in die Schnapsfabrikation ermöglichten. Ihre hauptsächlichste soziale Leistung aber waren die Klosterschulen.

Unterricht. Zwar auch hier darf man sich keine übertriebenen Vorstellungen machen. Denn wenn das abzulegende Gelübde der Armut ursprünglich bedeutet hatte, daß alle Klosterbrüder sozial auf gleicher Stufe stehen sollten, nahm es doch schnell den ziemlich entgegengesetzten Sinn an: daß jemand begütert gewesen sein oder Aussicht auf weltliche Güter gehabt haben müßte, um das Gelübde der Armut mit Fug ablegen zu können. So sammelten sich in den beliebtesten Klöstern die Söhne vornehmer Geschlechter, und gerade weil die empfangenen Weihen den Makel der Knechtschaft nahmen, wurden unfreie Mütter keineswegs ermutigt, ihre Kinder „auf den Altar des Herrn zu legen", die aus der Knechtschaft Hinzutretenden blieben vielmehr auch im Kloster in dienenden Stellungen bei harter und schmutziger Arbeit, und wenn sie jemals aufrückten, hatten sie als Äbte mit ihren vornehm geborenen Mönchen die größten Schwierigkeiten. Von dem bekanntesten Eckehard in St. Gallen wird es eines Tages ausdrücklich gerühmt, daß er die aus dem Mittelstande und die Vornehmen „mit gleicher Sorgfalt unterrichtet" habe; der Unfreien wird gar nicht Erwähnung getan. Es mögen viele harte Köpfe unter ihnen gewesen sein, denen die niedrige Lebenshaltung der Eltern schon die Aufgeweckтheit benommen hatte. So kam denn auch in den Klosterschulen jener Zeit das Lateinsprechen, es kamen Lesen, Schreiben und Rechnen vor allem der Oberschicht zugute; was

an Bildung ins Volk hinuntersickerte, war ein gar dünnes Bächlein, das wenig befruchten konnte. Vollends die „freien" Künste Grammatik, Rhetorik, Dialektik (das sogenannte „trivium"), Arithmetik, Geometrie Astronomie blieben den unfreien Klosterschülern böhmische Dörfer; nur die Musik, die Karl der Große so eifrig gepflegt hatte, wurde vom Kirchengesang aus zu einem Gemeingut auch des niederen Volkes.

Härte gegen Unfreie und „fahrende". Der Islam hatte schon unter seinem Gründer Mohamed die launische Tötung eines Sklaven mit unerschwinglichen Bußen belegt, das Recht der Herren über Leben und Tod ihrer Hörigen beendet. In der Christenheit Karls des Großen hörten wohl, wie erwähnt, die öffentlichen Sklavenmärkte, doch weder die Leibeigenschaft, noch die Verachtung und Mißhandlung des Unfreien auf. Ja ihr härtestes Gesicht zeigte die Kirche den Mühseligsten aller Obdachlosen, den „fahrenden Leuten", den Erquickern des kleinen Volkes, den Sängern jener uralten Helden-, Liebes- und Schelmenlieder, die im Schoß des heimischen Germanentumes erblüht waren. Karl, wie er — ungeschreckt durch des großen Papstes Gregor Warnung: einen Mund, der Christus den Herrn preisen sollte, nicht durch Nennung antiker Götzen zu besudeln und zu entheiligen — in seinen späteren, literaturfreundlichen Jahren ein unermüdlicher Leser von Ovid und Virgil geworden war, hatte auch den altgermanischen Liederschatz, trotz Abmahnung manches banausischen Prälaten, sammeln lassen. Doch der fränkische Klerus erbte und übertrug den Haß römischer Bischöfe gegen das antike Theater auf ein harmloses Völkchen von Luftspringern, Taschenspielern und Bänkelsängern, die deutsche Kirche hat ihnen selbst noch die Landstraße verleidet und ihre unglücklichen Nachfahren, die doch kein fröhliches Land entbehren kann, bis in die Neuzeit hinein verrufen.

XIII. Kapitel.

In den Stammesherzogtümern. — Stadtboden.

Das Gottesgnadentum. Selbst wenn im ganzen Frankenreich nicht auf den kräftigsten und genialsten Herrscher ein fauler und untüchtiger gefolgt wäre, muß es zweifelhaft bleiben, ob eine Vereinigung so disparater und zum Teil noch in voller Entwickelung begriffener Elemente sich auf die Dauer würde haben durchführen lassen. 781 hatte Karl der Große seinen jüngsten, erst dreijährigen Sohn

Ludwig auf ein Pferd gesetzt und den Aquitanern als König über die Grenze geschickt. Vier Jahre darauf war der kleine Bursch lustig mit seinen Gespielen in das sächsische Feldlager eingeritten, in Baskentracht, mit Mäntelchen, Bauschärmeln, Hosen und Sporenstiefeln, in der Hand einen Wurfspieß schwenkend. Aus diesem frischen Jungen, an dem Vater Karl seine Freude hatte und für dessen Erziehung er nichts versäumte, ward Ludwig der Fromme.

In der Geschichte wird Ludwig als Mitbegründer des „Gottesgnadentumes" weiterleben. Als der eigentliche Gründer muß freilich Karl der Große selbst gelten, der sich 789 auf dem Reichstage zu Aachen in der Sprache seiner Zeit als „König und Regierer der Franken durch die Gnade Gottes" bezeichnet hatte. 813, als er sein baldiges Ende voraussah, überraschte er die Reichsversammlung durch den Vorschlag, Ludwig (dessen ältere beiden Brüder Karl und Pippin kurz vorher gestorben waren) in die Gemeinschaft des Kaisertumes aufzunehmen, und die Versammlung jauchzte dem Vorschlag als einer „Eingebung Gottes" zu. Dies wiederholte sich nun unter Ludwig selbst 817 schon, als sein ältester Sohn Lothar nicht nach einer Wahl, sondern nach öffentlichen Gebeten, Fasten, sowie andern religiösen Handlungen „infolge göttlicher Eingebung" vom Vater zum Mitkaiser designiert wurde und die Reichsversammlung ebenfalls infolge göttlicher Inspiration beistimmte. Die beiden jüngeren Brüder Lothars beruhigten sich freilich keineswegs dabei; es gab sehr böse Parteiungen und Streitigkeiten im Frankenreich. Das Schlimmste war jedoch das künftige Überwiegen der Priester bei deutschen Königswahlen, weil sie, als der „göttlichen Eingebung" beruflich näher, ganz besonders für den Wahlakt geeignet erschienen.

Charakter Ludwigs des Frommen. Eine gewisse Zähigkeit in Behauptung seiner kaiserlichen Prärogative muß Ludwig dem Frommen zugestanden werden, doch weniger im Sinne des Energischen, als vielmehr des Klebenden. Politisches Unwetter ließ er wie mit schlaffen Armen und angekniffenen Ohren vorüberziehen und ertrug die ärgsten Demütigungen mit Geduld, um dann, wenn der Sturm ausgetobt hatte, seine Stunde für persönliche Rache wahrzunehmen. Die Taten der späteren Serenissimi hatte er bereits als aquitanischer König verübt, gelegentlich der Belagerung von Barcelona (803), die er zwar nicht leitete oder auch nur mitmachte, für deren Schlußakt er sich aber pünktlich herbeirufen ließ, um die Ehren des Einzugs mit religiösem Pomp zu genießen. Früh war er ein zu jeder ernsten Beschäftigung unlustiger Pfaffenknecht, der in Weiberarmen, mit Beichtigern und auf der Jagd

seine Zeit hinbrachte. Der altsächsische Verfasser des „Heliand" (einer Zusammenfassung der vier Evangelien) weiß in seiner Vorrede Ludwig zu rühmen, weil er sein Volk „vom Aberglauben und von schädlichen Doktrinen" abgelenkt habe. Dies ist im Sinne Gregors des Großen zu verstehen, der solche Namen wie Jupiter oder Apollo als die Lippen verunreinigend empfand, im Sinne der Orthodoxie, die Wotan, Freya, Thor als böse Dämonen der Hölle zuwies, um die Christenheit mit ihrem Teufel beschenken zu können. Der Verfasser des Heliand spielt auf jene den Pfaffen zulieb vorgenommene Verbrennung der altgermanischen (also heidnischen) Volksdichtungen an, die Karl der Große pietätvoll gesammelt hatte und deren herostratische Vernichtung in orthodoxen Kreisen den Ruhm Ludwigs des Frommen bildete. Daß er den Bischöfen kaum noch zu befehlen wagte, ihnen das Kirchengut als unabhängig vom Staat gewährleistete und somit schon den furchtbaren Investiturstreit des elften und zwölften Jahrhunderts vorbereitete, daß der Papst in Rom Gegner hinrichten ließ, ohne den „Patricius" der Stadt nur zu befragen, — diese und ähnliche Verschleuderungen kaiserlicher Macht fallen dem Schädling außerdem zur Last.

Die Teilung von Verdun. Im Vertrage von Verdun 843 wurde bekanntlich das karlingische Reich unter die drei überlebenden Söhne Ludwigs endgültig geteilt. Bei dieser Teilung erhielt Lothar die Lande am Niederrhein einschließlich Frieslands, die Lande an Maas und Mosel, Elsaß und Burgund, dazu Italien bis etwa zum Garigliano mit Ausnahme des Kirchenstaats. Eine unnatürliche Zwitterbildung aus kerndeutschen und welschen Elementen war es, die sich sowenig wie das karlingische Weltreich selbst aufrecht halten ließ; Lothringen, das den Namen Lothars und seines Sohnes auf die Nachwelt vererbt hat, ist bis auf den heutigen Tag ein Zankapfel geblieben. Ludwig der Deutsche, — der diesen Beinamen freilich erst von den Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts erhielt und im neunten rex Germaniae hieß, da das Wort „deutsch" (von diot = Volk) überhaupt erst gegen Ende der Karolingerzeit aufkam, zur Bezeichnung unsrer Sprache im Gegensatz zu den romanischen — wurde mit allen fränkischen Besitzungen östlich Lotharingiens begabt. Sie bestanden aus der Nordmark (der westlichen Hälfte von Holstein, während die östliche slawischer Besitz war), aus Sachsen, das nirgend den Rhein berührte, zwischen Friesland und der Elbe sich dehnend, aus Franken an Main und Mittelrhein, die Gebietsabtretungen umfassend, die die besiegten Alemannen, Thüringer und Sachsen einst hatten machen müssen; aus Alemannien und Baiern mit Kärnten, das damals bis nach Istrien hineinreichte.

Die Politik dieses Gebietes, das alles in allem 4000 Quadratmeilen betragen mochte und den Grundstock des heutigen Reiches bildet, war von vornherein gegeben: vom lotharingischen Erbe soviel deutsches Land als irgend möglich wieder heranzuziehen, im Osten aber die Slawen kräftig von der Elbe abzudrängen, den von ihnen überrannten, zwei Jahrtausende germanisch gewesenen Boden bis zur Oder und Weichsel hin von neuem zu dem zu machen, was er nie hätte aufhören sollen zu sein. —

Die Fälschung der isidorischen Dekretalen. Obgleich die höchste Gewalt im Frankenreich seit Kaiser Karl durch und durch christlich eingerichtet war, seine Siege nur „gesta Dei per Francos" hießen, wünschten die Bischöfe dem Staat und seinen Herrschern gegenüber doch freier, Anklagen und gar Verurteilungen durch die weltliche Macht nicht länger ausgesetzt zu sein, es machte sich seit Ludwigs des Frommen Nachgiebigkeit, mit Umgehung ihres staatlichen Vorgesetzten, das Bedürfnis nach einem eigenen, rein geistlichen, zentralen Apellhofe geltend. Über den ersten Punkt war sich der gesamte Klerus längst einig, und schon die Synode zu Paris (829) hatte als kanonische Beschlüsse verkündigt, daß die priesterliche Gewalt der königlichen voranstehe, ein König, weil er sein Amt nicht von seinem Vorfahren, sondern lediglich von Gott herleiten dürfe, deshalb „der Kirche unterworfen" sei. Nur fehlte dem weiteren jurisdiktionellen Anspruch der Päpste noch jede urkundliche Unterlage, und da sie fehlte, wurde sie fabriziert. Es entstanden (um 850) die sogenannten pseudo-isidorischen Dekretalen („Isidoris Mercatoris collectio canonica"). Den Hauptbestandteil bilden die päpstlichen Dekrete, „eine sehr bewußte, sehr wohlangelegte, aber doch handgreifliche Fälschung", sagt Ranke. In einer noch unkritischen Zeit konnte der Betrug gelingen, etwa neunzig Schreiben alter Päpste zu erdichten und sie als Rechtsfundamente in das öffentliche Leben einzuführen. Die Fälschungen waren zum Teil so plump, daß in den Dekreten der römischen Bischöfe des ersten Jahrhunderts Stellen aus einem Buch vorkommen, das notorisch erst im siebenten Jahrhundert geschrieben wurde. Das Resultat war, daß fortan dem päpstlichen Stuhl das Endurteil in allen Streitfragen zwischen Staat und Klerus zustehen, bedrängte Bischöfe stets zu ihm als dem „Haupt der Kirche" ihre Zuflucht nehmen sollten, weil er dies Vorrecht (hoc privilegium) vom heiligen Petrus mit dem Himmelsschlüssel (beato clavigero Petro) erblich überkommen habe. Wir sahen schon im 12. Kapitel, daß die Petrustradition überhaupt erst seit dem vierten Jahrhundert in der Kirchengeschichte aufzutreten begann. —

Frühes Abwelken der Karlinger in Deutschland. Ihrer politischen Aufgabe haben sich die bis 911 in Deutschland regierenden, von hierarchischen Schwierigkeiten zunächst weniger als Westfrankien betroffenen Karolinger teilweise mit Geschick und Energie unterzogen. In zwei Verträgen (870 von Mersen, 879/80 von Verdun-Ribemont) kam zuerst der den Rhein entlang sich hinziehende, dann der an der Maas belegene Teil von Lotharingien an das damals immer noch sogenannte ostfränkische, d. h. deutsche Reich. Arnulf von Kärnten aber (887—99) finden wir gelegentlich vereint mit den Ungarn unter Arpad, um dem großmärischen Reich Swatopluks II einen Stoß zu versetzen, den es nicht lang überdauerte. Leider stand im karlingischen Hause ein Skelett: die Gattin Ludwigs des Deutschen war epileptisch gewesen und vererbte diese schreckliche Krankheit auf die gesamte Nachkommenschaft. Arnulf erlag einem Gehirnleiden in der Blüte seiner Kraft, nachdem er noch (seit 896) drei Jahre lang die Kaiserkrone getragen hatte. Sein kleiner Sohn, von der Geschichte Ludwig das Kind genannt, bestieg den Thron ebenfalls schon kränkelnd, von stetem Kopfschmerz geplagt, und welkte, ohne regiert zu haben, noch als Jüngling 911 dahin.

Die Ungarnot. Diese Schwäche des Reiches, dem es, ganz in den Händen des Erzbischofs Hatto von Mainz, doch an der rechten militärischen Schlagkraft und Initiative gebrach, benutzten die Ungarn seit 900 zu verheerenden Einfällen, und vernichteten raubend, sengend, mordend jedes Erzeugnis der Kultur, soweit es ihnen erreichbar wurde, immer dreister, 906 in Sachsen, 907 in Baiern, 908 in Thüringen, 909 in Schwaben, 911 gar in Rheinfranken, nachdem sie das Jahr vorher am Lech ein königliches Heer zersprengt hatten.

Babenberger Fehde. So schrecklich die Leiden waren, die der kleine Mann mit seinen Angehörigen an Leib und Leben, Hab und Gut von jenen wilden Horden zu erdulden hatte, sie erscheinen anstößiger noch dadurch, daß hauptsächlich durch eine wild betriebene innere Fehde gegen die Babenberger die vorhandenen Kräfte verzettelt, die Sachsen 906 ohne Reichshilfe belassen und die Ungarn erst recht frech gemacht wurden. Ebensowenig tröstlich ist leider die Frage nach der dauernden Nachwirkung der durch das Karolingerreich neugeschaffenen Verhältnisse auf die germanische Gemeinfreiheit. Welches waren 843 bis 911 in Deutschland die hauptsächlichsten wirtschaftlichen, politischen und sozialen Mächte, welcher Art die Obrigkeiten, und inwiefern haben sie die Lage des niederen Volkes gehoben oder geschädigt?

Karlingische Verwaltung. Regiert wurde von den deutschen Karolingern mit Hilfe derselben Organisation, die Karl der Große dem

Frankenreich gegeben hatte. Seine Konzilien, Notabelnversammlungen, die einer Mischung des heutigen Bundesrates mit dem preußischen Herrenhaus am ehesten vergleichbar sind, nur daß geistliche Würdenträger vorwogen, waren fränkische Reichsorgane gewesen, deren Beziehungen zum Papst von Karl abhingen, ja deren Beschlüsse nur soweit galten, als der Kaiser für gut fand, sie zu verkünden. Das, was wir heute Reichstag nennen, existierte nicht in Frankien; eine Vertretung der Massen lebte wohl bei der bewaffneten Mannschaft als der Nachfolgerin der alten Volksversammlungen noch einige Zeit, doch mit schwindendem Einfluß, unter den Zufälligkeiten der Musterung leidend, mehr und mehr abhängig vom Kommando. Jene Stellung über Konzil und Papst aber hatte nur Karls mächtige Persönlichkeit aufrechthalten können; schon von seinen Nachfolgern pflegten Konzile stets mit dem Papst gemeinschaftlich einberufen zu werden, dessen Legaten gegebenen Falls alles verhindern konnten. Laienmäßig regierten die deutschen Karolinger durch die Grafen, eine Kombination von Richter, Verwaltungsbeamten und Heerführer, dem Herrscher durch einen Treueid verpflichtet; sodann und hauptsächlich durch den Klerus mit seinen Synodalbeschlüssen*), seiner persönlichen Beeinflussung der Gläubigen innerhalb der einzelnen Gemeinden. Herzöge gab es vorläufig keine; Karl der Große hatte sie überall, wo sie noch bestanden, abgeschafft und durch ihm ergebene Markgrafen ersetzt. Aber natürlich hörte in diesen abgesetzten alten Geschlechtern und ihrem Anhang die Sehnsucht nach Wiederherstellung nicht auf, sich zu regen, wie in den ausgiebig mit Land ausgestatteten Markgrafen selbst sehr bald ein lebhafter Wunsch nach größerer Unabhängigkeit.

Bildung neuer Herzogtümer. In Baiern blieben die Zeiten des letzten Agilulfingers Tassilo unvergessen, und als 907 Markgraf Luitpold bei der Landesverteidigung gegen die Ungarn gefallen war, machte sich für seinen Sohn Arnulf das Erstehen der alten Herzogswürde wie von selbst. In Franken rangen zwei vornehme Geschlechter: die Konradiner, bei Limburg an der Lahn seßhaft, und die schon genannten Babenberger, auf reichem Eigengut an Regnitz und Main beim heutigen Bamberg hausend, um die Führung. In Sachsen wurden die Ludolfinger, deren Hauptgüter bei Quedlinburg und um Korvey herum bis zu den Quellen der Lippe zu suchen sind, das leitende Geschlecht. Von den Söhnen Ludolfs († 864) fiel Bruno, der Gründer Braun-

*) Synoden waren ursprünglich rein päpstliche Organe, behufs kanonischer Gesetzgebung entwickelt, und wurden erst später auch außerhalb Roms gehalten.

schweigs, 880 in rühmlichem Kampf gegen die Normannen. Sein Bruder Otto gebot als Herzog nicht bloß in Sachsen, sondern nach der Schwächung der Thüringer durch die Ungarn (908) auch südlich des Harzes; ihm folgte als Herzog 912 sein Sohn, der spätere deutsche König Heinrich I.

Mangelnde Finanzierung. Aus dieser kurzen Schilderung schon ergibt sich, daß die karolingische Zentralgewalt in Deutschland weder ausreichende finanzielle, noch militärische Machtmittel besaß, um Einigkeit und Ruhe herzustellen. Sollte sie funktionieren, so war sie auf den guten Willen ihrer markgräflichen Vasallen, sowie der mit Reichsgut belehnten Bischöfe und Äbte angewiesen, die gern ihre eigenen Wege gingen. Zentralisierte Geldsteuern gab es noch gar keine, nur spärliche Bußgelder, die ebenfalls zumeist an die Markgrafen flossen. Die Quelle aller wirtschaftlichen Macht war und blieb das Eigentum an Land, aber auch hier wieder mußten konfiszierte Güter von der Reichsregierung an andere Große ausgetan werden, deren Gunst man sich gewinnen oder sichern wollte, und mit dem Kroneigen in den mächtigen, noch zu rodenden Forsten wurden die Dienste der Brauchbaren belohnt.

Abnahme der Gemeinfreiheit. In Alemannien und Baiern, auf die der Druck der Verwaltung Karls des Großen am härtesten gepreßt hatte, schliefen leider die alten Volks- und Gauversammlungen, auf denen der Freie sich erst gefühlt, die Mitbestimmung seines Schicksals in den größten und wichtigsten Lebensbeziehungen: Krieg, Bündnis, Ausfahrt, Hufenverteilung usw. in der eigenen Hand gehabt hatte, allmählich ein. In Baiern wurden ausgesprochene „Hoftage" gehalten, auf denen sich zuletzt nur die Großen intim versammelten und etwas zu sagen hatten, während die kleineren Gemeinfreien, — deren Kopfzahl einschließlich der Angehörigen wir in Süddeutschland im Vergleich zu den Grundholden, d. h. all den verschiedenen Schattierungen von Minderfreien, Halbfreien, Unfreien und Pächtern jetzt, am Anfang des zehnten Jahrhunderts, mit dreißig Prozent der Gesamtbevölkerung vielleicht eher zu hoch als zu niedrig veranschlagen, — nur zu Zwecken der Besichtigung des Heerbannes eintrafen.

Herabsinken der alten Gaubeamten. Was war in dieser Zeit aus den altgermanischen „Häuptlingen" geworden? Schon im 1. Kapitel wurde erwähnt, daß wir den im Volk gesprochenen Namen für sie nicht kennen, sondern ihn nur aus lateinischen Übersetzungen und späteren Urkunden erraten dürfen. In der lex salica taucht neben dem centenarius, den sich die deutschen Franken vielleicht aus einem mißverständlichen

römischen Sprachgebrauch angeeignet hatten, der thunginus auf. Zweimal steht, und zwar in Zivilangelegenheiten geschrieben, daß vor dem „thunginus oder centenarius“ ein bestimmter Fall erledigt werden solle; zweimal findet sich thunginus allein. Es ist hiernach schwer zu sagen, ob die beiden Bezeichnungen etwas Identisches oder etwas Heterogenes oder eine Abstufung ausdrücken sollten. Am unwahrscheinlichsten ist die Identität; denn die gebrauchte Partikel aut (nicht sive) für „oder“ bedeutet sonst etwas Verschiedenes. Im 44. Abschnitt lautet der übrigens höchst ungrammatikalische Text: „ante thunginum aut centenario hoc est ut thunginus aut centenarius“ usw. Die Stelle will sichtbarlich wegen verschiedener Rechtsmöglichkeiten keinen Zweifel übrig lassen; für die bloße Erläuterung ein und desselben Begriffes hätte das erstemal ein sive centenarium genügen müssen.

Auch die lex salica kennt schon den Ausdruck Graf (grafio oder comes) und redet häufig von ihm, ohne daß es für uns immer durchsichtig wäre, worin die Besonderheit seiner Stellung bestanden hätte. Im 32. Abschnitt soll jemand, der einen Eingeborenen aus Übermut gebunden vor den Grafen schleppt, am Leben gestraft werden; im 45., wo es sich um das Eindringen Zugewanderter in eine Markgemeinschaft handelt, soll unter gewissen Umständen der Graf gebeten werden, den Eindringling auszutreiben, und man fragt sich vergebens: warum nicht der thunginus oder centenarius, warum gleich der grafio? Wie dem nun sei, vierhundert Jahre später hatte dieser sich in allen von Karl dem Großen eingerichteten Landen hoch über jene beiden erhoben. Ein Gau war das mindeste, was die Grafen zu verwalten hatten. Aber wenn ein so gewiegter Kenner wie Karl Nitzsch (vgl. S. 142) den thunginus als vom Volk gewählten Richter anspricht, werden doch an andern Stellen die Grafen ausdrücklich als Nachfolger der thungini bezeichnet, was die Vermutung mindestens zuläßt, daß auch er Gaubeamter gewesen sei.

Gewesen, denn neben der überragenden Position der neuen gräflichen Gebieter, die überall den Heer- und Gerichtsbann in ihrer Hand vereinigten, sank er schnell zur geringen Bedeutung eines Küsters neben dem Pfarrer herab. Seine Aufgabe blieb, die Formalien bei Beginn des Gerichtsverfahrens zu erledigen, das Urteil zu verkünden und die Bußen einzutreiben, — eine Mischung von Ausrufer und Exekutor. Gleichzeitig aber verschwanden die alten Verbände des Geschlechtes, der centena, die längst ihren militärischen Sinn verloren und aus deren Gerichtsbarkeit der Graf alle wichtigeren Klagen über Leben, Freiheit oder Besitz an sich gerissen hatte, während er die Bagatellsachen ganz im Gegenteil abzuschieben suchte.

Neue Rechtsfindung. An und für sich war es ja wohl ein Vorteil, wenn der Staat die Erbfähigkeit der Gesippten auf den fünften bis sechsten Grad beschränkte und, was erbenlos blieb, an den Fiskus heimfallen ließ; wenn er an Stelle des alten, rein formalistischen Rechtfindens den Beweis durch Urkunden anbahnte und die Glaubwürdigkeit der Zeugen prüfte. Denn in früheren Zeiten war es vor allem nötig gewesen, daß der Kläger wie der Beklagte gewisse symbolische Handlungen und gewisse Worte richtig anwendeten, beim geringsten Fehler hatten sie sogleich verloren, der Richter überwachte nur als Unparteiischer die Prozedur. Gab der Beklagte die Richtigkeit der Klage zu, dann mußte er auch Genugtuung leisten durch Sühne, Buße oder sonstigen Vertrag. Gab er sie nicht zu, dann kräftigten beide Parteien ihre Sache durch den Eid der hinzutretenden Sippe, es handelte sich darum, wer stärker schwören könnte. Schließlich blieb doch oft genug nur ein Gottesurteil als letzte Aushilfe übrig, und ob z. B. eine Hand in siedendem Wasser nicht verbrühte, solch ein Zufall entschied alles. Zwar ein übel Ding war es, römische, d. h. schriftliche Urkunden unter Analphabeten einführen zu wollen, und es spricht wieder einmal für die hohe Kulturwertigkeit Karls des Großen, daß ihm diese Versuche glückten, während unter seinen Nachfolgern die Gerichtschreiber zu verschwinden begannen, die fürstlichen Urkunden in Formlosigkeit zurückfielen, bis zuletzt nur ein starkes Mißtrauen der Laienwelt gegen die „schwarze Kunst" der Pfaffen übrig blieb. Lediglich die Kirche kannte und beschäftigte von jeher studierte Juristen; aber das kanonische Recht war im wesentlichen römisch, Studenten des deutschen Rechtes hat es im Mittelalter nicht gegeben. Unsern höheren Richterstand vertraten zur Karolingerzeit eben die Grafen, die nicht länger als Zuschauer daneben standen, sondern als Gerichtspräsidenten den ganzen Prozeß leiteten. Was die Zeugen betrifft, so hatte sie das alte Volksrecht der deutschen Stämme stets nur in flagranti gekannt, vonseiten der Nachbarschaft, der bei Gewalttaten herzuströmenden Gemeinde. Zufällige Zeugen waren nie vernommen worden. Jetzt spielten die Sippen vor Gericht keine Rolle mehr, ja sie wurden wegen Befangenheit viel eher vom Zeugnis ausgeschlossen.

Zentschaften. Das alles waren Fortschritte, die gleichwohl die alte stolze Position des Gemeinfreien von einer neuen Seite her untergruben. Nachdem er seinen Sitz in den großen Landesversammlungen eingebüßt hatte, verlor er jetzt auch seinen Halt, seine Wichtigkeit innerhalb der Gemeinde. Die alten Markgenossenschaften, deren bedeutendere Angelegenheiten der Graf entschied, zerfielen jetzt ganz wie von selber

in Unterverbände, sogenannte Zenten, denen gewählte Zenter oder Heimburgen vorstanden und die sich wirtschaftlich wie gerichtlich mit jenen Kleinigkeiten zu befassen hatten, für die ihre eigene Geringfügigkeit ausreichte: Einbringung von Dieben, Schlichtung nachbarlichen Haders usw. Rechnet man hinzu, daß, seit im ganzen fränkischen Reich ein allgemeines Landrecht erlassen worden war, immer mehr neue Rechtsgrundsätze von außen her durch die Grafen verwirrend in die landschaftlichen Gewohnheiten einbrachen, während der Flurzwang: daß alle Genossen eines Gewanndorfes zu gleicher Zeit dasselbe säen und ernten mußten, hemmend fortbestand, so läßt sich's ermessen, wie zumal in den Dörfern, wo die Zentbauern, Zenthöfer, Zenthuber saßen, der Gesichtskreis einschrumpfte und nur noch harte, beschränkte Werktagsmenschen, ohne Sinn für Öffentlichkeit, ohne Allgemeininteressen gedeihen wollten.

Welch ein tiefer Sturz! Wieder einmal nahm die waltende Natur mit der andern Hand, was sie mit der einen gegeben hatte. Die Gebundenheit des einzelnen innerhalb der alten Sippe, eine Gebundenheit, die nur einer verschwindenden Anzahl zufällig begünstigter Männer eine freiere Entwickelnng ihrer Persönlichkeit ermöglicht hatte, war gefallen; darin bestand der Fortschritt. Welche Schmerzen innerhalb des Pferches jener frühen Geschlechtsverbände, wo selbst Feindschaften und Freundschaften nicht nach eigner Wahl empfunden werden durften, sondern mit Vater und Verwandten geteilt werden mußten, gerade der intellektuell Vorauseilende, Selbständige, nach Entwickelung seiner Individualität Lechzende ausgestanden haben mag, das kündet kein Lied. Obschon ja die ganze Überlieferung auf den Genuß einer gewissen persönlichen Willkür zugeschnitten erscheint, — dieser Überlieferung selbst gegenüber war jeder Germane ohnmächtig geblieben. Jetzt hatten sich die engschnürenden Fesseln der Sippe langsam gelockert; aber die neue Zeit fand breite Schichten des Deutschtumes trotzdem in einer Verfassung, die vieler Vorteile ermangelte, deren die Ahnen teilhaftig gewesen waren. Von einem „niedern Volk" hatte man selbst noch zu des Tacitus Tagen in Germanien nicht reden können; jetzt war es da, eine mehr oder minder dumpfe Masse, hilflos von Generation zu Generation sich weiterschleppend, zufrieden allein durch den Mangel an Kenntnis von andern Zuständen, ohne berechtigte Vertretung, ohne Ansehen, ohne Waffen, den Leiden des Druckes nur durch eine unverwüstliche Lebenskraft widerstehend.

Soziale Schichtung in Sachsen. Etwas besser als in Süddeutschland lagen die Verhältnisse in Friesland und Sachsen. Hier

lebte ein frisches, fleißiges Kernvolk seiner heimischen Eigenart froh. Ganz erfolglos blieben die Anstrengungen der Kirche zur Unterdrückung der Blutrache wie zur Ausrottung altdeutscher Vorstellungen von Familie und Ehe zugunsten geistlich-römischen Rechtes. Noch lange sollte es dauern, bis die Sachsen sich daran gewöhnten, für ihren Ehebund priesterlichen Segen einzuholen, statt daß wie früher ein Paar in den Ring der Genossen trat und die Absicht kundgab, beieinander zu bleiben. Wenn auch der Adel eine bevorzugte Stellung einnahm wie nirgend sonst — er genoß das zwölffache Wergeld der Freien, Ehen zwischen freiem und adeligem Stand waren als unebenbürtig strafbar —, so ist die Behauptung gewisser merowingischer Könige, daß die Sachsen ein Volk von Knechten seien, doch nichts als eine rhetorische Übertreibung und sehr wahrscheinlich auf die mißverständliche Auslegung einer eigentümlichen Hintersassenschaft für Kriegszwecke zurückzuführen. Aufstände gegen den Adel hatte es mehrfach gegeben. In der Verfassung, die sich aus ihnen kristallisierte, scheinen dann die Edelinge (nobiles) die eigentlichen Gemeinfreien, die Frilinge (liberi) entweder freigesprochene Liten oder Minderfreie gewesen zu sein. Auch die Liten (laut dem „Sachsenspiegel" aus unterworfenen Thüringern hervorgegangen) besaßen Sklaven. Edelinge, Frilinge und Liten gemischt bildeten seit der Frankenherrschaft sogenannte „Großhunderte" von je 120 Pflichtigen für bestimmte Leistungen zum Unterhalt der Kirche. Nirgend aber hatten sich die Gau- und Volksversammlungen in so ungeschwächter Bedeutung wie an den Gestaden der Nordsee erhalten. Daher eben der furchtbar erbitterte, durch mehr als dreißig Jahre gegen Karl den Großen fortgesetzte Widerstand, zu dem ein bloßes Aufgebot von halbfreien Reisigen durch mehr oder minder große Lehnsherren niemals würde fähig gewesen sein. Der Sachse verteidigte seine heimische Scholle gegen die Franken ganz mit der auf Selbstachtung beruhenden Liebe des römischen Bauern, wie er noch gegen Hannibal stand. Er empfand auch das ihm aufgedrungene Christentum keineswegs als Fortschritt, weil er keine Veranlassung gehabt hatte, sich vorher an männlichen Tugenden irgendwie minderwertig vorzukommen. Einmal hat Karl im Zorn über die erlittene Schlappe seines Unterführers 4500 gefangene Sachsen an einem Tage bei Verden durch das Schwert hinrichten lassen, und der Aufstand wurde erst recht dadurch entfacht. Kein Wunder, wenn nach dem Aussterben der Karolinger der Versuch der Nation, das Kaisertum fortzusetzen, schnell genug zu den sächsischen Herzögen hinführte.

Einführung ins deutsche Stammeskönigtum. Es war ein Versuch, der ungeachtet seines tragischen, zuletzt gar tragikomisch anmutenden

Ausgangs im ganzen doch so tapfer unternommen wurde und gelegentlich zu so phänomenaler Kraftentfaltung führte, daß man ihn nicht nach dem Erfolg allein beurteilen darf. Stößt man bei der Nachprüfung der einzelnen Etappen immer wieder auf die selbe Hemmung, an der sich willenstarke, von den besten Absichten beseelte, zum Teil geniale Herrschnaturen vergebens abmühten, so drängt sich zwingend der Schluß auf: am Lehnstaat mit seiner dezentralisierenden Tendenz mußte jenes Unternehmen scheitern. Und dennoch: wie wächst plötzlich, soviele vorzügliche Kaiser überragend, die Bauerngestalt Karls empor; man fragt sich, was der Gewaltige an dieser oder jener Ecke der Kaiserpolitik dennoch durchgesetzt und organisiert haben würde. Ihm war der Lehnstaat kein Hindernis geworden; ihm hatten selbst die kümmerlichen Mittel früher Naturalwirtschaft für die Zwecke seiner Universalpolitik ausgereicht.

Da für Millionen kleiner und gedrückter Existenzen die Figur jenes in seiner Macht so oft überschätzten und meist leider in nebelhafter Ferne verschwimmenden Oberhauptes die höchste Instanz des Rechtsspruches, der Quell aller Gnade, der letzte Hoffnungsschimmer blieb, — was hätte ein frühes soziales Königtum in den Spuren Karls des Großen leisten können? Dies wollen wir, während Ludolfinger, Salier und Staufer an uns vorbeiziehen, untersuchen.

Rolle des Klerus bei der neuen Königswahl. Schon das Schicksal des unmittelbaren Nachfolgers der Karlinger wirkt wie ein Paradigma. Die Stammesherzöge würden 911 nicht viel dagegen gehabt haben, für immer gesondert zu bleiben. In Sachsen waren die Ludolfinger dem bisherigen Hauptleiter der deutschen Politik, dem Erzbischof Hatto von Mainz und seiner konradinischen Partei herzlich abgeneigt; in Lothringen hatte der dort emporgekommene Graf des Hennegaus, Rainer (Reginar) der Langhals, eine Schwenkung nach Westfrankien hinüber zu Karl dem Einfältigen vollzogen; in Schwaben zeigten sich die als karlingische „missi“ (Kammerboten) zu Ansehen und Macht gelangten Brüder Erchanger und Berthold sehr eigenwillig; fast überall in Deutschland wurden die Bischöfe von den Laienfürsten blutig bedrängt und um ihr Kirchengut gebracht. Da war es nicht befremdlich, wenn nach dem Tode Ludwigs des Kindes ausschließlich durch die Anstrengungen der deutschen Geistlichkeit die Idee des Königtumes weiterlebte, weil die Kirche dieser weltlichen Stütze sosehr benötigte. Konrad I, der regierende Frankenherzog aus dem Hause der Konradiner, wurde durch sächsische, fränkische, schwäbische, bairische Stimmen gewählt; Lothringen blieb abseits. Ein Bruch mit der bis-

herigen Verfassung vollzog sich insofern, als Konrad nicht König schlechthin wurde, sondern Inhaber seines Stammesherzogtumes blieb. Das hatte seine Folgen, weil durch das Vorhandensein solches Hausgutes die Notwendigkeit zentralistischer Versorgung der Königsmacht minder wichtig erschien, das Entstehen einer von allgemeinen Umlagen lebenden Zentrale von vornherein erschwert wurde. Auch das spätere wilde Trachten, das nominelle Königsamt zur Erwerbung einer bloßen Hausmacht auszunützen, ist auf jene Modalität zurückzuführen. An sich war Konrad ein ausgezeichneter Staatsmann, mutvoll, klug und geschickt, darüber hinaus ein vornehmer Charakter, — der dennoch nicht das Mindeste ausrichtete, weil sich überall die zentrifugalen Tendenzen stärker als die königlichen Gewaltmittel erwiesen. Ungern gewiß und nicht ohne Beschämung sah er sich mehr und mehr auf die Unterstützung des Klerus angewiesen.

Die Bischöfe treten ins Reichsregiment. In wohlverstandenem eigenem Interesse ließen sich die damaligen deutschen Bischöfe für eine patriotische Aktion bestimmen, traten 916 auf ihrer Synode in Altheim (bei Nördlingen) kräftig für Konrad ein, machten die Mittel ihrer geistlichen Disziplin, Kirchenbann und -buße gegen Eidbruch oder sonstige Widerspenstigkeit zugunsten der Zentralgewalt mobil, — aber nicht umsonst. So bildete sich fortan ein noch festeres Verhältnis zwischen königlicher und klerikaler Autorität, als ein Schwächebeweis der weltlichen Macht, die schwer dafür zahlen sollte. Daß das konradinische Franken der Reichsidee gewonnen war, schien das einzige Ergebnis der ersten Königswahl zu sein. Konrad selbst, an dem Nutzen seiner Bemühungen verzweifelnd, stellte sie gänzlich ein, gab aber noch kurz vor seinem Tode (918) nicht bloß einen Beweis von Scharfblick und Feingefühl für politische Macht, sondern vollführte geradezu die schönste Tat seines Lebens, indem er seinen Bruder Eberhard beauftragte, die Reichsinsignien an Heinrich von Sachsen zu bringen, eben jenen Mann, an dessen Widerstand die eigene Arbeit gescheitert war. Eberhard selbst konnte gar nicht wagen, jenes Erbe anzutreten, da der schwäbische, bairische, sächsische Stamm nunmehr zum Reichsgedanken in Opposition standen.

König Heinrich I. Es gehört der deutschen Sage an, wie (919) Heinrich der Finkler am Vogelherd von den Boten überrascht wurde, die ihm Krone, Mantel, Schwert und Lanze im Auftrage des Dahingeschiedenen überreichten. Die ganze Nation schien einzustimmen, denn Heinrich war unbedingt der mächtigste Fürst in Deutschland, stützte sich auf ein durch glückliche Heiraten vermehrtes Hausgut und

hatte bei der unbestrittenen Autorität seines Geschlechtes die Kraft von Sachsen, zum Teil auch Thüringen, jederzeit zur Verfügung, die vom reichstreuen Franken ungerechnet. Was mehr ist: er war seinem ganzen Temperament nach der Mann, den Deutschland brauchte, ruhig und stetig, gleich Karl dem Großen mit allen Instinkten eines guten Landwirtes ausgestattet, der jedem Ding seine Zeit abwartet, nichts verschwendet, keine Gunst ungenützt vorüberläßt und kraftvoll durchgreift, wo es nötig ist. Ging seinem Phlegma — er war hochgewachsen und schwer — der feurige Seelenschwung ab, der den Franken Karl schnell zur Höhe geführt hatte, so ersparte es ihm auch manches selbstverschuldete Geschick der genialeren Staufer. Rein äußerlich betrachtet ist er zeitlebens nur von Erfolg zu Erfolg geschritten, zäh, diplomatisch und siegreich. Von allen seinen Herrschertugenden aber, die man ihm nachrühmt, ist seine unverbrüchliche Loyalität und Bundestreue der deutlichste Beweis, wie richtig er seine zentrale Stellung im Reich auffaßte.

Da er durch die Modalität seiner Wahl um den Klerus herumgekommen war, lehnte er das Anerbieten des Erzbischofs Heriger von Mainz, ihn kirchlich zu weihen, mit politischer Bescheidenheit ab, und es ist nun hochinteressant zu verfolgen, wie sich in den Handlungen seiner bis 936 währenden Regierung die Absichten spiegeln, mit denen er als Herrscher sich trug. Der Gedanke, die übrigen Stammesherzogtümer zu zertrümmern und Deutschland sozusagen in Sachsen aufgehen zu lassen, ist ihm wohl deshalb nie gekommen, weil er die Unmöglichkeit dazu bei dem noch tief in der primitivsten Naturalwirtschaft verharrenden, des Binnenhandels und Verkehrs, der Kultur im allgemeinen zu sehr ermangelnden Zustande seiner engeren Heimat einsah. Doch gelang es dem von einer sichern sächsisch-fränkischen Basis Vorschreitenden bis 925, mit Schwaben und Baiern, dann auch mit Lothringen Militärkonventionen abzuschließen, welche die betreffenden Herzöge lehnsrechtlich banden.

Das Kleben am Lehnsbegriff. Eigentümlich berührt hierbei nur der fatalistisch-naive Wahn, der noch Geschlechter und Jahrhunderte hindurch die führenden Geister befangen macht. Obgleich krasse Beispiele von Insubordination, Abfall und Verrat großer Lehnsträger zu Dutzenden sich häuften und schon Tassilo von Baiern an Pippin, dem Vater Karls, auf einem Zuge gegen die Aquitaner das Verbrechen der herisliz oder herisciz begangen hatte*), kannte man, statt erledigte Lehen

*) Die Studenten nennen es heute noch „schlitzen", wenn sich ein Genosse von einer Prügelei in eine stille Seitengasse drückt.

in Reichsobhut einzuziehen, doch immer nur den einen Weg: sie von neuem zu vergeben, hegte man das seltsame Vertrauen, solche halb selbständig Gemachten durch Eid und Heirateret an die zufällige Person des Königs oder gar an den Reichsgedanken zu binden. Die stereotype Wiederholung dieses Denkfehlers, der natürlich früher oder später zu neuen Zerwürfnissen und Kraftvergeudungen führte, hat für den Betrachter altdeutscher Geschichte auf die Dauer etwas Peinliches. Karl der Große zögerte keinen Augenblick, die von ihm unterworfenen Länder direkt in seine Verwaltung zu nehmen; Heinrich I vergab das 925 durch den Heimgang des Herzogs Burkhard erledigte Schwaben sofort wieder an Hermann, den Sohn Eberhards von Franken. Die plausible wirtschaftliche Erklärung für das Lehnwesen, d. h. für die „Vergabung" von Grundstücken zu Lehen, daß nämlich infolge des Straßenmangels der Besitzer von seinem fernabliegenden Eigentum nichts gehabt haben würde als Ärger, Sorgen und Verlust, wenn er, außerstande selbst zum Rechten zu sehen, es nicht an jemanden, den er durch das Lehnsrecht binden konnte, austat, um nun wenigstens einen kontrollierbaren Ertrag zu ziehen, — diese Erklärung gilt nicht für das Königtum. Gerade der Widersinn, Beamte durch Belehnung unzuverlässig zu machen, hätte deutschen Königen den Gedanken nahelegen müssen: durch Entwickelung des Straßenverkehrs dem Grundübel auf den Leib zu rücken. Andre Könige der Christenheit, vom Islam zu schweigen, haben verhältnismäßig früh versucht, die Krone vom Lehnswesen unabhängig zu machen und sich in besoldeten Beamten zuverlässige Ausführungsorgane heranzubilden. Nur jener Pfalzgraf (comes palatii), der in späterer Zeit dem kaiserlichen Hofgericht, der historischen Vorstufe des heutigen deutschen Reichsgerichts, zu präsidieren hatte, erhielt bezeichnenderweise keine Ländereien, noch ward sein Amt erblich gemacht; seine Unparteilichkeit galt also mit dem Vasallentum für unvereinbar. Im Deutschland des zehnten Jahrhunderts kursierte freilich, wenn wir von vereinzelten Städten absehen, kein Geld, das zur prinzipiellen Beamtenbesoldung hingereicht hätte, doch leider kam auch kein König auf den Einfall, durch Hebung des Verkehrs Geld ins Land zu leiten und sich seiner zur Erziehung eines straff organisierten Beamtentumes zu bedienen. Obschon erhaltene Römerstraßen das lehrreiche Beispiel boten, wie eine Landschaft zu erschließen sei, blieben Ober- und Niederdeutschland noch Jahrhunderte lang durch einen niedrigen Gebirgsstock mehr getrennt, als es Schwaben und Italien durch die Alpen waren. Trotzdem, daß alle Landwege in Deutschland „Königstraßen" hießen, betrug bei keiner die Breite mehr als vier Meter.

Vollends auf den Plan, systematisch durch Ausnützung der königlichen Rechte an Markt und Zoll, der sogenannten „Regalien", flüssige Geld-, will sagen Machtmittel für das Königtum zu beschaffen, ist Heinrich I noch gar nicht verfallen.

Kirchengut als Finanzbasis. Wie waren überhaupt seine Reichsfinanzen? Er schöpfte im wesentlichen aus seinem zum Glück ja sehr beträchtlichen Hausgut; aus den Reichseinnahmen, die sich bei den Vertretern des Fiskus, den sogenannten Pfalzgrafen, an Bußen und Konfiskationen sammelten. Das ungerodete Land, das unter den Karolingern Kroneigen gewesen, war freilich inzwischen längst vergabt worden. Das Kirchengut aber, auf dessen Gesamtheit Karl der Große, eben weil er alle Schlachten für Sankt Peter schlug, seine Eisenfaust gelegt, hatte durch fortwährende Schenkungen einen so enormen Umfang angenommen, daß es die vorhandenen Bedürfnisse: Unterhaltung des Klerus und Bestreitung einer kümmerlichen Armenpflege durch die Kirche, weit überstieg. Während die Herzöge nun es für ihre partikularen Zwecke auszunützen wünschten, benötigte das Königtum seiner, um überhaupt Reichspolitik treiben und Reichsheere ausrüsten zu können. Was Heinrich I in dieser Beziehung zunächst erreichte, war minimal. Baiern, das mit Anspannung seiner letzten Kraft die Ostmark gegen die Ungarn hielt, mußte ganz in Ruhe gelassen werden; in Schwaben hatte der alte Herzog Burkhard sich nur gegen die Versicherung freier Verfügung über das Kirchengut unterworfen, Heinrich lediglich die Neubesetzung der Klöster und Bistümer, nach Anhörung der Wünsche der Landeshoheit, sich vorbehalten, und wenn auch unter dem neuen Herzog Hermann hierin Wandel eintrat: immerhin blieb die Reichsgewalt auf den launischen guten Willen von Territorialherren angewiesen, die gerade groß genug waren, um allzuhäufig den Versuchungen europäischer Politik auf eigne Faust anheimzufallen. Ein ewiger Wechsel zwischen Belehnung, Empörung, Unterwerfung und Wiederbelehnung etablierte sich.

Koloniale Leistungen. Nur durch die feste sächsische Position in Norddeutschland und die Tüchtigkeit dieses vorzüglichen Stammes wird es erklärbar, daß bei solcher Lage der Dinge im Reich dennoch von Heinrich I große Allgemeinleistungen zu verzeichnen sind. Lothringen gelang es schon in den ersten Regierungsjahren durch eine Reihe diplomatischer Schachzüge wie glücklicher Kriegsfahrten gegenüber den Ansprüchen der Westfranken fester an das Reich zu binden. Die Slawen in Ostholstein, im heutigen Mecklenburg, Brandenburg und Obersachsen wurden in siegreichen Feldzügen gebändigt, die Tschechen in Böhmen

durch einen konzentrischen Angriff Heinrichs von Norden, des Baiernherzogs Arnulf von Süden her zur Unterwerfung gebracht, endlich ein furchtbarer Aufstand sämtlicher Slawen zwischen Elbe und Oder in der blutigen Schlacht bei Lenzen (5. Sept. 929) niedergeschlagen. Die Ungarn bekamen 933 in Mittelthüringen die Stärke des neuen Königtumes zu fühlen und wurden aus dem Lande gejagt, im selben Jahre erfolgreich auch gegen die Dänen gekämpft und in Schleswig ein sächsischer Markgraf eingesetzt.

Bei allen diesen Unternehmungen darf man sich das Aufgebot nur gering denken, selten über viertausend Mann, da alle ad hoc mit Land belehnten kriegerischen Vasallen, die dem Heerbann des Königs mit ihren Reisigen zu folgen hatten, sich doch bald ausrechneten, wo die Grenze des Notdürftigen für sie lag, und statt ihre Einkünfte vollständig auf Kriegsfahrten aufzubrauchen, lieber an eigene Förderung dachten. Murrend und aufsässig nur ertrug der alte sächsische Blutadel die Pazifizierung des Ostens, nachdem Jahrhunderte lang erbitterte Grenzfehden seine Hauptunterhaltung, slawische Beute seine liebste Bereicherung gebildet hatten. Langsam gewöhnte er sich, in den übrigen deutschen Amts- und Lehnsadel hineinzuwachsen. Eine weit zuverlässigere Stütze des Reichsgedankens bildeten dazumal die deutschen Bischöfe. Heinrich, sobald er bemerkte, daß die moralischen wie wirtschaftlichen Kräfte des Episkopates seiner Politik zur Verfügung standen, lohnte ihm dadurch, daß er das Kirchengut wie die Personen der Prälaten selbst gegen die Landesherren in Schutz nahm, wo er nur konnte. Und er, der damit begonnen hatte, die kirchlichen Weihen für seine Krone zurückzuweisen, trug sich gegen Ende seines Lebens wiederholt mit dem Plan einer Fahrt nach Rom, in einer Gesinnung, die dem Papst nicht günstiger hätte sein können.

Soziale Seite der Grenzburgen. Ob jemals ein für uns so selbstverständlicher Gedanke wie „die Lage der Hörigen" seinen Herrscherssinn durchfahren hat? Man muß es bezweifeln. Doch wenn auch direkt nicht, hat er indirekt in nachhaltiger Weise für die Aufbesserung des Loses gedrückter kleiner Leute gesorgt. Denn seine ganze kriegerische Politik gipfelte regelmäßig in der Anlage von festen Burgen, wie z. B. Meißen auf dem linken Elbufer. Zahlreich wurden sie den Slawen zum Trotz, den deutschen Kolonisten als Zufluchtsstätten für die Zeiten des Überfalls und Aufruhrs errichtet, in vielen Fällen wohl von tüchtigen Halbfreien oder Unfreien der kaiserlichen Grundherrschaften erbaut, besiedelt und beschützt. Ein neuer Stand reisiger Ritter tummelte sich in diesen Grenzflecken, die uns gleich noch beschäftigen

sollen, sobald wir auf Städtegründung im allgemeinen zu sprechen kommen. —

Ottos des Großen Verdienste. Die beiden Kaiser, die auf Heinrich I folgten, Otto I und Otto II, Vater und Sohn, an Statur einander sehr ungleich, hatten doch in ihrem Wesen wie in ihren Zielen viel Analoges. Von beiden sind einige Versuche gemacht, einige Entscheidungen getroffen, einige Unterlassungen begangen worden, die lange nachwirken und zur Beantwortung der Frage: ob sich mit der deutschen Königs- und Kaiserwürde überhaupt regieren, ein Behagen auch in den niedern Schichten des deutschen Volkes herstellen ließe, von ausschlaggebender Bedeutung werden sollten. Otto I, ein „Sitzriese" gleich Odysseus, trug einen mächtigen Oberkörper mit behaarter Brust auf etwas zu kurz geratenen Beinen. Überliefert sind sein blitzendes, helles Auge, sein krauser, rötlichblonder Bart, bei dem er zu schwören pflegte. sein unstet wechselnder Schritt, der an Shakespeares Percy Heißsporn erinnert. Ein furchtbarer Ernst, eine gewaltige Willenskraft trieben unablässig in ihm die Gedankenmühle; selbst im spärlichen Schlaf noch sprach und träumte er von Politik. Der mechanischen Bildungsmittel unteilhaftig geblieben, konnte er weder lesen noch schreiben. Adelheid, seine zweite Gattin, die er als bedrängte Wittib unter romantischen Umständen für sich eroberte, später sein Sohn Otto spielten u. a. den Sekretär bei ihm und nannten ihn liebevoll, während er hastig im Gemach hin und her ging, ihren Löwen. Man hat ihm wegen mangelnder Beschlagenheit in der Literatur die Genialität schlechthin absprechen wollen; doch zwei Diversionen mindestens zeigen ihn auf dem kriegerisch-politischen Schachbrett als Meister. Die erste noch am Anfang seiner Regierung, als in Lothringen, Franken, Sachsen der Aufruhr gegen den kräftig in sein hohes Amt Eingetretenen tobte, zuletzt gar der Primas des Reiches, der die Königskrönung zu vollziehen, die kirchlichen Konzile zu leiten hatte, der Erzbischof Friedrich von Mainz*), sich auf die Seite der Empörer schlug. Der König schien verloren; da rettete er sich durch ein Abschwenken nach Süddeutschland, an den kühnen Zug Scipios (vor der Schlacht von Zama) in die numidische Wüste hinein, dem unsicheren Verbündeten entgegen, erinnernd. Otto riß nun den Herzog von Schwaben mit sich fort, gewann Parteigänger in Franken, der Krieg war bald zu seinen Gunsten entschieden, und Weihnachten 941 im Dom zu Frankfurt warf sich Bruder Heinrich, der besiegte Rebell, tränenreich im härenen Gewande dem so schwer

*) Der Primat hat später gewechselt.

beleidigten älteren zu Füßen, verzieh der königliche und ließ die Welt sein im Grunde nur allzu gutmütiges Herz verwundert ahnen, indem er einen, dessen Leben verwirkt schien, zu Freiheit und herzoglicher Selbständigkeit (in Baiern) aufhob.

Beibehaltung des vasallitischen Schlendrians. In einer Beziehung freilich mußte dies wundernehmen, da der König zunächst zielbewußte Schritte getan hatte, um die altgermanische Gewöhnung, die auch öffentliche Macht privatrechtlich auffassen und unter Brüdern teilen wollte, zu durchbrechen und für eine vernünftige Erbfolge im Königsamt den Grund zu legen. Aber als ihm nun durch eine ungewöhnliche Gunst der Umstände die Möglichkeit geboten wurde, diesen Gedanken zu Ende zu denken und nach Erledigung aller vier außersächsischen Herzogtümer seine Königsmacht zentralistisch im Sinne Karls des Großen zu organisieren, ist er auf halbem Wege stehen geblieben. Nur in Franken wagte er, unter Beiseiteschiebung der alten führenden Familie, selbst als Herzog aufzutreten, mit seinem eignen Sachsen jedoch belehnte er 950 den Markgrafen Hermann Billung, nachdem er Baiern, Schwaben, Lothringen sämtlich anderweitig „vergabt" hatte. Warum traute er sich nicht zu, in jenen dreien durchzuführen, was ihm in Franken doch glückte? Und war in Sachsen das dynastische Interesse der Bevölkerung so gering, daß er, der Ludolfinger, selbst ein anderes Grafenhaus ansetzen durfte, warum zog er aus diesem Tatbestand nicht viel weitere Konsequenzen für die Reichsidee? Die Antwort muß lauten: weil er den Lehnstaat zu spät oder garnicht durchschaute. Das tat jener spanische Kalif Abderrahman III, der einem Abgesandten Ottos, dem Mönche Johann von Gorze, auf den Kopf zusagte: sein König beweise sich in einem Punkt nicht umsichtig; er behalte die Autorität seiner Macht nicht für sich selbst, sondern überlasse sie andern, die er dadurch zu Ehrerbietung und Dankbarkeit zu verpflichten *meine*, während er sie im Gegenteil zu Übermut und Empörung aufreize. Was ein so weit von außen hineinsehender Araber begriff: die Torheit ewig nutzloser Belehnerei, sollte leider in unsrer feudalen Heimat unerkannt bleiben; ja selbst das Hereinziehen der Ungarn durch rebellische deutsche Vasallen hat Abderrahman bereits richtig prophezeit. Otto jedoch, als er das erstemal freigewordene Herzogtümer nur an ganz nahe Familienmitglieder verlieh, vom Zusammenhang des Hausinteresses das erhoffend, was ihm der Lehnseid öfters doch schon vorenthalten hatte, gab jedem Herzog noch einen Kontrollbeamten in Gestalt eines Pfalzgrafen, der, dem König direkt unterstellt, vor allem die Politik des Landesherrn zu bewachen hatte. Dieses System bewährte sich nur in Baiern, wo

Herzog Heinrich, eben jener zu Gnaden wieder aufgenommene Bruder des Königs, diesem getreu blieb. Ludolf aber, mag er immerhin durch des Vaters zweite Heirat mit Adelheid in die schiefe Position eines zurückgesetzten und eifersüchtigen Thronerben geraten sein, hatte seit der Belehnung mit Schwaben nur die Mittel gewonnen, die Reichspolitik desto wirksamer zu kreuzen. Er ist nach der Schließung jenes Bundes („quod cum vidisset“) 951 von Ottos lombardischem Zuge mißvergnügt und anscheinend ohne Urlaub samt seinem Heerhaufen weggezogen („tristis a rege discessit“ sagt Widukind von Korvey), um in Sachsen Parteigänger zu sammeln*). Auch Ottos Schwiegersohn, Konrad der Rote, der Lothringen erhalten hatte, ist wegen jener an sich sympathischen Ehe mit einer ebenso klugen und schönen, wie tapfern und reinen Frau zu Ludolf hinübergezogen worden, weil eben durch das Eintreten eines neuen weiblichen Elementes in die Politik Viele, die früher das Ohr des Königs gehabt hatten, sich entfremdet fühlten. So entstand schließlich jene zweite Rebellion, die beinahe das Reich an die Ungarn ausgeliefert hätte.

Die Ungarnschlacht. Otto dagegen war ganz der Mann, um, den gefährlichen heimischen Hader mit Großartigkeit übersehend, die letzten Mittel zusammenzuraffen und dem Nationalfeind entgegenzutreten, dessen sich die Südostmark je länger desto weniger zu erwehren vermocht hatte; bis über den Rhein nach Westfrankien waren die Wilden schon durchgebrochen. Während sein eigner Sohn Ludolf mit Konrad dem Roten von Lothringen gegen ihn im Felde stand, während die Empörer im Reich mit den Ungarn sympathisierten oder sich durch schimpflichen Tribut vor ihnen zu sichern suchten, wahrte der König 954, wenn auch zum Einhauen diesmal zu spät kommend, die deutsche Ehre und schuf sich infolge der umgestimmten öffentlichen Meinung sofort einen derartigen Anhang, daß die Rebellen sich ihm ralliierten. Auf beide nun im patriotischen Wetteifer gerüstete Parteien sich stützend, schlug er im nächsten Jahr (10. Aug. 955) unweit Augsburg am Lech, wahrscheinlich zunächst auf dem bairischen (rechten) Ufer, dann den Fliehenden über den Strom folgend auch südlich der Stadt in ihrem Lager die neu hervorgebrochenen, mit der Eroberung Augsburgs beschäftigten Räuber derartig aufs Haupt, daß sie für immer die Wiederkehr vergaßen.

Diese Tat, vor allem das richtige strategische Anfassen der Sache,

*) Ranke nimmt — unbestimmt, auf Grund welcher Quellen — diese Dinge leichter und sagt, Otto habe den Sohn „so bald als möglich nach Hause entlassen“. Bei Thietmar von Merseburg steht nichts über den Vorgang.

weil er die Ungarn nicht bloß vertreiben, sondern vernichten wollte und sich planvoll zwischen sie und ihre Heimat schob, dieser volle Erfolg, der den Sieg Karl Martells über die Araber ins Gedächtnis der Menschen zurückrief, hat Otto I als dem Retter Westeuropas den großen Beinamen verschafft, dessen er aber nicht unwert auch durch seine schlicht sachlichen Herrschertugenden gewesen ist, innerhalb derer keine Pose, keine Redensarten, kein Schaugepräng, keine täuschenden Zurichtungen, kein bloßes Hinarbeiten auf den Kitzel der Eigenliebe Platz fanden. Freilich fordern einige seiner jetzt kommenden Maßnahmen sehr die Kritik heraus.

Bevorzugung der Bischofsverwaltung. Ludolf, der voll Reue noch 954 Schwaben hatte an Herzog Burkhard abgeben müssen, ist wenige Jahre später im Reichsdienst dem italischen Klima erlegen; Konrad der Rote, seines Herzogtums (Lothringen) ebenfalls enthoben, das des Königs Bruder Brun von Köln aus verwaltete, fiel ruhmvoll in der Ungarnschlacht, die er als einer der tüchtigsten Kriegsleute seiner Zeit hatte entscheiden helfen, von einem Pfeil getroffen, während er gerade verschnaufen wollte. Doch Otto benutzte die Gelegenheit jener Vakanzen (955 starb auch Heinrich von Baiern, und ihm folgte ein vierjähriges Söhnchen unter Vormundschaft der Herzogin-Witwe Judith) zu einer politischen Schwenkung von einschneidenden Folgen. Schon einmal, während der Zwistigkeiten mit dem Westfrankenreich, die ihn und sein Heer 946 vor die Tore von Laon, Reims und Rouen führten, hatte er, um den Prätendenten Ludwig (für den Preis Lothringens) zu unterstützen, nach der Hilfe der gern bereiten Kirche gerufen, damit sie durch ausgiebige Benutzung ihrer Gnaden- und Schreckmittel Beistand leiste, — ein Präzedenzfall unseligen Angedenkens. Denn der damals geleisteten Dienste erinnerte sich Otto nun, als er, mit einer radikalen Umkehr die Fußstapfen Karls wiederum verfehlend, die erledigten Herzogtümer ohne Gestattung irgendwelchen Erbrechts an Männer aus unbedeutenden Familien vergab, seine Politik aber fortan ausschließlich auf die hohen Kirchenämter stützte, die er mit lauter Verwandten seiner Sinnesart zu besetzen suchte. In einer Beziehung war es ein Rückfall in den bereits zur Evidenz gebrachten Fehler; denn wenn Otto auch im Erzbischof von Köln, seinem Bruder Brun, einen getreuen Förderer seiner Politik gefunden hatte, so konnten die Garantien der Treue bei den übrigen Prälaten unmöglich größer als einst bei Sohn und Schwiegersohn vermutet werden. Zwar ward nun ein umfassender, wohlentwickelter Verwaltungsapparat, wie ihn die Kirche für ihre Zwecke seit langer Zeit besaß, ganz direkt in den Dienst der königlichen Zentral-

gewalt gestellt. Aber die Bischöfe wurden so, was heut in Preußen die Regierungsbezirkspräsidenten sind, und warum borgte sich der König von andern, was er sich viel besser selbst hätte schaffen sollen; warum schob der sonst so Fleißige sich vor jener Arbeit, die dem großen Karl doch nie zu viel, nie zu klein gewesen war? Konnten denn bei der kräftigen Heranziehung einer so eminent geistigen Potenz zur Herrschaft die Instinkte ihrer Träger in alle Ewigkeit gutartig bleiben, wie bei Bruder Brun, mußte nicht vielmehr der Versuch einer Überordnung über das zentrale Königtum früher oder später erfolgen?

Bald sollte sich's furchtbar rächen, der kirchlichen Kräfte zur eignen Regierungsmöglichkeit so sehr bedurft zu haben. Was half selbst der würdigste, der treueste Episkopat in Deutschland, wenn durch die unsauberen Mätressengünstlinge, die in Rom als Oberhirten auf dem heiligen Stuhl in schneller Folge wechselten, immerfort Störungen und Parteiungen in den heimischen Klerus hineingetragen wurden? Es entstand die sehr peinliche Notwendigkeit, in Rom Ordnung zu schaffen, weil andernfalls die unentbehrlich gemachte kirchliche Gewalt zur Administration des Reiches zu versagen drohte.

Anfang des kaiserlichen Absentismus. Im Jahre 961 beherrschte die Christenheit ein Enkel der berüchtigten Buhlerin Marozia als Johann XII, ein durchaus verbrecherischer und gewissenloser Mensch, der gegen seine einheimischen Bedränger den Beistand des deutschen Königs anrief. Seitdem hat Otto von den zwölf Regierungsjahren, die ihm noch blieben, zehn in Italien verbracht. Gewiß, er empfing mit seiner Gemahlin (2. Februar 962) aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone, setzte zu Weihnachten 967 die Kaiserkrönung seines zwölfjährigen Sohnes Otto durch, brachte die deutsche Schutzherrschaft zur Anerkennung, strafte verschiedentlich die rebellischen Römer, hielt als anerkanntes weltliches Oberhaupt der Christenheit, an dessen Hoflager die Missionare sich meldeten und alle Fäden zusammenliefen, die Nachbarstaaten in Respekt, wenn nicht in Abhängigkeit. Doch während er, allein um seiner römischen Stellung willen, nun auch nach Unteritalien zog und mit den beiden andern Universalmächten der Zeit, mit Byzanz und dem Islam, ins Gedränge kam, hatten die Deutschen daheim sehnsüchtig ihres Kaisers zu harren. Die reizvollere Weltpolitik schloß eo ipso eine Vernachlässigung der Heimat ein. Den Kaiser, der sich in weiser Beschränkung gern beflissen hätte, der Zentralgewalt in Deutschland geduldig den unerläßlichen Unterbau zu geben, Straßen anzulegen, Handel und Verkehr zu heben, Finanzen und Beamtentum zugleich zu entwickeln, gerade um der kirchlichen Krücken zur Admini-

stration fortan entbehren zu können, — ihn sollten wir niemals bekommen, weil stets ein zu großer Teil deutscher Kraft für Italien gebunden blieb; zum Reichselend, von dem wir noch viel zu melden haben werden, ist somit recht eigentlich durch Otto den Großen die Saat ausgestreut worden. Nur zweimal, 965 zu 66 und das Jahr vor seinem Tod, ist er in deutschen Gauen wiederaufgetaucht, am 6. Mai 973 dann in seiner Pfalz zu Memleben auf thüringischem Boden, ebenda wo auch sein vortrefflicher Vater Heinrich starb, heimgegangen, im Dom des von ihm errichteten Erzbistumes Magdeburg beigesetzt worden.

Kaiser Otto II vermehrt die Kleinstaaterei. Kaiser Otto II, siebzehnjährig mit der byzantinischen Prinzessin Theophano vermählt, achtzehnjährig (973) zur Regierung gelangt, ebenso klein, zierlich und schmächtig, wie sein hoher Vater massiv gewesen war, kam diesem an feuriger Willenskraft gleich, übertraf ihn an literarischer Bildung. Merkwürdig, daß ein so scharfer Intellekt beim Regierungsantritt, wie wenn er das einzig Richtige erkannt hätte, stark zentralistisch einsetzte, nur um sogleich in die alten dezentralistischen Fehler zurückzufallen. Baiern war dazumal infolge der glücklichen Kolonisation im Südosten des Reichs übermächtig geworden, umfaßte außer dem Stammlande, das im Süden damals bis Bozen reichte, und der Nordmark (dem heutigen Oberfranken) eine Ostmark (das spätere Östreich an der Donau), dazu Kärnten (mit Steiermark) und Friaul, im ganzen etwa 3000 Quadratmeilen, so daß Herzogin Judith, die für ihren unmündigen Sohn Heinrich den Zänker die Regentschaft führte, und ihre gleichfalls ehrgeizige Tochter Hadwig, die Gattin des alten Herzogs Burkhard von Schwaben, an der Aufrichtung einer süddeutschen Großherrschaft emsig arbeiteten. Otto zögerte nicht, den Traum der beiden Weibchen zu zerstören, indem er Baiern zerschlug. Aber anstatt seine Teile durch von ihm abhängige Beamte in Reichsverwaltung zu nehmen, vergab er die Nordmark an Berchthold von Babenberg, machte aus dem abgezweigten Kärnten ein sechstes Herzogtum, führte in das noch 973 durch den Tod Burkhards erledigte Schwaben einen Vetter und Jugendfreund; Lothringen teilte er in zwei Herzogtümer, Ober- und Niederlothringen.

Die Deutschen vor Paris. Ein zweites Cannä. Auf einem gut vorbereiteten Kriegszug gegen Frankreich drang er 978 bis Paris vor; es ist die erste historisch beglaubigte Nachricht von einer Einnahme des Montmartre durch ein deutsches Heer. Auch sonst erfolgreich und respektiert, so lang er auf dem Boden der Heimat blieb, verfiel er dem Geschick, sobald er 980 in den Spuren des Vaters die

Alpen überstieg. Der Islam und Ostrom vereinigten sich gegen ihn. Während er über Bari, Tarent an der Südküste Unteritaliens entlang rückte, erfocht er über die Sarazenen verschiedene Vorteile, um dann, im Siegesrausch unvorsichtig, bei Rossano von ihnen überfallen und aufgerieben zu werden. Ranke vergleicht das Ereignis mit der Schlacht von Cannä. Kaum das nackte Leben rettete der Kaiser nordwärts. Was half es, daß jetzt die deutschen Laien- und Kirchenfürsten endlich einmal eines Sinnes zu rascher Verständigung über einen neuen Feldzug kamen? Am 7. Dezember 983, achtundzwanzigjährig, starb Otto II in Rom.

Der letzte von ihm erzielte politische Erfolg: die Wahl seines dreijährigen Söhnchens Otto (auf dem Reichstag zu Verona im Juni 983), erwies sich für die Nation als ein schweres Unglück. Deutschland würde gerade jetzt viel eher eines kraftvollen einheimischen Regenten bedurft haben. Zwar gelang es den ottonischen Damen, den jungen Thronerben in Händen zu behalten, und die Kaiserin-Witwe Theophano wird als Vormünderin von zeitgenössischen Stimmen gelobt, wenngleich gegenüber dem Kleriker Thietmar von Merseburg Vorsicht geboten ist. Doch auch sie starb schon nach wenigen Jahren (991). An keiner Stelle aber erwiesen sich Ottos II Regierungshandlungen so kurzlebig wie in Baiern. Heinrich der Zänker hatte bald seine alte Hausmacht wieder beisammen. Friesland fiel vorerst ganz aus dem Reich heraus; selbst in Thüringen regten sich atavistische Sondertriebe, und die Vornehmen des Landes kürten sich ungefragt einen Herzog, als ob es gar keine Reichsgewalt mehr gegeben hätte. Mühsam hielt der Episkopat das Ganze einigermaßen beisammen. —

Ursprung der deutschen Städte. Freundlicher gestaltet sich das Bild für unser niedres Volk, wenn wir jener sozialen Schöpfungen gedenken, die, mehr aus einer unwiderstehlichen innern Triebkraft heraus entstanden, auch durch die Schäden der letzten ottonischen Zeit nicht am Weiterblühen ganz verhindert werden konnten: der Städte. Nicht wie durch ein Wunder über Nacht sind sie in Deutschland aus dem Boden gewachsen, und der im 11. Jahrhundert in gewissen Urkunden sich vorfindende Ausdruck „Bürger" braucht niemanden in Erstaunen zu setzen. Im Gegenteil ist das Vorhandensein dieser Bildungen z. T. mit Genauigkeit auf vier voneinander gesonderte Anfänge zurückzuführen.

Erstens gab es an Rhein und Donau uralte Römerstädte, die niemals aufgehört hatten zu existieren. In Köln grüßte den Ein-

tretenden immer noch am Tor Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, den Knaben Caligula an der Hand, in Augsburg saß immer noch auf dem Marktplatz ein Stiefsohn des Augustus, von Liktoren umgeben. Dazu kamen Regensburg (Regina Castra) in Baiern, Bregenz (Brigantium), Zürich (Turicum), Basel (Augusta Rauricorum), Straßburg (Argentoratum) im Alemannischen, das goldne Mainz (Moguntiacum) im Fränkischen; Trier (Augusta Treverorum), Bonn, Xanten (Castra Vetera) in Lothringen, ganz abgesehn von vielen andern alten Städten wie Metz und Diedenhofen, deren Ursprung tief in die galloromanische Zeit hinabreicht.

Zweitens waren Bistümer stets nur an volkreichen Plätzen gegründet worden, und wo sich ein Dom erhob, gab es auch einen Markt, an den sich schnell die Häuserreihen und ein Mauerring anschlossen. Auf diese Weise entstanden, mit der germanischen Mission Schritt haltend: Fulda (zugleich das Lieblingskloster des heiligen Bonifatius) am gleichnamigen Fluß im Fränkischen, Bremen und Hamburg (viel später Lübeck) im nördlichen, Hildesheim, Halberstadt und Quedlinburg im südöstlichen Sachsen; Naumburg an der Saale und Zeitz an der Weißen Elster schon auf dem Boden der den Slawen abgenommenen thüringischen Mark.

Drittens hatte sich fast immer um eine Kaiserpfalz oder den bevorzugten Sitz eines Herzogs auch eine Stadt entwickelt, z. B. Aachen als Residenz Karls des Großen, während Ingelheim im Rheingau nicht ganz so kräftig emporgeblüht war; im Sächsischen das schon erwähnte Braunschweig und Goslar; Gernrode im Harz, an den bösen Markgrafen Gero erinnernd; dann Frankfurt a. M., Nürnberg im bairischen Nordgau usw.

Viertens bildeten sich Städte fast regelmäßig um die zur Landesverteidigung von den sächsischen Kaisern im slawischen Gebiet vorgeschobenen Burgen wie Merseburg und Meißen, während Magdeburg, schon 805 durch Karl den Großen zu einem offnen Grenzmarkt für den Verkehr mit Wenden und Awaren bestimmt, mannigfache Schicksale durchgemacht hatte, bevor es im zehnten Jahrhundert in die Reihe der ummauerten und festen Städte eintrat.

Jetzt gab es Kombinationen, wenn ein günstig gelegener Burgflecken oder gar eine alte, der Kultur wie des Kapitales nie ganz verlustig gegangene Römerstadt zum Sitz eines Erzbischofs und vom Handel bevorzugt wurden. Auf diese Weise blieb Mainz lange Zeit hindurch die erste Stadt des Reiches, wurde dann aber schon unter den Ottonen allmählich von Köln überflügelt, das damals bei dem

Flachbau der Schiffe direkt als Seestadt mitzählte, während im Osten Magdeburg schnell zu verhältnismäßig hoher Blüte gelangte. Freilich wird man am sichersten gehn, auch für die volkreichsten der um das Jahr 983 im Vordergrund stehenden deutschen Munizipien nicht mehr als 5—6000 Einwohner anzunehmen, weil bei dem engen Zusammenwohnen die Sterblichkeit ganz enorm war, der Zuzug aber, solange der Hörige auch in der Stadt unfrei blieb, noch nicht jene elementare Gewalt aufwies wie hundertfünfzig Jahre später zur Hohenstaufenzeit. Dennoch waren die gebotenen Annehmlichkeiten, die außer in der größeren Sicherheit des Eigentumes vor allem in den besseren Erwerbsverhältnissen, den reicheren Möglichkeiten für Verwendung von Intelligenz bestanden, so groß, daß viele Dörfer anfingen, das Stadtrecht anzustreben, viele unternehmende Grafen und Adlige, die ja mit dem zu bebauenden Boden das beste Geschäft machten, für irgend eine ihrer günstig gelegenen Burgen vom Landesherrn die Erlaubnis zur Städtegründung nachsuchten.

Was eine Stadt haben mußte. Viererlei gehörte dazu, um einem Gemeinwesen den vollen Charakter als Stadt zu verleihen: der Markt, die Mauer, die Stadtgerichtsbarkeit und die Bedefreiheit. Bede (Bitte, precaria) ward jene Abgabe genannt, die eine Gemeinde für den landesherrlichen Schutz, d. h. als Entgelt für das Halten von Reisigen zur Behütung und Verteidigung des Eigentums zu zahlen hatte. Manche Landgemeinden, die zwar auf diesen Schutz keineswegs verzichtet hatten, aber nichts dafür zu bezahlen brauchten, genossen Bedefreiheit. Hatten sie keine Mauer, keine eigne Gerichtsbarkeit, so konnten sie ungeachtet eines Marktes auf den Namen Stadt keinen Anspruch erheben.

Eigengericht und Abgabenfreiheit schmecken bereits stark nach Selbstverwaltung. Dazu kam nun häufig noch die Zollfreiheit an den landesherrlichen Zollstätten für alle Waren, die zu einem bestimmten Markt herkamen oder als gewerbliche Produkte einer bestimmten Stadt das Zollhaus nach außen passierten. Die Herzöge und Grafen waren zunächst freigebig mit solchen Begünstigungen, weil sie sahen, wie der allgemeine Wohlstand ihres Landes bei reicherem Verkehr sich hob, mögen dann aber oft genug angesichts der Erstarkung der privilegierten Gemeinden ihre einstige Sorglosigkeit bereut haben. Häkeleien bildeten sich, Ablösungen nicht immer friedlicher Art, bis schließlich nie ruhende Kämpfe das ganze ausgehende Mittelalter mit ihrem Lärm erfüllen sollten. Vorerst freilich waren die Neugründungen, die ihre schmucklosen, strohgedeckten Häuschen mit dem Giebel nach dem Markt aufstellten, von solchem Ehrgeiz fern.

Das Handwerk. Die größten Vorteile heimsten herzureisende Kaufleute ein, die zur Ausnützung des Handels in einer Stadt sich niederließen; ihnen schlossen sich Bauern und oft wohl auch Ritter an, die sich etwas erspart hatten und ihre Mittel nunmehr zur Spekulation im Warenaustausch verwenden wollten. Von welchen Elementen hauptsächlich die Eigenprodukte einer Stadt hergestellt worden seien, unterliegt zwar noch immer der Kontroverse, doch bietet die Frage nur dann Schwierigkeiten, wenn man willkürlich das Entstehen des Handwerks mit dem der Zünfte gleichsetzt. Es ist schon im 8. Kap. berichtet worden, wie es den germanischen Dörfern der Frühzeit nicht an Schmieden gefehlt habe. Das waren freie Männer, die wie jeder andre politisch Gleichberechtigte ihre Hufe bewirtschafteten; aber keinesfalls war jeder Hufenbesitzer zugleich sein eigner Schmied, vielmehr arbeiteten die Dorfschmiede früh schon gegen Bezahlung, wenn nicht mit Geld, so mit den damaligen Zahlungsmitteln: Eiern, Hühnern, Korn, Kleinvieh usw. Die nächsten freien Dorfhandwerker dürften die Töpfer gewesen sein oder die Zimmerleute, dann die Stellmacher, Schlächter, Schuster, die spätesten Schneider und Maurer. Wenn nun auch ein großer Teil der vorhandenen freien Bauern dem Frohnhof allmählich anheimfiel, so waren doch zur Ottonenzeit nicht alle völlig unfrei geworden, sondern viele von ihnen nur zinspflichtig. Daher kann auch in keiner jungen Stadt — vielleicht von gewissen Grenz-Burgflecken abgesehen — jemals ein Grundstock vollfreier Handwerker gefehlt haben, die vom Dorf herbeigezogen waren, um besser beschäftigt und bezahlt zu werden; ein andrer Teil dürfte minderfrei gewesen sein, d. h. immer noch die Hälfte des Jahres oder mehr zur Erzeugung von Waren im eignen Interesse Zeit gehabt, seinen Frohnherren aber den schuldigen Tribut an Erzeugnissen weiter entrichtet haben, bis jene sich von den prosperierenden Städtern die Frohn mit gutem Geld nicht ungern ablösen ließen.

Zuwanderung. Die Unfreien und Hörigen jedoch, wenn sie nicht, ohne jedes Kapital aus ihrer Heimat bei Nacht und Nebel entflohen, höchstens als unselbständige Tagelöhner zunächst existenzfähig waren, verdankten im zehnten Jahrhundert ihr Vorhandensein in den Städten zwei verschiedenen Ursprüngen. An der slawischen Grenze nämlich wurden recht häufig in die (bei Heinrich I schon erwähnten) Burgflecken solche unfreien Handwerksleute, die sich zugleich wegen ihrer körperlichen Tüchtigkeit zur Landesverteidigung gut eigneten, unter dem Zugeständnis berufen, ihr Handwerk dort auf eigne Rechnung auszuüben. In der zweiten oder dritten Generation war dann bei den Ge-

deihenden wohl stets die Erinnerung an ihre unfreie Herkunft ausgelöscht, und ähnliche Verhältnisse dürften sich in der bairischen Ostmark wiederholt haben. Im Innern des Reiches aber konzedierte nicht selten ein Graf, der auf Stadtgründung ausging, oder ein hoher Prälat seinen unfreien Hintersassen, um sie zur Einwanderung in die Stadtmauer anzufeuern, den selbständigen Gewerbebetrieb ganz oder teilweise. War jemand heimlich zur Aufbesserung seiner trostlosen Lage in die Stadt entflohen, so pflegte sich freilich der Besitzer seinen pflichtigen Grundholden aus dieser Stadt mit Gewalt wieder herauszuholen, damit ihm der Unselige auf dem Lande weiterfröhne, und die Sklavenjagden des Altertums erneuerten sich mit allen Grausamkeiten der Bestrafung.

Älteste Gassen. Noch zwar trugen die Städte, gerad im Innern des Reiches, ohnehin einen rein oder doch fast ländlichen Charakter, und keinen Bürger gab es in ihnen, der nicht sein Stück Ackerland vor dem Tor bewirtschaftet, seine Kuh, sein Schwein und sein Geflügel am Hause selbst gehalten hätte. Nur daß die alten Markgenossenschaften der Dörfer sich mit dem Eintritt in die Stadt auflösten und jeder frei von Flurzwang säen konnte, was er wollte. Doch mußte, wer sich einmal für ein Handwerk entschieden hatte, auch der betreffenden Einung beitreten, deren jede sich so sehr von der andern sonderte, daß einige der heut noch so benannten Gerber-, Bäcker-, Fleischhauer-, Schmiedegassen sicher aus der allerältesten Zeit stammen. Andre Bürger durften in solchen Straßen wohl wohnen, aber keinesfalls andre Handwerker, — eine für das bestellende Publikum bequeme Einrichtung, die dem Freiheitsbedürfnis des Einzelnen allerdings oft unerträglich geworden sein mag.

Innungen. Die Idee solcher Einungen gehört noch der Römerzeit an. Es ist im 10. Kapitel erzählt worden, wie Kaiser Diokletian, der schwindenden Geldwirtschaft sich anbequemend, für den Unterhalt seines Heeres erforderliche Lieferungen den städtischen Gewerben auferlegte und sie zu diesem Zweck der besseren Haftbarkeit und Kontrolle wegen in sogenannte Schulen oder Kollegien zusammenschloß. Die Freizügigkeit wurde hierdurch arg beschränkt, Leistungsfähigkeit und Gemeinsinn aber bedeutend gehoben, und bei den verschiedentlichen Belagerungen, die im Lauf der Völkerwanderung vorfielen, hat der gegenseitige Wetteifer den Mut der Verteidiger oft bis zum Heroismus angespornt. Ob der im deutschen Mittelalter für Handwerkerverbände gebräuchliche Ausdruck „Stuben" nicht schon ebenfalls im Werkhaus (ergastulum) der Sklavengroßbetriebe italischer Latifundien seinen Vorgänger gehabt hat? Jedenfalls finden wir in den Urkunden von

deutschen Frohnhöfen die gleichartigen Werkleute öfters zu einer societas (Einung oder Innung) verbunden, — ein Fingerzeig mehr dafür, daß das Zunftwesen nicht erst spät und nicht etwa über Nacht entstand.

In den deutschen Städten des Jahres 983 irgend etwas zu vermuten, das man „freies Wettspiel der Kräfte" nennen könnte, ist bei dem Zuge zur geregelten Genossenschaftlichkeit, der durchs Mittelalter geht, schlechterdings untunlich. Im Schneidergewerbe wird es wohl immer vorkommen, daß der Kunde sich in einem Verschnittladen das betreffende Zeug kauft, der Schneider nur die Arbeit macht. Aber auch im frühesten Stadium jener Einungen, die, wenn sie nicht schon „Zünfte" oder „Ämter" hießen, jedenfalls deren Embryonen waren, darf nicht vermutet werden, daß die Schneider den Schustern das Leder zum Verarbeiten brachten, und die Schuster den Schneidern das Tuch. Vielmehr müssen, lange bevor Kundenkreise auf den Gedanken kamen, sich in Konsumgenossenschaften behufs Besorgung von Rohstoffen zusammenzutun, Handwerker sich produktivgenossenschaftlich verbunden, die Schuster sich gemeinsam ihr Leder, die Tischler, die Böttcher gemeinsam sich ihr Holz gekauft und für die Mitglieder ihres Bundes vorrätig gehalten haben.

Marktfrieden. Das Wort „Markt" hatten sich unsre Altvordern aus dem römischen „mercatus" zurechtgemacht, und an alte Römermärkte knüpfte auch der spätere Verkehr am liebsten an. Das wichtigste für ihn war in den folgenden räuberischen Zeiten Sicherheit für Person und Warenaustausch gewesen, der sogenannte „Marktfrieden". Ihn verlieh selbst noch in den letzten merowingischen Jahren die Kirche, weshalb solche Märkte, die sich an die Begehung von großen Heiligenfesten anschlossen, den an sich befremdlichen Namen „Messe" erhielten. Karl der Große, der umsichtige Förderer alles Werdens und Gedeihens, nahm die Märkte dann in staatlichen Schutz, und wie er durch seinen Main-Donaukanal die alten Handelsstraßen des Rheins und der Donau in Verbindung brachte, so eröffnete er dort, wo sich die Grenzen aus politischen Gründen gegen Slawen und Awaren von selber schlossen, doch Grenzmärkte wie in Hamburg, Magdeburg und Lorch an der Donau. Lag der Markt zwischen Straße und Ort auf freiem Feld, so ward ein Strohwisch aufgesteckt als Zeichen, daß der Boden nicht vogelfrei, sondern zurzeit königseigen sei und staatlichen Schutzes genieße, der Friedensbrecher abgesehn von aller privaten Haftbarkeit auch dem Staatsoberhaupt zu büßen habe. Das Königsbanner, an einem Querholz befestigt, scheint später an die Stelle getreten zu sein, oder ein sogenanntes „Marktkreuz" mit den königlichen Leibzeichen: Hut,

Schild, Schwert und Handschuh („ein hulzen schwert und hulzen hand" hieß es im Luxemburgischen), woraus die Rolandsäulen sich entwickelt haben dürften, die Wahrzeichen alter Städte und ihres Friedens*).

Aktivhandel. Eine große Menge dauernder Märkte ward von den sächsischen Königen und Kaisern eingerichtet, ohne daß, wie schon erwähnt, jeder Markt gleich zur Stadt geworden wäre. Die Kaufleute aber folgten natürlich dem Marktverkehr, und wenn sich in des Tacitus Tagen der spärliche Handel Germaniens ausschließlich als Passivhandel abgespielt hatte, so daß fremde Händler Waren herzubrachten und fremde Händler die deutschen Waren hinwegführten, gab es zur Ottonenzeit längst einen deutschen Kaufmannstand, einen deutschen Aktivhandel. Die Friesen waren wohl die ersten gewesen, die den Rhein auch stromaufwärts „zu Berg" fuhren, dann von Köln und Mainz ihren Weg über Land zu den Messen in St. Denys fanden oder zu den bald noch wichtigeren in der Champagne. Ihren berühmten Exportartikel, der uns zugleich ihre Viehzucht, den Fleiß ihrer spinnenden und webenden Frauen vergegenwärtigt, kennen wir heut noch unter dem Namen „Fries". Den Rhein hinab gingen die Erträgnisse schwäbischer, fränkischer, lothringischer Weinberge, den Rhein herauf schon früh der vor seiner Mündung reichlich gefangene Hering. Den mählichen Wechsel der Zeiten aber kennzeichnet wieder einmal am besten der Sprachgebrauch. Hatte Wulfila noch das Wort Mammon mit „Vichgedräng (faihu praihns)" übersetzt, so war am Schluß des zehnten Jahrhunderts „gitregidi (Getreide)" gleichbedeutend mit Besitz geworden, während gelt noch so viel wie Entgeltung besagte und nur langsam in seinen heutigen Sinn hineinwuchs. Die Kuh, der alte Wertmesser aus der Wanderzeit, war vor dem Körnerbau in den Hintergrund getreten, die neue Geldwirtschaft jedoch immer erst in den Anfängen.

Kaufmannsgilden. Taten sich die oberdeutschen Handwerker in Einungen zusammen, so die niederdeutschen Kaufleute ihrerseits in Gilden. Das Wort hieß ursprünglich so viel wie „Opferschmaus" und ist gegen die Neuzeit hin vielfach zu diesem seinem ursprünglichen festlich-geselligen Sinn zurückgekehrt. Die ersten Gilden wurden von reisenden Kaufleuten gebildet, und zwar nur für eine bestimmte Fahrt. Aus diesen ad hoc zu gegenseitigem Schutz gegründeten und nach erfülltem Zweck sich wieder auflösenden Gesellschaften entstanden dauernde heimische, die wir in ihrer Wichtigkeit für die Ausbildung des städtischen Verfassungslebens im 16. Kapitel näher kennen lernen

*) Lamprecht, „Deutsche Geschichte", Bd. III, S. 33.

werden. Aber wenn sie nun in die Fundamente der Naturalwirtschaft Bresche legten, so haben sie andrerseits doch auch den neuen Faktor des Kapitals zunächst nur in der Weise alter ländlicher Markgenossenschaften behandelt. Wie die Markgenossenschaft jedem ihrer Vollmitglieder die Gleichberechtigung garantiert hatte, so ging die Absicht der Gildenbrüder dahin, allzuhohes Aufblühen zu kappen, Existenzverkümmerung zu verhüten. Beschränkten die Handwerker gegenseitig ihre Produktion, so wollten die Kaufmannsgilden ihrerseits dem Einzelnen nicht den Vollgebrauch seiner individuellen Geldmittel gestatten. Das vorhandene Geld konnte somit seine demokratische Tendenz, die nach Lassalle jedem die Möglichkeit gewähren will, Millionär zu werden, noch nicht erfüllen. Das Kapital war zunächst nichts als ein gesellschaftlich begrenztes Arbeitskapital.

Proletariat. Diese halb unbewußte Mithinübernahme alter gemeinfreiheitlicher Ideen in die neuen städtischen Organisationen blieb natürlich nur kurze Zeit imstande, den Gegensatz zwischen arm und reich hintanzuhalten. Untüchtige, faule, allzu wageluſtige, verschwenderische, kränkelnde oder sonstwie vom Unglück verfolgte Elemente vermochten weder Handwerksverbände, noch Gilden auf die Dauer durchzufüttern, und wollten das gewiß auch gar nicht. Immer aber wurden für Nachwuchs an Lehrlingen, für Ackerbestellung vor dem Tor, für Gesinde-, Lade- und Fuhrdienst, für schwere oder niedrige Arbeit jeder Art eine Menge Hände gebraucht, für die sich die minder- und unfreien Zuwanderer wie von selbst darboten. Hier mag nun je nach Bedarf, Konjunktur und eigner Tüchtigkeit mancher sein Glück gemacht haben, doch war der Aufstieg, das Eindringen in Meisterinnungen und Kaufmannsgilden, wie aus dem eben Gesagten hervorgehen muß, viel zu sehr erschwert, als daß die Städte für mehr als eine Minderheit das erhoffte gelobte Land hätten werden können. In keiner einzigen kann es an ärmeren Stadtteilen fernab vom Rathaus, an der Mauer gefehlt haben, und alles, was man zugunsten dieser Vorläufer späteren Proletariats annehmen kann, ist, daß sie sich weniger langweilten, als in ihrer früheren Lehmkate irgendwo in einem vergessenen Winkel und, wenn schon kein besseres Leben, so doch bei den Hochzeiten der Vornehmen, bei den Aufzügen der großen Kirchenfeste, bei dem häufigen, zum Tor einreitenden Besuch oder Durchzug nach außerhalb ein besseres und lustigeres Zusehn hatten. Da die Städte ja von der Mauer ihren Rechtstitel ableiteten, sämtlich ganz ausgesprochenen Verteidigungszwecken dienten und, eben um die Mauer nicht überlang für eine knappe Mannschaft werden zu lassen, die Häuser vielfach in engen,

kaum passierbaren Straßen aneinander gepreßt hatten, so kann man sich vollends von den Quartieren des niederen Stadtvolkes, von der Licht- und Luftlosigkeit, dem Schmutz und der Feuchtigkeit nur ein sehr unvorteilhaftes Bild machen. Tatsächlich sind Epidemien stets in ganz verheerender Weise in den mittelalterlichen Städten aufgetreten.

Seuchen. Die Blattern, die die Araber vor dreihundert Jahren von Spanien her ins Frankenreich eingeschleppt hatten, besetzten zahllose Gesichter der Davongekommenen, zumal in den ärmeren Klassen, mit Pockennarben; das verdorbene Grundwasser — die Toten wurden damals noch auf den Kirchhöfen mitten in der Stadt begraben — trat in die städtischen Brunnen, aus denen viele Bewohner sich zuzeiten mit ihrem Trinkwasser den Typhuskeim heraufholten. Selbst das reiche Köln hat seine großartige, noch von den Römern herrührende Leitung, die aus der Eifel vortreffliches Wasser herangeführt hatte, verfallen lassen und nie einen Schritt zur Wiederherstellung getan. So vermochte denn nur die vom Land her mitgebrachte Urgesundheit und Fruchtbarkeit die Lücken der Bevölkerung wieder auszufüllen, doch findet man gelegentlich auch die Meinung vertreten, daß während des ganzen Mittelalters die Städte lediglich durch Zuzug gewachsen seien, die Zahl der Gestorbenen die der Geburten regelmäßig überstiegen habe. —

Übergewicht des Familienvaters. Die Stellung des männlichen Gatten war im Stadtleben, wie übrigens auch sonst im ganzen damaligen Deutschland, überstark. Wenn schon die Braut als vertragschließender Teil kaum in Betracht kam, Vater oder Vormund für sie das Verlöbnis vollzogen, so geriet sie als Gattin unter den eheherrlichen Schutz, der sich gleicherweise über die Kinder erstreckte bis zu dem Recht, sie zu töten oder zu verknechten, herangereifte Töchter zwangsweise zu verheiraten. Daß eheliche Treue vorzüglich als ein Erfordernis der Gattin galt, ist freilich ganz vernünftig, da der Ehegatte, besonders wenn er seine Frau nicht einmal vernachlässigt, körperlich — die Gesundheit aller Beteiligten vorausgesetzt — höchstens eine fremde Ehe brechen kann. D. h. sein Fehltritt spielt sich stets außerhalb der eignen Ehe ab, die bei dieser Gelegenheit keinen fremden Keim in sich aufnimmt; der Fehltritt einer untreuen Gattin aber bricht stets ihre eigne Ehe, die durch ein, solchem Fehltritt entsprießendes, fremdes Kind geschändet wird. Daher hat das Volksgewissen von jeher den Ehebruch einer Frau strenger als den eines Mannes beurteilt. Daß ein kraftvoller und liebebedürftiger Gatte an der Seite einer früh verwelkten, untüchtigen Frau mechanisch durch ein Gelübde sollte zu dauernder Entmannung verurteilt bleiben, dies wurde zwar stets von der Geistlichkeit

gefordert, doch vom Volksgewissen abgelehnt, das Verträge, deren Voraussetzungen schwinden, nicht für bindend erachtet. Die Eventualität wird selten gewesen sein zu einer Zeit, als Germanentöchter noch durchweg blühend und mit ausgezeichneten Eigenschaften für Mutterpflichten geschmückt waren. Auch war schon seit der Frühzeit ritterliches Betragen gegen Frauen durch geltendes Volksrecht ebenso geboten gewesen, wie es der Gattin erlaubt hatte, „am Halse des Mannes zu hangen". Mit einem Wort: vielleicht bei keinem Stamm der ganzen Welt kann es von seinem Eintritt in den Kreis historischer Beobachtung bis auf den heutigen Tag soviel Ehen gegeben haben, die zu einem innigen Familienleben führten, Ehen, von denen zwar niemand sprach, weil sie weiter nicht auffielen, die aber in aller Stille die besten Tugenden der Nation auf kommende Geschlechter vererbten. Nur mußte sich die Stellung der Frau, jemehr sie von ihrer frischen Widerstandskraft einbüßte und von der steigenden Kultur die Instinkte der Sanftheit annahm, dauernd verschlechtern. Ein stilles Martyrium wurde das Los unzähliger Millionen, die Einpferchung in der Häuslichkeit, die Absperrung vom Außenleben, die Vernachlässigung scharfer Bewegung an freier Luft für die Städterinnen zu einem langsam, doch sicher wirkenden Gift. Das Christentum hatte nur ihre Ansprüche erhöht, aber ihnen leider nicht auch dauernden Reiz und die Gabe, zu fesseln, für immer garantieren können.

Stellung des Gesindes. Wie unendlich viel in sozialer Beziehung sonst noch zu tun und zu wünschen übrig blieb, wie gering entwickelt das Mitleid mit allem unverschuldeten Unglück in enterbter, niedriger Lebenslage war, beweist sehr deutlich auch die grausame Behandlung von Untergebenen, zumal des unfreien Gesindes zur Ottonenzeit. Die durch Scheffel poesieumwobene, seit Burkhards Tod 973 verwitwete Herzogin Hadwig schaut beim Chronisten wesentlich anders aus. Da ihr Gast Eckehard aus Demut seiner Bedienung geboten hatte, das Rückentuch und den Vorhang seines Bettes wegzunehmen, befahl die Herzogin, sobald sie es bemerkte, den zu züchtigen, der sich dessen erdreistet hätte, und war kaum durch große Bitten ihrers Lehrers davon abzuhalten, dem armen Menschen „Haut und Haar vom Kopfe ziehen zu lassen".

Das wird oft genug an andern Stellen zur betrüblichen Tatsache geworden sein. Doch in der Stadt milderten sich zuweilen diese harten Sitten. Gleich einer frohen Botschaft klang von den Glockentürmen der Dome, der Stadtkirchen ins Land hinaus die Kunde, daß irgendwo nun endlich wieder ein Weg aus den Banden der Feudalherren hinausführe, und alle Geknechteten begannen sehnsüchtig zu lauschen.

XIV. Kapitel

Aſketiſche Kirchenreform. — Sozialpolitik Konrads II.

Soziale Schichtung ums Jahr 983. Vergleichen wir die ſoziale Gliederung der deutſchen Nation beim Tode Ottos II (983) mit der im 3. Kap. ſkizzierten zur Zeit Armins, welch eine reiche Differenzierung finden wir eingetreten! An der Spitze der Deutſchen ſteht jetzt ein König, der durch die Salbung des Papſtes zum Kaiſer wird; ihm zunächſt die regierenden Herzöge — an Zahl variierend, je nachdem der Kaiſer in einer oder gar mehreren von den ſieben Landſchaften ſelbſt als Herzog auftritt —, und die regierenden Markgrafen in den acht Außenpoſten des Reiches. Dort, wo in alten Zeiten ein Prieſterſtand fehlte, hat ſich jetzt ein hoher geiſtlicher Adel von 10 Erzbiſchöfen, etwa 40 Biſchöfen und 100 Aebten eingeſchoben, ſeine Vertreter faſt immer aus hohen, altberühmten Familien, ſehr ſelten aus Emporkömmlingen hernehmend; mit ihnen auf gleicher oder faſt gleicher Stufe die Pfalzgrafen und ſonſtigen vielleicht 150 vornehmen Grafengeſchlechter, dieſen ſich anſchließend je nach Stellung und Beſitz ein zum kleinen Teil höherer, zum großen Teil niederer Laienadel von beamteten oder nicht beamteten Lehnsträgern, im ganzen wohl 2000 Familien; mit ihnen wieder ſozial ungefähr gleich, doch zahlreicher, der niedre Klerus von Pröpſten, Diakonen, Pfarrern (etwa 3000) und Mönchen (6—8000).

Schwer iſt es, für das Jahr 983 in obige Stufenfolge die Reſte der alten Gemeinfreien richtig einzuſchieben. Denn ob ſchon im vorigen Kapitel für Sachſen ganz allgemein vermutet wurde, daß von einem nicht näher zu beſtimmenden Zeitpunkt ab, jedenfalls noch unter den Merowingern, die Gemeinfreien die eigentlichen Adligen geweſen ſeien, ſo kam doch nach Einführung der fränkiſchen Gauverwaltung mit ihren Grafen auch dort der neue Lehnsadel empor, der auf die altfreien Bauern herabſah. In Franken und Schwaben wiederum, wo ſpäteſtens im neunten Jahrhundert der Vollbeſitz freier Hufen den Mann dem Adel gleichzuſtellen pflegte, bröckelten langſam die, wenn auch nicht allzu häufig, auf geſondertem Privatbeſitz lebenden Allodialbauern aus ihrem alten Stande heraus. Die ſchloſſen ſich dann im Lauf der Zeit den feudalen Grundherren an, während in den Dörfern die Geltendmachung der tatſächlich vorhandenen Gemeinfreiheit, unter den Grafen und über den Miniſterialen, nicht bloß von der Zahl der Hufen, ſondern auch

von der Höhe der Kultur und der, leider ja ſehr beengten und gefährdeten, politiſchen Berechtigung abgehangen haben dürfte. Hinter den freien Bauern erſt kam verfaſſungsmäßig der zahlreich gewordene Stand von reiſigen Rittern, ſicher zehntauſende, im Gefolge der großen Herren zumal in den Grenzkriegen angewachſen und mehr oder minder mit Land ausgeſtattet, eine ſehr geſunde Schicht, ehrgeizig aufſtrebend; unter ihnen die übrigen minderfreien und hörigen Dienſtmannen.

So ſehen wir die Gemeinfreien, einſt Knochengerüſt, Mark und Muskulatur der Nation, jetzt an Kopfzahl zuſammengeſchmolzen auf etwa ein Zwanzigſtel ihres urſprünglichen Prozentverhältniſſes und immer noch abgebend nach oben wie nach unten. An der Freiheit der weniger Widerſtandsfähigen zehrt wie ein freſſender Schaden der Großgrundbeſitz, in den ſüddeutſchen Dörfern ſinken die alten Markgenoſſen in ihren neuen Zentſchaften zur Unbedeutung herab, zerſplittern ihren Beſitz, verbauern und verfrohnden. Nur im Frieſiſchen und in den Marſchen Holſteins halten ſich in größerer Zahl ſtraffnackige, ſtolze Freiſaſſen auf ihren alten Einzelhöfen; ebenſo in der Schweiz und in Tirol.

Ihnen treten nun zur Seite die freien Bürger in den Städten. Wieviele waren ihrer um 983? Nur eine ungefähre Schätzung mit Vorbehalt iſt möglich. Dürfen wir das Deutſchtum in den ſieben Herzogtümern Nieder- und Oberlothringen, Sachſen, Franken, Schwaben, Baiern und Kärnten, dazu den Grafſchaften Friesland und Thüringen, der Mark der Billunger (Oſt-Holſtein und Mecklenburg), der Nordmark (Teilen von Brandenburg und Vorpommern), der Oſtmark (mit der Lauſitz), der Mark Meißen (jetzt Königreich Sachſen), der bairiſchen Oſtmark (jetzt Niederöſterreich), Krain, Iſtrien und Friaul, einem Gebiet von zuſammen faſt 9500 Quadratmeilen, mit etwa 8 Millionen Menſchen berechnen, ſo entfällt auf ſämtliche vielleicht 3—400 Städte hiervon höchſtens ein Zwanzigſtel (heute bald zwei Drittel) der Geſamtheit. Von dieſen 400000 Stadtbewohnern wieder mit ihren höchſtenfalls 50000 Familienvätern kann man gegen Ende des zehnten Jahrhunderts kaum die Hälfte als freigeboren zählen; die übrigen Bürger halfen mitſamt den freigeweſenen, halbfreien und hörigen Hinterſaſſen oder Pächtern des flachen Landes den gewaltigen Beſtand von Grundholden bilden, der ſamt ſeinen Angehörigen, was die Kopfzahl betrifft, mit drei Vierteln der Nation, d. h. ſechs Millionen von acht vorhandenen, eher noch zu niedrig als zu hoch veranſchlagt ſein dürfte. Sie hauſten in den etwa zehntauſend Dörfern, die es damals in deutſchen Landen gab, oder in direktem Anſchluß an die

vielleicht vierhundert ganz großen Frohnhöfe und hundert großen Klöster, die tausend und mehr kleineren Ritterburgen, die hunderttausend freibäuerlichen Einzelhöfe, in ausgebauten Inst-Katen; ihnen gliederten sich die Frohnhandwerker in Städten und Dörfern, Klöstern und Höfen an, dazu der so gut wie unfreie Gesindestand. Auf der untersten Stufe der Nation standen die fahrenden Leute und andres „unehrliches" Volk einschließlich der Verbrecher.

Der deutschen Bevölkerung geographisch eingeschoben aber saß eine Million Slawen in Böhmen und Mähren festgewurzelt mit nationalen Traditionen und der Tendenz zur Selbstregierung. —

Fragen wir uns nun, worin der stärkste soziale Unterschied der eben geschilderten Nation von der Urzeit vor tausend Jahren liegen kann, so ist er in die Augen springend. Inbetreff nationaler Gesinnung zwar muß man in Anschlag bringen, daß die Landesfeinde, die neuerdings in deutschen Grenzen aufgetreten waren, Normannen, Dänen, Slawen, Ungarn, nicht gleich den Römern die Lockung irgendwelcher politischer Vorteile für sich hatten, sondern sich lediglich als Plünderer und Mordbrenner verhaßt machten. Trotzdem hat es leider an Zügen der Felonie, des Landesverrates aus Parteileidenschaft, wie z. B. kurz vor der entscheidenden Ungarnschlacht auf dem Lechfelde, sowenig wie zu Zeiten Arminis gefehlt. Nur soviel kann zugestanden werden, daß die deutschen Stämme unter den Ottonen ihre äußere Sicherheit der eignen Kraft verdankten und sogar nach Osten wie nach Süden hin eine machtvoll ausgreifende Politik zu stützen vermochten. Fast ein halbes Jahrtausend lang noch, bis zur Hussitenzeit, sind unsre Gaue mehr von einheimischen Parteien als von äußeren Feinden verwüstet worden.

Menschenrechte? Und wie verhielt sich's 983 mit Selbstachtung in den breiten Massen? Die Grafen, wenn sie sich nur mit der Geistlichkeit zu stellen wußten, waren in ihren Bezirken fast allmächtig, die Geistlichen selbst oft noch schlimmer. Die halbfreien und unfreien Hörigen, einschließlich der Frohnhandwerker und des Gesindes, bekamen Recht allenfalls unter sich selbst, aber nicht gegen Höhere, außer wenn etwa der König in der Nähe war und seinen Schild an die Linde hing. Die Verkäuflichkeit des niedern Grundholden erwies sich als eine furchtbare Waffe, um die Menschenwürde von Volksgenossen totzuschlagen. Diese Aermsten hatten meist keine Möglichkeit, ihre Ketten auch nur zu wechseln, wurden bei jedem selbständigen Versuch verfolgt und gemartert. Wie sie tausendfach miterlebten und zusahen, daß ihresgleichen an einen andern Herrn gleich einem Stück Vieh vertauscht oder ver-

handelt ward, so gewöhnten sie sich, mit einer Art abergläubischer Verehrung zu den Hochgemuten emporzublicken. In vereinzelten, ausgezeichneten Bischöfen mag sich um 983 ein Ahnen moderner sozialer Auffassung geregt haben; die Politik im allgemeinen ward als ein diplomatisches Spiel mit Machtmitteln betrieben, die Gesetzgebung schlief und Karls des Großen Anläufe gerieten in Vergessenheit.

Das Recht der Mitbestimmung über die wichtigsten Lebensbedingungen war demgemäß nur das Privileg eines ganz eng begrenzten Zirkels; eigentlich konnte man ihm nur die regierenden Häupter, den hohen geistlichen Adel und die Grafen zurechnen. Zwar auch der altdeutsche Gemeinfreie war durch seine Sippe, seinen Gau, seine Völkerschaft an einen bestimmten Landstrich gebunden gewesen. Aber wenn ihm dieser Strich nicht mehr zusagte, hatte er das Recht gehabt, in einer der betreffenden Versammlungen aufzustehn und Ausfahrt oder Krieg zu beantragen. Dieses Gefühl, in den Urforderungen des Daseins nicht bloß willenlos von Höheren abhängig zu sein, sondern eine Stimme zu haben und Willenskräfte zur Geltung bringen zu können, das hatte ihm die aufrechte Haltung, den stolzen Blick gegeben. Jetzt war die Herrschaft an einen allerkleinsten Ring übergegangen, die große Masse der Deutschen aber stand gleich Gras vor dem Schnitter und durfte sich nicht rühren, unwichtig, unfrei. Das mag wohl solche stumpfen Völker wenig bedrücken, die niemals mehr als eine Herde gewesen waren; doch selbst in den Hörigen der deutschen Stämme von 983 zuckte ataviſtisch die Erinnerung an einst genossene politische Berechtigung.

Auch in Hinsicht eines auskömmlichen Unterhaltes, dessen Erwerb nicht mit einem Verlust an Menschenwürde verbunden sein sollte, war eine zweifellose Verschlechterung eingetreten, sowohl was die Quote der Lebensmittel an sich, als auch was die Stellung des einzelnen zu dieser Quote betraf. Die Gewißheit, über eine voll auskömmliche Ackernahrung für sich und die Seinen zu verfügen, in Gestalt der „Hufe", die jedem Volksgenossen zukam und außer dem Ackerstück von etwa 40 Tagwerk oder „Morgen" seinen Anteil an der Gemeindewiese, dem Gemeindewasser und Gemeindewald inbegriff, dieses Gefühl, niemanden beneiden, von niemandem etwas erbitten, niemandem zur Erlangung des Notdürftigen dienen zu müssen, das eben war dem deutschen Volk jetzt in seinen breiten Schichten abhanden gekommen. Eine Art von Bevölkerungsspannung, von zu großem Andrang auf jede verwertbare Scholle und jeden Nahrung liefernden Platz war eigentlich auch 983 schon trotz der verhältnismäßig so geringen Einwohnerzahl in Deutsch-

land offenbar, weil die meisten Stellen ihrem Anwärter ein Sattwerden nur unter dem Bedingnis der Erniedrigung gewährten.

Steigende Wichtigkeit des Jenseits. Das Jenseits mußte da, je mehr die Hoffnung auf diesseitige Lebensfreuden wich, für das niedere Volk von Deutschland um das Jahr 983 eine desto größere Bedeutung gewinnen. Die „ewige Seligkeit" aber wurde dem Klerus zum nie versagenden Köder, damit ihr Verlust zum nie versagenden Schreckmittel werden könnte. Die armen Toren der breiten Masse, ohne Bibeltext zur Kontrolle nicht fähig und überdies des Lesens unkundig, ahnten ja nicht, wie man ihnen das von Christo verkündigte Evangelium unterschlug und fälschte. Der Allerbarmer, der Allverzeiher hatte die Sünde der ganzen Welt auf sich genommen und ein für allemal jeden zum Eintritt in das, was er für seinen Himmel hielt, berechtigt. Jetzt saß breit vor der Himmelstür der Pfaff, ein ungerechter Verwalter, und maßte sich die Verteilung der Gnaden an, die Christus über alle sündige Menschheit ausgeschüttet hatte. Er, der Priester, bestimmte von neuem, welche Sünden vergeben werden könnten und welche nicht; seine Fürbitte und die der Heiligen wurde nötig, um überhaupt zu dem zu gelangen, der dem Niedrigen wie dem Hohen, dem Pfaffen wie dem Laien, hätte gleich nahe stehen sollen: zu Gott. Selbst noch für die Seelen im Fegefeuer wurden „Interzessionen" eingerichtet, und der Lippendienst, um diese Möglichkeit auszubeuten, zog gerade den Allerärmsten für „Seelenmessen" das Geld aus der Tasche.

So gutgläubig das deutsche Volk auch blieb, so gern es die unwürdige Person vom Heiligtume selber schied, es gingen ihm doch zuweilen die Augen auf, eine Kritik begann die irdischen Verwalter der Himmelsschlüssel ernsthaft zu beobachten, und früh schon tauchte der Vorwurf auf, den ein großer Dichter einmal in die Worte fassen sollte:

„Es zeigt ein heilvergess'ner Prediger
Den steilen Dornenweg zum Himmel andern,
Derweil als frecher, lockrer Wollüstling
Er selbst den Blumenpfad der Lust betritt
Und spottet seines Rates."

Geistliche Reformgedanken. Die Geistlichen waren klug genug, der Berechtigung solcher Beschwer zuvorkommen zu wollen, hielten Einkehr bei sich und fanden, zumal an den Stätten frommer Beschaulichkeit, die Dinge ganz ungemein im argen. Auch die wirksamste Mission hatte sich selbst eines Tages entbehrlich machen müssen, sobald nichts Rechtes mehr zu bekehren war, und selbst die Bildung sich durch ihre Verbreitung allmählich verbilligte. Wozu dienten nun die ganz

enormen Mittel, mit denen frommer Wille und ausgenutzte Gewiſſensnot in banger Sterbeſtunde die deutſchen Klöſter ausgeſtattet hatten? So fragten die Kaiſer beſorgt beim Blick auf die weiten, fruchtbaren, dichtbewohnten Landſtrecken der Reichsabteien, die zur vornehmſten finanziellen Quelle für Ausrüſtung von Reichsheeren und Führung von Politik im allgemeinen beſtimmt geweſen waren, nicht bloß zur Hegung von Kloſterwein, Kloſtergeflügel und Kloſterfrüchten. Die mageren Mönche ſelbſt ſchämten ſich ihrer brüderlichen Dickbäuche und ſprachen von Reform.

Religiöſe Verzückung und Selbſtpeinigung. In Frankreich, in Deutſchland und in Italien hat man, überall auf beſondere Weiſe, ſich dem neuen Ideal zu nähern verſucht. Den ſinnvollen, einfältigen Naturen religiöſer Deutſcher hatte das altnationale feſte Treuegefühl des Knappen für ſeinen Herrn und Spender Chriſtus genügt; von dieſer ſichern Grundlage aus hatten ſie ſich ihr Verhältnis zu den religiöſen Dingen überhaupt geordnet. Von Gott ſelbſt war ja weniger die Rede; der wurde aus der Trias meiſtens nur herausbemüht, um zornig zu rächen und zu ſtrafen; doch Chriſtus wurde geliebt. In dem innigen Wunſch, ihm zu genügen und dann auch ſeiner Gegenleiſtungen teilhaftig zu werden, hatten die Frommen ſich vor allem beſtrebt, die kirchlichen Sittenvorſchriften zu befolgen, d. h. nicht zu ſündigen. Die Fanatiſcheren aber, wie ſie in furchtbarem Bekehrungseifer auf die Heiden eindroſchen, führten nicht minder ernſtgemeinte Feldzüge gegen den Feind Chriſti, den Höllenteufel, den Vater der Lüge, den Verſucher in ihrem Innern, lagen fortwährend auf der Lauer gegen ſeine Schliche, witterten in jeder natürlichen Regung ſeine Schlingen, geißelten ſich und ſuchten durch einen grimmig betriebenen Kampf gegen „das Fleiſch", durch Entziehung von Schlaf und Nahrung bei reichlichem Gebet, dem Satan allen Boden abzugraben. Schon im 10. Jahrhundert entſtand auch in Deutſchland zuweilen in weiteren Kreiſen, in ganzen Pfarrſprengeln, durch Tag und Nacht fortgeſetzten „Gottesdienſt", d. h. Faſten, Beten, Meſſehören und Pſalmenſingen, durch zu großen Verbrauch von Nervenkraft eine Überreizung, ein traumhafter Dämmerzuſtand, der von jenen großen Kindern als verdienſtlich angeſehn wurde. Es folgten in den Kreiſen der Verzückten das Tragen kratzender Kleidung und Vernachläſſigung des Leibes überhaupt. Einige der berühmteſten weiblichen Heiligen jener Tage zeichneten ſich dadurch aus, daß ſie ſich nur in großen Zwiſchenräumen oder überhaupt nicht mehr wuſchen. Dies alles lief ſchon ſchnurſtracks gegen die freudige Achtung vor herzhaftem Leben, wie ſie den deutſchen Charakter von jeher aus-

gezeichnet hatte. Nicht eigentlich aber waren der deutschen Askese jene gewaltsamen, wilden Ekstasen geläufig, in die die schwächeren Nervensysteme romanischer Naturen leicht gerieten.

Vieles an jenen wunderlichen Stimmungen des Leibes und der Seele durchschauen wir heut als ganz mechanisch herbeiführbare Halluzinationen. Wer gezwungen ist, mehrere Tage zu hungern, leidet zuletzt fast immer an Vortäuschungen seiner Sinnesorgane, d. h. er sieht Bilder und hört Stimmen, die tatsächlich nicht vorhanden sind. Und wer freiwillig die vom Schöpfer beabsichtigte Erneuerung seiner Organzellen unterläßt, macht seinen Körper auf dieselbe Weise krankhaft, ohne daß wir irgend ein religiöses Verdienst darin zu erblicken vermöchten. Am bedauerlichsten bleibt, daß bei jenen Betübungen die bis dahin kerngesunde deutsche Frau mit der Hysterie behaftet wurde. Einer philosophischen Betrachtungsweise, die nach Art hellenischer Dialektik einen Teil des geschilderten Wahnes zur Auflösung hätte bringen können, zeigte sich das zehnte Jahrhundert durchaus abgeneigt.

Vereinzelte Opposition gegen Einsiedler. Die Folgen der deutschen Askese für wirkliche Reform waren, wie sich nach dem oben Gesagten denken läßt, durchaus zwiespältig und zum Teil höchst ungünstig. Das Volk gewöhnte sich daran, alte hysterische Betschwestern, die sich wegen der perversen Sensibilität, wie sie bei Hysterie vorkommt, ohne Schmerz fressende Würmer an ihre Haut setzten, oder aufgeregte, zu jeder konzentrierten geistigen wie leiblichen Arbeit unfähige Herumtreiber als Heilige zu verehren. Schon Brun, der Erzbischof von Köln und Bruder Ottos des Großen, fand es nötig, das ansteckende Treiben der Asketen, unter denen sich übrigens auch Eingemauerte und ähnliche „Reklusen" befanden, in verschärfte Aufsicht zu nehmen; alte Klöster wie selbst Fulda setzten den asketischen Reformbestrebungen ihres mainzer Oberhirten mit gutem Grund hartnäckigen Widerstand entgegen, ja die beiden Chronisten Widukind von Korvey und Thietmar von Merseburg haben offene Worte der Mißbilligung für den Eifer reformfreundlicher Mönche mit ihren Raffiniertheiten der Selbstpeinigung und dem ganzen ungesunden Treiben. Doch obschon die beiden ersten ottonischen Kaiser, gerade weil es an gewichtiger Opposition nicht fehlte, das neue Wesen mehr staunend beobachtet als politisch sondiert hatten, sollte Deutschland bald genug von außen her gezwungen werden, sich mit den Reformfragen gründlich auseinanderzusetzen.

Die Kluniazenser als Vorläufer der Jesuiten. In Frankreich nämlich war im Kloster Cluny (910 durch Herzog Wilhelm von Aqui-

tanien gegründet und in Burgund auf dem rechten Ufer der Saone unweit Mâcon gelegen) eine ganz beſonders ſcharfe Richtung der Aſkeſe ausgebildet worden, um bald ihren Siegeszug durch die Klöſter Frankreichs nach Deutſchland hinein anzutreten. Hatten ſich die Benediktiner bisher damit begnügt, ihre Mönche bei aller Frömmigkeit zu bürgerlich nützlichen Menſchen machen zu wollen, ſo gingen die Kluniazenſer nun weit über dieſe Forderung hinaus. Ihnen galt Gehorſam als das Höchſte. Wohl ward er „Gottwohlgefälligkeit" genannt; doch weil ſich auf Erden der hohe Klerus die Vertretung Gottes angeeignet hatte, ward Gehorſam gegen die kirchlichen Oberen zur erſten Chriſtenpflicht. Die Dreſſur der Mönche, die in raffinierter Weiſe auf Abtötung der Perſönlichkeit ausging, um jeden einzelnen zum willfährigen Werkzeug abzurichten, verbot allen Gedankenaustauſch von Mann zu Mann, ſo daß die Mahlzeiten ſelbſt in ſtrengem Schweigen verliefen, und zögerte nicht, bei dem Gebot anzulangen, daß der Mönch ſelbſt das befohlene Böſe tun müſſe, nur um gehorſam bleiben zu können. Die Strafen für den leiſeſten Ungehorſam aber waren ſtets entehrend.

Man ſieht, wie dieſe Moral ſich ſelbſt Nachſicht vorbehalten hatte, wenn ſie es als geboten erachtete, für „heilige Zwecke" Böſes ausführen zu laſſen, das dem unverdorbenen Gewiſſen Pein verurſachte. Hätten die Kluniazenſer wenigſtens keine hierarchiſchen Ziele ins Auge gefaßt! Aber wie ſie all ihre Tochterklöſter (im Gegenſatz zu den übrigen Benediktinern) in Einer Hand, unter einem Erzabt, zu vereinigen geſucht und durch dieſe Sonderverfaſſung Unabhängigkeit von Biſchöfen und weltlichen Gewalten angeſtrebt hatten, ſo kamen ſie bald auch zu der logiſchen und leider ja nicht neuen Forderung, daß die geiſtliche Macht an ſich über der weltlichen zu ſtehen habe. Erſt ſeit ſie dieſen „Primat des Papſtes" in ihr Syſtem einfügten, begannen ihre Oberen mit bewußter Konſequenz außer den ſittlichen Kräften der Seele zugleich die unſittlichſten und verwerflichſten in den Dienſt der Kirche zu ſtellen, — eine Nutzanwendung, die dem einfältigen deutſchen Charakter im Grunde durchaus zuwider war, ihm jetzt aber als „Frömmigkeit" eingeflößt wurde. Bei den Kluniazenſern finden wir in nuce alles beiſammen, was uns als „Jeſuitenmoral" heute noch anſtößig iſt und in Wirklichkeit ſchon ſeit dem zehnten Jahrhundert zum eiſernen Beſtande des Katholizismus gehörte. Kein Zweifel, daß die Haupteffekte ſolcher Erziehung auf das Gemüt des einzelnen ſich in finſter mißtrauiſchem Fanatismus, Hang zur Denunziation und ſchlauer Verſtellung äußern mußten. Ob dieſe Wirkungen in den Augen der Oberhirten ſchädlich oder löblich

waren, mag dahingestellt bleiben; in jedem Fall verschwanden sie völlig hinter dem päpstlichen Vorteil: Werkzeuge von schärfster Brauchbarkeit zu gewinnen. Kaum war diese Armee von „Gottesstreitern" auf die Beine gebracht, da kannten Ehrgeiz und Herrschgier in Rom keine Grenzen mehr. Zunächst freilich hatte sich Deutschland nur mit zwei sehr bestimmten kluniazensischen Reformen vertraut zu machen, die tief in die sozialen Gewohnheiten der Nation einschnitten; die eine ging auf Ehelosigkeit aller Priester, die andere richtete sich gegen die sogenannte Simonie.

Wahre Meinung der „Simonie". Dieser letzte Name stammt aus der Apostelgeschichte; zum rechten Verständnis des ursprünglichen Sachverhaltes sei die betreffende Stelle (des 8. Kapitels) im Wortlaut hergesetzt: „Da aber Simon sahe, daß der heilige Geist gegeben ward, wenn die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld an und sprach: Gebt auch mir die Macht, daß, so ich jemandem die Hände auflege, er den heiligen Geist empfange. Petrus aber sprach zu ihm: Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, da du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlanget! Du wirst weder Teil noch Anfall haben an diesem Wort; denn dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott. Darum tu Buße für diese deine Bosheit und bitte Gott, ob dir vergeben werden möchte die Tücke deines Herzens." Simon hatte also heiligen Geist kaufen wollen, der Apostel solchen nicht feilgehalten. Das änderte sich freilich bald. Schon Glycerius, einer der letzten weströmischen Cäsaren, hielt sich darüber auf, daß die meisten bischöflichen Weihen durch Geld erworben würden, und zu Zeiten der päpstlichen Pornokratie, als ganze Serien unreifer, wollüstiger und verbrecherischer Jünglinge auf dem heiligen Stuhl wechselten, ist mehr als einmal um 1000 Pfund Silber oder ähnliche Summen die Kandidatur von der herrschenden Partei erkauft worden.

Es geht nun zwar nicht an, kaiserliche Belehnerei überall zu verwerfen außer bei den Bischöfen. Vielmehr hatte die Kirche den praktischen Gedanken, auf den das deutsche Kaisertum nicht kam: ihre Beamten von Belehnung unabhängig, d. h. brauchbarer zu machen. Gegen Kauf und Verkauf geistlicher Pfründen an sich aber würde die Kirche auch um 983 nicht gar viel einzuwenden gehabt haben, wenn die Vorteile nur ausschließlich der Klerisei zugute gekommen wären. Doch da durch das, was man sich jetzt angewöhnte, Simonie zu nennen, nur die deutschen Reichsfinanzen gestärkt wurden, jammerten die Kleriker über das Geld, das sie bei Übernahme geistlicher Güter an die Staatskasse zu zahlen hatten, und die Kluniazenser drangen mit ihrer Oppo-

sition allmählich durch. In Wirklichkeit ward ein unbezweifelbares Eigentumsrecht keck angetastet. Denn von hohen Laienfürsten und zumal vom Kaiser selbst waren Bistümer, Klöster und Stifte mit Land ausgestattet, die Bischöfe, die Äbte nie anders als für ihre Person vom Lehnsherrn eingesetzt worden. Um Krongut handelte sich's also; die Belehnung war stets unter der selbstverständlichen Voraussetzung erfolgt, daß der betreffende Abt oder Bischof sich als treuen Diener der Reichsgewalt bewähren, das Erträgnis wie die Mannschaft seiner Ländereien der Reichspolitik und dem Reichsaufgebot zur Verfügung stehen, das Lehen selbst endlich beim Tode des Inhabers an die Krone heimfallen sollte. Jetzt, wohlgepflegt in warmen Nestern ruhend, begehrte der hohe Klerus seine Lehngüter als festen Besitz, um selbständig Politik treiben zu können auch gegen Krone und Reich, von denen sein Land herstammte. Furchtbar sollte sich die vertrauensselige Gutmütigkeit der früheren Kaiser nun rächen. „Simonie" war ein Schlagwort, wie es von den Schlauen gar nicht geschickter hätte ausgedacht werden können, um die Herzen der einfältigen Menge zu täuschen und die Staatsgewalt ins Unrecht zu setzen. Bald sollte von Rom der Anspruch erhoben werden, daß kein deutscher Kaiser überhaupt nur das Recht hätte, für dieses sein eigentlichstes Kronland einen Bischof oder einen Abt zu ernennen, zu belehnen und in Lehen einzuführen. Dann raste der „Investiturstreit" verhetzend im Reich.

Wahre Meinung des Zölibates. Das andre kluniazensische Begehren, nach Ehelosigkeit der Priester, ist nur im Zusammenhang mit jener Politik und nicht ohne die Beichte zu begreifen. Mit der Absicht, den Himmel durch Enthaltsamkeit zu verdienen, hatte das Zölibat sehr wenig zu schaffen; aber der schlimmste simonistische Mißbrauch und zugleich die stärkste Negation tauglichen Beamtentums: die Erblichkeit von Kirchenämtern, lauerte vor der Tür. Die Kirche mochte nicht riskieren, daß die Qualifikation für verantwortungsreichste Posten lediglich von der Geburt abhinge, statt von geistiger Bedeutung und gehorsamer Gesinnung; insofern war sie auch hier nicht ganz im Unrecht. Freilich hatte ihre Politik trotzdem einen weit anderen Sinn und zielte nach einer ganz andern Stelle. Denn da fast alle weltlichen Lehnsträger heirateten, in der Hoffnung, ihr Lehen auf einen Sohn vererben zu können, war die Ehelosigkeit der Priester eine Disqualifizierung der Laien für den Antritt geistlicher Güter. Durften einfache Geistliche heiraten, so hätten es auch Äbte, Bischöfe, Erzbischöfe und Päpste gedurft; dann würde jedoch einen mächtigen Kaiser nichts gehindert haben, die päpstliche Krone seiner eigenen hinzuzufügen, oder einen

kleinen weltlichen Fürsten, über seinen Hut noch die Bischofsmütze zu setzen*).

Die glückliche Lösung vieler Schwierigkeiten: die Vereinigung der höchsten weltlichen und der höchsten geistlichen Macht in Einer Person hatte sich ein paar Jahrhunderte vorher im Islam vollzogen, und der Padischah in Stambul ist noch heutigen Tages das Oberhaupt aller gläubigen Mohamedaner, von andern modernen Beispielen zu schweigen. Aber solche Vereinigung war nicht nach dem Sinne Roms; umgekehrt sollte die Sache werden: alle weltliche Macht vom Papste zu Lehen gehn, während auch das kleinste Kirchengut nur einem Zölibatär zugänglich, dieser dann durch sein Gelübde für den Klerus dauernd gewonnen blieb.

Die Beichte. Die Privatbeichte aber, für die in den Anfängen der römischen Kirche ein eigner Bußpresbyter bestellt zu werden pflegte, hatte sich noch unter Papst Leo dem Großen (zur Zeit Attilas) nur auf schwere Sünden beschränkt. Sobald auch Gedankensünden in den Bereich des Beichtzwanges gezogen worden waren und die Idee, daß geweihte Priester die Gabe besäßen, an Gottes Statt Sünden zu vergeben, sich im Volk befestigt hatte, begann jene fürchterliche „Gewissensmarter", die ein paar Jahrhunderte später eine der Veranlassungen der Reformation wurde. Die Kirche nutzte jenes Marterinstrument bald unnachsichtig zur Verängstigung und zur Herrschaft über die Gemüter aus. Zumal die Frauen liefen fortwährend beichten und faßten natürlich imganzen mehr Vertrauen zu ledigen Priestern als zu solchen, die zu Haus Eheweiber sitzen hatten und gewohnt waren, Geheimes mit diesen zu besprechen. Wenn also auch die Kluniazenser mit ihrem Dringen auf Ehelosigkeit der Geistlichen zunächst nichts weiter als eine Trennung von menschlichen Verbindlichkeiten überhaupt gemeint und bezweckt hatten, so kamen ihnen doch sowohl vonseiten des hohen Klerus, der längst nur noch im Konkubinat zu leben pflegte, wie in den breiten Massen der weiblichen Beichtkinder ein volles Verständnis entgegen. Gemurrt wurde zwar in den Kreisen der verheirateten Pfarrer selbst wie in den Kreisen der Ehemänner, die über das Beichten der Frauen ihre eignen Gedanken hatten und ihre Beichtväter am liebsten versorgt sahen, wie denn die freien Friesen überhaupt keinen sexuell unversorgten Priester unter sich duldeten. Doch je mehr vom Boden der Heimat und allen Banden ihres Volkstumes losgelöst, desto willkommener und verwendbarer wurden die Geistlichen für die Zwecke kirchenpolitischer Macht. — —

*) Einer der glänzendsten Treffer von Justus Möser.

Reform unter Otto III. Nachdem die beiden ersten Ottonen, durchaus gläubige und willige Söhne der Kirche, hauptsächlich durch ein Umfassen, einen gleichzeitigen Druck von Ober- und Unteritalien her sich der Übergriffe römischen Machtanspruches zu erwehren versucht hatten, Otto II völlig dabei gescheitert war, sieht es fast aus, als ob sein inzwischen herangewachsener Sohn und Erbe Otto III sich die im Schwange gehenden Reformideen dadurch dienstbar zu machen meinte, daß er sich an ihre Spitze stellte. Während der zwölf Jahre seiner Unmündigkeit (983—95) hatte das Reich unter der Verweserschaft der ottonischen Damen, der Großmutter Adelheid, der Mutter Theophano, der Tante Mathilde, schwerste Einbußen erlitten, die ostelbischen Slawen waren in grauenvollen Empörungen aufgestanden, hatten die Bischofsitze Brandenburg und Havelberg zerstört, Hamburg verbrannt, während gleichzeitig die heidnischen Schweden unter Erich der nordischen Mission den Garaus machten. Normännische Seeräuber plünderten die Küsten; mühsam ohne Reichshilfe hatten Sachsen und Friesen sich gerade noch ihrer Haut gewehrt, doch auch, was schlimmer war, sich daran gewöhnt, ferner vom Reich lieber abzusehn, als etwas von ihm zu verlangen. Friesland ist nie wieder fest in den Reichsverband zurückgetreten, ebenso die spätere Grafschaft Holland stets ein unsicherer Außenposten geblieben. Die Thüringer unter ihrem ehrgeizigen selbstgewählten Herzog Eckart frondierten, Heinrich der Zänker gebot bald wieder auch über Kärnten, das regnum Bawariae der Herzogin Judith schien wieder aufzuleben, die Reichsgewalt flackerte wie eine schlecht gespeiste Flamme.

Da war es wenig zur Sache, daß Otto III, kaum flügge geworden, 996 auch schon über die Alpen zog. Sobald er in Oberitalien die Nachricht vom Ableben des Papstes empfangen hatte, berief er seinen Vetter und Freund Brun, einen begeisterten Reformanhänger, auf den Stuhl Petri. Damit betrat, wenn Otto sich in der Abhängigkeit dieses Freundes auch getäuscht hatte, endlich wieder ein reiner Charakter die kirchenpolitische Bühne. Die Frage: ob sich für die deutsche Reichspolitik nicht einmal probeweise der Versuch lohnte, die altüberlieferte päpstliche Pornokratie sozusagen in ihrem eignen Brodem schmoren zu lassen, hat sich der jugendliche Schwärmer gewiß niemals auch nur vorgelegt. Der Erfolg war, daß, je gediegener und eifriger die Päpste, desto mehr unsre deutschen Könige behindert und gelähmt wurden. Eine solche Entwicklung Deutschlands, daß auch in den niederen Schichten des Volkes ein mindestens geringes politisches Behagen entstand, blieb unter Otto III undenkbar. Selten ist ein Regent von dem notwendigen Ziel praktischer Zweckmäßigkeit entfernter gewesen

als er; selten hat einer für Machtverhältnisse einen so ungenügenden Tastsinn besessen. Die acht Millionen Deutscher, die er jenseits der Alpen zurückließ, schienen ihm durchaus eine quantité négligeable, bis er sie lediglich zur Ausnutzung und Ausblutung heranzuziehen beliebte für hochfliegende Kombinationen, an denen jeder einzelne Faktor, das Papsttum, die Römer, die Sarazenen, die Griechen, Venedig, falsch berechnet war. Man kann dreist hinzufügen: am falschesten berechnet war Deutschland selbst. Von der Leistungsfähigkeit, die in diesem herrlichen, nur von der Kirche leicht angekränkelten Volkstum steckte, hat der gekrönte Träumer sich keine Vorstellung gemacht. Anfangs Mai 996 war er in Rom von seinem Freunde Brun, jetzt Gregor V, zum Kaiser gekrönt worden. Seitdem hat er sich, als „römischer" Kaiser, seiner sächsischen Abkunft, seiner deutschen Heimat nur noch inniger geschämt; aber wir werden kaum fehlgehen, wenn wir jene Gesinnung aufrichtig erwidern.

Misregierung. Die Einbuße, die Deutschland durch Otto III erfahren hat, ist nachhaltig; noch heute tragen wir an ihren Folgen. Man kann ein starkes und gesundes Volk auf doppelte Weise mißregieren: einmal, indem man seine tatsächlich vorhandenen Kräfte durch Unzweckmäßigkeit und mangelnde Pflichtauffassung der Herrschgewalt lahmlegt; zweitens, indem seine Kräfte zwar ausgenutzt werden, doch in schmählichem Mißbrauch für Zwecke, die von den wirklichen Lebensinteressen der Nation weit entfernt sind und lediglich dem Belieben ganz weniger Bevorzugter dienen, während die große Masse mit den Herdengefühlen des Betrogenseins, der Vergewaltigung und Verzweiflung abgefunden wird. Zwischen diesen beiden idealen Extremen schlechter Herrscher hat Otto III während seiner zum Glück nur kurzen Regierung geschwankt, und leider kann man seine Jugend nicht als Entschuldigung anführen, denn er war außerordentlich frühreif und von hochgradig entwickeltem Selbstgefühl.

Möge durch ein gnädiges Geschick dem armen deutschen Volk für immer ein ähnlicher „Monarch" erspart bleiben: ohne Ansehung der Wirklichkeit in Größenideen lebend, phantastisch durch und durch in allen seinen Posen; jetzt sich herumsielend in demselben Bett mit einem halluzinierenden Neurastheniker, der ihm durch seine tiefliegenden Augen und sein verworrenes Zungenreden imponierte; jetzt er, ein Imperator, als Einsiedler nach italischer Eremitenart eine Höhle bei Rom bewohnend; nun auf einem Zuge nach Gnesen zum Grabe seines einstigen Freundes ein slawisches Erzbistum (!) errichtend, unter Verleugnung der gesamten bisherigen sächsischen Kaiserpolitik, einem Faustschlag ins

Gesicht der Nation; jetzt mit der Fackel in die Gruft Karls des Großen hinabsteigend, um schließlich wie ein sentimentales Mädchen an gebrochenem Herzen zu leiden, weil die selben Römer, an denen er vor wenigen Jahren die Vertreibung Gregors († 999) fürchterlich gerächt hatte, ihn nicht liebten, ihn zu Anfang 1001 in seiner Pfalz auf dem Aventin belagerten, ihn in die Flucht jagten, ihm unbotmäßig und verächtlich, als er von Ravenna mit herbeigerufenen Deutschen wieder südwärts zog, entgegentraten. Noch vor dem unvermeidlichen Kampf ist er im festen Paterno (nördlich von Rom) am 23. Januar 1002, angeblich an einer fieberhaften Krankheit, gestorben. —

Abspaltung Norddeutschlands unter Heinrich II. Heinrich II (1002—1024), Herzog in Baiern, hatte sich, obschon er in direkter Abstammung ein Urenkel Heinrichs I war, zunächst diplomatisch hindurchzuwinden, um überhaupt bei der trostlosen Verfahrenheit der deutschen Zustände in den Besitz des Königsthrones zu gelangen, bis er nicht in Aachen, sondern in Mainz durch den mainzer Erzbischof gekrönt und gesalbt wurde. Wichtiges Eigentum der Reichsgewalt, wichtige Zukunftsmöglichkeiten sind bei diesem Lawieren für immer verloren worden. Die Sachsen erhielten Zugeständnisse für ihre Sonderstellung abseits vom Reich, die großen Laienfürsten für ihre suveräne Landeshoheit, die Bischöfe für ihre selbständige Mitwirkung an der Reichsregierung. Von dieser Zeit her schreibt sich schon die unglückselige Spaltung in ein Süd- und in ein Norddeutschland; schreibt sich die nun bald ultramontan werdende Politik der deutschen Kirchenfürsten, die aufhörten, sich überhaupt noch als kaiserliche Beamte zu fühlen; schreibt sich der ins Kraut schießende Egoismus der Territorialherren, die vom Reiche nur noch zehren und haben wollten. Allein Heinrich II war in diese Zwangslage durch den Absentismus Ottos III geraten. Die Nation hatte kein Grundgesetz gehabt, durch welches deutsche Kaiser gezwungen gewesen wären, Sitzfleisch für deutsche Angelegenheiten zu prästieren, das Papsttum jenem fromm Verbildeten und vielen andern als die wichtigste deutsche Angelegenheit gegolten. So muß man es Heinrich II als Ruhm anrechnen, daß er von demselben Augenblick, da er die Zügel der Regierung in seine Hand nehmen durfte, der italienischen Politik, obschon er mehrfach über die Alpen ging, nie gestattet hat, dem deutschen Volk das Mark aus den Knochen zu saugen. Größer noch als diese Enthaltsamkeit war das Meisterstück, das er fertig brachte: trotz jenen erwähnten Zugeständnissen so zu regieren, als ob sie nicht gemacht worden wären, und was ihm persönlich die Not des Augenblicks entwunden hatte, mit zäher politischer Klugheit wieder heimzu-

bringen. Fromm und von tadelfreiem Wandel benutzte er seine unangreifbare Stellung dem Klerus gegenüber zu festem Auftreten. Frei werdende Bistümer und Abteien besetzte er mit ihm ergebenen Geistlichen, die die Schulung der Reichskanzlei genossen hatten, — anscheinend ohne schlechte Erfahrungen zu machen, was für sein gesundes Urteil spricht. Finanziell aber griff er unbeugsam, sogar nicht ohne kynisches Behagen durch, brachte gerade die fettesten Klöster in ausgesprochene Zinsbarkeit gegenüber dem Fiskus, ernannte wohl auch gelegentlich einen für geizig geltenden Mann über üppige Mönche und zog, wenn sie unzufrieden entliefen, schmunzelnd ihre Raten ein.

Es versteht sich, daß dieser Kaiser die östliche Kolonisationspolitik seines Urahnes wieder aufnahm. Hier hatte sich nach der sinnlosen Einrichtung des gnesener Erzbistumes durch Otto III das Polentum hoch erhoben, stand in direktem Verkehr mit dem Stuhl Petri und hatte unter seinem ausgezeichneten Führer Boleslaw Chrobry der Deutschen lachen gelernt. Fortschritte waren auch Heinrich II gegen diesen Fürsten, der ihn um ein Jahr überlebte, nicht beschieden, doch schon die Tatsache, daß er die Nation und zumal die Sachsen wiederum vor ihre eigentliche Aufgabe stellte, bleibt rühmenswert. Wäre seiner Regierung längere Dauer beschieden gewesen, vielleicht würde der endlos Befehdete dennoch schließlich durch das Reich hin Autorität genossen haben, zum größten Vorteil, da er über dem Verständnis für die Stärke der Zentralgewalt den Blick für die Niederungen der Nation und ihre aufstrebenden Schichten nicht verlor. Wenn auch er von der Schaffung eines direkt ressortierenden Beamtentumes absah, sich mit dem überlieferten geistlichen Verwaltungsapparat weiterhalf, so kann das nur an undurchsichtigen Widerständen gelegen haben. Wahrscheinlich waren die geistlichen wie die Laienfürsten allenfalls diplomatisch innerhalb der alten Gewohnheiten zu bändigen, doch infolge der Unterlassungssünden der Vorgänger und seiner eignen Konzessionen zu stark, als daß Heinrich sie hätte plötzlich beiseite schieben, über ihre Köpfe hinweg ein zentralistisches Reichsregiment einrichten können. Jedenfalls wurden seine Fähigkeiten und sein guter Wille vom Glück nicht ausreichend belohnt.

Deutsche Bischöfe opponieren Rom. Gegen Ende von Heinrichs Regierung (seit 1014 war er Kaiser) trat die merkwürdige Kombination ein, daß mehrere deutsche Bischöfe, verstimmt, weil die römische Kurie so häufig lossprach, was sie selbst gebannt und mit Bußen belegt hatten, fernere Übergriffe des Papstes in die Disziplinargewalt deutscher Synoden nicht dulden wollten. Unter Führung des Erzbischofs Aribo von Mainz waren sie bereit, auch dem Kaiser gegenüber auf diesem

ihrem Stück zu bestehn. Es ist schwer zu sagen, wie Heinrich II, der damals mit der Kurie in gutem Einvernehmen war, sich entschieden, d. h. ob er die Gelegenheit zur Gründung einer deutschen Landeskirche wahrgenommen haben würde; denn er starb gleich darauf. Mindestens hinterließ er die Reichsgewalt in einer solchen Verfassung, daß sein Nachfolger nicht wie er selbst ganz von vorn zu beginnen hatte.

Konrads II Charakter. Mit Konrad II bestieg 1024 das Geschlecht der Salier den deutschen Thron. Ihre Stammgüter lagen beim Kloster Limburg an der Hardt, in der heutigen Rheinpfalz, im damaligen Herzogtum Franken. Vier Kaiser haben sie uns geschenkt, durchweg hochgewachsene, leidenschaftliche Männer von starker Persönlichkeit, geborene Herrschnaturen, tapfer, klug und geschickt, wenn auch sehr verschieden an Herz und Charakter; der begabteste von allen zugleich der unglücklichste; der glücklichste von ihnen eben jener Konrad. Vor seiner starken Anwesenheit schienen Widerstände zu schmelzen; er brauchte zuweilen nur aufzutreten, so wurden verwickelte Schwierigkeiten löslich und einfach. Ein harter Wille, langen Hasses fähig, ward in ihm gebändigt durch einen wundervoll praktischen Sinn für das Erreichbare. Seine Art zu regieren erinnert mehr als die irgend eines andern Kaisers an Karl den Großen. Es war nicht gut, sein Feind sein; auf wen er sich gesetzt hatte, der verdarb gleich dem unseligen Adalbero von Kärnten oder dem sagenumwobenen Herzog Ernst von Schwaben. Aber wenn jähzornig und furchtbar auf diesen Höhen, war er mild für die Kleinen seines Volkes. Krönung und Krönungszug hat er warten lassen, um zunächst die Bittsteller zu hören, die sich ihm in Mainz auf die Nachricht seiner Wahl genaht hatten. In seltener Weise vereinigte er in sich die Hauptattribute des guten Fürsten: Gegenwart und Erreichbarkeit; Sparsamkeit; gerechtes Richten; Abneigung gegen alles Nepotentum; Stellung *über* den Großen als eines Schützers der Schwachen.

Eine Blöße gab sich seine Regierung wohl durch den schwunghaft betriebenen Handel mit geistlichen Stellen und Pfründen, dessen dem Fiskus zufließende Erträgnisse der sorgsame Reichsvater nur allzuwohl brauchen konnte. So sehr es lobenswert an ihm war, daß er seine persönliche Frömmigkeit nicht ins Staatsleben hinübertrug und die Kleriker lediglich in ihrer Eigenschaft als Staats*beamte* gelten ließ, mit einer ausgesprochenen Tendenz, im Notfall sie durch Wegnahme von Verwaltungsfunktionen zu schwächen, so ermöglichte er doch eben den Frommen im Lande, den Vorwurf der „Simonie" lauter als jemals zu erheben.

Konrads Ehe. Auf dieses Kaisers Kirchenpolitik im allgemeinen fällt ein interessantes Schlaglicht aus dem Privatleben und beweist uns, daß der Praktiker nicht ohne romantische Ader war. Denn seine Gattin Gisela, eine der schönsten und liebenswertesten Frauen ihrer Zeit, die Witwe des Herzogs von Schwaben, hatte er, wenn die Sage richtig ist, entführt und sie trotz dem Einspruch von Kaiser Heinrich, sowie der römisch gesinnten Kleriker, die Bedenken der Blutsverwandtschaft geltend machten, bei sich behalten. Es ist sehr wohl möglich, daß Gisela, die den gleichaltrigen Konrad als dritten Gemahl nahm, jenen romantischen Anstrich der Sache mit Überlegung gewählt hat, als ob sie der Gewalt gewichen wäre, da sie doch durch jenen Schritt die Vormundschaft über ihren Sohn Ernst und die Regentschaft in Schwaben verlor, was die bösen Zungen im Reich als unklug nicht wenig beredet haben dürften. Gleichwohl erwies der Herzensbund sich so glücklich und erfolgreich, wie es keine Vernunftheirat hätte werden können. Gerade durch seine Ehe ward Konrad bei der um 1024 bestehenden antirömischen Bischofspartei populär, seine Kandidatur siegreich. Gisela aber, mit allen Tugenden der weiblichen Psyche geschmückt, darüber hinaus mit einem fast männlich anmutenden Verstand für das Wesentliche, laut Wipos hübschem Wort „nach Ruhm verlangend, nicht nach Lob", brachte dem Kaiserhause nicht nur Erbansprüche auf das Königreich Burgund hinzu, die sich schnell in Wirklichkeit umsetzten, sondern erwies sich auch zeitlebens als eine ebenso treue, wie nützliche Ratgeberin, als einen der segensvollsten Faktoren im Reich. Daher freilich einerseits das gespannte Verhältnis des Kaisers zu seinem Stiefsohn, dem Herzog Ernst, andrerseits aber auch seine dauernde Abkühlung gegen die Orthodoxie, die natürlich durch Sprengung jenes Herzensbundes gern eine Machtprobe geliefert haben würde, womit sie bei dem Löwen, der sein Weibchen nicht fahren ließ, übel ankam. Eben weil er den Eingriff dieser Widersacher in eigner Angelegenheit gespürt hatte, mag es ihm später eine Genugtuung gewesen sein, sie nirgend im Staatsleben zu dulden. Er war der Herrscher, der mehr noch als irgend ein Hohenstaufer über seine Prälaten wirklich hinwegsah; auf der Einladung zum Konzil nach Rom 1027 hat er sogar den Papst ganz einfach mit den übrigen Bischöfen gleichgestellt, ohne daß anscheinend auch nur ein Protest gewagt worden wäre. In seinem sozialpolitischen Eingreifen aber kam er Schritt für Schritt durch wachsende Vertrautheit mit den heimischen Verhältnissen und weil er in seinem dynastischen Ehrgeiz wohl herausfühlte, daß wenn er sich auf die niederen Schichten gegen die Großen des Reiches stützen wollte, die

Vorbedingung dazu in einer poſitiven, fürſorgenden Politik beſtehen müſſe.

Burchard von Worms. Infolge der Spärlichkeit der Nachrichten bei den alten, wenig ſozial empfindenden Chroniſten muß man ſich vieles erſt aus dem Zuſammenhang erklären, doch mag ſich das Weſentliche folgendermaßen abgeſpielt haben. Schon am Anfange desſelben Jahrhunderts hatte der ausgezeichnete Biſchof Burchard von Worms das Grundholdentum ſeiner Stadt in einer Weiſe geordnet, die der jungen Bürgerſchaft, die doch zumeiſt aus Hörigkeitsverhältniſſen emporſtrebte, zugute kam und eine raſche Blüte des Gemeinweſens mit ſich brachte. Er liefert ein Beiſpiel jener hiſtoriſch vielleicht weniger hervortretenden, doch in aller Stille Gutes wirkenden Kirchenfürſten, die von aufrichtiger Frömmigkeit erfüllt, die Grundſätze der Aſkeſe mit unnachſichtigem Ernſt auf ſich ſelber anwandten. Wenn auch ihre Demut, ihr und ihrer gleichgeſinnten Untergebenen Gehorſam gegen Rom den Päpſten recht eigentlich erſt eine Stellung in Deutſchland erſchufen, ſo trat es doch an Burchard zutage, aus welchen reinen, pflichterfüllten Herzen oft jene Eigenſchaften floſſen, über welche reichen ſittlichen Kräfte die Kirche in Deutſchland zu verfügen hatte. Die Willensſtärke, mit der der alte Herr einen ſiechen, durch Bußübungen erſchöpften Körper bis zum letzten Atemzug in den Dienſt der konradiniſchen Politik ſtellte, beruhte großenteils auf perſönlicher Zuneigung; denn Biſchof Burchard war Konrads Erzieher geweſen, hatte den verwaiſten, durch einen ſelbſtändigen Willen früh ſchon auffallenden Prinzen ſorgfältig und liebevoll gleich einem Sohn unterrichtet („quasi adoptivum nutrivit“, ſagt die Vita Burchardi). Leider ſollte ſich der junge Kaiſer ſeines Raters und Helfers nur noch ein Jahr (bis 1025) erfreuen. Als aber Äbtiſſin Mathilde, Burchards Schweſter, die ihm die müden Augen zudrückte, mit dem Schlüſſel zum ſorgfältig behüteten Schrein herantrat, fand ſie darin keine Koſtbarkeiten, ſondern nur ein härenes Gewand und eine eiſerne Kette mit den Spuren häufigen Gebrauches; die Schatzkammern enthielten gerade noch drei Denare in einem Handſchuh. Das übrige hatte der unermüdliche Spender bei Lebzeiten an die Armen verteilt.

Konrad als Schützer der Grundholden und niedern Ritter. Dieſes Beiſpiel muß auf Konrad ſtark gewirkt und in ihm gehaftet haben. Da nun der Schüler als Kaiſer inſonderheit ſeine Herrſcherpflicht der Friedenserhaltung, d. h. der Verhinderung von Gewalttat zumal an den Schwachen, ſehr ernſt nahm, während die Anſchauung der Großgrundherren im allgemeinen dahin ging, die Hörigen als Vieh,

desto brauchbarer je geduldiger und eingewöhnter in die Fußtritte des gnädigen Herrn, zu behandeln, so fand sich Konrad ganz wie von selbst auf seiten dieser Unterdrückten, die unter demselben Hochmut litten, gegen den er als Kaiser anzukämpfen hatte. Indem er die minderfreien Grundholden schützte, schwächte er die Stellung seiner Gegner. Das mag abgesehen von der Güte des Charakters, die keiner diesem Fürsten wird aberkennen dürfen, sein ganz natürlicher Beweggrund gewesen sein. Daher kam es unter Konrad zur Aufzeichnung von Dienst- und Bauernrechten, an die auch sein Vorgänger Heinrich II schon gedacht zu haben scheint; und ganz besonders die Hörigen, die vor einer allzu harten Hand sich auf Stadtboden geflüchtet hatten, atmeten auf, da die Verfolgungsbefugnisse ihrer Herren sich zu mindern, die Ablösungsbedingungen sich zu bessern begannen.

Von dieser wohltätigen Politik sollten dem Enkel des Kaisers einst reiche Früchte reifen; er selbst aber schuf sich einen sofortigen Halt in der Nation, indem er die Erblichkeit der kleinen Lehen durchführte. Wieviele Bauerngüter von dieser Neuerung profitierten, ist schwer zu sagen. Das war ja nur allzu häufig vorgekommen, daß ein Freibauer das von seinen Eltern ererbte (Allodial-)Gut im Lauf der Zeit von einem hohen Herrn, dessen „Schutz" er gewinnen wollte, als Lehen genommen, der hohe Herr dann beim Heimfall die Nachkommen des Bauern als Hörige behandelt, das Gut selbst eingezogen oder gar an einen andern Lehnsmann ausgetan hatte. Doch im Vordergrunde des kaiserlichen Interesses standen jene zahllosen reisigen Dienstmannen, die für ihre Militärpflicht von ihrem Gebieter mit einem Stück Land belehnt worden waren, die diesem Lande, welchem ihre kolonisatorische Lebensarbeit galt, erst ihren Wert erzeugt hatten und natürlich nun den Wunsch hegten, es auf Nachkommen vererben zu dürfen, während umgekehrt der Lehnsherr hiervon wenig wissen wollte und das emporgearbeitete Gut am liebsten für sich behielt. Die Erblichkeit der kleinen Lehen ward in Deutschland eine Maßregel von immenser Popularität, eine Maßregel, durch die der Kaiser, den Widerstand seiner knirschenden Granden vollständig lähmend, es schließlich ermöglichte, die drei Herzogtümer Franken, Schwaben, Baiern widerspruchslos in der Hand seines Sohnes Heinrich zu vereinigen, während Kärnten, wo der kinderlose jüngere Konrad, des Kaisers Vetter, gebot, ebenfalls dazu gerechnet werden mußte. Und wie er schon auf seinem ersten Römerzuge 1026 Oberitalien in einer Weise beruhigt hatte, daß er allein von sämtlichen Kaisern es wagen konnte, gelegentlich ein lombardisches Kontingent über die Alpen nach Deutschland hinein aufzubieten, schaffte er sich und dem

Kaisertum durch seine Sozialpolitik zuletzt auch eine breite Partei in Mittelitalien. Eigentlich blieb nur Sachsen als Stammesherzogtum außenständig neben Ober- und Niederlothringen, die damals unter Gozelo vereinigt waren. Wenn aber schon die Erblichkeit der großen Lehen in den vornehmsten Grafenfamilien des Reiches nicht mehr zu verweigern gewesen war und er nur noch in der Erblichkeit der kleinen ein Gegengewicht anzubringen vermochte, so hatte jedenfalls die freie Vererbung der partikularen Herzogswürden niemals in Konrads Absicht gelegen. Im Gegenteil sprechen alle Anzeichen dafür, daß er nicht gezögert haben würde, die Herzogtümer überhaupt abzuschaffen und alles Land in direkte kaiserliche Verwaltung zu nehmen, wenn ihm noch ein Jahrzehnt in seiner gefestigten Stellung vergönnt gewesen wäre. Das Schicksal, den Deutschen ungünstig, hat es leider anders gewollt. Von dem, was sonst noch geeignet schien, eine zentralisierte kaiserliche Erbmonarchie vorzubereiten, hat Konrad nichts unterlassen, u. a. in allerdings etwas summarischer Weise, die an die Zeiten des Licinius und des großen Konstantin erinnert, für die politische Unschädlichmachung sämtlicher etwaiger Prätendenten durch die Tonsur gesorgt.

Er verbietet Menschenhandel. Doch nicht nach diesen Zwischenfällen, über die der Politiker als notwendig hinwegzugleiten pflegt, vielmehr nach seinen dauernden sozialen Einwirkungen will Konrads Charakter beurteilt sein. Bis zu seinem Auftreten war immer noch, wenn schon der öffentliche Markt aufgehört hatte, der Menschenhandel im Schwange gewesen, ja es scheint, daß just bei den erneuten Berührungen der Deutschen mit den Slawen, unter den Sachsenkaisern durch die Kriegsgefangenen jener Rasse der Name „Sklav" aufkam zur Deckung des Begriffes, den die Deutschen bis dahin mit Knecht (servus, mancipium) oder durch scalk (daher marschalk = Pferdeknecht) bezeichnet hatten. Die Kaufleute einer damals deutschen Stadt, Verduns in Lothringen, machten, mit Venedig rivalisierend, ein Geschäft aus der Lieferung von Verschnittenen nach Spanien (vgl. Kapitel 12). Zumeist waren es eben wohl Slawen, die sich im Verkehr befanden, doch dieses Beispiel wirkte leider anregend auf den Handel mit Knechten und Unfreien im allgemeinen. Da ist Kaiser Konrad gegen ihn aufgetreten, hat ihn als „verabscheuungswerte Gewohnheit" verworfen, den Verkauf von Knechten auf den Gütern der verdener Kirche (Fardensis ecclesiae) ausdrücklich verboten, und er war ganz der Mann, seinem Verbot auch Nachdruck zu geben.

Lage der Dienstboten. Die Stellung solcher täglichen, zu allem verwendbaren Diener (Dageskalke, Dagewarde, präbendarii,

stipendiarii) war verschieden je nach ihrer Nützlichkeit, Anhänglichkeit und der Milde ihrer Gebieter. Niemals hatten sie Land, höchstens ein aufkündbares Haus mit Gärtchen. Aber wenn die persönliche Nähe der Herrschaft den Anstelligen zuweilen ein materielles Aufrücken mit Freilassung ermöglichte, so sagte man doch gerade Kirchenfürsten, die dem frommen und wohlwollenden Burchard von Worms nur wenig glichen, die Neigung nach, jene mit Prügelstrafen verbundene Unfreiheit auch auf andre abhängige Stände auszudehnen. Und selbst in Burchards Hofrecht für seine wormser Liten*) steht das Abziehen der Kopfhaut (Skalpierung) für gewisse Vergehen als eine ganz selbstverständliche Strafe im Sinne der Zeit, so daß wir Hadwigs Drohung in Eckehards erwähntem Bericht völlig ernstgemeint und wortgetreu nehmen dürfen.

Edictum de beneficiis. Zwei Jahre vor seinem frühen Tod, auf seinem zweiten Römerzuge, durch das Edikt über die Benefizien (vom 28. Mai 1037) haben seine politischen Ideen und sein bisheriger Verwaltungsbrauch neue gesetzgeberische Fixierung erhalten. In der Lombardei, wo durch die Fruchtbarkeit des Landes und blühenden Handel sich zuerst in der abendländischen Christenheit wieder flüssige Barmittel in größeren Mengen angehäuft hatten, war die neu aufkommende Geldwirtschaft sehr bald mit den vorhandenen naturalwirtschaftlichen Produzenten in Konflikt geraten. Anders ausgedrückt: die Geldwirtschaft ist dort zu früh, zu plötzlich und zu mächtig über den noch nicht ausreichend gefestigten Landmann hereingebrochen; denn sichtbarlich haben sich von den Zuständen, die heute noch in der Poebene vorherrschen: daß der Besitzer des Landes in der Stadt wohnt, daß der Bebauer des Landes nicht sein Besitzer ist, sondern den Ertrag an den Zinsherrn in der Stadt abführt, die ersten sehr stürmischen Vorboten unter Konrad II angekündigt. Natürlich kam es nun, als die schwere Kapitalistenhand sich auf den Landwirt legte, in einer Zeit, die der Presse und regelmäßiger parlamentarischer Vertretungen ermangelte, sofort zu Gewaltsamkeiten und Aufruhr, zur sozialen Revolution. Der anwesende Kaiser sah sich die Dinge an und fand aufseiten der städtischen Plutokratie, von der Volkspartei schwer verklagt, den ihm vorher wohlgesinnten Erzbischof Aribert von Mailand, der jetzt aber, aufgerufen um sich zu rechtfertigen, den hierarchischen Grundsatz äußerte, daß er einer vom Kaiser berufenen und präsidierten Versammlung nicht unterworfen sei. Konrad ließ Aribert nun auf dem Reichs-

*) „Lex familiae Wormatiensis ecclesiae." Noch werden auch in Deutschland die Hörigen des Besitzers „familia" genannt, wie einst in Rom die Sklavenschar. (Vgl. Kapitel III, S. 41.)

tag in Pavia (Frühjahr 1037) als Hochverräter verurteilen und beſetzte, ohne den Papſt zu fragen, aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit den erzbiſchöflichen Poſten aufs neue. Dann hat er ſich energiſch zum niedern Adel geſchlagen und jene ſchon erwähnte Konſtitution („edictum de beneficiis") erlaſſen, laut welcher die Aberkennung von Lehen künftig nur durch gerichtlichen Spruch erfolgen durfte.

Des Kaiſers früher Tod. In Niederlothringen ſollte der noch nicht Fünfzigjährige vorzeitig von ſeinem hohen Amte ſcheiden. An der Gicht kränkelnd aus dem Süden heimgekehrt, iſt er zu Utrecht nach einem raſtlos tätigen Leben am 4. Juni 1039 geſtorben. Ewig müßte die deutſche Nation, und grad in ihren weniger begünſtigten Schichten, das Andenken des gewaltigen Mannes in Ehren halten, des erſten deutſchen Königs, der nach dem Franken Karl den Namen „modern" verdient, weil er ſeine Gewalt überall für ausgleichende ſoziale Gerechtigkeit zu betätigen verſtand. Im Dom von Speyer, zu dem er den Grundſtein gelegt hatte, liegen ſeine teuern Gebeine beſtattet.

Überſchätzung Heinrichs III. Welchen Gebrauch machte ſein Sohn und Nachfolger von dieſem herrlichen Erbe? Die populäre Geſchichtſchreibung iſt leider der alten Gewohnheit noch vielfach treu, in die Regierung Heinrichs III die eigentliche Blüte des altdeutſchen Kaiſertumes zu verlegen, obſchon er nur angeſammelte nationale Aktiva verzehrt hat und im Gegenteil, faſt wie nach einem Plan, unter ſeinem Regiment alle Keime künftigen Verderbens ausgeſtreut wurden. Es iſt öfter in der Weltgeſchichte vorgekommen, daß Kronprinzen zu ihrem Vater in Oppoſition traten, doch nirgend mit ſo offenbarem Nachteil für das betreffende Gemeinweſen.

Fehlpolitik. Eine der erſten Regierungshandlungen des Sohnes war es, den von Konrad abgeſetzten und gefangen gehaltenen Erzbiſchof von Lyon freizugeben; ſchon im Jahr darauf (1040) wurde auch jener Aribert von Mailand zu Gnaden wieder angenommen. Das bedeutete einen Umſchwung im Syſtem, einen freiwilligen Verzicht auf die durch den Vater dem Kaiſertum errungene Stellung, eine Ermunterung hierarchiſcher Anmaßungen. Heinrich III war an ſich ein vortrefflicher Menſch; die Zeitgenoſſen rühmen ſeine Haltung wie den Ausdruck ſeines dunkeln Geſichtes als angenehm und ehrwürdig (venustus). Aber wenn Wipo berichten muß, daß trotzdem zwiſchen ihm und ſeiner Mutter Giſela ein Mißverſtändnis obgewaltet habe, ſo lag das daran, daß die prächtige Frau, Kaiſerin jeder Zoll, das Geheimnis von ihres Sohnes Charakter allzuwohl durchſchaute und es mißbilligend mitanſah, wie er im Gegenſatz zu ſeinem zweckmäßigen

Vater die Reichsidee in den Dienst seiner privaten Frömmigkeit stellte. Heinrich III hat das Reich nicht, wie er sollte, nüchtern und praktisch, sondern auf Grund einer leidenschaftlichen subjektiven Vorliebe regiert. Darum allein ist die Wirkung seiner sonst glänzenden Gaben zum Nachteil der Nation ausgeschlagen, sind, obwohl seine Regierung es rein äußerlich an vielfach erfolgreich scheinender Aktion mit jeder andern aufnimmt, die schließlichen Resultate teils flüchtig, teils geradezu schädlich geblieben. Eine kurze Übersicht mag diese Behauptung erläutern:

Heinrich III hat sich den Frieden im Reich (d. h. den geordneten, gesetzmäßigen Zustand), den sein Vater aus eigener Kraft aufrecht erhalten hatte und den er selbst zu schützen Macht genug besaß, ohne Not von der Kirche schenken lassen, als eine sogenannte treuga Dei. Hierdurch wurde die Vorstellung erweckt, als ob man für den Landfrieden dem Papst dankbarer als dem Kaiser zu sein habe, die Mitwirkung der Kirche das eigentlich Notwendige sei. Als die Sache kommen sollte, hat selbst ein Bischof, Gerhard von Cambray, davon abgeraten, weil ja im Reich der König ohnehin ausreichend für Frieden sorge, Heinrich III jedoch seinen Willen durchgesetzt, weil religiöse Vorstellungen ihn bis zum Verlust von Klugheit und Selbstachtung beherrschten. So hat er auch wichtige politische Streitpunkte an den stattlicheren Verlauf kirchlicher Feierlichkeiten weggeworfen, seinen Feinden und Widersachern verzeihend sich mit dem bloßen Versprechen der Versöhnlichkeit als Gegenleistung begnügt und zum Schaden seiner Herrschaft die allerbösesten Erfahrungen gemacht, ohne durch sie belehrt zu werden.

Weil er gegen den (S. 233 ff. schon erledigten) Vorwurf der „Simonie" allzu empfindlich war, hat er, wenn auch unter Festhaltung seines Ernennungsrechtes, vom Verkauf geistlicher Pfründen ganz abgesehen, den sehr erheblichen Ausfall für den Fiskus dann durch stärkere Belastung der Laienfürsten zu decken gesucht. Indem er so den hohen Klerus begünstigte, mußte er notwendig den führenden Großadel erbittern, der sich für ungerechter Weise gebrandschatzt hielt. Die schlimmste Folge hiervon war, daß Heinrich aus Finanzrücksichten und gedrängt von der allgemeinen Unzufriedenheit sich gezwungen sah, die beiden Herzogtümer Kärnten und Baiern wieder frisch zu verleihen. Nachdem er seit Konrads des Jüngeren Tod im Jahre des eigenen Regierungsantrittes (1039) vier Herzogtümer: Franken, Schwaben, Baiern, Kärnten, dazu Burgund, durch die weise Politik des Vaters und eine seltene Gunst des Geschickes in seiner Hand vereinigt hatte, mußte er schon

1046, weil er die Reichsfinanzen vom Standpunkt eines päpſtlichen Legaten, nicht von dem eines nüchternen Nationalpolitikers geleitet hatte, für immer auf die Errichtung einer zentraliſtiſchen Monarchie verzichten.

Nachdem er nun diejenige Macht, die ſich als unverſöhnliche Gegnerin der Kaiſeridee allzubald erweiſen ſollte, geſtreichelt und hervorgezogen, den hohen Laienadel verſtimmt und aufſäſſig gemacht hatte, verfehlte Heinrich III doch gänzlich die Sozialpolitik ſeines Vaters. Weder Fürſorge für die niederen Klaſſen, noch auch Koloniſation an der Elbe, wie ſie Konrad II und die guten Sachſenkaiſer als Pflicht aufgefaßt hatten, gehörten zu ſeinem Programm, deſſen Hauptpunkt eben in übermäßiger Devotion beſtand. So beging er kurz hintereinander zwei der gröbſten diplomatiſchen Mißgriffe, die ein Fürſt überhaupt begehen kann und gerade er in ſeiner ſpeziellen Lage niemals hätte begehen dürfen: er nahm, um ſich vor den Anſprüchen hoher Prälaten ducken zu können, Partei gegen ſeinen eigenen, nationalgeſinnten niederen Klerus. Als er dann den Abt Halinand mit dem Erzbistum von Lyon belehnen wollte und dieſer ſich weigerte, dem König Treue zu ſchwören, weil dies „gegen das Gebot Chriſti" ſei (der bekanntlich gelehrt hatte: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt"), da warnte der deutſche Biſchof von Speyer, ſolchem unerhörten Anſpruch nicht etwa zu weichen. Dennoch konnte ſich Heinrich die Schwäche nicht verſagen, einen offnen Rebellen zu inveſtieren, in der Hoffnung, Rom gefällig zu ſein. Die Strafe folgte auf dem Fuß, indem bei der nächſten Gelegenheit die belehrten deutſchen Kirchenfürſten dem König das Recht abſtritten, einen Biſchof überhaupt nur zu laden und zu verhören. Auf italiſchem Boden aber, wohin er im September 1046 gezogen war, ſtellte ſich Heinrich, die kluge Politik ſeines Vaters verleugnend, entgegen den Landwirten und dem kleinen Lehnsadel energiſch auf die Seite des hohen Klerus. Hierdurch erſchütterte er mit einem Schlag die Partei, die Konrad dem Kaiſertum dort geſammelt hatte.

Süddeutſchland als „Römiſches Reich". Was will es angeſichts all dieſer gröblichen Unterlaſſungen und Verſündigungen gegen deutſches Intereſſe beſagen, daß Heinrich III in wiederholten Feldzügen, für die ihm faſt die ganze Kraft Germaniens zur Verfügung ſtand, Ungarn bezwungen hat? Dies fremde Volk hat ſich niemals zu uns ein Herz gefaßt, iſt ſtets nur genötigt und widerwillig mit uns Reichsdeutſchen marſchiert. Durch ſeine loſe Angliederung im Oſten, wie durch die noch unter Konrad (1033) vollzogene Angliederung Burgunds im Weſten zu den vier ſüddeutſchen Herzogtümern entſtand nun das

„Römische Reich deutscher Nation", ein bogenförmig ausgezogenes, loses Staatengefüge, das hauptsächlich durch das Fehlen kräftiger Nachbarn und die Minusleistungen seiner gelegentlichen Feinde solange vorgehalten hat. Hätte Heinrich III, die Blicke fest nach dem Norden des Reiches gerichtet, nicht nur gelegentlich in Norddeutschland residierend, die Sachsen auf ihren kolonisatorischen Wegen unterstützt und versucht, bei dieser Gelegenheit das Meer zu gewinnen, so würde er fruchtbare Politik getrieben haben, während ihm so, nach vielem, was er versah, verschüttete, verdarb, nur das geringe Verdienst einer rein formellen Weiterentwicklung der Verfassung mit regelmäßig wiederkehrenden Reichstagen usw. zugeschrieben werden kann.

Heinrich III als Werkzeug der „Reform". Verhältnismäßig spät hat er seine erste Romfahrt unternommen und ward auf ihr Weihnachten 1046 durch Clemens II zum Kaiser gekrönt, nachdem drei gleichzeitige Päpste auf zwei Synoden unter seiner Mitwirkung abgesetzt worden waren, alle drei tief in Simonie verstrickt. Es gehörte deutscher Idealismus dazu, bei dem widerwärtigen Schacher, den diese z. T. den Römlingen selbst allzu lasterhaften Herren untereinander getrieben hatten, noch länger an die Autorität und Heiligkeit ihres Amtes zu glauben. Heinrich verschaffte sich von den Römern durch Bestechungen die Würde eines Patricius, die ihm ohnehin zukam, mit ihr die entscheidende Stimme bei künftigen Papstwahlen. Die Römer steckten schmunzelnd das schöne Geld ein und wandten sich solange an ihn, als sie ohne ihn keine Reformpäpste bekommen haben würden. Recht eigentlich durch seine Vorarbeit ist der furchtbare Gegner von Kaiser und Reich, Gregor VII, in den Sattel gelangt. Eine Reformsynode verdammte bald auch auf deutschem Boden (1049) Simonie und Priesterehe. Daß der Kaiser verschwenderisch mit der Verschenkung italischer Reichslehen an die von ihm ernannten Päpste Leo IX und Viktor II war, versteht sich fast von selbst.

Getreu dem Programm, dem er gelebt hatte, ist er 1056 gestorben. Noch auf dem Totenbett „versöhnte" er sich mit einem Unversöhnlichen, den er selbst beleidigt und vertrieben hatte, mit Gottfried, einst Herzog von Oberlothringen, jetzt (durch Heirat) Markgraf von Tuskien, dem mächtigsten Laienfürsten Italiens. Gottfried (er hieß der Bärtige) ist ein erbitterter Feind des salischen Hauses wie der Kaiseridee an sich noch dreizehn Jahre hindurch geblieben. Gleich mahnendem Donner aber klang in die letzten Tage des Kaisers hinein die Kunde von slawischen Brandschatzungen und sächsischer Niederlage. Unschuldige mußten büßen, was der in Italien und Ungarn die Kräfte

des Reiches verschwendende Hüter versäumt hatte. Ehrliche deutsche Kulturarbeit ward rückgängig; die Kosten solcher Verheerungen trug wie gewöhnlich mit Leben und Habe das niedre, zu Schanden regierte Volk.

XV. Kapitel.

Beginnendes Reichselend. — Erster und zweiter Kreuzzug

Charakter Heinrichs IV. Schon von seiner ersten Romfahrt war Heinrich III leidend aus Unteritalien nach Hause gekehrt, drei Jahre darauf (am 11. November 1050) ihm jener Sohn geboren worden, der als Heinrich IV 1054 in Aachen zum deutschen König gekrönt, 1056 beim vorzeitigen Tode des Vaters das höchst zweifelhafte Erbe einer im Innersten zerrütteten Reichsgewalt unmündig antrat.

Erst spät ist die Historie dazu gekommen, den wirklichen Charakter des Schwergeprüften trotz den parteiisch getrübten Quellen, die von ihm Kunde geben, zu erkennen. In hohem Grad, obschon in jüngeren Jahren stolz und zu leidenschaftlich raschen Entschlüssen geneigt, hat er viele der besten Herrschertugenden besessen: Mannhaftigkeit, Spannkraft, Wärme der Gesinnung, Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl, Klugheit, und wenn es ihm beschieden gewesen wäre, nicht als Kind, sondern erwachsen und reif, statt seinem Vater einem Konrad II nachzufolgen, so dürfte er vielleicht in Deutschland eine Monarchie mit der Tendenz zum nationalen Einheitsstaat errichtet haben. So, in zarter Jugend zurückgelassen von einem Vorgänger, der ihm die notwendigsten Gesinnungen zerstreut, den finanzpolitischen Boden abgegraben, die Laienfürsten verbittert, die ungeheuersten Schwierigkeiten mit dem Papsttum angebahnt hatte, nun gar noch unter der Vormundschaft einer schwachen Mutter, die erst nach Verwirtschaftung der letzten günstigen Bestände ihrem natürlichen Beruf: als Betschwester in Rom ihren Leib zu kasteien und Kleider für Arme zu nähen, folgen konnte, ist Heinrich auch in seinen privaten und gemütlichen Beziehungen von Anbeginn durch alles erdenkbare Mißgeschick gequält und verfolgt worden. Sein ganzes Leben bis zum letzten Atemzug gleicht einem Apriltag, an dem warme glänzende Sonnenblitze mit schwarzer Bewölkung, Sturm, Regen, Hagelschauern und Frost abwechseln. Mit

vier Jahren König, mit fünf Jahren verlobt, mit sechs eine Waise, wird er zwölfjährig vom hinterhaltigen kölner Erzbischof Anno geraubt. Schon dies Ereignis zeigt uns im Knaben den ganzen Mann. Freiheitliebend und kühn stürzt er sich, seiner Situation innewerdend, von dem Schiff, das ihn entführen soll, in den reißenden, strudelnden Rhein und wird nur mit Mühe durch den ihm nachspringenden, mitverschworenen Markgrafen Ekbert von Braunschweig lebend geborgen. Zunächst bleibt er nun ein Spielball der Parteien, von denen eine die andre darin überbietet, seine Zukunft zu verbauen, sein Reichsgut zu mindern.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, die ganze wechselreiche politische Geschichte jener langen Regierung von 1056—1106 zu beschreiben; doch außer dem energischen Wiederbeginn der deutschen Bruderkriege, durch die die Lage des niedern Volkes verschlechtert wurde, dürfen drei Tatsachen großen Stiles, die in die Zeit Heinrichs IV fallen, hier nicht übergangen werden: der auch heute noch vom Volksmund vielgenannte Gang nach Kanossa; der erste Kreuzzug vom Jahr 1096; und das Eingreifen städtischen Bürgertums in die deutsche Politik, das Auftreten einer öffentlichen Meinung in jenen Kreisen, die die Träger der modernen deutschen Bildung zu werden bestimmt und gerade damals die Führer der sozialen Entwicklung waren.

Das Aufkommen Hildebrands. Der Name Hildebrand muß jetzt genannt werden. Angeblich der Sohn eines Zimmermanns aus der Nähe von Florenz und ursprünglich gegen seine Neigung Benediktinermönch, trat er vom Kloster St. Marien auf dem Aventin zu Rom im Jahr 1045 in die Dienste Gregors VI, der zwar selbst seine päpstliche Würde für 1000 Pfund Silber von Benedikt IX erstanden hatte, doch trotz dieser Simonie den Reformanhängern willkommen war. Nach Gregors Tod (1046) verweilte Hildebrand meistens in Cluny und ist dann seit 1047 unter den noch folgenden Päpsten der gleichen Richtung (Leo IX bis 1054, Viktor II bis 1057, Stefan IX bis 1058, Nikolaus II bis 1061 und Alexander II bis 1073) minder oder mehr, zuletzt allseitig anerkannt, das eigentliche geistige Haupt der „Reform" und Hauptleiter der päpstlichen Politik gewesen.

Einleitung des Investiturstreites. Wir können an ihm beobachten, wie sich das ursprüngliche mönchische Ideal der Kluniazenser politisch widerspiegelte, wie die deutsche Reichsregierung und damit das Leben der niederen Klassen von ihr beeinflußt und gestört wurden, denn die Reform, ganz abgesehen von andern hierarchischen Forderungen, wie Abschaffung der Priesterehe, richtete sich eben zuletzt auf die zwei Hauptpunkte: Verschlingung deutschen Kroneigentums durch die

Kirche und Beseitigung der Reichsgewalt bei Bestallung von Bischöfen. Besonders eine Schrift des Kardinals Humbert „contra Simoniacos" zog den frechen Schluß: da die weltliche Gewalt einen Geistlichen schlechterdings nicht belehnen (investieren) dürfe, andrerseits der Verkauf eines Lehens nach Lehensrecht erlaubt sei, — so müßten die Reichslehen der Äbte und Bischöfe der Reichsgewalt ein für allemal entzogen werden, damit diese nicht „in Simonie verfalle", denn Simonie sei eine noch schlimmere Ketzerei als der Arianismus. Schiller hat für solche Vorschläge das Wort geprägt:

„Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Das Reich sollte sich sozusagen freiwillig bankrott erklären, auf sein wertvollstes Eigentum, auf die Bischöfe als seine wichtigsten Beamten ohne Gegenleistung verzichten und seine besten Mittel aus der Hand geben, damit sie künftig zu seiner Unterdrückung angewendet würden. Noch absurder wird die Zumutung, wenn man bedenkt, daß in dem tief in der Naturalwirtschaft steckenden Deutschland jener Tage das Eigentum in Ländereien die Basis jeder Finanzierung war.

Neuer Modus der Papstwahl. Die zweite Forderung aber zielte auf einen neuen Modus bei der Papstwahl. Eigentliche Wähler sollten nur noch die Kardinalbischöfe sein, der Kaiser nur mitwirken, wenn er „patricius" war. Diesen Titel, von Papst Stefan III an König Pippin und seine Erben einst verliehen, hatte Heinrich III nur durch Bestechung erworben, der junge Heinrich IV noch nicht, und Reformpäpste (freilich gab es auch eine kleine Kaiserpartei in Rom) würden sich wohl gehütet haben, jene Würde anders als gezwungen oder gegen feste Versprechungen und große Vorteile an einen deutschen König gelangen zu lassen. Um jeden Zweifel darüber zu beseitigen, was gemeint sei, erschien Papst Nikolaus II auf der Lateransynode Ostern 1059 mit einer Doppelkrone auf dem Haupt*). Der untere Reifen trug die Inschrift: „Kaiserkrone von St. Peters Hand", der obere: „Königskrone von Gottes Hand". Alle weltliche Macht war damit usurpiert. Der Hochmut hatte die flehenden Bitten des achten Jahrhunderts, hatte den Fußfall Stefans vor Pippin in Villa Pontico, seinen Hilferuf, das Papsttum vor den Langobarden zu retten, mitsamt unzähligen andern vom Imperium den Päpsten erwiesenen Wohltaten und Diensten vergessen. Eine defensive Tendenz, als ob das Papsttum,

*) Nach K. Lamprecht, während Ranke (in seiner „Weltgeschichte") den Doppelreifen erst durch Bonifacius VIII anlegen läßt.

nur um seiner geistlichen Unabhängigkeit sicher zu bleiben, gewissermaßen gezwungen gewesen wäre, die Oberhoheit auch in weltlichen Dingen ungern anzustreben, trat jedenfalls hier so wenig wie später beim Gregorianismus hervor.

Einmal noch zuckte, wenn nicht deutscher Nationalstolz, so doch ein Gefühl von Beraubung und geminderter Wichtigkeit in den deutschen Bischöfen auf: die unerhörten römischen Neuerungen wurden für ungültig erklärt. Es war eine Situation, aus der vielleicht endlich eine deutsche Landeskirche, unabhängig von Rom, hätte hervorgehen können; doch der junge Kaiser zählte damals erst elf Jahre. Ein deutscher Gegenpapst (Cadalus) drang nicht durch. Dann verriet Erzbischof Anno, der Königsräuber, wahrscheinlich nur um den wichtigen Grafen Gottfried von Tuskien zu gewinnen, freudig die deutschen Interessen. Ein von ihm entsendeter Kommissar begnügte sich 1064 auf dem Konzil zu Mantua mit dem Eide, den zu schwören dem nach neuem Wahlmodus aufgetretenen Papst Alexander II sein Gewissen erlaubte: daß er ohne Simonie und „nach altem römischen Herkommen" gewählt worden sei. Das, was man „Reform" nannte, hatte mit Beiseiteschiebung des deutschen Königtumes, unter dem Schutz normannischer und tuskischer Waffen, bei jener Wahl gesiegt.

Heinrich unter dem Einfluss Adalberts von Bremen. Inzwischen war Heinrich, Ostern 1065 zu Worms mit dem Schwert umgürtet, an einen andern Mann des Schicksals geraten: den glänzenden nordischen Patriarchen Erzbischof Adalbert von Bremen (aus dem Hause Wettin). Es bleibt ein häßlicher Zug, daß dieser von Gläubigern geplagte Aristokrat den guten Willen und die nunmehrige Mündigkeit des königlichen Freundes dazu benutzt hat, den Bezauberten dahin zu bringen, seinen Namen unter die Verschleuderung von einem Dutzend der besten und einträglichsten Reichsabteien, will sagen Finanzquellen und Rekrutierungsgebiete, zu setzen. Bischöfe und Herzöge teilten den Raub, dessen Früchte (Lorsch und Korvey) allein dem Urheber der „Beteilung" schließlich durch allgemeinen Unwillen mißgönnt und vorenthalten wurden. Wie oft mag der beschnellte Jüngling jenen Schritt später bereut haben! Indes, er entzog sein Herz dem skrupellosen Ratgeber nicht, der zu Tribur 1066 von ihm gewaltsam getrennt wurde und ihm nur die eigne Unbeliebtheit als Erbschaft hinterließ.

Was Adalbert (er starb 1072) für seinen Schützling erträumt hatte, war augenscheinlich ein absolutes Regiment, bei dem Er, der Erzbischof, durch den jungen König das Reich unumschränkt zu leiten gehabt haben würde. Den übrigen Reichsfürsten, die während Hein-

richs Unmündigkeit neun Jahre lang die Süße viel zu weit gehender Selbständigkeit verkostet hatten, kann es vorerst kaum verdacht werden, wenn sie sich sträubten, gerad in Adalberts von Bremen Fänge zu geraten, und es mag immerhin, wenn wir den heutigen Bundesrat mit seiner Einschränkung der kaiserlichen Administrativgewalt für eine segensreiche Einrichtung halten, den damaligen deutschen Prälaten, Herzögen und Markgrafen die Ahnung einer solchen Zweckmäßigkeit vorgeschwebt haben. Leider durchschauten sie es nicht, daß die rein ambulante Beamtung des Königs, ohne feste Residenz, ohne festes Finanzwesen und von ihm direkt ressortierende Vollstrecker seiner Verwaltungsbefehle, sehr dazu herausforderte, den Bogen nach der persönlich-autoritativen Seite hin zu überspannen. Heinrichs Stellung im Reich, nachdem er durch sein Temperament ein nur allzu gelehriger Schüler Adalberts gewesen war, wurde von vornherein dadurch erschwert, daß man bei seinem Auftreten fortwährend seines Lehrers autokratische Gestalt hinter ihm witterte.

Reichstag zu Tribur. Anderes Schwere kam schnell hinzu. In demselben Jahre 1066, da in den halb kolonisierten Gebieten auf dem rechten untern Elbufer ein furchtbarer Obotritenaufstand tobte, die ratzeburger Mönche gesteinigt wurden und viel deutsche Kultur zugrunde ging, während von der französischen Normandie aus Wilhelm der Eroberer im besten Einvernehmen mit der Kurie, unter einer von Papst Alexander geweihten Fahne, recht eigentlich als ein Soldat Petri, nach England hinüberfuhr und das altsächsische Königtum beendete, sah Heinrich sich, kaum sechzehnjährig, auf jenem Tag in Tribur, der ihm Adalbert entriß, genötigt und gezwungen, seine frühe Braut Bertha von Savoyen zu ehelichen. Sie war ihm damals zuwider, eben weil man Zwang auf ihn ausübte, was bei seinem Naturell von starken gemütlichen Bedürfnissen nichts weiter hieß, als ihn lockerem Wandel in die Arme stoßen. Jahrelang ist er dem Lager der Gattin ferngeblieben, hat auf Scheidung gesonnen, und erst 1069 gelang es einem päpstlichen Legaten, ein besseres Verhältnis herzustellen. Es waren die ersten, doch leider nicht die einzigen persönlichen Beziehungen zur Kurie. Bald entbrannte zwischen diesem durch und durch politisch gewordenen, auf Universalherrschaft sinnenden Faktor und dem deutschen Königtum der berühmte Kampf, dessen einzelne Phasen sich wie in einer gut gesteigerten Tragödie folgten.

Hildebrand als Gregor VII. Am denkwürdigen 21. April 1073 war Hildebrand nach tumultuarischer Wahl als Gregor VII selbst in die Arena getreten. Der unbefragte König protestierte nicht einmal,

da er um diese Zeit bereits in gröbster Unstimmigkeit mit Süd- wie Norddeutschen lebte. Falsche, wahrscheinlich böswillige Anklagen hatten das Verhältnis zwischen ihm und dem Baiernherzog Otto von Nordheim (sächsischer Herkunft) vergiftet; im ganzen Reich sah man lange schon scheel auf die jungen, meist schwäbischen Ministerialen, in denen sich Heinrich mit richtigem Instinkt ergebene Reichsbeamte zu schaffen versuchte; im stets zu Mißtrauen geneigten Sachsen waren die Königsburgen zuletzt ein Gegenstand ingrimmigen Hasses geworden. Von einer (Juni 1073) geplanten Zusammenkunft in Goslar mit den sächsischen Großen entfernte sich der König, nachdem er die Geladenen vergebens auf seine Gegenwart hatte harren lassen, — viel weniger gewiß aus hochmütiger Absicht, als aus Verlegenheit über die Schwierigkeiten der Lage, denn er mag wohl den alten reichswidrigen Vertrag, den Heinrich II mit den Sachsen geschlossen hatte, nicht haben erneuern wollen und sah voraus, daß er trotzdem um des Friedens willen dazu gezwungen sein würde. Doch die stolzen Männer nahmen seine Abreise als persönlichen Schimpf und trugen diese Stimmung in ihre Heimat.

Aufruhr in Sachsen. Zwei Monate später mußte der junge König vor sächsischem Ansturm aus der Harzburg durch den Urwald nach dem Kloster Hersfeld fliehen; im Frühjahr 1074 wurde ihm jener Lieblingssitz gar von Grund aus zerstört und die Asche teurer Toten von wütenden sächsischen Haufen in alle Winde gestreut. Jetzt waren wieder von einem Wahnsinnigen andre Reichsfürsten, der Schwabenherzog Rudolf zumal, der spätere Gegenkönig, durch Verleumdungen über Mordanschläge auf sie stutzig gemacht worden. Der König sah sich ohne rechten Halt ringsum, ohne Möglichkeit, Vergeltung zu erlangen, und erbat (März 1074) wegen jener Schändung der königlichen Gruft Beistand vom Papst.

Präliminarien des Kirchenstreites. Gregor VII schrieb sofort wegen Simonie und Priesterehe. Doch Heinrich, anfangs willig, war zuletzt doch nicht zu bewegen, solchen Bischöfen zunahe zu treten, die ihm während des Sachsenaufruhrs treu gedient hatten. Hierauf lud Gregor alle der Simonie verdächtigen deutschen Prälaten vor die römische Fastensynode von 1075 und ließ auf ihr das Verbot jeder Investitur durch Laien (d. h. also durch ihren König) beschließen. Das schnitt in den Lebensnerv der Nation; es verletzte überdies die Selbstachtung Heinrichs, dem der Papst ohne jede diplomatische Vorbereitung oder Warnung ganz im Sinne der genannten Broschüre „contra Simoniacos“ auf den Leib gerückt war.

Für kurze Zeit wurden infolge dieses brutalen Vorgehens Königtum und deutsche Kirchenfürsten, soweit sie für ihre Stellung fürchteten, einig. Mit ihrer Hilfe, später, als nach dem ersten Erfolg die oberdeutschen Herzöge wieder abgeschwenkt waren, mit Hilfe des Herzogs Gottfried von Lothringen, bändigte Heinrich die rebellischen Sachsen noch 1075 und hielt (zu Weihnachten) in Goslar einen glänzenden Reichstag, auf dem sein kleiner Sohn Konrad zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Schon hatte er auch seine Aufmerksamkeit auf Italien gerichtet und einige zweckmäßig vorbereitende Schritte getan, die der Kurie nicht genehm waren.

So schickte Gregor, der noch im September zum Sieg über die Sachsen Heinrich gratuliert hatte, ihm brieflich eine Vermahnung, ja gab heimkehrenden königlichen Boten mündliche Aufträge der gleichen Art zur Besorgung an ihren Herrn; wenn er sich nicht „bekehre", müsse er ihn aus der Gemeinschaft der Gläubigen stoßen. Diese Drohung beantwortete eine allgemeine deutsche Synode zu Worms vom 24. Januar 1076 mit ebenso leidenschaftlichen Vorwürfen des Meineides, der Tyrannei, des Bruches kanonischer Satzungen; der Ingrimm der immer mehr von Rom zurückgesetzten Landesbischöfe hatte sich endlich gegen Gregor ventiliert. Diese Kündigung des Gehorsams, von lombardischen Prälaten der gleichen Partei nach Rom überbracht, entfesselte bei der Verlesung auf der Fastensynode eine furchtbare Entrüstung; beinah hätte man die kühnen Lombarden totgeschlagen. Gregor aber belegte den König, der ihm im Ton jener Synode befohlen hatte, vom heiligen Stuhle zu weichen („sedem apostolicam relinque"), nunmehr mit dem Bann, entsetzte ihn seiner weltlichen Würden, entband sein Heer und seine Beamten von den Pflichten der Treue.

Heinrich IV im Bann. Starr stand die deutsche Welt; noch niemals war ein König oder Kaiser als Schirmvogt der Kirche, der doch die Schutzgewalt, das „mundeburdium", für sie innehatte, gleich einem andern Sünder exkommuniziert worden. Hatte der Papst *so viel* Macht?? Millionen fielen in schwere Gewissensnot; charakterlos klappte der eben noch so ungebärdige deutsche Episkopat großenteils zusammen. Da erfolgt ein tragisches Moment: Gottfried von Tuskien und Lothringen, der jüngere, der eine seinem (1069 verstorbenen) Vater prinzipiell entgegengesetzte, reichsfreundliche Politik getrieben und einen Gegenpapst nach Rom zu führen sich anheischig gemacht hatte, kommt 1076 ums Leben.

Grafengräfin Mathilde. Gleichzeitig tritt eine weibliche Intrigantin in die Handlung ein: seine Stiefschwester und Witwe Mathilde,

eine frühe Freundin Gregors. Warum lebte ihr Mann jahrelang und länderweit getrennt von ihr? Warum haßte dieser Gottfried einen Gregor, dessen Politik sein reformgesinnter Vater mit allen Kräften unterstützt hatte? Warum wird diese Frau von klerikalen Stimmen fast wie eine Heilige verherrlicht? Als „Großgräfin" und Witwe hat sie Tuskien, das mächtigste Landesfürstentum Oberitaliens, dem Papsttum zu Füßen gelegt.

Während der deutsche Klerus in seiner Verwirrung und nationalen Unerzogenheit sich dem heiligen Stuhl mehr und mehr zu ralliieren beginnt, entfremdet sich Heinrich zugleich die großen Laienfürsten durch deutliche Versuche, in den Fußstapfen seines Großvaters Konrad eine gefestete, zentralistisch mit Laienbeamten (Ministerialen) regierte Monarchie in Deutschland aufzurichten. Der Plan selbst war vortrefflich, die gute Stunde für ihn leider vorbei. Heinrich III, der klerikal Gesinnte, hatte durch übergroße Verwöhnung der Kurie seinem Sohn die Bürde dieses Kampfes mit Rom aufgeladen; nach zwei Seiten zugleich konnte der Reichsgedanke unmöglich siegen. Die Laienfürsten sprachen es zwar nicht aus, daß sie nur ein ohnmächtiges Reich wünschten, machten aber fast einhellig Front gegen Heinrich IV, *weil* er die Zügel der Regierung fester nahm. Auf einem nach Mainz für den 29. Juni 1076 ausgeschriebenen Reichstag lassen sie, ganz wie die Bischöfe, ihn allein.

Gregor VII als Herr der Welt. Da bricht der sächsische Aufstand von neuem los. Die Isolierung Heinrichs benutzt Gregor dazu, seine Weltherrschaft offen zu verkündigen, — und die deutschen Fürsten greifen nach dieser Hand, nur um ihren König mattzusetzen. Er kann einen Reichstag zu Worms im Oktober des Jahres nicht wenden und ändern. Es wird ihm aufgetragen, die päpstliche Anmaßung hinabzuwürgen und mit Ergebenheitserklärungen zu beantworten. Er tut's nicht; nun ist er verloren, ein Büßer. Bleibt er es länger als ein Jahr, wollen die frommen Deutschen nichts mehr von ihm wissen.

Schon rüstet sich Gregor, die Alpen zu passieren und nach Deutschland als Gebieter hinabzusteigen, in das erste große, völlig von ihm unterworfene Land, — es ist der Höhepunkt seines Lebens. Die Folgen für die ganze Welt würden unermeßlich geworden sein; vielleicht hätte sich ein bigottes Spanien über ganz Europa gedehnt, wenn jener Vorsatz gelungen wäre. Aber der Eifrige hatte es mit einem ebenbürtigen, einem weit unterschätzten Gegner zu tun. Während er in der Lombardei zögert, auf deutsche Fürsten wartend, die sein Rößlein am Zügel führen sollten, trifft ihn die Schreckenskunde: König Heinrich naht; er durchquert schon die Alpen. Die Peripetie setzt ein.

Der Gang nach Kanossa, für den Papst eine Niederlage. Verkehrt ist die Auffassung, die, heut noch beim großen Publikum im Schwange, für jenen harten Winter nur das Bild eines büßenden Königs, einer tiefen Erniedrigung festhält; in Wirklichkeit handelt sich's um eine der schönsten Heldentaten aller Zeiten. Nur ein unverbrauchter Mensch von überreichen Hilfsquellen der Phantasie wie des Willens, mit dem genialen Blick des Strategen für das Notwendige, ein ganz Moderner, jeder Anpassung fähig, jeder unerhörten Situation gewachsen, konnte jenes Auskunftsmittel zu denken wagen. Fassen wir sein Vorhaben in kurze Worte, so nahm Heinrich die Buße vor dem Papste auf sich, um diesem und den deutschen Fürsten, die ihn kommendes Frühjahr in Augsburg zu demütigen dachten, gleichzeitig das Spiel zu verderben. Er zog mit seiner Gattin Bertha, deren Wert er inzwischen erkannt hatte, und einem Gefolge von Getreuen, darunter mehreren Bischöfen, durch Burgund (wo er in Besançon die heilige Weihnacht feierte) über Genf und den Mont Cenis, dann über Turin, Vercelli nach Pavia. Er hatte richtig gerechnet, denn der Papst, der seinerseits etwas flußabwärts in der Richtung auf Mantua den Po zu überschreiten bereit gewesen war, entwich voller Entsetzen in der größten Verlegenheit. Kam der König mit feindlichen Absichten? Das würde schlimm genug gewesen sein. Als Büßender? Noch viel schlimmer. Denn hier waren auch dem Übermütigen die Hände durch kanonische Satzung gebunden; den frommen Büßer mußte der Papst absolvieren. Tat er es *nicht*, so schuf er dem Reuigen eine große Partei und setzte sich selbst ins Unrecht. *Tat* er es, dann fiel sein päpstliches Schiedsrichteramt auf dem geplanten Reichstage zu Augsburg ins Wasser.

Was nun? Liebreich öffnet Großgräfin Mathilde dem Fliehenden die Tore ihrer festen, zwischen Reggio und Lucca belegenen Burg *Kanossa*. Boten gehen hin und her; kein Zweifel mehr: der König kommt nicht als Kriegsmann, auf eine viel feinere Weise will er seinen Gegner schlagen. Welche Spannung während jener inhaltreichen Stunden, jener schlaflosen Nächte droben im Schloß! Welches von den Übeln, zwischen denen dem Papst die schwere Wahl blieb, konnte für kleiner gerechnet werden? Er hat lange geschwankt; in seiner Natur lag es viel eher, den König *nicht* anzuhören.

Mittlerweile gingen die Verhandlungen weiter. Heinrich soll sich (nach Lambert) zunächst im *Burgvorhof* befunden haben, d. h. (von der Burg aus gerechnet) zwischen der ersten und zweiten von den drei Ringmauern Kanossas. Hier lagen Wirtschaftsgebäude und sonstige Diensträume; in ihnen fand unser Büßer wohl Nachtquartier, oder in

aufgeschlagenen Zelten. Tags aber war er, jedenfalls zeitweise, ohne jeden königlichen Schmuck, im härenen Gewand, mit unbekleideten Füßen, bei schneidender Kälte zu sehen, am Tor Einlaß begehrend. Mit ihm waren und büßten gemeinsam oder doch abwechselnd eine Anzahl deutscher und lombardischer Prälaten; der Erzbischof Liemar von Bremen, die Bischöfe Gregor von Vercelli, Benno II von Osnabrück und Eberhard von Naumburg, außerdem die von Straßburg, Basel und Lausanne werden als von seiner Partei genannt. Beim Papste waren der alte Azzo von Este und andre Herren, der Abt Hugo von Cluny, die Großgräfin Mathilde und eine Markgräfin Adelheid.

Aus dieser Umgebung heraus ist der Widerstand Gregors gebrochen worden. Insonderheit die beiden Gräfinnen, die wohl weibliches Mitleid ankam, und der Abt von Cluny sollen den Papst mit Bitten bestürmt haben, während anwesende deutsche Fürsten von Heinrichs Gegenpartei die Aussöhnung zu hintertreiben suchten. Am 25. Januar 1077 war der König vor der Burg erschienen; als er am vierten Tage (28. Januar) Miene machte, das Büßen als ergebnislos abzubrechen, wurden seine Propositionen, die ohne Erwähnung schwebender Prinzipienfragen das Verhältnis zwischen Papst und König rein äußerlich regelten, plötzlich für genügend angesehen, das Tor flog auf und Heinrich, eingelassen, tat vor Gregor den Fußfall, während alle Anwesenden schluchzten. Es erfolgten die Stipulationen, ein gemeinsames Gebet, ein Versöhnungskuß, darauf eine Messe mit Abendmahl. Doch wenn auch der König seine politisch erzwungene Versöhnung kaum für immer gemeint hatte, klingt die Nachricht (in Bertholds Annalen), daß er sich beim Abendmahl des Empfangens der Hostie für unwürdig erklärt habe, wenig glaubhaft.

Heinrich IV absolviert. Noch am selben Tage der Absolution (28. Januar) schrieb Gregor an seine Freunde nach Deutschland halb entschuldigend, daß man ihn in seiner Umgebung tyrannischer Grausamkeit geziehen habe, und gab sich den Anschein voller Zufriedenheit mit dem Ergebnis, — das Klügste, was er unter den obwaltenden Umständen tun konnte, obschon er der Letzte gewesen sein dürfte, sich zu verhehlen, um wie viel schlechter jetzt seine Partei stand als vor Kanossa. Zwar hatte er seine Bedingungen gemacht; noch immer wollte er unbehindert nach Deutschland als Schiedsrichter hinabsteigen; der Traum war gar zu schön gewesen. Doch durch ganz Italien sammelte sich rasch eine starke antipäpstliche Faktion; dieser Mann war nicht bloß den Römern, sondern auch den Tuskern und Lombarden zu

hart und zu mächtig geworden. Bei hunderten von Bischöfen, die Gregor diszipliniert hatte, bei den tuskischen Großen, die sich von Mathilde abwandten, beim niedern Lehnsadel endlich, der sich der guten Zeiten unter Kaiser Konrad erinnerte, fand Heinrich Sympathien. In Deutschland wieder jauchzte dem Heimkehrenden nicht bloß das im innersten Herzen getroffene treue Volk entgegen, sondern auch der niedere Klerus, jene reformfeindlichen Pfarrer zumal, die ihr Weib hatten aufgeben müssen oder sollen, dazu die Bürgerschaft der aufblühenden Städte. Die weise Sozialpolitik des Großvaters trug dem Enkel Frucht; er hat ihren Lehren bald auf schöne Weise nachgetrachtet.

Roms Patenschaft beim deutschen Partikularismus. Den schlimmsten Streich aber spielten Gregor die deutschen Laienfürsten. Sie wollten schlechterdings keinen scharfen und tüchtigen Herrscher im Reiche dulden, so lang es irgend in ihrer Macht stand, es zu verhindern. So wählten sie einen Gegenkönig, Rudolf von Schwaben. Mit diesem Augenblick fand das Schiedsrichtertum Gregors tatsächlich sein Ende; er war höchstens noch selbst eine Partei, denn Partei mußte er früher oder später nehmen, und weh ihm, wenn er die schwächere nahm! Freilich, wie bitter der Papst auch diese Kreuzung empfinden mochte, an sich ist sie trotzdem tief beklagenswert: die wahre Geburtstunde des deutschen Partikularismus fällt in das Frühjahr 1077. Partikularismus heißt jene niedere politische Selbstsucht, der größere Vorteile an Wohlfahrt und Macht, die bei nationalem Allgemeinsinn zu haben wären, nicht erstrebenswert scheinen, sondern die solchen kurzgesteckten Zielen nachjagt, wie sie der Neid, der Geiz, die Schadenfreude, die Engherzigkeit eingeben, und deren auf Kosten des großen Ganzen erschlichene Errungenschaften den Verräter schließlich doch zur Erniedrigung führen. Der deutsche Partikularismus, zunächst ein Luxus politisch kindlicher Herrengeschlechter, viel weniger (wie das 17. Kapitel noch erweisen wird) eine Eigenheit der deutschen Stämme, mußte gleichwohl gegenseitige Lähmung verursachen, und es ist kein Trost für uns, daß sein Aufkommen so innig mit der Kirchengeschichte zusammenhängt. Heinrich IV war Manns genug entweder für den Papst oder für die deutschen Laienfürsten; gegen beide zugleich würde wohl auch ein Karl vergeblich zu ringen gehabt haben. So ist, was dieser hochbegabte Salier uns hätte werden können, großenteils latent geblieben, weil seine Kraft sich an einer unlösbaren Aufgabe zerrieb. Doch aus denen, die ihn befehdeten, wie aus denen, für die er eintrat, kann man die Trefflichkeit seiner wahren Natur erkennen: er würde in den Tagen voller Macht den kleinen Mann emporgehoben haben.

Auftauchen einer öffentlichen Meinung im deutschen Bürgertum. Und so weit war mindestens das Bürgertum in den Städten schon reif geworden, daß es bewundernd nachzufühlen vermochte, wie sein König den widrigen Becher der Selbstentäußerung zur Neige leerte, nur um einem verhaßten Feinde den Sieg aus der Hand zu winden. Die Mainzer suchten den Gegenkönig noch am Krönungstag aus der Stadt zu treiben; hier und in andern Plätzen am Rhein zeigten sich stark und frisch, wenn auch naiv und launisch, die ersten vielversprechenden Spuren einer öffentlichen Meinung, die nicht von Geistlichen gemacht war. Das Volksgemüt aber nahm die Figur des heldischen Dulders tief in sich auf, die Spielleute trugen die Kunde von jenem Zug über die Alpen, der den des Hannibal an Seelengröße überbot, bis in alle Dörfer, umgedichtet finden wir ihn wieder in der Sage vom Tannhuser, wie er zum erbarmungslosen Papst wallfahrtet, und wenn der gewaltigste Sänger, der den Deutschen bisher erstand, im Schmelz herrlicher Melodien seinen Helden berichten läßt:

„Verschlossnen Augs, ihr Wunder nicht zu schauen,
Durchzog ich blind Italiens holde Auen," . . .

wenn es schneidend an unser Ohr tönt:

„Schweig mir von Rom!" . . .

so hat auch ihm die leidende Pilgergestalt eines teuern deutschen Königs vor Augen geschwebt.

Eine Bauernschlacht. Der vierte Akt des erschütternden Dramas zieht herauf. Das Kriegsglück hat wiederholt, zuletzt Januar 1080 bei Flarchheim (unweit Mühlhausen an der Unstrut) gegen Heinrich und für den Antagonisten Rudolf entschieden; anderthalb Jahre zuvor war ein treues Bauernheer schwäbischer Gemeinfreier, die mit richtiger Witterung die Partei des Bürgerkönigs genommen hatten, den Panzerreitern des Gegners am Neckar erlegen, wahrscheinlich weil sie die Fechtweise ihrer adligen Feinde nachzuahmen suchten, statt sich wie später die Schweizer bei Morgarten und Sempach auf ihre langen Bauernspieße zu verlassen. In echt feudal-aristokratischer Regung wurden die Gefangenen dieses letzten größeren oberdeutschen Volksaufgebotes entmannt, zur Warnung, daß kein deutscher Bauer sich einbilden sollte, wehrhaft sein zu können.

Neuer Bann über Heinrich. Der Papst aber beeilt sich nunmehr, die Partei des anscheinend Stärkeren zu nehmen und bannt Heinrich auf der Fastensynode (März 1080) zum zweitenmal; „sein Lebelang möge er niemals wieder Kräfte gewinnen und den Sieg davontragen". Der König, mit dem grimmen Humor eines Hagen von Tronje,

gibt ein schönes Beispiel des „Tieferhängens", läßt die Bannbulle in Bamberg verlesen und im Reich verbreiten. Hätte Gregor nur auch voraussehen können, daß noch im Oktober desselben Jahres der meineidige Pfaffenknecht Rudolf, der einst als Günstling von Heinrichs Mutter Agnes das Herzogtum Schwaben zu Lehen, dazu die Hand von Heinrichs Schwester erhalten hatte, auf dem Schlachtfeld an der Grune erst seine Rechte, dann sein Leben verlieren würde! Vom Reich als bloßem Spielball der geistlichen Gewalt konnte vorläufig keine Rede mehr sein. Die Laienfürsten zwar, die ihre landesherrliche „Freiheit" auf Kosten der Zentrale weiterschmecken wollten, wählten sogleich in Hermann von Luxemburg einen neuen Gegenkönig; doch er kam nicht auf. Heinrich durfte seine Blicke nach Italien wenden; die Stunde der Vergeltung hatte geschlagen.

Die Nemesis. Gregors Ende. März 1081 überschreitet er mit einem Heer und einem Gegenpapst (Wibert, als Clemens III) die Alpen, Juni 1083 erobert er die Leostadt, März 1084 hält er seinen Einzug in Rom, während Gregor in der Engelsburg ohnmächtig und knirschend sitzt, und wird noch im selben Monat von Clemens zum Kaiser gekrönt. Die von Gregor herbeigerufenen Normannen (mit viel mohamedanischen Sarazenen in ihren Reihen) hausen derartig in Rom, daß sie ihren eigenen Schützling verhaßt machen. So verpufft die letzte Spannung, Gregor muß mit Robert Guiscard fliehen und stirbt, in Unteritalien herumwankend, nachdem er sich eine dritte Bannung Heinrichs gegönnt hat, am 25. Mai 1085 in Salerno unbeachtet, leider auch unbelehrt, während Clemens III Rom innehält. 1080 noch hatte Gregor geprahlt, daß die Apostelfürsten „in ihren Händen das Schicksal der Könige hielten, Kronen zu nehmen und zu verleihen vermöchten nach kirchlicher Schuld und kurialem Verdienste". Diesen seinen Spruch wirft ihm das richtende Schicksal in den eigenen Mund zurück, doch er begreift es nicht und erhebt gegen den Himmel den Vorwurf schlechter Justiz in den bekannten Worten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Unredlichkeit gehaßt, *darum* sterbe ich im Exil."

Die Normannen und das deutsche Kaisertum. Wenige Wochen später, im selben Jahr 1085, verschied auf Kephalonia Robert Guiscard unmittelbar vor einer Invasion des byzantinischen Reiches, und dies Ereignis rückt uns noch einmal die Bedeutung vor Augen, die die Normannen im Streite zwischen Kaiser und Papst, zwischen Imperium und Sakerdotium beanspruchen. Es war früher ein großer Halt für das Kaisertum gewesen, daß man seiner in Rom zur Balanzierung der immer noch in Unteritalien mächtigen und anspruchsvollen

Griechen sosehr benötigt hatte. Durch Konrad II bei seiner letzten Anwesenheit (1038) mit der Grafschaft Aversa belehnt, waren die Normannen zunächst aus bloßen Abenteurern gut kaiserliche Vasallen geworden, bis es ihnen gelang, die Griechen ganz aus Italien zu werfen, und das Papsttum, der Furcht vor jenem einst doppelt gefährlichen Gegner hierdurch entledigt, des deutschen Kaisertumes nicht mehr so dringend wie früher bedurfte. Da vollzogen die Normannen eine starke Schwenkung zum heiligen Stuhl hinüber während der Minorität Heinrichs IV, nahmen ihre italischen Länder vom Papst zu Lehen, und wie 1070 Wilhelm der Eroberer in England seine Krone von Papst Alexander empfangen hatte, war nun Robert Guiscard — den Gregor (vor Kanossa) für den Laienthron des gesamten Abendlandes beim Gelingen seiner hierarchischen Pläne in Aussicht genommen haben soll — der eifrigste Lehnsmann der Kurie gewesen. Vom byzantinischen Kaiser bezog Heinrich IV bei seinem Kampf um Rom Unterstützungsgelder; durch die Normannen andrerseits recht eigentlich, ein echtes Reis vom germanischen Stamm, doch die Schwärzesten aller Klerikalen, ist der Sieg des deutschen Imperiums auf die Dauer verhindert worden. Auch Gregors Erbe, der ihm so bald in seinen hierarchischen Plänen folgte, Papst Urban II (1088—99) fand, solange Clemens III noch Rom selbst behauptete, wenigstens in Unteritalien durch die Normannen eine feste Stellung, und diese Intimität war eine der wichtigsten Ursachen des ersten Kreuzzuges.

Verstörung der Laienwelt. Neuer Bürgerkrieg. In Deutschland hatte inzwischen die trostloseste Verwirrung der Gemüter Platz gegriffen; in jedem Bistum, in jedem Pfarrsprengel fast standen eine kaiserliche, eine päpstliche Partei sich gegenüber und kämpften für ihre Sonderkandidaten. Nur der Weizen der ganz Brutalen und Gewissenlosen blühte; von ihnen lernten bald auch die Übrigen eine Moral treuloser Selbstsucht und Erfolganbetung, die Zeiten der ersten Merowinger schienen aufzuleben. Der im Sommer 1084 heimgekehrte Heinrich bemühte sich nach Kräften, wiewohl immer noch exkommuniziert, Ruhe, Frieden, Autorität wiederherzustellen. Er stützte sich dabei auf den Nordwesten des Reiches, wo das Bürgertum in hundert gedeihenden Städten mit gutgesinnten Prälaten für Kaiser und Reich zusammenhielt. Schon während Heinrich in Italien war, hatte der lütticher Bischof, nach ihm der kölner Erzbischof Siegwin Friedensbrecher mit dem Kirchenbann bedroht, einen „Gottesfrieden" in ihren Diözesen ausgerufen. Der Kaiser war mit diesen wackern Männern in steter Verbindung geblieben und konnte nun auf einer Synode zu Mainz das

Gleiche für den Bereich des mainzer Sprengels durchsetzen. Allein dies war nicht die Politik des regierenden Adels, der von Bürgerfreundlichkeit wenig wußte und im trüben weiter fischen wollte. Eine Koalition des staufischen Herzogs von Schwaben, des welfischen Herzogs von Baiern, des meissener Markgrafen Ekbert und des Gegenkönigs Hermann kam zustande; der Kaiser, der sich mit dem größten Teil der Sachsen durch Anerkennung ihrer alten Sonderrechte gerade damals gut vertrug, unterlag ihr gleichwohl bei Bleichfeld am 11. August 1086. Es war nicht die letzte große Wunde, die der Partikularismus dem Reiche schlug, doch die erste Gelegenheit, bei der die sonst so zuverlässigen städtischen Hilfstruppen die Sache des Kaisers verrieten. Der von Bernold angeführte Grund ist charakteristisch genug.

Die lombardische Demokratenfahne. Es hatte nämlich die von Heinrichs Großvater in Oberitalien ergriffene und gestützte volkstümliche Partei der kleinen Leute, neuerdings „Pataria" genannt, über die entgegengesetzte, unsoziale Haltung von Heinrichs Vater dadurch quittiert, daß sie im Investiturstreit ganz energisch die Seite des Papsttums nahm*). Welf IV nun, der Herzog von Baiern (Sohn Azzos) wandte bei Bleichfeld den Trick an, mit dem zugleich populären und religiösen Feldzeichen der Patarener im Kampf zu erscheinen, wodurch die städtischen Haufen von Köln und Utrecht (wie Bernold sagt) unruhig wurden und wichen. Die Folgen jenes Bürgerkrieges hätten für Deutschland schlimmer werden können, als sie es wurden; nur die militärische und finanzielle Minderwertigkeit unsrer damaligen Nachbarn hat das nationale Unheil noch hinausgeschoben, dem der Hochadel so kräftig zustrebte. Zum Glück starb der Gegenkönig 1088, Ekbert von Meißen 1090, Sachsen beruhigte sich vollends, die durchschütterten und erschöpften Völker sehnten sich nach einer Pause des Kampfes. Heinrich konnte sich um Italien bekümmern, wo durch den Gewinn Savoyens nach dem Tode seiner Gattin Bertha, die dort Erbtochter gewesen war, sich seine Operationsbasis verstärkt hatte. Doch die lombardischen Städte mit Mailand an der Spitze fielen 1093, wohl des Kampfes müde, von ihm ab, und noch im selben Jahr ließ

*) Die gleiche Auffassung von der „Pataria" äußert Karl Müller im 1. Band seiner „Kirchengeschichte": „Es gelang der Demagogie des Klerikers Landulf, den Gegensatz der unteren Klassen gegen Klerus und Adel, bald auch gegen den höheren Bürgerstand zum Kampf um die bürgerliche Herrschaft in der Stadt und um eine neue Güterverteilung anzufachen und dieser sozialen Revolution durch die Schlagworte der (kirchlichen) Reform: Kampf gegen Simonie und Priesterehe, ... eine kirchliche Weihe zu geben."

sich sein zur päpstlichen Partei übergegangener ältester Sohn Konrad die Krone des Vaters auf das Verräterhaupt setzen.

Heinrich IV lebensmüde. Umschwung der Welfenpolitik. Dies war der Hieb ins Herz. Heinrich zog sich von der Politik in schwermütigster Stimmung zurück. Zwar erfolgte gerade damals durch eine Ehe Mathildens, die in das Gegenteil der Absicht umschlug, ein Zwist im welfischen Hause. Vater Welf der Baiernherzog (dessen junger Sohn Welf V die vierzigjährige Mathilde geheiratet hatte) kam selbst nach Italien und, während auf den Kreuzzugssynoden von Piacenza und Clermont 1095 Heinrich IV durch Papst Urban wiederholt gebannt wird, versöhnt sich im selben Jahr jener sein erbittertster Feind mit ihm, ja beginnt dafür zu arbeiten, daß die deutschen Fürsten, die gegen die päpstliche Übermacht wieder einmal ein Reichsoberhaupt gebrauchen können, trotz der Exkommunikation ihrem Kaiser folgen. Der aber, in einem stillen Tal östlich der Etsch mühsam seiner Selbstmordgedanken Herr werdend, läßt 1096 an sich vorüber die Begeisterung der Kreuzfahrer brausen und steigt erst im kommenden Frühjahr nach Deutschland herab. —

Entstehung des Kreuzzugsgedankens. Der erste Kreuzzug, von unabsehbaren sozialen Nachwirkungen, war durchaus das Werk des Papstes, der über die Köpfe des Kaisers und des gleichfalls gebannten Königs von Frankreich hinweg, auf eine Anregung der Byzantiner, die sich der türkischen Seldschucken in Vorderasien nicht zu erwehren vermochten, die Christenheit des Abendlandes zur Befreiung des Heiligen Grabes aufrief.

Das Heilige Grab war freilich nicht immer unfrei, sondern bis vor kurzem allen frommen Pilgern zugänglich gewesen, da die Herren des Landes, früher Ostrom, dann die Araber, denen Jerusalem als eine heilige Stadt galt, später die ägyptischen Kalifen (der arabischen Fatimiden), allerdings mit Ausnahme von Al Hakem, der 1010 die Auferstehungskirche in Jerusalem zerstören ließ, stets ihren Vorteil darin gefunden hatten, die Fremden ruhig herankommen zu lassen, damit sie das Reisegeld auch wirklich loswürden, und die christlichen Hospize verstanden sich auf diese Fremdenindustrie bald noch besser als die Eingeborenen selbst. Erst neuerdings war Jerusalem zwischen den herabgekommenen Fatimiden und dem ungemein kriegerischen Türkenstamm der Seldschucken ein Zankapfel geworden, der das Pilgern recht gefährlich machte. Vollkommen sichre Landstraßen gab es aber auch im Abendlande nirgend; ein einzelner, um sich vor Straßenräubern zu salvieren, suchte sich größeren Gesellschaften anzuschließen, die Pilger-

züge, wenn nicht ohnehin wie schon im Jahr 1064 reisige Scharen in ganzen Tausenden heranzogen, hatten ihre geworbene Bedeckung. Nur die innern Streitigkeiten zwischen den seldschuckischen Fürsten selbst, den Nachbarn Jerusalems in Damaskus und Haleb, ließen jede Rücksicht auf den bisherigen Usus schwinden; die Zustände in Jerusalem ebenso wie auf dem Wege von Jaffa dorthin wurden unerträglich, seit Emir Ortok (1086) die Stadt innehielt und den Patriarchen Simeon eines Tages ins Gefängnis warf, um von den Christen Lösegeld zu erpressen.

Urban II ändert den Plan Gregors. Urban II, in jeder Beziehung Geist von Gregors Geiste, tief durchdrungen von der Überzeugung, daß die Kirche des Papstes Magd sein und die Könige der Welt ihm die Füße küssen müßten, hatte dennoch den gregorianischen Kreuzzugsplan wesentlich umgewandelt. Gregor war es mehr um eine Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche, d. h. eine Einfügung des byzantinischen Patriarchen in die römische Hierarchie zu tun gewesen, weshalb eben Kaiser Alexios unsern Heinrich IV gegen Gregor mit Geld unterstützt hatte. Papst Urban ließ diesen Gedanken in den Hintergrund treten vor der Erinnerung an das Heilige Grab und seine Befreiung aus den Händen der „Heiden"; ihm schwebte eine Universalherrschaft mit Unterdrückung auch des Islam vor, wozu das in Deutschland und in Westfrankien am Boden liegende Königtum, sowie die Vertreibung der Sarazenen aus Sizilien durch die Normannen ein grandioses Vorspiel boten. Die „Sicherheit der Grabespilger" dürfte ihm, der Hunderttausende seßhafter Menschen mit weit größerer Gewißheit furchtbaren Leiden und schmählichem Untergang entgegentrieb, recht gleichgültig gewesen sein, lieferte jedoch ein gutes Schlagwort. Er wendete es zu Clermont (am 26. Nov. 1095) unter seinen französischen Landsleuten mit außerordentlicher Beredsamkeit an. Gleich dort wurden die ersten Gelübde abgelegt, die ersten Kreuzeszeichen auf die Schultern geheftet.

Die drei Heerstraßen der Kreuzfahrer. Nachdem Peter von Amiens die Begeisterung nach Lothringen hinübergetragen hatte, wälzten sich 1096 im ganzen drei Hauptströme von Kreuzträgern dem fernen Osten zu: die längst gewonnenen italischen Normannen mit starkem Zuzug aus der Normandie selbst und dem übrigen Nordfrankreich setzten von Bari nach Griechenland über; ihr angesehenster Führer war Boëmund von Tarent (ein Sohn Robert Guiscards); die Lothringer zogen durch Süddeutschland und Ungarn, unter Gottfried von Bouillon, der seiner Nationalität nach ein Westfranke, politisch ein Lehnsmann des deutschen Kaisers und in beschränktem Umfang Herzog von Nieder-

lothringen war*); die Südfranzosen endlich unter Raimund von Toulouse zogen, was für die geringe damalige Schiffahrtsentwicklung sehr charakteristisch ist, nicht über See von Marseille, sondern zu Fuß und Roß die Küste entlang durch Oberitalien und Friaul, dicht am deutschen Kaiser vorbei nach Dalmatien.

Warum pilgerten kleine Leute? Was erwarteten sich wohl die Enterbten auf der untersten sozialen Stufe von einer Kreuzfahrt? Gerade herausgesagt: an ihrer Stellung zu dem ganzen Plan tritt es zutage, wie sehr ihnen Christus von der Geistlichkeit entwendet worden war. Sie konnten zu ihm in der Heimat nicht mehr gelangen; sie sehnten sich in seine Nähe, die sie nur am Heiligen Grabe noch hoffen durften zu erreichen und zu spüren. Der listige Papst köderte die Eingeschüchterten mit reichlichen Versprechen, denn ohne diese Verbrämung hätte die Kreuzzugsidee niemals derartig populär werden können. Dem Gedanken der Universalherrschaft wie dem päpstlichen Ansehn im allgemeinen würde es freilich mehr gedient haben, wenn nur wohldisziplinierte Kriegerscharen zur Bekämpfung des Islam ausgezogen, die armen Pilger zu Hause geblieben wären, statt daß auch sie mit eignen Augen den klaffenden Unterschied zwischen den Worten des Papstes und der Wirklichkeit erlebten, Enttäuschung, Ernüchterung, Zweifel und Kritik von der Fahrt heimbrachten, — sofern ihnen die Heimkehr überhaupt beschieden war.

Geringe Beteiligung der Deutschen. Kopfschüttelnd sahen im Frühjahr 1096 unsre Landleute in Schwaben und Baiern die ersten Schwärme, vielfach mit Weib, Kind, Hausrat und ganz ohne Waffen, nach Osten ziehen. Noch klang das „Gott will es (Deus lo volt)" auf ihren Lippen, noch hatten sie Proviant oder doch Mittel, sich welchen zu kaufen. In Ungarn waren diese Mittel schon ausgegangen, da „wollte es Gott", daß die Ungarn die frommen Fahrer, — vor denen leider kein Manna zur Speisung vom Himmel fiel, wie sie heimlich erwartet hatten, und die plündern mußten, wenn sie satt werden wollten, — in großen Mengen totschlugen. Andre kamen bis zu den Bulgaren, um von ihnen das nämliche Schicksal zu erleiden, noch andre, etwas besser ausgerüstet, bis Konstantinopel, wo Kaiser Alexios die Geister, die er gerufen hatte, allen Grund fand, nunmehr zu verwünschen.

*) Eigentlich befahlen diese Herzöge stets nur in Brabant, während das übrige Niederlothringen von Grafen und Kirchenfürsten als Lehnsleuten des Kaisers regiert wurde.

Judenmord. Doch lange bevor die sorgfältiger vorbereiteten und geführten Kontingente der großen Grafen und Herren anrückten, war am Rhein etwas Entsetzliches geschehen, was lang im Volk nachwirkte. Denn das Jahr 1095 hatte hüben wie drüben Mißwachs gebracht, es wimmelte allerwegen von Hungernden und Unzufriedenen, und aus Gründen, die im 6. Kap. bereits erörtert wurden, ward es den Schwarmgeistern jetzt leicht, die allgemeine Wut gegen die deutschen Hebräer zu lenken, die in der Teuerung allein viel Geld zu haben schienen und bei der Ausrüstung der Pilger als Kreditvermittler stets in den Vordergrund getreten waren. Als diese Stimmung ruchbar wurde, fand in Mainz die Judengemeinde einen Schützer an Erzbischof Rothardt. Er barg die Verängstigten im Oberstock seiner Festung samt ihren Schätzen und Angehörigen, doch ein wütender Haufe zusammengelaufener Kreuzfahrer unter Führung eines berüchtigten Grafen Emicho stürmte das Haus, und in dem nun folgenden Blutbad sollen ganze siebenhundert, der Mehrzahl nach natürlich Kinder, verröchelt sein.

Langsam nur ließen deutsche Tüchtigkeit und Heimatliebe sich mit so blutigem Fanatismus anstecken. Damals wahrscheinlich ist im Volk das Sprichwort entstanden: „Bleib im Land und nähre dich redlich!" Für schwärmerische Selbstverleugnung war das germanische Temperament durch die Askese gewonnen worden; für den Grundsatz, daß es verdienstlich sei, Ungläubigen die Treue zu brechen und nachher die Hälse abzuschneiden, mußte es wiederum erst von der Geistlichkeit erzogen werden. Trotzdem sind ihrer nicht allzuviele gewesen, die spät noch, z. T. unter Führung des alten Baiernherzogs Welf, hinter der Hauptmasse der ersten Pilger dreinzogen und kläglich endeten.

Ernüchterung und Skepsis. Aber je schärfer der Gregorianismus gleich einem blanken Schwert in die Völker hineingezückt worden war, desto stumpfer und schartiger brachten ihn die Kreuzfahrer heim, und viele Größen, die früher für absolut gegolten hatten, wurden durch die Erfahrungen jenes Zuges als bedingt oder nichtig erwiesen. Reliquien? Da entdeckten die Westfranken in Jerusalem einen Kopf Johannes des Täufers, und die heimischen Mönche zeigten ihn doch in Angers*)! Beide hatten natürlich eine enorme Menge von Wundern verrichtet, der echte so gut wie der falsche. Da der Täufer nicht zwei Köpfe gehabt hatte, waren am Ende beide falsch? Wie mochten

*) Laut Inventuraufnahme 1905 gelegentlich der Trennung von Staat und Kirche fanden sich in Frankreich vom hl. Johannes (dem Täufer) im ganzen sechzig Finger und zwanzig Kinnbacken, vom hl. Blasius acht, von der hl. Thekla neun, vom hl. Jakobus achtzehn Arme, von der hl. Agatha sechs Brüste.

dann wohl die „Wunder" beschaffen gewesen sein? „Das kommt davon," sprachen die Kreuzfahrer, „wenn man die armen Heiligen nicht in Ruhe läßt und ihre Knochen durch die Lande schleppt."

Die „heilige Lanze". Schlimmer noch war der Fall mit der heiligen Lanze in Antiochia. Einem hellsichtigen Provenzalen mit Namen Peter war sie im Traum erschienen; unter der dortigen Peterskirche lag sie verborgen und ward richtig ausgegraben, von allen Lanzen in der Welt genau diejenige, mit der der Leib Christi vor bald elfhundert Jahren durchstochen worden war. Die damals bereits ungemein skeptischen Normannen (man schrieb 1098) machten sich offen über den Unfug lustig, worauf der arme Peter, der sich in seiner Rechtlichkeit gekränkt fühlte, die Echtheit der heiligen Reliquie durch ein Gottesgericht zu beweisen wünschte. Zwei Scheiterhaufen von Olivenholz wurden aufgerichtet, mit einem zwei Fuß breiten Gang dazwischen. Als alles in Flammen stand, schritt Peter mit seiner Lanze hindurch, auf bloßen Füßen — und kam voll gräßlicher Brandwunden an der andern Seite heraus. Er starb kurz darauf, in seinen letzten Stunden durch die Marter des Zweifels fast mehr noch als durch seine Brandgeschwüre gequält. Er war kein Betrüger gewesen, ganz gewiß nicht, sondern ein Betrogener; die Betrüger selbst wurden für kurze Zeit von den Völkern gesehn. Zwar erlosch das Visionsfieber im Lager längst noch nicht, und die ursprüngliche Andacht in den vielleicht 14,000 Pilgern, die von angeblich 400,000 übrig geblieben vor Jerusalem eintrafen, war so groß, daß viele nur barfuß den heiligen Boden zu beschreiten wagten. Doch als die Stadt (seit einem Jahr wieder in der Ägypter Händen) am 15. Juli 1099 glücklich gestürmt war und es nach einer furchtbaren Woche des Mordens, Betens und Plünderns galt, einen Patriarchen zu wählen, ward Vikar dieses Postens jener selbe normännische Kaplan, der seine Bedenken gegen die heilige Lanze am unumwundensten geäußert hatte, und die hierarchische Partei des Heeres erschien zur Unbedeutung reduziert.

Stimmung der Heimgekehrten. Wer vollends nach unsäglichen Strapazen und Leiden wirklich die Heimat wiedersah, der wußte wohl von Abenteuern zu Land und See vieles zu berichten, doch auch von Gehässigkeit, Hinterlist und Hader unter den Leitern der Bewegung, von Versprechungen, die gerade durch hohe Kirchenfürsten nicht eingelöst, von großen Summen, die gerade durch sie dem Kreuzheer vorenthalten worden waren. Die heimgebliebenen Frauen hegten bald ihre eigne Meinung von dem „Gottesfrieden", den der Papst verkündet hatte, denn sie wußten, daß er unwirksam gewesen war und sie sich

resolut gegen böse Nachbarn wehren mußten, wenn sie nicht wie die und jene beraubt, geschändet und vom Hof getrieben sein wollten. Nicht bei solcher Stimmung vermochten neue hochgespannte hierarchische Forderungen in die Herzen der Menschen Eingang zu finden. Viele einst Gläubige warfen sich aufatmend der „Frau Werlt" in die Arme.

Heinrichs IV Sozialpolitik und Landfrieden. Inzwischen war, während das Kreuzheer noch Kleinasien durchquerte, Heinrich IV nach Aussöhnung mit dem Welfenhaus über die nunmehr freien Alpen, wie schon erwähnt, 1097 nach Deutschland hineingekommen, wo ein päpstlicher Legat, Bischof Gebhard von Konstanz, geschaltet hatte, als ob es gar keinen Kaiser mehr gäbe. Der wandte sich nach Nordwesten den Städten zu, die schon unter seinem Großvater Konrad die kaiserliche Sache als die ihrige betrachten gelernt hatten, und begann hier, nun mit vollem Bewußtsein auf Grund geläuterter Anschauungen, eine bürgerfreundliche Politik. Seine strenge Gerechtigkeit wurde gerühmt. Handel und Verkehr suchte er durch Ausbreitung geordneter Zustände und Sicherung des Rechtes der Schwachen zu heben; der erste wirkliche, von der Staatsgewalt durchzusetzende allgemeine Landfriede ward Weihnachten 1102 auf dem Reichstage zu Mainz beschlossen, 1103 auf ein Jahr verkündet. Alle Gewaltsamkeiten gegen Person und Eigentum wurden mit den schwersten Strafen (Blendung, Gliederverlust) belegt und in diesen Schutz die Meistbedrohten: Klöster, Frauen, Juden, ausdrücklich einbegriffen. Den großen Vögten*) beschränkte der Kaiser Pflichten und Amtsverträge zu Gunsten der bäuerlichen Hintersassen und erregte dadurch den Widerwillen der Mächtigen.

Außer den Städten und Bischöfen des Nordwestens bildete damals einen Hauptstützpunkt für Heinrich das Herzogtum Baiern, wo der junge Welf dem alten, auf der Kreuzfahrt begriffenen, im Jahr 1100 gefolgt war. Aber auch dort murrte bald eine Partei über Bevorzugung der Franken und Sachsen, und — nicht zu vergessen — die noch von Papst Urban nach Heinrichs Heimkehr erneuert eingeschärfte Exkommunikation wurde von seinem Nachfolger Paschalis II sofort wiederholt, was auf die Dauer doch ohne große Verwirrung der Gemüter in Deutschland nicht abging. Des Kaisers zweite Gattin Praxedis glaubte mit einem Exkommunizierten nicht leben, der eigne Sohn ihn als einen Gebannten nicht beerben zu können. So standen auch

*) Dies Wort ist entstanden aus der Verstümmelung des falsch betonten advócatus.

an der Wiege des Landfriedens von 1103 bald zwei finsterblickende Genien: das Laienfürstentum und Rom. Die Kurie mißgönnte dem Kaisertum jenen friedlichen Erfolg; und die zuchtlos gewordenen Großen, ganz abgesehen davon, daß sie den Städten ihre Blüte beneideten, wünschten nie wieder eine erstarkende Hand über sich zu haben. Wie die Griechenstämme einst ihre „Autonomie" über den Einheitsgedanken gestellt und sich in dem schmählichen Frieden des Antalkidas (387 v. Chr.) von dem schlimmsten Feinde, den sie auf Erden gehabt, vom persischen Großkönig, ihre Selbständigkeit hatten garantieren lassen, so mußte Rom jetzt helfen, den deutschen Partikularismus großzuziehen und tat es gern, da es vergewissert sein konnte, in einem zerklüfteten Deutschland stets auch eine Parteigängerschaft zu finden. Die Fürsten raunten von der „alten Freiheit", die sie in den Investitur-Kampfjahren gewonnen hätten, wollten wieder einen Gegenkönig küren, und Rom vergiftete freundlich eine neue Waffe, um den verhaßten Kaiser endlich zur Strecke zu bringen, indem es auch seinen zweiten Sohn meineidig machte.

Heinrich V Gegenkönig. — Sein politisches Ziel. Diesen Heinrich V hatte sein gütiger Vater schon 1098 zum König wählen und Januar 1099 in Aachen krönen lassen. Es ist schwer, dem Jüngling ganz gerecht zu werden, und sicher ist ihm noch von modernen Historikern manches Unrecht geschehn. Er war, wenn sein Urgroßvater Konrad der praktischste und erfolgreichste, sein Großvater Heinrich der befangenste und leidenschaftlichste, sein Vater der begabteste und unglücklichste, so seinerseits der „gerissenste" unsrer vier Salier, von unerbittlich scharfem politischen Verstand, und zugleich der zäheste. Zum Verhängnis ward es ihm: klarer als alle andern einzusehn, daß es ohne Aussöhnung zwischen Papst und Reichsgewalt nicht weiter ginge. Darum entwich er von einem wüsten und blutigen Parteistreit in Regensburg Weihnachten 1103 zu seines Vaters Gegnern, ließ sich von Rom, das ja die Kraft zu lösen wie zu binden für sich in Anspruch nahm, des Treueides, den er dem Vater in Aachen geschworen hatte, ledig sprechen und gab — im Interesse der legitimen Weiterherrschaft des salischen Hauses, einer Idee, für die der Sohn kaum begeisterter als der Vater selbst war — diesem auf, sich mit dem Apostolikus zu einigen, in welchem Fall er, der Sohn, sich im Reich mit dem begnügen wolle, was ihm Vater Heinrich bewillige. Gelänge das nicht, dann, so klingt es heraus, war für den Fall, daß die Laienfürsten durchaus einen Gegenkönig haben wollten, der Sproß des salischen Hauses am geeignetsten dazu. Seine weiteren Schritte erscheinen zweckmäßig, denn sofort glückte es ihm, die Sachsen durch vernünftige Ab-

machungen zur Mitarbeit am Reich zu gewinnen; und auch loyal, weil er sich ganz ernstlich um eine Aufhebung der Exkommunikation seines Vaters bemühte. Aber nachdem der sich in Ingelheim hatte bereit finden lassen, fortan als Privatmann zu leben, bedauerten die päpstlichen Legaten, mit dem abgelisteten Sündenbekenntnis des alten Herrn in der Tasche, ihrerseits: ohne ein Konzil den Gebannten nicht einmal als Privatmann in die Gemeinschaft der Christen wieder aufnehmen zu können. So fühlte sich dieser auch an die vorausgegangenen Stipulationen nicht mehr gebunden, entwich, und der Kampf brach aus.

Tragik im Schicksal Heinrichs V. Das Gerücht, der Sohn habe den Vater heimtückisch nach Ingelheim gelockt, darauf in Böckelheim festsetzen lassen und gequält, wird durch den zuverlässigen Chronisten Eckehard (vom Kloster Aura) ausdrücklich als eine Lüge bezeichnet. Schon als im August 1105 die beiden feindlichen Heere am Regen, über das Flüßchen her- und hinüber, scharmützelten, hatte Heinrich V bei Verlust seiner Freundschaft und Gnade verboten, an den Vater auch nur behufs Gefangennahme die Hand zu legen. Der Vater scheint seinerseits die politischen Beweggründe des Sohnes durchaus gewürdigt zu haben, da er ihm in der Todesstunde (1. August 1106) Ring und Schwert, als dem einzig berechtigten Nachfolger, übersenden ließ. Tragisch ist es, daß der Mann, der allein um der Legitimität und Zukunft des salischen Hauses willen soviel gewagt, sich und seinen Vater in solche Seelennot gebracht hatte, schließlich selbst keinen Erben hinterlassen sollte. Zweimal aber hat, in Lüttich und in Speier, der unversöhnliche Papst die Gebeine des heldischen Dulders aus dem Erdboden reißen lassen; an ungeweihter Stätte mußte er liegen, bis der pietätvolle Sohn die Beisetzung erzwang.

Sieg über den Papst. Denn nun fand Rom endlich auch einmal seinen Meister. Von der Sorge, durch die soviele seiner Vorgänger geplagt worden waren: daß doch ja nur starke Männer den Stuhl Petri einnähmen, erschien Heinrich V vollständig frei. Drei Jahrhunderte lang war das Kaisertum von den Päpsten benutzt worden gleich einer Kutsche, die man hervorzog, wenn man besser fahren wollte. Saß ein Papst nicht fest genug auf seinem Thron, dann ließ er einen deutschen König über die Alpen kommen, um ihn durch die Krönung vor der Welt zu dem zu machen, was er ohne Papst nicht werden konnte, und sich über ihn zu stellen. Pfiffig und skrupellos kehrte jetzt ein aufmerksamer Schüler die Politik, in der er unterwiesen worden war, auch gegen seine Lehrer. Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß Paschalis tatsächlich einmal auf den Gedanken kam, die Geistlichen

sollten alle weltlichen Güter bis auf die Zehnten und frommen Spenden, sowie alle Regalien freigeben — nur daß wohlverstanden die Schenkung des Kirchenstaates allein ausgenommen blieb —, wodurch freilich der deutsche König das Recht auf Investitur gänzlich verloren haben, aber die Bischöfe nur um so fester in die Hand ihres Oberhirten gefallen sein würden, — ein Vorschlag, der aus den verschiedensten Motiven bedenklich erschien. Im Jahr 1110 aber stand Heinrich V mit einem gewaltigen Reichsheer in Italien und verhandelte von Macht zu Macht. Das Problem hieß: er verzichte bereitwillig auf die Investitur, sofern der Papst Bischöfe und Reichsäbte zum Verzicht auf alles Kroneigentum veranlasse. Allein es entstand ein Tumult im Petersdom, als die Formel verlesen ward. So hatten die Gregorianer doch nicht gerechnet! Das Reichsgut wollten sie behalten, und kein Kaiser sollte es je reklamieren dürfen. Da führte Heinrich den Papst gefangen mit sich und erpreßte mit eiserner Geduld jedes Zugeständnis von ihm. Nachdem er das Investiturrecht eingeräumt hatte, mußte Paschalis am 13. April 1111 Heinrich V, seinen tatsächlichen Herrn, zum Kaiser krönen.

Beilegung des Investiturstreites. Aber solche äußerlichen Erfolge dürfen uns nicht täuschen; für die tieferen Schichten der Nation hat dieser Kaiser nicht weiter als durch Sicherstellung der Grenzen gesorgt, weil das über seinen Horizont ging. Er war, wenn auch in allergrößtem Stil, doch nur ein Mächler, der sich mit Augenblicksmitteln half und über der diplomatischen Seite der Dinge ihre prinzipielle vergaß. Solche Herrscher blicken, wie Lamprecht einmal sagt, wohl auf Siege zurück, doch nicht auf dauernde Errungenschaften. Mit den deutschen Laienfürsten, deren er bedurft hatte, um Rom zu bezwingen, war eine Einigung nur auf der Basis weitgehender Zugeständnisse möglich gewesen. Jetzt standen die Territorialherren mit befestigtem Erbrecht da, für jeden späteren Kaiser, ja für Heinrich V selbst schon ein unerträgliches Hemmnis. Überdies wollte dem Hinterhaltigen im Reich niemand mehr trauen, schon wurden die Sachsen wiederum rebellisch, und wenn ihm auch das Glück blühte, daß 1119 in Kalixt II ein Papst auftrat, der die Versöhnung mit dem deutschen Kaisertum für geboten erachtete, so war doch auch das berühmte Wormser Konkordat, das 1122 nach langwierigen Verhandlungen zustande kam, kein ehrlicher Austrag, der die Gewissen innerlich befriedigen konnte, sondern nur ein Aufschub. Der deutsche Kaiser durfte den Bischöfen ihre geistliche Würde künftig nicht mehr mit Ring und Stab verleihen, sondern nur noch mit dem Szepter, in Deutschland schon

vor der Weihe, in Italien und Burgund sechs Wochen danach. So blieb noch einmal das deutsche Reichsgut scheinbar bei der Krone, die Bischöfe blieben scheinbar Beamte des Kaisers wie bisher; doch die Wahl selbst war dem Reichsoberhaupt entzogen; sie erfolgte, wenn auch in seiner Gegenwart, frei nach kanonischem Recht, d. h. die Kurie durfte wählen, wen sie wollte, es hing durchaus von der jedesmaligen Stellung des Kaisers zum Papst ab, wieweit er mit der Wahl zufrieden sein konnte, und wenn er sich mit Rom schlecht stand, mußte er unliebsame, kaiserfeindliche Personen gleichwohl mit Reichsgut belehnen, oder der Streit war sofort wieder da.

Immerhin wurden Abteien und Bischofsgüter der Kirche doch nicht zu freier Verfügung einverleibt, und das bedeutete eine schwere Niederlage der Gregorianer, deren Weizen bald auch sonst nicht mehr üppig wie ehedem blühte. Die Frömmigkeit, die sich so lang im stummen Gehorsam gegen Rom, der Flucht vor dem Irdischen, in Selbstkasteiung und Verzückung betätigt hatte, trat in ein neues Stadium ein, und diese für das niedere Volk außerordentlich wichtige Wendung knüpft sich an den Namen Bernhards von Clairvaux.

Die neue Frömmigkeit. Er war eine feurige, innige, ursprünglich ganz aufs Wesen der Dinge gestellte Natur, abhold allem Scheinwerk. Noch an der Schwelle von Jüngling und Mann 1113 in das Kloster Cîteaux (Cistercium in der Champagne, daher Cisterzienser) mit dreißig Gefährten eingetreten, ward er schon 1115 Abt in Clairvaux und reifte hier seinem großen Beruf entgegen. Ihm verdanken wir, was wir „die Erkenntnis Gottes aus der Natur" nennen. Er verwarf rohe Bußübungen und setzte Beschaulichkeit, Einkehr bei sich selbst an ihre Stelle. Seine eigenen Worte lauten: „Glaube meiner Erfahrung, im Wald wirst du Höheres finden, als in den Büchern. Bäume und Felsen werden dich lehren, was du bei Meistern der Schule nicht zu hören vermagst." Es versteht sich, daß Bernhards Auffassung den Prunk und die Hoffart Roms verwarf; die „occupationes maledictae" der Kurie waren ihm höchst anstößig. Hier liegt zugleich die Schwäche seines Systemes, da er sich demütige Päpste vorzustellen vermochte, die gleichwohl Kaiser und Könige rein geistig beherrschen sollten. Mit solchen ernsthaften Mahnern, die den heiligen Stuhl an die Armut Christi zu erinnern wagten, ward im Lauf des Jahrhunderts, wie das Beispiel Arnolds von Brescia lehrt, kurzer Prozeß gemacht, und sicher ist auch Bernhard in Rom höchst unbequem gewesen. Allein seine Macht über die Gemüter war durch ganz Westeuropa hin so groß, daß die Kurie schließlich vorzog, ihn gewähren zu lassen und gelegentlich zu benutzen.

Um zu begreifen, worin sein eigentlicher Zauber lag, muß man sich freilich noch einmal vergegenwärtigen, in welche Stimmung der erste Kreuzzug das Abendland versetzt hatte. Deutschland war an ihm zwar nicht entfernt so stark wie Westfrankien beteiligt gewesen; dafür hatte die Nation aus den schrecklichen Gewissensqualen des Investiturstreites eine Art von Seelenmüdigkeit davongetragen. Sie hatte sich sozusagen an den schweren kirchlichen Problemen verhoben; ihr konnte nur mit einer stillen Innigkeit nach dem Beispiel Bernhards gedient sein. Das altchristliche Armutsideal fand wieder in Deutschland einen wohlbereiteten Boden, der Bettelorden der Kartäuser blühte, — alles Vorzeichen einer neuen Zeit.

Eine Schwäche Kaiser Lothars. Aber ehe sie voll hereinbrechen konnte, war noch eine zweite große Enttäuschung nötig, und sie kam, eben weil sie nötig. Im Jahr 1125 war Heinrich V gestorben. Ihm folgte aus dem Hause Supplinburg jener Lothar, der nach dem Aussterben der Ludolfinger und Billunger das sächsische Herzogtum regierte. Die Kurie hatte sich ganz besonders gut zu beraten geglaubt, als sie durch den intriganten Erzbischof Adalbert von Mainz die Wahl des designierten Kandidaten Friedrich von Schwaben (des Vaters von Barbarossa) hintertrieb und den frommen Lothar küren ließ. Der alte Herr rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen insofern, als er bei seiner Kaiserkrönung zu Rom (4. Juni 1133) infolge religiöser Befangenheit in feierlicher Urkunde aussprechen ließ, daß Innozenz II ihm die kaiserliche Gewalt erst aus der Fülle seiner päpstlichen Macht *verliehen* habe. Sonst war er freilich der Hierarchie gegenüber durchaus nicht blöde, weshalb auch das „pactum“ in dem bekannten Bericht über die „electio Lothari“, seine Königswahl zu Mainz im Jahr 1125, wonach er auf Investitur und Lehnseid der Kirchenfürsten bei dem in ihren Händen befindliche Reichsgut verzichtet haben sollte, neuerdings als ein tendenziöser Zusatz angesprochen wird. Ein tapfrer und würdiger Mann, hat er das Ansehn des Reiches im Norden wie im Osten zu heben, in Deutschland selbst die hierarchische Partei schließlich zu beugen verstanden und ist von Innozenz auf einer zweiten Romfahrt 1137 in solcher Feindschaft geschieden, daß man ihn als nunmehr aufgeklärt betrachten durfte. Leider starb der Siebzigjährige noch im selben Jahr auf der Heimreise in einem tiroler Bauernhof; in Königslutter am Harz wurden seine Gebeine bestattet. Verschiedene Chroniken rühmen, daß zu seiner Zeit Deutschland in Frieden gelebt und Fülle an allen Dingen geherrscht habe.

Die Staufer kommen ans Ruder. Da auch er ohne männliche Erben heimgegangen war, hatte er seinen Schwiegersohn Heinrich,

Herzog in Baiern und Sachsen und Markgraf in Tuskien, zum König designiert. So bewirkte der letzte Zwist Lothars mit dem Papst, daß die nachtragende Kurie diesen Kandidaten verwarf und wir in den Staufern das dritte große Herrengeschlecht, in ihren Regierungen ein grandioses Nachspiel beobachten dürfen; denn alles Wesentliche war leider schon versäumt und versehen worden. Auch die Staufer fanden sich, ganz wie Heinrich IV, vor einer bereits unlösbaren Aufgabe. Dazu verlieren auch die zwei klügsten, beweglichsten, staatsmännischsten Kaiser von allen ihren Glanz bei sozialer Nachprüfung, und was die Nation unter ihnen profitierte, würde selbst bei viel geringeren, unbegabteren Herrschern kaum aufzuhalten gewesen sein, weil es (wie Zünfte und Geldwirtschaft) als Nachwirkung allerbreitester Evolution aus der urgermanischen Triebkraft und unwiderstehlichen Weltverhältnissen heraus entstand.

Konrads III Charakter. Konrad III, den ersten Stauferkönig, den Bruder jenes 1125 beschnellten Friedrich von Schwaben, kann man freilich überhaupt nicht ernst nehmen. Seine Leistungen sind rein negativ; er mutet an wie ein bloßes Werkzeug in den Händen andrer. Niemals ist er, obschon für seine Person tapfer, irgend einer politischen Lage Herr geworden, alles mögliche hat er angefaßt, alles in Verwirrung gebracht, nichts ordentlich und fruchtbar durchgeführt, ein Blender. Merkwürdig ist seine Regierung nur durch den sogenannten zweiten Kreuzzug, an dem er (1147 und 48) teilnahm und der noch viel stärkere Nachwirkungen als der erste haben sollte.

Zwar saß damals auf dem heiligen Stuhl ein treuer Anhänger Bernhards, ein Mann also, der den neuen Reformideen wohlwollte und der streng hierarchischen Richtung der alten Gregorianer einigermaßen abgewendet war: Eugen III. Das ganze Unternehmen aber geht gleichwohl auf seinen Namen und kam einschließlich der verwunderlichen, in ihren Motiven nicht recht durchsichtigen Beteiligung Bernhards folgendermaßen zustande. Der damalige König vom Westfrankenreich, Ludwig VII, lebte in arger Gewissensnot, weil er in einer Fehde eine Kirche voll geflüchteter Menschen hatte niederbrennen lassen. Von dieser Schuld wünschte er sich durch eine Kreuzfahrt zu reinigen. Sein Ratgeber, Abt Suger von St. Denis, vermochte der Abwesenheit des Herrschers von dem unruhigen Lande nicht zuzustimmen, der Papst ward zur Entscheidung angerufen, billigte die Kreuzfahrt und nahm das Gelübde Ludwigs an.

Bernhard von Clairvaux als Kreuzprediger. Nun galt es, einen Kreuzprediger zu gewinnen. Der gewaltigste Redner, über den

die katholische Kirche verfügte, eben Bernhard von Clairvaux, war im Prinzip keineswegs für Kreuzzüge begeistert, sondern in Harmonie mit seinen beschaulichen Ideen überhaupt der Ansicht gewesen, daß man seinem Gott in der Heimat und durch Einkehr bei sich selbst besser dienen könne als durch Umherschweifen, das schon manchen trefflichen Mann verdorben habe, ganz im Sinn eines Vigilantius (vgl. Kap. XII) oder eines Gregor von Nyssa, der, die Überschätzung lokaler Anknüpfung abweisend, von seinem Besuch in Jerusalem ganz ehrlich eingestanden hatte: „Unser Glaube wurde dadurch weder geschwächt noch gestärkt." Doch diese seine eigensten Ideen zu verleugnen, ward nun Bernhard anscheinend allein durch die kirchliche Disziplin, d. h. durch eine wiederholte, befehlende Aufforderung des Papstes vermocht. Wenn das der Fall ist, hat er sich freilich überraschend schnell in seine Rolle hineingefunden. Vom Konzil zu Vézelay in Burgund (am 31. März 1146), wo er zum erstenmal vor den französischen Großen „das Kreuz predigte", bis zur Gewinnung des deutschen Königs Konrad am 27. Dezember schritt er con amore von Triumph zu Triumph. Nur war diese letzte Tat gar nicht nach dem Herzen des Papstes, war keineswegs in dessen Programm enthalten gewesen, dem ganz im Gegenteil, so sehr er auch wünschte, daß König Ludwig in Palästina beschäftigt würde, alles daran lag, daß der deutsche König daheimbliebe. Die große Gefahr drohte damals Rom von Unteritalien her, wo die Normannen längst aufgehört hatten, sich als päpstliche Schutztruppe zu betätigen, und eine höchst reale Machtpolitik zu eignem Nutzen betrieben. König Konrad selbst war mit Kaiser Manuël von Byzanz verschwägert, gegen den die Normannen ebenfalls gierige Blicke gerichtet hatten; so würde er am liebsten zum Frühjahr 1147 nach Italien gezogen sein, um Papst Eugen gegen Roger II von Sizilien die Stange zu halten und zugleich zum Nutzen Manuëls verständige Hauspolitik zu treiben. Angesichts dessen erscheint es rätselhaft, daß Bernhard, nach einem bereits abgewehrten Angriff am Weihnachtstage, den ahnungslosen Konrad, als er am 27. Dezember still die Messe zu Ehren des Apostels Johannes zu hören gedachte, plötzlich erneut anfiel und geradeswegs zur Rede stellte, wie er wohl am jüngsten Tag bestehen wolle, wenn Christus zu ihm spräche: „Mensch, was hast du getan zu deiner Seelen Seligkeit?" Der mit Wohlgestalt, Gesundheit, Reich und Macht Begabte, so gröblich koramiert, wurde weich. „Nicht undankbar" wollte er erfunden werden und gelobte die Fahrt. Der Papst, erstaunt und erbittert, stellte den Wankelmütigen, von dem er durchaus entgegengesetzte Andeutungen, wenn nicht Zusagen erhalten hatte, zur Rede und mußte

sich zur Entlastung mit dem heiligen Geist begnügen, der über Konrad gekommen sei. Dabei hatte der Mahner gar kein Deutsch, sondern das noch halblateinische Französisch jener Tage gesprochen, aber selbst solche mit sich fortgerissen, die keine Silbe von ihm verstanden.

Neue Judenschlächterei. Auf welche Weise sich Bernhard mit Papst Eugen abfand, ist nicht bekannt. Wie überhaupt war er nach Deutschland hineingekommen? Dies hing mit der Erregung gegen die Juden zusammen, die wir vom ersten Kreuzzuge her bereits kennen. Vor den Franzosen hatte sie der Abt Peter von Cluny in einem offnen Brief „ärgere Feinde Christi als die Sarazenen" gescholten, in Lothringen dann ein hergelaufener Mönch mit Namen Rudolf direkt zum Judenmord aufgefordert. Uns ist der Bericht eines ebenso ehrlichen wie gelehrten Zeitgenossen, des Abtes Gerhoh von Reichersberg, überliefert worden, und sein Zeugnis nicht bloß für die Aufpeitschung der Gemüter von hoch und niedrig, sondern ganz besonders auch für die Schärfe, mit der durchaus fromme, ja hierarchisch gesinnte Männer das ganze Unwesen bereits zu kritisieren wagten, so charakteristisch, daß die den Judenmord erzählende Stelle hier mitgeteilt sei:

„Im Jahr des Herrn 1147 ließ Gott die Kirche des Abendlandes ihrer Sünden wegen Leid erfahren. Denn es kamen in das Land falsche Propheten, Söhne Belials, Eideshelfer des Antichrist, die durch nichtige Worte die Christen verführten und durch eitle Predigt alles Volk der Menschen antrieben, zur Befreiung Jerusalems gegen die Sarazenen zu ziehen. Ihre Predigt hatte so seltsame Wirkung, daß fast alle Bewohner der Landschaft mit einmütigem Gelöbnis freiwillig sich zum gemeinsamen Verderben darboten . . . .

Es lief also untereinander Volk von beiderlei Geschlecht, Männer und Weiber, Arme und Reiche, Fürsten und Große der Krone mit ihren Königen, Weltgeistliche und Mönche mit ihren Bischöfen und Äbten. Der eine hatte dies, der andre das Begehren. Denn manche waren gierig nach neuem und zogen aus, um das bunte Land zu beschauen, andre zwang die Armut und dürftiges Hauswesen; diese waren bereit, nicht nur gegen die Feinde des Kreuzes Christi zu kämpfen, sondern auch gegen jeden guten Freund des Christentums, wenn es sich tun ließ, um ihrer Armut abzuhelfen. Andre wieder wurden durch Schulden bedrängt oder gedachten die Dienste zu verlassen, die sie ihrem Herrn zu leisten hatten, oder sie erwarteten die verdiente Strafe für ihre Missetaten; diese alle heuchelten Gotteseifer, aber sie waren nur eifrig, die Last ihrer großen Bedrängnis abzuwerfen . . . .

Was soll ich sagen, der ganze Schwarm eilt der Stätte zu, wo

die Füße Jesu gestanden haben; mit den Zeichen des Kreuzes bezeichnen sie ihre Röcke gar nicht schlecht, sondern sehr auffällig, und wo sie durchziehn und Juden finden, zwingen sie diese zur Taufe, die Widerstrebenden bringen sie ohne Zaudern um. So kam es, daß manche Juden in der Not durch den Quell der Taufe abgewaschen wurden; einige von diesen blieben bei dem angenommenen Glauben, andre kehrten, als es Friede wurde, ebenso zu ihrer argen alten Gewohnheit zurück, wie die Hündlein zu ihrem Gespei. Nur ein Beispiel will ich aus vielen Berichten anführen, den Judenmord, der zu Würzburg geschah, damit sich durch die genaue Angabe eines Falles den übrigen besseren Glauben verschaffe.

Als im Monat Februar die Fremden, wie erwähnt wurde, in der Stadt zusammenströmten, fand man durch wunderlichen Zufall am 24. den Leib eines Menschen auf, der in viele Stücke zerschnitten war, zwei größere Stücke im Mainstrom, eines zwischen den Mühlen bei der Vorstadt Bleicha, andre bei dem Dorfe Thunegersheim; die übrigen Stücke fanden sich außer der Mauer auf dem Wall gegenüber dem Turm, welcher insgemein Katzenwighaus genannt wird*). Und als man alle Teile des zerstreuten Leibes gesammelt hatte, wurde der Leib zu dem Hospital getragen, das unterhalb der Stadt ist, und dort auf dem Kirchhofe begraben. Darauf wurden sowohl Bürger als Fremde von plötzlicher Wut ergriffen, als wenn sie aus diesem Vorfall eine gerechte Veranlassung gegen die Juden erhalten hätten, sie brachen in die Häuser der Juden ein, stürmten auf sie und töteten Greise, Jünglinge, Frauen und Kinder ohne Unterschied, ohne Zaudern, ohne Erbarmen. Wenige retteten sich durch die Flucht, noch wenigere ließen sich, Rettung hoffend, taufen, die wenigsten aber beharrten, als später der Friede wieder kam, beim Glauben. Auch geschahen, wie man behauptete, bei der Bestattung des oben erwähnten Leibes Wunderzeichen, Stumme sollten gesprochen haben, Blinde gesehen, Lahme gelaufen sein, und andre Zeichen dieser Art. Deshalb verehrten die Fremden jenen Menschen, als ob er ein Märtyrer wäre, trugen Reliquien des Körpers einher, nannten ihn Theoderich und verlangten, daß man ihn heilig spreche. Und da Sifrid, der fromme Bischof der Stadt, mit der Geistlichkeit ihrem Toben und ihrem Irrtum widerstand, so erregten sie gegen den Bischof und die Geistlichkeit eine solche Verfolgung, daß sie den Bischof steinigen wollten und in die schützenden Mauern der

*) Wighäuser waren gemauerte und eingedachte Gebäude mit Schießscharten zum Aufstellen von Kriegsmaschinen.

Türme drängten, die Kanoniker aber wagten in der allerheiligsten Nacht des Abendmahls aus Furcht vor den Verfolgern weder zum Chor hinaufzugehen, noch die Messe zu singen." . . . .

Ganz ähnliche Schändlichkeiten spielten sich am Rhein ab, wo verschiedene Territorialfürsten, die von den Juden Schutzgelder bezogen hatten, sehr in Verlegenheit kamen. Höchst bezeichnend ist das Verlangen des würzburger Pöbels nach Heiligsprechung des Leichnames und der sofort einsetzende Reliquienschwindel. Dieser Krawall beruhigte sich erst gegen Ostern.

Gänzlicher Fehlschlag des zweiten Kreuzzuges. Dann wurde mit der guten Jahreszeit nach dem Heiligen Land aufgebrochen, es ging die Donau entlang, über Konstantinopel; aber das ganze Unternehmen, eine Kette von kläglichen Mißerfolgen, endete mit Resultatlosigkeit. Selbst das Einzige, was 1148 Erfolg hätte versprechen können, die Belagerung von Damaskus, ward wieder abgebrochen, weil keine Partei die andre recht unterstützte und die beiden Könige den lateinischen Territorialherren Palästinas augenscheinlich höchst unwillkommen und lästig blieben. „Dies waren die Früchte," sagt Gerhoh, „die aus der verruchten Wurzel der Habsucht von Jerusalem sproßten. Dies war das vergossene Blut, dessen die Habsucht, das schnöde Tier, schuldig ward. Aber auch ein andres Ungetüm, der Hochmut des Hauses der Hospitaliter, brachte vielen Seelen Verderben, wie der Geiz den Leibern. Mit diesem Ungetüm trat die römische Kirche, die hierin und in ähnlichen Dingen mehr eine Markthalle als eine Kirche ist, durch Geben und Nehmen in Gemeinschaft."

Religiöse, soziale, literarische Nachwirkungen. Wir brauchen bei weiteren Einzelheiten nicht verweilen; wie stellte sich das schließliche Fazit für den gemeinen Mann? Insofern man von den neuen Reformideen eine innigere Frömmigkeit, eine Befreiung von dem steten Gewissensdruck der Askese, eine Wiederannäherung des Heilandes an den einzelnen hätte erhoffen können, muß das Ergebnis des zweiten Kreuzzuges als ungünstig bezeichnet werden. Christus hatte zwar die Hoheit des königlichen Gefolgsherrn und Spenders einigermaßen verloren, er war sozusagen demokratisiert worden, ein gedrückter Kreuzträger, das Vorbild einer gedemütigten und gemarterten Menschheit, der es hier auf Erden als in einer Art Vorhölle miserabel erging, damit später die himmlischen Freuden als Entschädigung kämen. Allein nach wie vor schoben sich die Heiligen trennend zwischen die niederen Frommen und die hohe Himmelstür, ja trotz allen enttäuschenden Berührungen des Volkes mit den harten Realitäten der lateinischen Hab-

gier und Weltlichkeit in Jerusalem verstanden die Priester es doch bald wieder, die aufgeweckten Intelligenzen einzulullen oder einzuschüchtern, Aberglauben und Reliquienschacher blühten so sehr, daß es schien, als ob der arme Peter aus der Provence sich ganz umsonst mit der heiligen Lanze seine Brandwunden geholt habe. Ja, Johannes der Täufer hätte ruhig noch einen dritten oder vierten Kopf hinterlassen können, sie würden alle von der gleichen Wunderkraft gewesen sein. Umsonst schilderte Gerhoh die „Begnadeten", wie sie vor den auf sie Einstürmenden und Zeichen der Genesung Heischenden kaum Zeit behalten hätten, ihr Brot zu essen. Er hatte sie mit eignen Augen beobachtet und war im Zweifel, wem der Schwindel hauptsächlich zur Last fiele, denen, die Wunder verrichteten, oder denen, die solche für sich begehrten. „Der Betrug aber," so fährt er fort, „ist sicher und an Vielen erwiesen. Denn es wurden Blinde oder Halbblinde und Lahme herzugeführt, und von gewissen Leuten wurden die Hände auf sie gelegt und über ihnen gebetet. Wenn nun die Kranken während der Worte des Segnenden von den heftigen Drängern nach Wundertaten ausgeforscht wurden, ob sie sich etwas besser befänden, und die Kranken in der Begierde, gesund zu werden, unsicher etwas antworteten, so wurden sie gleich mit Geschrei hoch in die Höhe gehoben und, als wenn sie geheilt wären, durch die Hände der Fahrenden fortgetragen. Wenn sie jedoch sich selbst überlassen waren, konnten sie nicht lange ihre Genesung vorgeben, sondern sie faßten wieder nach den alten Stützen ihres Siechtums, nämlich die Lahmen nach den Krücken und die Blinden nach ihren Führern. Ich habe auch von einigen gehört, daß nach wirklicher Heilung zwei oder drei Tage darauf das frühere Siechtum sie wieder ergriffen habe . . ."

Allem Anscheine nach genügte leider auch nach den Kreuzzügen dem noch vorhandenen religiösen Bedürfnis eine plumpe Werkheiligkeit, die sich besonders in Almosen an die herumziehenden Bettelmönche äußerte, meist ungelehrte, rohe, fanatische Gesellen, die bald als Droher, Verleumder und „Bauchfüller" berüchtigt wurden, gleichwohl aber in ihren spärlichen besseren Elementen den Keim reformatorischen Geistes bargen.

Mag man es nun immerhin bedauern, daß durch den übeln Ausfall des sogenannten zweiten Kreuzzuges vor den denkenden und kritischen Geistern der Nation der allzuviel verkündende und versprechende Bernhard von Clairvaux eine Niederlage erlitten hatte, die derart an Lächerlichkeit streifte, daß weder er selbst noch seine neue Frömmigkeit sie ganz verwanden, so blieben einige Früchte dieser Tatsache doch

recht erfreulich. Die Kirche war unvorsichtig genug gewesen, die gesamte Christenheit zu Beurteilern des Mißverhältnisses zwischen ihren Lehren und ihren Werken aufzurufen; die Folge war innerhalb der gebildeten Schichten eine Verweltlichung, die, unerbittlich die überlebten und hohl befundenen Autoritäten ablehnend, mittelbar im Lauf der Zeiten ihren Segen auch für die niederen Stände heraufführen sollte. Bisher hatte der Klerus allein das große Wort geführt, das Laientum seit den Tagen Ludwigs des Frommen zum Schweigen verurteilt geschienen; die Kreuzzüge nahmen das Siegel von seinen Lippen. Zur selben Stunde fast, da die ersten Kreuzritter zur Heimat kehrten, erklangen in den schönen Tälern der Provence die ersten Lieder der Troubadours. Hatte noch Heinrich III von seiner Hochzeit mit Agnes zu Ingelheim die Spielleute hinweggewiesen ohne Dank und ohne Spende, nur der stirnrunzelnden Kirche zulieb, so tönte hundert Jahre später die Laute fast auf allen Ritter- und Edelhöfen des Abendlandes. Nicht länger beherrschten finstre Kirchenlegenden von Büßern und Märtyrern die Erzählungen am Herdfeuer; die romantischen Abenteuer und Taten der Kreuzfahrer, dazu morgenländische und indische Märchenstoffe drangen befruchtend in die Phantasie, eine ganz neue Epik entstand, ja man kann sagen, daß alles, was wir heute bei den hohen Namen Shakespeare und Goethe begreifen und empfinden, den ersten Kreuzzügen zu danken bleibt, ihnen, die die Laienliteratur entstehen ließen.

Ganz unermeßlich waren der Gewinn an Lebensanschauung, die Erweiterung des Horizontes für den deutschen Mittelstand, den Konrad der Salier, der erste deutsche soziale König, aus der Taufe gehoben hatte: Stadtbürger und niedre Lehnsmannen. Sie vermittelten die Popularisierung der aus dem Morgenlande heimgebrachten Ideenwelt. Mustern wir heute noch, nachdem acht Jahrhunderte vergingen, die neuen Worte, die sich lebendig erhalten haben, so können wir den Reichtum wenigstens ahnen, der damals von Osten nach Westen zurückströmte, für Schiffbau und Handelswesen, Handwerkstechnik, Bekleidung, Nahrung und hundert andre Lebensäußerungen. Da finden wir Arsenal und Admiral, Bazar, Baracke, Diwan (frz. douane, Zollstelle), Baldachin, Damaszener und Damast, Joppe, Musselin (von Mosul), Amulett, Elixier, Talisman usw. Nichts konnte der abendländischen Beschränktheit dienlicher sein, als von höchst würdevollen und klugen morgenländischen Gesandten gelegentlich mattgesetzt zu werden. Bei den sarazenischen Kämpfen aber, die, dem Wechsel der Politik folgend, zuweilen gar in Kameradschaft umschlugen, merkten die aufgeweckten Ritter

mit Staunen, daß auch hinterm Berg noch Leute wohnten, daß sie nicht die bedauerlichen Sprößlinge eines kümmerlichen Wahnes vor sich hätten, sondern die tapfern und stolzen Bekenner eines Glaubens, der, nach seinen Repräsentanten zu schließen, nur achtungswert sein konnte und jedenfalls tief nach Asien hinein ein besser kultiviertes, größeres und menschenreicheres Gebiet umfaßte, als das damalige europäische Abendland war. Jenes Laster lernte sich damals, das die katholische Kirche so streng verpönte: religiöse Duldung.

XVI. Kapitel.

Neue Geldwirtschaft. Zünfte und Meierhofrecht. Barbarossa.

Die Lombarden. An sämtlichen Kreuzzügen hatten sich italische Seefahrer aus Genua, Pisa, Venedig, wenn auch nicht gerade begeistert, so doch in sehr nützlicher und für sie selbst gewinnbringender Weise mit ihren Flotten beteiligt. Zwar die westfälischen (menapischen) Schinken, die unter Kaiser Diokletian samt andern Räucherwaren eine Delikatesse morgenländischer Märkte gebildet hatten, wurden unter dem Islam, der das Schweinefleisch für unrein hielt, dort nicht mehr gehandelt, ebensowenig wie der spanische, französische, deutsche Wein, die der Koran verwarf; doch gab es noch Salzfische und Getreide, besonders aber Holz, Metalle, Tuch und Waffen, die in Kleinasien und Ägypten stark gefragt blieben. Zweimal des Jahres pflegten schon vor dem ersten Kreuzzug westliche Handelsflottillen mit begleitenden Kriegsschiffen (Konvois) nach dem Morgenlande zu steuern, von dort Seide, Baumwolle, Spezereien und Gewürze, Glas, Zucker und Südfrüchte (gedörrte Feigen und Pflaumen) nach Westeuropa zu bringen. Von diesem aufblühenden Levantehandel schöpften die Italiener den Rahm ab, und zumal in Byzanz, das wohl oder übel dem bis dahin scheel angesehenen abendländischen Verkehr seinen weiten Hafen hatte eröffnen müssen, traten Genuesen und Venezianer in heftige Rivalität. In beiden dürfen wir den besten Niederschlag jenes merkwürdigen Stammes vermuten, der, damit auch diese Spielart dem germanischen Völkergewimmel nicht fehle, in Italien nicht als ländliche Schutztruppe gleich den Ostgoten, oder den Burgundern in Gallien, sondern mit der

festen Absicht aufgetreten war, eine städtische Aristokratie zu bilden. In alle bezwungenen offenen oder festen Plätze Ober- und Mittelitaliens hatten sich Langobardentrupps gelegt, sich vom Zins der Landbewohner füttern lassen und waren dennoch — worin eben die Sonderbarkeit besteht — bei diesem ungermanischen Vorgehen nicht entartet. Im Gegenteil, auch nachdem Karl der Große sich selbst als Langobardenkönig eingesetzt und das Reich des Desiderius dem weiten Frankenstaat einverleibt hatte, gediehen langobardische Teil-Herzöge und Grafen selbst in Unteritalien so vortrefflich, daß noch unter Otto dem Großen in dem wegen seiner Verweichlichung einst übel berufenen Capua ein Mann mit Namen Pandulf der Eisenkopf eine wichtige politische Rolle spielen konnte. Erst seit 1050 etwa traten die Normannen in Unteritalien an Stelle der langobardischen Territorialfürsten. In der eigentlichen Lombardei aber, zwischen Alpen und Po, in der Wechselwirkung reich angebauten Ackerbodens und kräftig aufstrebender Munizipien wie Mailand, Pavia, Piacenza, Mantua, im regen Austausch mit dem Seehandel Genuas und Venedigs hatte der Verkehr sich wieder angewöhnt, seine Geschäfte mit Geldzahlung zu erledigen, weil Edelmetall dort reichlich zusammenströmte. Daher ist Oberitalien die Heimat nicht bloß der modernen kaufmännischen Buchführung, sondern auch des ersten modernen Bankwesens geworden. Längst in Oberdeutschland gern gesehen, wo z. B. in Regensburg die Straßennamen Unterwalchen und Römling auf sie zurückzuführen sind, wie auch unsre Wal- und Lambertsnuß noch heut an unsre welschen, lombardischen Gäste erinnern, hatten sie nach Augsburg, Konstanz, Basel und andern deutschen Märkten bald ihre Zahlungsgewohnheiten mitgebracht.

Umlaufsmittel. Von hier aus und vom Niederrhein her hat Geld die wirtschaftlichen Adern auch des übrigen Deutschlands allmählich zu durchströmen begonnen und nicht wenig dazu beigetragen, Handel und Wandel bis nach Oberfranken, Thüringen, Holstein hin zu beleben. Geprägt wurden damals fast ausschließlich die alten karlingischen Denare, die „Pfennig" zu heißen angefangen hatten, während für größere Geschäfte „Schillinge" (die alten karlingischen „Solidi") und „Mark Silber" als bloße Rechnungseinheiten angewendet wurden. Der Pfennig war seinem Gewicht nach etwa = 0,25 Mk. heutigen Geldes. Da 12 Pfennige einen „Schilling" und 16 Schillinge eine „Mark Silber" machten, so gingen 192 Pfennige auf eine Mark Silber. Setzt man den Schilling oder Solidus (vgl. XI. Kap.) mit $16^1/_2$ Gramm an, so betrug eine Mark Silber etwa 264 Gramm oder 53 Mark heutigen

Geldes nach dem Gewicht, während von der Kaufkraft sich nur sagen läßt, daß sie mehrfältig höher war.

Deutsche Stadtherren. Die deutschen Märkte haben wir im XIII. Kapitel auf ihrer frühesten Stufe des Austausches zwischen ländlichen Vorräten und städtischen Handwerkserzeugnissen verlassen und müssen uns jetzt, bevor wir zum Scheidepunkt gelangen, zunächst ihre weitere Entwicklung vergegenwärtigen. Die wichtigste Person, insonderheit für jede junge Stadt, war der sogenannte „Stadtherr", meistens ein hoher Geistlicher, seltener ein Mitglied des hohen Laienadels, dem der Kaiser die betreffende „Marktgerechtigkeit" zur Ausnutzung von Zoll und sonstigen Marktabgaben, d. h. zu Zwecken persönlicher Bereicherung, auf Zeit verliehen oder gar so geschenkt hatte, daß der Marktherr auch den (früher königlichen) Schutz übernahm und die Marktgerichtsbarkeit erhielt. In andern Fällen und insonderheit dort, wo die junge Stadtgemeinde fast ausschließlich aus Mitgliedern einer Kaufmannsgilde bestand, hatte diese von der staatlichen Autorität einen Teil ihrer Gewalt übertragen bekommen, übte nun selbst eine Art Schutzmacht über ihren Marktfrieden aus und suchte sich bald auch von dem Hochgericht, dem die Stadt unterstellt war, unabhängig zu machen. Die Beziehungen städtischen Grundeigentums zu kaufmännischem Verkehr und hypothekarischer Belastung brachten es mit sich, daß die Entwickelung zu selbständigen Marktgerichten, will sagen zu Gerichten der Markteingesessenen in sich selbst so vernünftig war, daß sie sich häufig durchsetzte. Wo das geschah, ward überall der Grund und Boden vom früheren Stadtherrn, manchmal bis auf einen geringen Bodenzins, Abgabe bei Erbübergang und gewisse Vorkaufsrechte, gelöst, die alte Bindung hörte auf, es entstand ein neuer Eigentumsbegriff zugunsten individueller Verfügung in modernem Sinne, und dies war einer der wichtigsten Gründe, weshalb in der Hohenstaufenzeit der Jubelruf laut werden konnte: „Stadtluft macht frei." Denn jetzt erst war der Unfreie in vielen Städten sicher, wenigstens nicht aus einer Hörigkeit in die andre zu fallen, wenn er sich aus irgend einem Frohnhof auf Stadtboden glücklich zu retten verstanden hatte. Nach Jahresfrist konnte ihm überhaupt niemand mehr etwas anhaben, und die Zahl der Städte vermehrte die Möglichkeit des Durchschlüpfens.

Patrizier. Selbstverständlich waren durch das alte Regulativ des Bedarfes dem Angebot arbeitslustiger Hände auch in jener frühen Zeit Schranken gezogen, und es gab noch andere Hemmungen, um zu verhindern, daß die Bäume in den Himmel wuchsen. Die wichtigste von ihnen ist die Entstehung eines städtischen Patriziates. Welches

waren seine Elemente? Natürlich gehörte der Marktrichter dazu, an manchen Orten auch Schultheiß oder Amtmann genannt, und der Bürgermeister oder Heimburg. Dort wo das städtische Marktgericht eine Schöffenbank (von Urteilsfindern) ausgebildet hatte, kristallisierten sich an Schultheiß und Heimburg sogenannte „schöffenbankberechtigte Geschlechter" aus dem Großkaufmannsstande, der sich überall bald vom Kleinkrämer abzusondern pflegte. Diese bildeten dann ein kaufmännisches Patriziat; es gab aber auch noch eine andre Herkunft dafür. Denn keineswegs immer gelang es den Städten mit eignem Marktgericht, ihrem „Stadtherrn" zu entschlüpfen; viele wurden zum Zankapfel zwischen Bischöfen und Grafen, und wer als Grundherr eine Stadt besaß, ließ sie durch seine Dienstmannen (Ministerialen) als Münzer, Zöllner oder Marktaufseher im Sinne heutiger Ordnungspolizei verwalten und bewachen. Diese Dienstmannen hatten zur Besoldung für ihr Amt von ihrem Herrn irgend ein Lehen in Gestalt von Haus, Hof, Acker und Naturalien, und da schon bei Kaiser Konrad II berichtet wurde, wie der Zug der Zeit dahingegangen sei, diese niedern Dienstmannen zu Rittern mit erblichen Lehngütern aufsteigen zn lassen, so hat in der Städtegeschichte die Naturalwirtschaft, d. h. die schwere Lösbarkeit, die fast unmögliche Wiedereinziehung einmal verliehenen Gutes, dazu geführt, daß auch die städtischen Ministerialen, nach Lamprechts packendem Wort, von Beamten ihres Herrn zu Herren ihres Amtes wurden.

Stadtrat. Insofern die erbberechtigt gewordenen Dienstmannengeschlechter sich dem schon vorhandenen kaufmännischen Patriziat angliederten, um nun mit vereinten Kräften den Kampf gegen die alten bischöflichen „Stadtherren" aufzunehmen, kann man das freilich nur willkommen heißen; denn immerhin hat es eine erste Phase freien Bürgertums heraufführen helfen. Im allgemeinen aber bildete sich bald auch ein weniger vorteilhafter Gegensatz zwischen den patrizischen Geschlechtern und den mehr demokratischen Zünften. Diese waren wohl in der Bürgerversammlung vertreten, aber es machte sich fast überall wie von selbst, daß aus dem von ihr gewählten Bürgerausschuß ein patrizisches Organ wurde, das als „Rat" etabliert, schließlich nur Mitglieder der alten Familien in seine Reihen zuließ und, wenn auch mit besserem Verstand als die später durch Revolution aufkommenden Zunftregierungen, doch immerhin die Finanzen ihrer Stadt mit augenscheinlicher Bevetterung zugunsten aristokratischer Privatsäckel besorgte.

Schulen und Hospitäler. Wurde somit die Redensart von der freien Stadtluft einigermaßen illusorisch, so war auch, was ein Stadt-

regiment um 1150 sonst noch in sozialer Hinsicht für die niedern Schichten seiner Einwohnerschaft leistete, ungemein gering. Die Nachrichten sind dürftig, weil sowenig zu berichten war. Schulen hat es gegeben; entweder bestanden sie dort, wo die Stadt ein Kloster barg, als Klosterschulen weiter, und Klosterbrüder erteilten den Unterricht; oder es waren, selten genug, nicht geistliche, sondern städtische Anstalten. Doch welches die Lehrkräfte, was der Lehrstoff und ob überhaupt eine Verpflichtung zum Schulbesuch vorhanden gewesen, darüber wissen wir nichts Genaues. In guten Klosterschulen dürfte Latein, d. h. die Zugänglichmachung der antiken Bildung, immer noch im Vordergrunde gestanden haben*); in geringeren Anstalten, wo irgend ein Bettelmönch oder ein Invalide die Knaben verprügelte, war Unterweisung in den Anfangsgründen der christlichen Glaubenslehre die Hauptsache. Da wurde den Kindern mit der Figur des Teufels und dem höllischen Fegefeuer bange gemacht, sie lernten geistliche Lieder singen, etwas Kopfrechnen, und mancher Knabe hatte ausstudiert, wenn er das Vaterunser aufsagen konnte. Die „schwarze Kunst" dagegen blieb im großen Ganzen immer noch das Privilegium enger Kreise; zu zählen waren die Leute, die etwas lesen konnten, und Stadtschreiber wurden angestellt nicht sosehr, damit sie schrieben, sondern weil sie zu schreiben vermochten.

Im Zeitalter der Werkheiligkeit fehlte es nirgends an Stiftern für Ortsarme, Invaliden und Sieche. In den Hospitälern verpflegten Mitglieder geistlicher Orden die Kranken, wie sie es verstanden, mehr mit Gebet als mit praktischem Eingriff. Quacksalber und Zahnbrecher kamen meist nur bei größeren Märkten mit andern fahrenden Leuten zur Stadt, die ganze Behandlung steckte tief im Aberglauben und Hexenwahn. Daher waren die Fortschritte nur gering, wenn es einer Stadtregierung gelang, Schulen und Krankenhäuser, auch wo sie aus kirchlichen Stiftungen hervorgegangen waren, in eigne Oberaufsicht und Verwaltung zu nehmen.

Schmutz. Der Stadtrat sorgte hier und da für Verkehrserleichterungen, regulierte Wage und Gewicht, legte Stapelplätze an, baute Wege und besserte sie zuweilen. Eine Warenkontrolle bestand, auch für die vom Land herangeführten Lebensmittel, öfters ein Schauamt für die Erzeugnisse des Handwerks. Aber da aller Unrat nur durch Abfuhr beseitigt werden konnte, da die Tradition großartiger

*) Das „trivium", die uralte römische Dreiheit, umfaßte Rhetorik, Dialektik, Grammatik; daher „trivial", was man auf der Schule gehabt hat.

Wasserleitungen als Vorbedingung des römischen Kloakensystemes in Vergessenheit geraten war, das Fuhrwesen auch nur unvollkommen funktionierte, gab es nicht bloß auf den ungepflasterten Straßen, sondern auch in den hinteren Partien jeder Wohnung angehäuften, dauernden Schmutz, gegen den das ganze Mittelalter hindurch überhaupt mehr durch Verbergen und Bedecken mit Stofftapeten und andern Draperien, als durch wirkliche gründliche Säuberung angekämpft wurde, weil die Reinlichkeit auch deutscher Hausfrauen sich einem unlösbaren Problem gegenüberbefand. Die Misthaufen vor den Häusern selbst der Hauptstraßen verschwanden manchmal nur, wenn hoher Besuch erwartet wurde; in all dem perennierenden Unrat jedoch, all den stinkenden Pfützen und Gräben sielten die bösen Geister der Epidemien und forderten Hekatomben von Opfern, ohne daß der Gedanke der Sauberkeit als obersten hygienischen Prinzipes geboren worden wäre.

Prostitution. Die Prostitution war aus den westfränkischen Landen, wo sie zur Römerzeit in übermäßiger Ausdehnung bestanden hatte, natürlich mit der Zeit auch in Deutschland eingeführt worden, in den altdeutschen Römerstädten wie Straßburg, Mainz, Köln wohl überhaupt niemals erloschen. Die barbarische Strenge der Urzeit hatte sich nur bei der einfachen Lebensweise, der Durchsichtigkeit damaliger Haushaltungen, der steten gegenseitigen Kontrolle durchführen lassen, und eigentlich auch nur solang mannbare Jünglinge, mannbare Jungfrauen nicht ganze Ewigkeiten zu warten brauchten, bevor sie ihre natürliche Bestimmung fanden. Jemehr mit dem Schwinden der alten kommunistischen Verfassung und dem Aufkommen des Privatbesitzes das ökonomische Risiko der Ehe sich verschärfte, war man geneigter geworden, außerehelichen Verkehr zu dulden, das Konkubinat galt in germanischen Kreisen seit der Frankenzeit nicht länger für anstößig, Bastarde erbten mit dem ehelichen Nachwuchs und hießen im Volksmunde Kegel; die Wendung, jemand käme „mit Kind und Kegel", stammt aus dem deutschen Mittelalter.

Erst die Kleriker, die die Ehe als ein Inventarstück ihrer eignen Wichtigkeit behandelten, um sich von ihr aus in das bürgerliche Leben einmischen zu können, haben jene milde volkstümliche Auffassung versäuert, mit ihren scharfen Scheidungen zwischen „Züchtig" und „Unzüchtig" auf der einen Seite die Mädchen in eine wahnsinnige Angst vor Schande hineingepredigt und viele hunderttausende gutherziger Geschöpfe zu Kindesmörderinnen gemacht, auf der andern Seite die „Gefallenen", für die ja ohnehin alles verloren war, der Prostitution zu-

getrieben, die man sich zunächst vagabondierend im Anschluß an die „fahrenden Weiber" vorstellen muß.

„Unehrliche" Leute. Dort wo „Frauenhäuser" im Sinn unsrer heutigen Kasernierung um 1150 überhaupt eingerichtet waren, werden sie wie die Dirnen im allgemeinen unter der direkten Aufsicht des Henkers gestanden haben, sobald es einen solchen als besoldeten städtischen Beamten bereits gab. Das Hinrichten eines Delinquenten war in frühen Zeiten nicht entehrend gewesen, sondern als Recht und Pflicht entweder an die Sippe des durch den Verbrecher Geschädigten oder an den jüngsten Schöffen der Urteilsfinder gefallen, woher eben der Ausdruck „Nachrichter" stammt. Meist hatte sich auch die Prozedur in der einfachen Form des Hängens vollzogen; man kannte die raffinierten Todesarten noch nicht, die technisches Geschick erfordern. Doch muß es früh schon die Abdeckerei gegeben haben, das Hinausschaffen von Kadavern aus der Stadt, und ganz von selbst verschmolzen Abdecken und Scharfrichten zu einem „unehrlichen" Stand. Es kam die Reinigung der städtischen Kloaken hinzu. Auch sie war ursprünglich kein besondres Gewerbe, und für die Hörigkeit der straßburger Weinwirte an ihren Stadtherrn, den Bischof, spricht es deutlich, daß sie noch im zwölften Jahrhundert verpflichtet waren, die bischöflichen Aborte in Ordnung zu halten. Da sich für solche Dienste zunächst stets nur unfreie Elemente für Geld bereit gefunden haben dürften, wird die Verrufenheit des Scharfrichteramtes, das alle diese Funktionen in sich vereinigte, um so erklärlicher.

Die Henker fanden allmählich Leidensgefährten in den Gerichtsbütteln, Feldhütern, Zöllnern, Totengräbern, Türmern, Bettelvögten und Nachtwächtern. Die Zöllner hatten schon im Neuen Testament als hervorragend unehrlich gegolten; zudem war dem Volk alles, was mit Nachschnüffeln zu tun hatte, zuwider; nur die Geistlichkeit hatte ein Privileg darauf. Der Schmutz und die Leichen, die die Stadt selbst lieferte, entehrten den Beseitiger; die drakonischen Urteile, die die Schöffen fanden, entehrten den Vollstrecker. Die Schäfer wurden „unehrlich", weil sie Abdeckerei an ihren verendeten Schafen trieben; die Türmer, weil die Türme meist auch Haftlokale waren; die Müller in manchen Gegenden wegen des „Molterns", womit sie sich einen allerdings ungebührlichen Anteil am anvertrauten Getreide schafften. Ganz besonders anstößig aber war dem genossenschaftlich empfindenden Mittelalter alles, was ein Gewerbe außerhalb eines bestimmten Verbandes, ohne festen Wohnsitz betrieb. Und wie die Frommen sich noch einmal so fromm vorkamen, wenn der Henker in der Kirche abseit stehen, zum

heiligen Abendmahl als letzter herantreten mußte, so drangen sie früh darauf, daß alle fahrenden Leute, Gaukler, Fechter, Springer, Reimer und Sänger schon an der Kleidung durch aufgenähte Lappen kenntlich seien, damit man ihnen rechtzeitig ausweichen könne und kein Ehrlicher durch Berührung mit jenen Unzünftigen befleckt zu werden brauchte.

Einwohnerzahl. Dürfen wir bei Beendigung des zweiten Kreuzzuges, am Beginn der eigentlichen Hohenstaufenzeit, die Zahl der deutschen Städte auf etwa 1500 berechnen — sie lagen im dichtbevölkerten Westen des Reiches durchschnittlich drei bis vier Wegstunden voneinander, damit die zwischenwohnenden Landleute womöglich im Lauf des gleichen Tages hin und zurück, den Markt und die Heimat erreichen könnten — so werden wir bei einem Durchschnitt von 1000 bis 2000 Einwohnern schon eine städtische Gesamtbevölkerung von über zwei Millionen zu buchen haben. Die größte Stadt dürfte jetzt Köln mit vielleicht 20,000 Einwohnern gewesen sein; dann Mainz, Straßburg mit etwa je 10,000 usw. Die meisten wuchsen schnell durch Zuwanderung, da sich zuerst in gut angebauten Gegenden, später auch anderswo, auf dem Lande nach Ausnutzung aller Rodungspatente und Umpflügung aller irgend entbehrlichen Allmenden in der Hohenstaufenzeit eine Bevölkerungspannung bemerkbar zu machen begann. Sollte die deutsche Nation diese überschüssigen Volkskräfte nicht auf sinnlosen Auszügen in die Fremde oder durch gegenseitiges Abschlachten verlieren, so waren die Städte die von der Vorsehung bestimmten Aufnahmebecken. In der Tat hatte das ganze Deutschtum durch dieses ungeachtet aller politischen Ungunst sich sozial höchst kraftvoll einführende Element bald ein andres Gesicht gewonnen, und für das Schicksal der breiten Massen in den Städten wieder sind, neben ihrem Gegensatz zu den Großgrundherren außerhalb und dem Patriziat innerhalb, ganz besonders die Zunftverhältnisse ausschlaggebend gewesen.

Zünfte. Die Zünfte erst vom 13. Jahrhundert zu datieren, wie die Stadtbürger vom 11., weil jetzt erst in den Urkunden die betreffenden beiden Namen auftauchten, d. h. die Städte zunächst ohne Handwerk, dann die Handwerker ohne Organisation, die Bäcker-, Metzger-, Schlosser-, Schreiner-, Schmiedegassen spät, plötzlich und gewaltsam in das Zentrum ihrer Stadt hineingebaut zu vermuten, — das ist eine Akribie, die dem historischen Werden widerspricht. Selbst wenn wirklich die Wörter „Zunft" oder „Amt" erst gegen Ende der Hohenstaufenzeit aufkamen, die Sache selbst muß in primitiven Formen, gerade wie die Verteidigungsbedürftigkeit der Mauern, der die Zünfte doch dienen

sollten, längst vor 1150 bestanden haben*). Deshalb eben hatten sich auch solche Bürger, die nicht Handwerker waren, irgend einer Zunft anzuschließen, sich ins „Zunftbuch" einschreiben zu lassen (Zunftzwang). Und wenn wir uns des Ausdruckes „Schulen" aus dem gewerklichen Leben des römischen Mittelalters erinnern, werden wir nicht erstaunt sein, den „magister" später als Meister wiederzufinden.

Eine der frühesten Haupteigentümlichkeiten der Zünfte scheint in dem bestanden zu haben, was wir Heutigen „Kontingentierung" nennen würden, d. h. die Zahl der einzelnen Handwerksmeister war durch Uebereinkunft beschränkt, beschränkt die Zahl ihrer Gehilfen, beschränkt der Umfang ihrer Produktion. Kein Zünftiger durfte noch in einem andern Gewerbe tätig sein wollen oder gar zwei Gewerbe in einem Betrieb vereinigen, dafür auch kein Außenstehender sich mit Anfertigung dessen beschäftigen, was eine Zunft als ihr Monopol ansah. Die Konkurrenz der Meister wurde einzudämmen gesucht zugunsten des guten Auskommens und der Selbstachtung des einzelnen Zunftmitgliedes, was zweifellos in kleinen Verhältnissen ein paar Jahrhunderte hindurch gelang. Aus denselben Gründen herrschte die Tendenz, den Zwischenhandel auszuschließen; der Käufer und Verzehrer sollte direkt mit dem Erzeuger von Waren oder Genußmitteln in Verbindung treten. Niemand sollte sich auch durch besondre Rührigkeit einen Vorteil vor den andern Genossen seiner Zunft dadurch zu verschaffen suchen, daß er dem anrückenden Landvolk bis vors Tor mit seinen Waren entgegenzog. Jeder sollte gleiche Gunst für sein Geschäft genießen.

Nun entwickelten sich außer Zunftzwang und Zunftmonopol auch die Bedingungen für Erlangung der Zunftmeisterschaft. Ein Meister mußte ehelich geboren sein, guten Leumund haben, zur Bürgerschaft der Stadt gehören und eine genügende Kenntnis von seinem Handwerk beweisen. Woher diese Kenntnis stammte, war lange Zeit hindurch gleichgültig gewesen. Für die Dauer von Lehrlings- und Gesellenschaft wurden aber bestimmte Vorschriften erlassen, späterhin auch noch das Aufzeigen eines sogenannten Meisterstückes den Bedingungen hinzugefügt. Noch hatte jede Zunft freie Verfügung über die Zahl der Meister, die sie zulassen wollte, und eine „Schließung" dieser Zahl, wie sie in der viel späteren Zeit des Zunftverfalles üblich wurde, kam unter den Hohenstaufen gewiß nur gelegentlich als Strafe vor. Noch galt auch der Grundsatz „Kunst erbt nicht", d. h. nicht jeder

*) Ranke in seiner Weltgeschichte sagt geradezu: „Schon im karlingischen Zeitalter findet man Spuren solcher Zünfte." In Worms war die Fischerinnung seit 1106 erblich.

Sohn seines Vaters sollte zur Meisterschaft nur der Geburt bedürfen, sondern jede Kunst müßte frisch erworben werden. Doch dauerte es nicht mehr lang, daß auch die Erleichterungen für das sogenannte „Einheiraten" begannen, und damit steuerte das ganze Zunftschiff bösen sozialen Wirbeln entgegen.

Dem XIX. Kapitel muß es vorbehalten bleiben, die Schicksale des flandrisch-brabantischen Tuchgewerbes mit ihren schlagenden Analogien für unsre moderne soziale Krisis zu schildern; hier dürfen eher noch die klaffenden Unterschiede zur heutigen Situation hervorgehoben werden. Denn in der frühen Hohenstaufenzeit gab es schlechterdings überhaupt keinen Arbeiterstand in unserm Sinn. Die Gesellen hießen zwar ursprünglich „Knechte", doch durch die schon erwähnte Kontingentierung ihres Berufes hatten sie gutgegründete Aussicht, mit nur einiger Tüchtigkeit zu Meistern aufzusteigen, weil bei den außerordentlich primitiven Betriebseinrichtungen und billigen Werkzeugen, zumal ihnen der Kredit und das Rohmaterial der ganzen Zunft zur Verfügung standen, die Selbständigkeit kein irgendwie riskantes Unternehmen war. Daher fehlte es den Gesellen zunächst an Kampforganisationen zur Wahrnehmung berechtigter Interessen; die vorhandenen waren bloße religiöse Brüderschaften behufs Erleichterung des Weges zum Himmel und zur Unterstützung bei Krankheit oder Begräbnis. Schlecht hatten es die Lehrlinge, auf denen die ganze Härte der damaligen Autorität gegenüber Kindern und Halbwüchsigen lastete, die dieser harten Schule freilich auch oft bedurft haben werden.

Ueberschauen wir die Eigentümlichkeiten des Zunftwesens bis hierher, so will es uns durchaus günstig erscheinen. Die Hintanhaltung des Kapitalismus war durch Einschränkung des einzelnen, strenges Festhalten am Kleinbetrieb und Regelung der Konkurrenz gelungen, hiermit die Bildung eines kräftigen, wohlhäbigen Mittelstandes. War die Idee christlicher Brüderlichkeit vielleicht ganz unschuldig an dieser Ordnung der Dinge, so fehlte andrerseits auch die Verkümmerung. Die Freude an gleichberechtigten, leistungsfähigen Partnern sprach aus dem ganzen Wesen, der Betrachter muß dabei bleiben, daß die alte gesunde Idee der Sicherheit bei mittelmäßigem Auskommen, wie sie schon Cäsar als ein germanisches Ideal gerühmt, wie sie in der alten Gemeinfreiheit segensvoll bestanden hatte, in den Zünften eine kurze Auferstehung feierte. — —

Meier und Grundholde. Auch auf dem platten Land oder wo sonst immer Grundherren ihre Grundholden um Frohnhöfe herum gemustert hatten, war gegen das Jahr 1150 hin eine starke Evolution

im Sinn einer Rückeroberung verlorener Freiheit dem Aufblühen städtischen Bürgertumes parallel gegangen. Die Vorbereitungen und Phasen dieser Entwicklung sind außerordentlich instruktiv.

Schon Karl der Große hatte in seinem berühmten capitulare de villis die Stellung der sogenannten Meier (majores) behufs Verwaltung grundherrlicher Außenhufen und Einsammlung grundholden Zinses in ihren Meierhöfen geordnet. In der karlingischen und folgenden Zeit hatte sich diese Einrichtung der Meiereien über das ganze damalige Deutschland verbreitet; nur selten aber lagen die Dinge so, daß ein Hauptfrohnhof mit seiner Burg als des Grundherrn Sitz und Aufenthalt inmitten einer kompakten Grundholdenschaft zu finden war. Und je weiter entfernt von der Burg, desto unabhängiger hatte sich die kaum kontrollierbare Stellung der Meier gestalten können. Die Meierhöfe wiederum dehnten sich aus, weil sie notwendigerweise alle so groß an Land, so reich an Hufen zu werden strebten, daß die fälligen Hand- und Spanndienste der umliegenden Grundholden auch wirklich nutzbar aufgebraucht und auf grundherrlichem Boden verarbeitet werden konnten. So hatten denn die Grundherren in jeder Markgemeinschaft, wo sie eine oder mehrere Hufen besaßen, deshalb durch ihren Meier dreinreden durften und allmählich zum wichtigsten sozialen Faktor wurden, im zehnten und elften Jahrhundert rücksichtslos gerodet, und weitausgedehnte Fluren, sogenannte „Beunden", wie man sie heute fast nur noch auf den Rittergütern Ostelbiens zu sehen bekommt, waren auch in West- und Süddeutschland entstanden.

Zwar kamen Unredlichkeiten vor, insofern einzelne Meier gewisse Hufen zu eignem Nutzen bewirtschafteten. Auch brachte es die gebotene Vereinfachung des Geschäftsganges früh schon mit sich, daß der Meier nicht jedesmal am Gefälletag mit sämtlichen pflichtigen Eiern oder Hühnern anrückte, sondern daß er ein leichter transportables Aequivalent des ungefähren Ertrages ablieferte und persönlich dafür haftete. So bestimmte, da doch der Frohnherr sehr selten den wirklichen Ertrag genau kannte, schließlich der Meier sich selbst die nach oben abzuliefernde Quote, während er zugleich nach unten alle Pflichtigen viel fester in die Hand bekam. Da trat nun an den Meiern vielfach das Bestreben hervor, ihr Amt in ein erbliches Dienstlehen zu verwandeln; ganz wie von selbst aber wurden sie zu Bagatellrichtern ihrer Meiereien, die Grundholden des betreffenden Hofes schlossen sich unter ihrem Vorsitz zu kleinen Untergerichten zusammen, d. h. es begann ein Meierhofrecht zu geben. Dessen Tendenz ging dahin, vor allem *festes* Recht zu schaffen, durch das auch der Grundherr verhalten würde, zumal darin,

gewisse Beschränkungen seiner Disziplinargewalt anzuerkennen. Und nun erfolgte die fast pikant zu nennende Evolution, daß zunächst einmal die wirkliche Bindung des Grundholden an seine Scholle durch Gewohnheitsrecht unverrückbar festgelegt wurde, der bis dahin immer noch halb wie das Vieh als bewegliches Eigentum betrachtete Hörige oder Zinsbauer wenigstens zu der dinglichen Würde eines „immobile" aufstieg und nur mit seinem Boden zusammen verkauft, vertauscht, verschenkt werden konnte; daß zweitens aus diesem gelungenen Anfang nicht bloß eine Festlegung der Abgaben, sondern sogar eine Berechtigung der Hörigen, Boden und Nahrung auf Nachwuchs oder Sippe zu vererben, hervorging.

Die Liten der sächsischen Frohnhöfe (Villikationen). Nachdem durch Waitz, Inama-Sternegg, Lamprecht die Entstehung der Frohnhöfe in Oberdeutschland aus verhältnismäßig frühen fränkischen, bairischen und alemannischen Quellen geschildert worden war, hat Werner Wittich in einer ebenso klaren wie genauen Monographie*) die Parallelverhältnisse Sachsens und des dortigen Meierhofrechtes aus Urkunden vom 11. Jahrhundert ab ergänzt. Leider ist, wie gelegentlich schon erwähnt wurde, die frühe soziale Gliederung bei keinem andern deutschen Stamm so undurchsichtig. Das übermäßige Betonen der Edelinge, das breite Behandeln der Liten in der lex Saxonum, während die Freien (Frilinge) nur dreimal erwähnt werden, machen es uns (vgl. Kap. XIII) einigermaßen erklärlich, wie Merowingerkönige auf den Spott verfallen konnten, die Sachsen seien ein Volk von Knechten. Doch von dem Augenblick, da Karl der Große auch aus ihren Reihen seine Grafen ernannte, entwickelte sich an Weser und Elbe die Großgrundherrschaft ziemlich so wie anderwärts, und eine sächsische „Villikation" war von einem fränkischen oder oberdeutschen Frohnhof nicht sehr wesentlich verschieden, ebensowenig, nachdem es einmal feststand, das Meierhofrecht.

Sächsisches Meierhofrecht. Es war in Sachsen, aus Pflichten und Rechten zusammengesetzt, durchaus ein Herrenrecht. Wenn auch im Hofgericht oder „Meierding" die Gesamtheit der „gesessenen", landhabenden Liten (niederdeutsch Laten) über Streitigkeiten und Gegenstände des Hofrechtes sich selbst Urteil fand, so durften sie doch nicht einmal testamentarisch verfügen, und wenn einer von ihnen starb, fiel sein ganzes Mobiliar oder das halbe (je nach einzelnen Gegenden) oder mindestens das Besthaupt des lebenden Inventares an den Herrn. Alle Liten trugen außer ihren andern Abgaben einen Kopfzins (meist

*) 1896, „Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland".

ein Huhn) und schuldeten eine Abgabe im Fall der Heirat. Da die Hörige (Litonin) etwaige Kinder zu ihrem früheren Herrn nach sich zog, gab es Schwierigkeiten, wenn sie in einen fremden Frohnhof einheiratete. Die Herren im allgemeinen suchten die Lizenz für solches Einheiraten hochzuhalten, und rechtlich waren die Ehen zwischen den Angehörigen verschiedener Villikationen ungültig, d. h. der Grundherr erbte beim Todesfall des Mannes stets das ganze Mobiliar, und vielfach verlor der Lite sogleich das Erbrecht an seiner Hufe, — alles in allem eine höchst unzuträgliche Förderung der Inzucht. Aber der Sinn auch dieses niedersten Volkes war so gesund und frisch, daß trotz jenen drakonischen Satzungen viele sogenannte „Ungenossenehen" vorkamen. In manchen Fällen freilich wurde die Litonin von ihrem Herrn an den Herrn des Bräutigams einfach verkauft. Dies waren dann für den Käufer (den Frohnherrn, der den Heiratsvermittler gemacht hatte) gute Gelegenheiten, jungen Paaren den Grundzins zu steigern. Weder der Lite noch sein Anerbe durften die Hufe ohne Erlaubnis des Herrn verlassen. Etwas freier in ihrer Bewegung waren die ungesessenen Liten (ohne Land), doch ward wegen mancher Häkeleien zwischen stadtrechtlichen und leibherrlichen Ansprüchen auch diese Freizügigkeit schließlich beschränkt. Die Widerstandskraft der Liten war eben auf die Dauer nicht groß genug, um eine solche Abänderung ihres Hofrechtes zu verhindern.

Die vorstehenden Einzelheiten führen eine so beredte Sprache, daß man sich für die Blütezeit der Frohnhöfe (gegen das Jahr 1100 hin), als Millionen von Deutschen, wahrscheinlich zwei Drittel der ganzen Nation, in solcher Gebundenheit, ökonomischen Belastung, unwürdigen Verkäuflichkeit hinlebten, von dem Lebensglück des niedern Volkes nur eine sehr geringe, von seinen steten Sorgen und Befürchtungen nur eine grauenhafte Vorstellung machen kann. Durch welche Mächte überhaupt, durch welche Einflüsse waren die Grundherren aber dazu bewogen worden, auch nur jenes Gewohnheitsrecht entstehen zu lassen und anzuerkennen? Vielleicht hatte der Wunsch nach möglichst stabilen Zinsverhältnissen, oder es hatten schlechte Erfahrungen beim Übergang höriger Hufen in fremde Hände dabei mitgewirkt. Nur vermuten dürfen wir, daß die beiden bürger- und bauerfreundlichen Kaiser, Konrad II und Heinrich IV, nicht ganz ohne Anteil daran gewesen sind. Hätte Deutschland ewig im Zustande der Naturalwirtschaft verharren können, so würde kaum ein winziger persönlicher Fortschritt die Folge gewesen sein. Was aber die Grundherren nicht vorhersehen konnten und wodurch sie anscheinend völlig überrascht wurden, das trat im zwölften Jahrhundert, ihre bisherige Agrarpolitik durchkreuzend und

umwerfend, ein: das abendländische Geld verschwand nicht mehr auf Niewiedersehn im Schoß Asiens, seit der Orient europäische Waren zu verbrauchen anfing; eine gewaltige Zunahme der flüssigen Umlaufsmittel in Westeuropa resultierte hieraus, eine soziale Entwertung dessen, was die Naturalwirtschaft lieferte, ein allseitiges Bedürfnis entstand, vorhandene Dienste in Geld umzurechnen oder gar abzulösen.

Der damalige Grundherr kein Landwirt. Gegen das Jahr 1150 hin hebt sich für uns späte Betrachter das ganze Problem bereits scharf und klar heraus. Der Frohnhof war als eine technische Einrichtung im feudalen Sinn vorzüglich gewesen, um Herrschaft über Menschen und Land wirtschaftlich auszunutzen. Ein weltgeschichtlicher Zufall, das Eintreten der neuen Geldwirtschaft, widerlegte seine Zweckmäßigkeit, und wir sehen heut seine beiden groben Fehler, einen allgemein menschlichen und einen ökonomischen. Der allgemein menschliche oder, wenn man will, politische lag darin, daß Volksgenossen überhaupt von Frohnherren zu solcher Ausnutzung geknechtet wurden, denn die antike Kultur war an ihren Sklavengroßbetrieben gescheitert, und moderne Beispiele zeigen, daß jede Sklaverei Herren wie Knechte so sehr verdirbt, daß Staaten durch die Nachwehen ihrer Leibeigenschaft aufs furchtbarste gefährdet bleiben. Noch gröber war der ökonomische Rechenfehler: daß derselbe Boden nicht bloß die Bebauer mit ihren Familien, sondern zugleich eine feudale Oberklasse, und zwar kostspielig füttern sollte, eine Oberklasse, die in einem immer noch halb naturalwirtschaftlichen Zeitalter doch rein geldwirtschaftlich gestellt sein wollte, um erheblichen Luxus treiben zu können, aber keineswegs die Intelligenz des Betriebsleiters hinzubrachte, sondern höchstens den Rentenvogt zu spielen wünschte. Von hier aus gewinnen wir eine Richtung bis in die Neuzeit hinein; denn mit geringen Ausnahmen hat eigentlich erst der deutsche Gutsbesitzer des achtzehnten Jahrhunderts angefangen, das zu sein, was auch der Grundherr der Stauferzeit hätte sein sollen, aber nicht war: Landwirt. Von unsern Landwirten verlangen wir gründliche praktische Vorbildung, chemische Kenntnisse, kaufmännische Schulung und Gewandtheit, Fühlung mit Wissenschaft und Markt, intime Überwachung ihres Betriebes, und wenn sie dies der Agrikultur hinzubringen, halten wir sie wegen ihrer technischen Überlegenheit für schwer entbehrlich, trotz anstößigen Arbeiterverhältnissen. Die Burgherren der Stauferzeit jedoch bildeten sich ein, daß es ihnen möglich sein müßte, freie Leibesübungen und Ritterspiel zu treiben, in den Krieg und auf Jagd zu ziehen, gut zu essen und scharf zu trinken, Töchter und Söhne reichlich zu versorgen, — ohne zu arbeiten, ohne

von der ganzen Landwirtschaft mehr zu verstehen, als Bauern zu pressen und Zins zu steigern. Der Frohnhof mit der Aussicht, auch die letzten Reste der Altfreien allmählich anzugliedern, hatte ihrem innersten Ideal entsprochen, und sie bedauerten gewiß nur eines: nicht auch die Städte hörig machen zu können. Da versetzte ihnen die neue Geldwirtschaft einen Stoß, daß sie aus ihrem Traum erwachten. Sie bemerkten, daß die alte Form, Herrschaft über Menschen und Land auszunutzen, sich überlebt hätte, daß sie das Nötige nicht mehr trug. Sie gerieten in Verwirrung, und je mehr sie sich vorher angeeignet hatten, desto mehr mußten sie nun fahren lassen. Zwar eine gewisse Entschädigung bot ihnen das Steigen des Bodenwertes (von 850—1150 in reicheren Gegenden angeblich um das Zwölffache); doch was half das, wenn gleichzeitig der Geldwert im selben Tempo sank, immer mehr aufgewendet werden mußte, um Lieblingsbedürfnisse zu befriedigen, der Grundholde aber, nach Ablösung seiner alten Frohnverpflichtungen Jahr um Jahr den gesetzlich festgelegten, mit jedem Tage irrationeller werdenden niedrigen Geldzins ablieferte?

Segen der Geldwirtschaft. So hat es tatsächlich, um 1150, vor und nach dem zweiten Kreuzzug, eine Zeit gegeben, da es vielen Grundholden, die auf unkündbarem Besitz ihre ganze oder fast ganze Arbeitskraft und Arbeitszeit für sich hatten, ökonomisch ausgezeichnet erging, weil der geringe Zins kaum einen nennenswerten Abzug an ihrem Einkommen bedeutete, während die Grundherren, denen der Boden doch gehörte, entfernt nicht jenen Anteil der Bodenrente einheimsten, auf den sie Anspruch zu haben glaubten und dessen sie für ein standesgemäßes Leben, für eine Ausstattung ihres Nachwuchses wie zum Eingreifen in die Politik dringend bedurften. Jetzt rächte sich's an ihnen, daß sie sich allzufrüh als Rentenempfänger und bloße Blutsauger etabliert hatten. Ihre politische Organisation, ihre rücksichtslose Selbstsucht in Anwendung vorhandener Machtmittel hatten ihnen hingereicht, den größten Teil des deutschen Bodens an sich zu reißen und zu verfrohnden. Jetzt erlitten sie, von keinem guten Instinkt gewarnt und noch von keiner Wissenschaft geleitet, einen desto härteren Rückschlag; wir aber schauen den ersten großen Segen, den die Geldwirtschaft in das Dasein des niederen Volkes gebracht hat.

Ablösungen. Die Großgrundherren suchten sich zu helfen, so gut sie konnten. Sie waren froh, die riesengroßen Beunden mitsamt dem Frohnhof an ihre wohlhabend gewordenen Meier, am liebsten in der Form erblicher Bewidmung, zu verkaufen oder zu verpachten. Ebenso zogen sie aus der Konjunktur immer noch den denkbar besten

Nutzen, indem sie durch freie Vereinbarung mit ihren Grundholden entweder deren bare Angebote zur völligen Ablösung annahmen und völlige Erbberechtigung, völlige Freizügigkeit dafür gewährten, oder mit einem andern Teil bald Zeitpacht-, bald Erbpachtverträge schlossen und so nicht bloß in einen bessern Anteil der Bodenrente wieder eintraten, sondern auch Aussicht hatten, die Pachtverträge bei Ablauf je nach den Zeitverhältnissen zweckmäßig erneuern zu können. Dies war ganz besonders der Fall in Sachsen, wo bei Auflösung der Villikationsverfassung der Grundherr das Land nun selbst wieder in Besitz nahm und den Liten nur noch als Zeitpächter auf ihm duldete. Freilich sind selbst nicht in Oberdeutschland alle Frohnhöfe sofort verschwunden, und zumal solche, die ihre Grundholden bequem faßbar nahe bei sich hatten, bestanden bis in neuere Zeit hinein; ja nach Wittich hat jener Auflösungsprozeß in Sachsen überhaupt erst am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eingesetzt, um auch dort nur partiell zu wirken. Eine gewisse Rettung ist den bei ihren alten Feudalherren festgehaltenen Grundholden erst sehr viel später durch das Interesse des Staates zuteil geworden: die Bauern als Steuerobjekte selbst auszunützen. Deshalb fingen Landesherren an, darauf zu achten, daß Hörige von ihrem Grundherrn nicht völlig ausgesogen und ruiniert würden.

Resultat für die Gemeinfreiheit. Man sieht, es war bei der ganzen Umwälzung doch nur der wohlhabendere Bruchteil der Meier in den Zustand der Vollfreiheit zurückgelangt, und nur ein Teil der Grundholden seine Hörigkeit losgeworden. Immerhin blieb es ein großer Fortschritt. Wenn wir uns erinnern, wieweit die Zeit zurücklag, da germanisch geborene Männer sämtlich frei gewesen waren, bis auf die wenigen, die durch Wergeld oder Spiel ihre Freiheit verloren hatten, und selbst die Hörigen germanischen Blutes aus einst freien Kriegsgefangenen hervorgingen, wie dann die Gemeinfreiheit, die volle Ackernahrung, die politische Gleichberechtigung und Selbstachtung des Einzelnen systematisch verkümmert wurden, so werden wir den neuen Aufstieg gegen das Jahr 1150 hin nur mit Freude wahrnehmen können. In vier Richtungen hatte er sich vollzogen: eine sehr große Zahl halbfrei oder gar unfrei gewordener war durch das Gefolge, durch kleine Verwaltungsämter und militärische Leistung zur Dienstmannschaft, zum niedern Lehnsadel aufgestiegen, jetzt erbberechtigt und ritterbürtig; einen andern großen Teil finden wir in den Städten als freie Bürger; ein kleiner Teil gelangte über den Meierhof zu freien Rittergütern; ein andrer Teil aus dem Grundholdentum zur Vollfreiheit oder doch zur Erbpacht.

Zins- und Vogteileute, Vorstufe der „Untertanen". Aber gleich lagen auch wieder neue Bindungsbestrebungen auf der Lauer. Viele Meier, die den Besitz grundherrlich gewesener Beunden errungen hatten, taten diese Ackerflächen von neuem an sogenannte Häusler aus, die den alten Hörigen bis auf die moderneren Zinsbedingungen glichen. Und daß alles, was von den alten Gemeinfreien noch tatsächlich übrig oder aus der geschilderten Evolution ihnen wieder zugeströmt war, nach wie vor einen schweren Stand hatte, ergibt sich wie von selbst aus gewissen neuen sozialen Bildungen, wie z. B. den Vogteien, die seit der Hohenstaufenzeit mehr und mehr in den Vordergrund treten, doch längst schon bestanden hatten. Denn wenn auch ökonomisch vor den Konsequenzen der neuen Geldwirtschaft die großen Grundherren hatten weichen müssen, so setzten sie politisch den Kampf nur desto hartnäckiger fort und konnten dies um so eher, als ihre Position dem Königtum gegenüber sich außerordentlich gestärkt hatte. Abgesehen von der Beherrschung der Grafschafts- und Hochgerichte war ihr Einfluß auch in die Untergerichte eingedrungen, und wenn sie ihre früheren Meier selbständig machten, behielten sie doch die Meierhofgerichte (die Urzellen der späteren Patrimonialgerichte) selbst in der Hand. So begann, nachdem das einstige königliche Bodenregal in Vergessenheit geraten war, der Grundsatz zu gelten, daß aller Boden, auch wenn zufällig freie Bauern auf ihm saßen, rechtlich den Grundherrschaften zugehöre („nulle terre sans seigneur"). Ganze Markgenossenschaften sahen sich genötigt, ihre Abhängigkeit durch einen, wenn auch noch so kleinen Zins zu dokumentieren, es war, als ob man wenigstens die politische Idee, die der alten Gemeinfreiheit zugrunde gelegen hatte, tot treten wollte, und die noch vorhandenen Freibauern selbst mußten froh sein, unter Aufgabe jener politischen Idee sich gewisser neuer Formen bedienen zu können, durch die sie sich vor grundherrlichen Schikanen und Quälereien zu schützen vermöchten. Das alte Vassentum hatte sich ökonomisch abgenutzt; die Großgrundherren selbst wünschten keine Vassen mehr, da sie es mit ansehen mußten, wie die, die sie doch gehabt hatten, ihrem Griff entschlüpften. Die Freien wieder waren durch die Schicksale des größeren Teils der Grundholden so weit gewarnt, daß sie (im Gegensatz zur Merowinger- und Karlingerzeit) jede Bindung ihrer Person, jede Minderung des Rechtstitels an ihrem Besitz rundweg ablehnten. So entstanden kompromißartig einmal die „Zensualen", Genossenschaften von Freibauern, die sich durch eine geringe Abgabe vom Ertrag ihres Gutes (z. B. ein Stück Wachs) alljährlich die Verschonung mit Plackereien erkauften. Und als auch diese Zen-

sualgenossenschaften ihren Zweck verfehlten, begaben sich einzelne Freie, später ganze Gemeinden in sogenannten vogteilichen Schutz, der zwar jede Minderung an persönlicher Freiheit ausschließen sollte, seinen Zweck jedoch erst dann einigermaßen zu erfüllen begann, seit die Gegenleistung geldwirtschaftlich durch eine jährliche Rente erfolgte.

Eine politische wie gerichtliche Bevormundung war ja mit den Vogteien selbstverständlich trotzdem bald verbunden. Und wie schon gegen Ende der Karolingerzeit in Deutschland zwischen Unfreien, Hörigen, Halbfreien, Teilbauern und Pächtern von den Großgrundherren wenig Unterschied gemacht worden, wie es diesen schließlich gelungen war, alle jene sozialen Differenzierungen im rechtlichen Begriff des Grundholdentumes zusammenzufassen, strebten jetzt die Feudalherren sofort wieder dahin, die Zensualen und Vogteileute herunterzudrücken, ihnen vor allem jede politische Mitwirkung abzuschneiden. Ja die alte Gemeinfreiheit wurde so scharf aufs Korn genommen, daß gegen Ende der Stauferzeit in manchen Gegenden Freie, die sich im Lande niederließen, ohne die Vogtei eines heimischen Großen zu gewinnen, nach Jahr und Tag als dem königlichen Wildfangrecht, als der Knechtschaft des Königs verfallen betrachtet wurden. Die ökonomische Verbesserung in der Lage der Bauern war somit nirgend eine volle Rückkehr zur staatsbürgerlichen Gleichberechtigung, sondern das Schicksal hatte sich den Preis der politischen Unmündigkeit dafür bezahlen lassen. Das „Untertanentum", heute noch ein Lieblingswort Zurückgebliebener, die sich die Nachkommen germanischer Altfreier schlechterdings nur in der Verkrüppelung durch den Feudalismus vorzustellen vermögen, nahm dessen Opfer allmählich in seinen gemeinsamen Schatten. — —

Kaiser Rotbarts Politik. Inzwischen sollte dem verwilderten Egoismus feudaler Zaunkönige durch einen gewaltigen Herrscher noch einmal vorübergehend ein Zügel angelegt werden. Friedrich Barbarossa (1152—1190) war zwar nicht das, was die Legende sich unter ihm vorstellt, sein Bart, nach auf uns gekommenen Bildwerken zu schließen, kurz, er selbst keine Reckengestalt, sondern eher zierlich, wenn auch elastisch und zäh. Darüber hinaus müssen ihm aber außer seinem ganz hervorragenden, oft betätigten Feldherrntalent eine eiserne Willenskraft, großes diplomatisches Geschick und schnelles Urteil eigen gewesen sein, da er den völlig verfahrenen Wagen der Reichspolitik sofort nochmals in Gang zu bringen vermochte.

Allein, daß der schmächtige Körper eine so schwungvolle Feuerseele barg, das trug auch die Schuld, wenn der seltene Mann die ersten kostbaren vierundzwanzig Jahre seiner Regierung tatsächlich an

den Plan verschwendete, mit Hilfe eines botmäßigen Papstes den deutschen Kaiser zum Gebieter des Abendlandes und Italien zu einer kaiserlichen Provinz zu machen. Es fehlte nicht gar viel, daß dieser Plan wenigstens inbezug auf Italien gelang, und für das enorme, fast nirgends versagende deutsche Kraftaufgebot, das wir dabei beobachten, sind vor allem drei Ursachen nennenswert. Erstens war die religiöse Ernüchterung nach dem zweiten Kreuzzuge so groß, daß die Welt vor dem römischen Bannstrahl nicht mehr wie zur naiven Zeit Heinrichs IV erschrak, vielmehr es ganz natürlich fand, wenn der gebannte Kaiser einen Gegenpapst nach dem andern aufstellte, seine Landesbischöfe trotz der Bannung treu zu ihm hielten und in Italien gleich Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln, und Erzbischof Christian von Mainz seine Heere befehligten. Zweitens zeigte sich's, daß die Wohlhäbigkeit der mittleren und niederen Schichten auch für die politisch-militärische Leistungskraft einer Nation die sicherste Gewähr gibt. Drittens hatte Barbarossa, durch persönliche Liebenswürdigkeit und frühe Waffenbrüderschaft sich verbunden, in jenen ersten vierundzwanzig Jahren den mächtigsten Laienfürsten Deutschlands, Heinrich den Löwen von Sachsen und Baiern, als Freund und Parteigänger auf seiner Seite.

Regalien. Mit solchen Mitteln ließ sich eine groß aufgefaßte Machtpolitik wohl in Angriff nehmen. Von Barbarossas Regierungstaten aber sei an erster Stelle diejenige erwähnt, die dem ökonomischen Geist seiner Epoche Rechnung zu tragen schien und doch nur von einer eigentümlichen Befangenheit Zeugnis ablegt. Es ward am Eingang dieses Kapitels schon erwähnt, wie besonders die Lombardei zum Ausgangspunkt der neuen europäischen Geldwirtschaft geworden war. In Sizilien, Frankreich und England hatte sich eine Auflösung der alten Lehnsverfassung dadurch vorbereitet, daß einerseits Lehnsverpflichtungen und Abgaben an den König, andrerseits Besoldungen von der Krone aus in Geld umgerechnet wurden, während sich zugleich das Königtum durch Neubelebung seiner alten „Regalien", d. h. hauptsächlich Münze, Zölle und sonstiger Verkehrsgefälle, rechtzeitig neue fiskalische Einnahmen schuf. Wurde in diesen Ländern, gestützt auf ein jetzt eher abhängig zu haltendes Beamtentum, eine straffe zentralistische Verwaltung möglich, so bestanden umgekehrt in Deutschland die mehrfach schon beklagten Lehnsverhältnisse fort, d. h. die Funktionäre der Krone bekamen Land, das Land ward erblich und der auf ihm sitzende Beamte unbrauchbar.

Die Lombardei falsch angefaßt. War dies notwendig, reichte für eine geldwirtschaftliche Besoldung das 1152 in Deutschland zirkulierende Edelmetall immer noch nicht aus? Diese Frage ist nachträglich

schwer zu beantworten. Die Regalien waren freilich während der zugleich unruhigen und schlaffen Regierung Konrads III mehr und mehr in die Hände der Territorialherren übergegangen, die ja ohnehin Jahrhunderte hindurch Dienste nur dann geleistet hatten, wenn sie von dem betreffenden König oder Kaiser mit Marktgerechtigkeiten und andern Verkehrsmonopolen beschwichtigt oder bezahlt worden waren und mit der Städtegründung wie mit der Kontrolle des Handels glänzende Geschäfte für sich selber machen durften. So wandten sich nun Friedrich Barbarossas begehrliche Blicke nach Oberitalien, wo alles das, was er für eine straffere Verwaltung in Deutschland brauchte und vermißte, im Überfluß vorhanden war, erhob sich aber zunächst leider keineswegs über das Verständnis, das deutsche Territorialfürsten im allgemeinen ihren eignen aufblühenden Städten entgegenbrachten, und glich in seinem Zugreifen durchaus dem Manne, der die Henne rupfen will, die die goldnen Eier legt. Auf seinem ersten Römerzuge, gegen Ende 1154, ächtete er Mailand, wegen dessen Übermacht ein paar kleinere Nachbarstädte geklagt hatten, bezwang es aber vorläufig nicht und zog nach der Kaiserkrönung (1155) heimwärts. Die Verständigung mit Papst Hadrian war dabei durch Preisgebung des Reformpredigers Arnold von Brescia zum Feuertod erkauft worden.

Leider hat auch in Deutschland selbst Barbarossa die Sache der Städte — von einem 1156 an Worms verliehenen Privilegium auf eigene Richter und Räte abgesehen — den regierenden Bischöfen geopfert, um diese für sein Auftreten gegen Rom geneigt zu machen, und zum Unterschied von den Saliern gerade das Element, auf das sich das deutsche Kaisertum hätte stützen müssen, von sich gestoßen. Jenes Jahr 1156 ist für uns wichtiger noch dadurch, daß Baiern dem Hause Babenberg genommen und den Welfen (Heinrich dem Löwen) zurückgegeben, unsre alte bairische Ostmark als Herzogtum Österreich mit neuen Vorrechten den Babenbergern bestätigt wurde; das Jahr 1157 denkwürdig durch einen äußerst wirksam geführten Zug über die Oder nach Polen. Durch ihn schaffte der Kaiser dem Askanier Luft in der Mark, zeigte den Sarmaten ihren Meister, legte recht eigentlich Schlesiens deutsche Zukunft fest. Was hätte sich auf dieser glücklich gewählten politischen Linie nicht alles erreichen lassen, wenn endlich, statt daß wie früher die Kräfte Sachsens für das oberdeutsche Reich in Italien vergeudet, oberdeutsche Kräfte für sächsische Siedelung und Seefahrt mobil gemacht worden wären. Doch das sollte nicht sein. Gleich wieder ging es über die Alpen gegen Mailand; am 8. September 1158 nahm es Barbarossa zum erstenmal ein und disziplinierte

es. Auf dem Reichstag zu Roncaglia im November desselben Jahres ließ er sich durch den mailänder Erzbischof zum absoluten Herrn über die Lombardei ausrufen. („Dein Wille gilt als Recht . . Was dem Oberhaupt gefiel, soll Gesetzeskraft haben.") Dann suchte der Kaiser schnell alle lombardischen Regalien aufzufrischen und auszunutzen. Er berechnete sich eine Jahreseinnahme von 30000 Talenten, nach Lamprecht $15^1/_2$ Millionen Mark im Sinn heutiger Kaufkraft, — an relativem Wert, bei den überaus primitiven Verwaltungsbedürfnissen damaliger Zeit vielleicht das Dreißigfache, da der Kaiser mit jener Summe am Ziel seiner Wünsche zu stehn und für eine Universalpolitik befähigt zu sein glaubte, — ohne sich zu fragen, wie lange die Lombardei sich gleich einer Zitrone würde auspressen lassen, oder wie lange bei so störendem Verfahren der alte Wohlstand in den alten Handelswegen weiter gedeihen konnte.

Es kam wesentlich anders. Die beiden kaiserlichen Kommissare, denen die Neuordnung der Dinge aufgetragen worden war, — nachdem sie schon in Genua die schnöde Antwort hatten einstecken müssen: die See, nicht das Festland, nähre die Bürgerschaft; das Reich aber habe keine Flotte, den genuesischen Handel zu schützen, — gingen in Mailand so tölpelhaft bürokratisch, ohne Verstand für das Gewordene, so ganz im Sinne eines Varus in Cherusca vor, daß ein wütender Aufstand sie schleunigst zur Stadt hinausjagte. Jetzt ward, am 6. April 1159, Mailand zum zweitenmal geächtet und, nachdem 1160 Crema dem Erdboden gleichgemacht worden war, März 1162 zum zweitenmal von Barbarossa erobert, geplündert und bis auf die Kirchen zerstört.

Der Tag von Legnano. Es waren das nicht eigentlich Maßregeln, durch die der Ertrag der Regalien erhöht oder die Lombarden dem Deutschen Reich genähert werden konnten. Der ungeheuerliche Plan, ein Land, dessen Geldwirtschaft nicht gewaltsam auszunutzen war, durch systematischen Ruin wenigstens in die Naturalwirtschaft behufs besserer Angliederung an das immer noch lehnsrechtliche Deutschland zurückzuversenken, scheint Barbarossa vorgeschwebt zu haben. Die Vergeltung erfolgte, nachdem bereits 1167 die Mailänder durch ihre Verbündeten am alten Wohnort wieder angesiedelt worden waren, am 29. Mai 1176 bei Legnano, wo sie das Reichsheer, noch bevor es die von den Alpen herzuströmenden deutschen Kontingente sich angliedern konnte, zum Kampf stellten, schlugen und Barbarossa selbst, wund mit dem Pferde stürzend, nur mühsälig nach Pavia entkam.

Fazit von Barbarossas Wirken. Erscheint vom deutschen Standpunkt diese Niederlage bedauerlich, so verdienen andrerseits die

Lombarden in ihrem Kampf um die Existenz unsre Sympathie, und wir können es verstehn, daß sie noch heute den Tag von Legnano als einen Ehrentag heilig halten. Zum Glück war Barbarossa der Mann, welcher vom Leben lernte. Den Himmel hat er seitdem nicht mehr stürmen wollen und sich für das letzte Drittel seiner Regierung greifbaren Aufgaben zugewandt. Ja, wir hören mit einer gewissen Verwunderung, daß durch den Frieden von Konstanz am 25. Juni 1183 wenigstens ein Teil der ursprünglich ins Auge gefaßten Regalien für den Reichsfiskus dennoch fruchtbar gemacht und Mailand fortan ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers wurde. Die lombardischen Städte blieben freilich, geldwirtschaftlich organisiert, in einem äußerst losen Zusammenhang mit dem Reich, um bald gänzlich aus der deutschen Kultur zu scheiden.

So hatte auch dieser hochbegabte und energische Kaiser bis 1176 durchaus in der Fremde suchen müssen, was er bei einigem guten Willen mit einem Teil des aufgewendeten Fleißes in der Heimat selbst hätte entwickeln können, wo alles auf einen belebenden Arm zu warten schien. Durch die partikular gesinnten Laienfürsten ist der Kaiser dann doch gezwungen worden, sich den Pfaffen ganz in die Arme zu werfen, und von diesen, insonderheit dem reichbelehnten Erzbischof in Köln, einem Nachfolger Reinalds, gleichwohl verraten worden. Zwar hat er viele Widerstände im Reich schließlich gebrochen, einen Reichsfrieden durchgesetzt und war ganz der Mann, ihn aufrecht zu erhalten. Sein Versuch eines Strafrechts für die niederen Klassen aber zeigt nur, daß die Idee bürgerlicher Gleichheit vor dem Gesetz nicht in ihm lebte, sondern nur die des Privilegienstaates. An verfassungsmäßige Fixierung der von ihm geübten Herrschkunst scheint er kaum gedacht zu haben. So konnten seine Wirkungen seine Person auch nicht lang überleben.

Auflösung von Sachsen und Baiern. Nur eine Verwaltungstat ist heute noch kenntlich: die Zertrümmerung des Herzogtums Sachsen. Wenn durch irgend etwas, wurde durch sie, die sich ruhig vollzog, gleich der schon gemeldeten Abtrennung der Ostmark von Baiern, der Beweis erbracht, daß an der schrecklichen und lähmenden späteren Zerstückelung Deutschlands nicht der vielberufene „Partikularismus der Stämme" die ursprüngliche Schuld trug; diese Schuld lag allein an dem vaterlandslosen Egoismus der Großgrundherren, die sich zu selbständigen Territorialfürsten ausgewachsen hatten. Goethe im „Götz von Berlichingen" läßt den Kaiser stöhnen: „Kein Fürst des Reiches

ist so klein, daß ihm nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre, als an meinen Gedanken." Von dieser längst vorhandenen Divergenz hatte das deutsche Territorialfürstentum kurz vor der Schlacht von Legnano ein Paradigma gegeben, als Heinrich der Löwe für das Heer Barbarossas die Gefolgschaft versagte.

Hieran war der Kaiser selbst freilich nicht ganz ohne Verschulden. Heinrich der Löwe, der Baiern einst aus Friedrichs Hand erhalten hatte, war diesem bis dahin ein loyaler Freund gewesen; aber es hatten sich Differenzen eingestellt. Welf VI, dem das mathildische Hausgut in Italien (darunter Sardinien, Tuskien am Arno, Spoleto tiberaufwärts und Este an der untern Etsch), außerdem das große welfische Hausgut in Baiern, Schwaben und der Schweiz gehörte, hatte sich neuerdings ganz zur staufischen Partei gehalten und, um seine eignen Verwandten, mit denen er verfeindet war, zu ärgern, Barbarossa sein ganzes Besitztum als Reichslehen zugewendet. Formell war dagegen nichts zu sagen; trotzdem empfand es Heinrich der Löwe sehr übel. Sein Wunsch nach einer Kompensation erscheint nicht unvernünftig; er forderte Goslar mit dessen Bergwerken. Allein dies wollte Friedrich nicht fahren lassen, obschon er seines Freundes dringend bedurfte. Er schlug es ab in dem Gedanken, es ginge wohl auch so; was dann die Tatsachen widerlegen sollten. Bei einer Zusammenkunft, vielleicht in Chiavenna, vielleicht in Partenkirchen, in dem Frühjahr, das Legnano voraufging, hat Barbarossa seinen alten Waffenbruder vergebens gebeten, weil er den Spruch vergaß: „Willst du haben, so gib," und mußte in der Entscheidungsstunde Heinrichs Truppen entbehren.

Von den Lombarden ward er geschlagen; die Sachsen aber hat er, durch Glück begünstigter als Heinrich IV, niedergeworfen. Die Schnelligkeit und Vollständigkeit des Gelingens geben uns von den Fähigkeiten des Kaisers den höchsten Begriff. Dem 1179 auf einem Tage zu Kaina geächteten Gegner nahm und zerschlug er 1180 auch den Rest von Baiern, von dem ja lange vor Östreich Kärnten mit Friaul durch Kaiser Otto II bereits abgezweigt worden waren. Steiermark und Tirol (dieses unter dem Namen Meran) wurden jetzt selbständige Herzogtümer; das Stammland erhielt Otto von Wittelsbach, dessen Nachkommen heute noch in München regieren. Der Welf ging über die Elbe, Barbarossa folgte, nahm Ratzeburg, zwang den Löwen zur Flucht. Im November 1181 unterwarf dieser sich auf einem Fürstentag zu Erfurt. Den Fußfälligen hob der Kaiser zwar unter Tränen auf und umarmte ihn, bannte ihn gleichwohl und ließ in den Händen seines Geschlechtes nur die braunschweigisch-lüneburgischen Erb-

lande. Ein großer westlicher Teil von Sachsen kam als Herzogtum Westfalen an den schon erwähnten Erzbischof Philipp von Köln, ein kleiner ostelbischer um Lauenburg unter seinem alten Namen und Titel als Herzogtum Sachsen an Bernhard von Anhalt (Albrechts des Bären Sohn), der außerdem von askanischer Seite den Kreis um Wittenberg, als Kern des späteren sächsischen Kurfürstentumes, hinzubrachte. Die Grafen von Holstein und Oldenburg wurden reichsunmittelbar, die welfischen Kolonialstaaten Mecklenburg und Pommern an schwächlichere Fürsten vergabt und gingen dem Reich leider bald an die Dänen verloren.

Nirgends erfolgten Aufstände, weder in Sachsen, wo zu Zeiten Karls des Großen Ostfalen und Westfalen doch gleich Kletten aneinander gehangen hatten, noch in Baiern, das seine tiroler Landsleute geduldig an ein fremdes Herrenhaus übergehen sah. Die Völker waren es zufrieden; sie würden also auch für eine richtig aufgefaßte und in Angriff genommene Zentralpolitik zu haben gewesen sein. Doch Barbarossas schlagendste politische Erfolge sind eben in der Richtung der Kleinstaaterei zu suchen.

In viel späteren Tagen ist einmal beim Anblick der Landkarte Preußens die Äußerung gefallen, es mache dieser Staat „den Eindruck, als sei er zufällig in einem jener Einzelstadien, die er nach den Gesetzen der Konsequenz und des politisch vorgezeichneten Fortganges seiner Entwickelung sukzessive zu durchlaufen hatte, plötzlich stehen geblieben." Schlimmeres möchte man von der deutschen Landkarte der Jahre 1156—81 sagen; Barbarossa hatte sie rückentwickelt. Im Süden wie im Norden waren zwei mächtige Kristallisationskerne zur Einheit Germaniens geschaffen worden; der bairische Stamm bedeckte dreitausend Quadratmeilen Mutterland und Kolonialboden mit gleichsprachigem Volk; der niedersächsische Kolonialstaat Heinrichs des Löwen hätte mindestens Norddeutschland einigen und aus eigenen Kräften das leisten können, wofür das künstliche Gebilde der Hansa dann doch nur ein schwacher Ersatz wurde. Beide Kerne hat Barbarossa zerstoßen und zerspellt. Blickt man auf Heinrichs Besitzungen, so zwingt sich uns das Bedauern auf, warum nicht vielmehr er, der weitaus Mächtigere, der Sachsen und Baiern in seiner Hand hielt, die Kaiserkrone getragen habe. Doch die Deutschen waren leider noch kein zu rechnender, politischer Vernunft befähigtes Volk, Einheitsgedanken kamen der öffentlichen Meinung gar nicht, und so beliebt Barbarossa, fast möchte man sagen: selbst bei seinen Gegnern war, so unbeliebt war Heinrich der Löwe selbst bei der eigenen Partei. Wider ihn hatte der Rotbart ganz Deutschland hinter sich. Es ist heute müßig, mit dem Schicksal deshalb zu

hadern; vielleicht würde die dem Feudalismus anhaftende, privatrechtliche Auffassung staatlichen Besitzes doch immer neue Zersplitterungen unter erbende Söhne, die Verzettelung von Volkskraft in Baiern wie in Sachsen somit auch ohne Barbarossa bewirkt haben.

Fehderecht. Am 27. März 1188 berief der Kaiser nach Mainz einen „Hoftag Jesu Christi", veranlaßt durch den Fall Jerusalems in die Hände Saladins. Wichtiger als der dort vom Kaiser und seinem gleichnamigen Sohn gelobte Kreuzzug ist der Umstand, daß das Recht der Territorialherren, untereinander Krieg zu führen, ohne Kaiser und Reich zu befragen, durch eine Konstitution zwar geregelt, doch eben auch ausdrücklich anerkannt wurde. Dies Fehderecht sollte bald zum Faustrecht entarten; es war kaum etwas Besseres als eine Neubelebung des altgermanischen nachbarlichen Kuhdiebstahles. 1189 mit der guten Jahreszeit begann der Kaiser nach ebenso großartigen wie sorgfältigen Vorbereitungen, insonderheit auch in bezug auf Verpflegung und Marktverhältnisse, seine Kreuzfahrt; schon im Herbst war Heinrich der Löwe wieder im Besitz seines sächsischen Herzogtumes und seiner Außenmarken bis nach Lübeck hin. Am 10. Juni 1190 ertrank Barbarossa beim Durchreiten oder Baden im Salef (Kalikadnus), sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, erlag der Pest vor Ackon. Doch in Deutschland hatte der als Reichsverweser zurückgelassene Heinrich VI die Zügel mit fester Hand ergriffen.

Heinrich VI und Richard Löwenherz. Ihm ward ein angeblich großer Erfolg, ein gepriesener Schachzug der staufischen Politik seines heimgegangenen Vaters zum Verhängnis. Alles hatte gejubelt, als 1184 der neunzehnjährige Prinz mit der dreißigjährigen Konstanze, einer normännischen Prinzessin, Tochter König Rogers von Sizilien, verlobt, 1186 mit ihr vermählt worden war. Zwar mußten erst noch drei sizilische Herrscher, Wilhelm II, Tancred und sein Sohn Wilhelm III, hinwegsterben, bevor Konstanzens Ansprüche durchdrangen; doch sogleich wurden nun auch die Blicke jenes jungen deutschen Königs wie durch einen Magneten nach Süden abgelenkt. So bieten die Regierungen Barbarossas und Heinrichs vielfache Ähnlichkeit mit denen ihrer sächsischen Vorgänger, Ottos des Großen und Ottos II. Die Väter beide hetzen sich ein langes Leben hindurch ab, in einer fast rasenden Aktion ohne dauerndes Ergebnis, ohne Ordnung in der Tiefe; beide Söhne, hochbegabt und fein kultiviert, kühn, scharf, tapfer und diplomatisch, sinken fern der Heimat in das große Germanengrab, das Italien heißt, in jungen Jahren, am Beginn ihrer Taten, und nehmen die Hoffnungen ihrer Nation mit hinab.

Die Kraft, mit der König (seit 1191 Kaiser) Heinrich VI, die Prärogative der Reichsgewalt in Deutschland zur Geltung bringend, Pfaffen- wie Laienfürsten niederhielt, konnte bei der mehrfach schon geschilderten Gesinnung kaum anders als einen allgemeinen Aufruhr erzeugen, mit zwei großen Herden am Niederrhein und in Sachsen, doch auch schon die süddeutschen Welfen hineinziehend. In dieser furchtbaren Gefahr kam dem Kaiser die Rettung aus einem seltsamen Ereignis internationaler Politik: der Gefangennahme des englischen Königs Richard durch Herzog Leopold von Östreich in Wien, im Dezember 1192. Die Veranlassung zu dieser ganzen Konjunktur hatte eine höchst überflüssig erscheinende Brutalität Richards geboten, der die Fahne des tapfern, durch die Pest zusammengeschmolzenen östreichischen Häufleins im eroberten Ackon einziehen und in den Kot werfen ließ, um die Welt fälschlich glauben zu machen, daß die Engländer allein die Feste genommen hätten. Leopold war knirschend heimgezogen; über seinen Beleidiger, einen charakterlosen, ruhmredigen Gesellen von südfranzösischer Herkunft, die ihm den Beinamen Coeur de Lion eintrug, fangen erst neuerdings die allzulang herumgetragenen Legenden zu schwinden an. Niemals hat ein persönlicher Verkehr zwischen ihm und Saladin stattgefunden, obschon er aufdringlich genug vonseiten Richards nachgesucht wurde. Dem frommen Sarazenen konnte ein Mann nur zuwider sein, der vor Ackon, weil er das exorbitante Lösegeld von 200 000 Goldgulden nicht gleich erhielt, 2000 sarazenische Gefangene niedermetzeln ließ; der für weitere Kriegsgefangene das feindliche Lösegeld einsäckelte und — obschon es im Rate der Kreuzfahrer ausdrücklich dazu bestimmt war, christliche Leidensgefährten zu befreien, die in Jerusalem selbst und weiter im Innern unter der Peitsche des Aufsehers frohndeten — mit schnödem Treubruch samt jenem Gelde munter heimwärts fuhr, die gefangenen Christen ihrem Schicksal überlassend. Er hatte reichlich den Schiffbruch verdient, der ihn in der Adria ereilte, ihn zum Landwege zwang und in Wien dem vor Ackon so schwer beleidigten Leopold in die Hände spielte. Kaiser Heinrich übernahm den Gefangenen von seinem östreichischen Bundesgenossen und benutzte ihn als ein diplomatisches Unterpfand, ein Verhandlungsobjekt, da Richard mit dem sächsischen Welfenhaus eng verschwägert und die angedrohte Auslieferung an seinen Todfeind König Philipp von Frankreich den wichtigsten Aufrührern höchst unerwünscht war.

So ward Heinrich jener Empörung Herr. Der alte welfische Löwe versöhnte sich mit ihm, der junge, mit einer Base des Kaisers vermählt, begleitete diesen 1194 nach Süden, wo durch den auf-

räumenden Tod Sizilien für Kaiserin Konstanze just frei geworden war. Nie wieder hat ein Herrscher so im gesamten italischen Lande geschaltet wie Heinrich VI, das Papsttum schien zu der Rolle eines ohnmächtigen Zuschauers verurteilt; mit eiserner Härte zwang der Kaiser die Süditaliener unter sein Szepter, verlieh er in Mittel- und Oberitalien lang umstrittenen Besitz an seine Getreuen. Damit nicht genug, faßte er 1196 endlich wieder die deutsche Erbmonarchie zielbewußt ins Auge. Es hätte der Ausgang für eine große deutsche Zukunft werden können, da das Wahlrecht doch eben immer wieder die Territorialherren mächtiger werden ließ, als sie zu sein verdienten, und die Nation in unabsehbare Händel verstrickte. Auch regte sich nur am Niederrhein und in Schwaben ein Widerspruch. Doch Heinrich, ungeduldig, sich in die reizvollere Universalpolitik zu stürzen, deren alten Zankapfel zwischen Byzanz, Papsttum und Sarazenen er nun als normännisches Erbgut in Händen hielt, begnügte sich, sein zweijähriges Söhnchen Friedrich einstimmig als König erwählt zu sehen, und eilte über die Alpen. Nach Ausrüstung eines vortrefflich disziplinierten und höchst wirksamen Kreuzzuges ist er durch einen unvorsichtigen Trunk nach heißer Jagd, erst zweiunddreißigjährig, mitten in großen Plänen und Vorbereitungen, am 28. September 1197, zu Messina gestorben.

Undeutsche „Universalpolitik". Das niedere Volk von Deutschland hat keine Veranlassung, den Zusammenbruch dieser Politik zu beklagen. Im Sinn eines Hausvaters, wie ihn eine strebige und leistungsfähige Nation gleich der deutschen fordern durfte, verdient auch Heinrich VI trotz all seinen Begabungen und äußeren Erfolgen nur ein pflichtvergessener König zu heißen. Die Spielleute waren es gewesen, die, geblendet durch den zauberhaften Glanz des Maifestes von Mainz im Jahre 1184, den Ruhm seines Vaters Barbarossa bis in die deutschen Hütten trugen. Für sie, für die Gaukler und Dirnen, waren dort in der Tat glänzende Tage angebrochen, da zur Schwertleite der beiden jungen Prinzen, eben des späteren Kaisers Heinrich und des vor Ackon gefallenen Friedrich, vierzigtausend geschmückte Ritter, mit güldenen Batzen und Ketten gut versehen, sich bei Trunk, Tanz und Turnieren wochenlang vergnügt hatten. Das war die Pracht, um deretwillen der kleine Dienstmann und Bauer es vergaßen, wie unaufhörlich die Blüte des Landes über die Alpen geschleppt ward, um in der heißen italischen Fieberluft zu verdorren.

Wäre das Leben Heinrichs des Löwen nicht durch seinen Reichsverrat vom Jahr 1176 geschändet, so könnte man sein Wirken dem seines kaiserlichen Gegners vorziehen, da er an seiner bescheideneren

Stelle als Städtegründer und Kolonisator eine durchaus deutsche Politik trieb und lang vernachlässigte Pflichten der Nation erfolgreich an der Ostgrenze wahrnahm. Dies führt uns zu dem nächst dem Aufblühen städtischer Gewerbe und städtischen Handels erfreulichsten Ergebnis der Hohenstaufenzeit: der Wiederbesiedelung uralter germanischer Gebiete zwischen Elbe und Oder, Oder und Weichsel, Weichsel und Memelstrom, ja über ihn hinaus.

XVII. Kapitel.

Ostelbische Kolonisation. — Bilanz des Kaisertumes.

Charakter und Verfassung der Slawen. Von Ansätzen, sporadischen Versuchen, die in der Wanderzeit verlassene, uralte Heimat der Ostgermanen wiedereinzunehmen, hat auch diese Erzählung bereits mehrfach zu berichten gehabt; doch waren alle jene rechtselbischen Marken ein gefährdeter Besitz gewesen und geblieben, da die Kaiser im allgemeinen zuwenig Zeit hatten, über den Ansprüchen Roms und den Irrlichtern der Mittelmeerpolitik an jene doch so nahe liegenden nationalen Aufgaben zu denken. Solche Vernachlässigung hatte es verschuldet, daß die Elb-Saal-Grenze zuletzt gar von den Slawen überschritten ward, auf dem linken Elbufer im heut hannöverschen Bezirk von Lüchow und Wustrow sich slawische Dörfer ansiedelten, ja über die Quellen von Main und Nab hinweg bis zur Regnitz mitten in das Herz von Deutschland die slawischen Vorposten drangen.

Unter diesen Umständen ist die Frage berechtigt, wie es denn kam, daß bei so geschwächter deutscher Widerstandskraft die slawischen Erfolge nicht noch viel beträchtlicher ausfielen. Allein erstens waren die damaligen Slawen eine Rasse von sehr geringer wirtschaftlicher Intensität. Sie pflügten mit Kühen und hölzernen Harken, ritzten die Ackerkrume nur oberflächlich und begnügten sich am liebsten mit leichtem Sandboden, wie er zuweilen auf den Bodenwellen offnen Geländes und ganz besonders auf Hügeln vorkam. Die fruchtbaren Täler mit fettem Alluvium, alles was Marsch, Bruch, Moor hieß, war ihrer geringen landwirtschaftlichen Kunst verschlossen; auch Rodungen des Urwaldes betrieben sie nur ungern und gezwungen. Meist saßen sie weitläufig verteilt, mit viel Gestrüpp und Sumpf zwischen ihren einzelnen Dörfern,

konnten daher niemals eine Landschaft wirklich mit Menschen anfüllen, ihre Zahl blieb zum Glück für uns gering. Und wenn sie in unruhigen politischen Zeiten ihre Stunde wahrnahmen, um sich in zufällig entvölkerte Gegenden Deutschlands vorzuschieben, wurde doch durch ihre bloße Anwesenheit das deutsche Empfinden allmählich aufgestachelt.

Der zweite Grund, warum die Gefahr für Deutschland nicht noch größer wurde, lag in der uralten Gentilverfassung, die die Germanen inzwischen um tausend Jahre oder mehr überholt hatten. Die Slawen zerfielen bis zur Ottonenzeit grundsätzlich in kleine Völkerschaften von geringer nationaler Stoß- und Werbekraft und einigten sich nur zuweilen unter den Angriffen der Deutschen so, wie die Germanen sich einst unter den Angriffen der Römer vorübergehend geeinigt hatten. Nach und nach aber bildete sich ein Übergangszustand. Auf deutschem Gebiet wurden die anfangs Geduldeten, weil sie sich mit dem geringeren Boden nicht länger begnügten, sondern besseren begehrten, auf die Dauer trotzig und lästig, um so lästiger, als in jeder militärischen, politischen oder wirtschaftlichen Beziehung sich die staatlichen Gebilde der deutschen Grenzmarken allmählich doch als Lehr- und Erziehungsinstitute für die slawischen Nachbarn erwiesen. Es tauchten ehrgeizige Fürstengeschlechter unter ihnen auf, die von Zeit zu Zeit eine nicht unbeträchtliche Macht in ihren Händen vereinigten. Sofort war zwischen den beiden Nationalitäten die Existenzfrage gestellt.

Noch kam eines hinzu, damit sie innerhalb des altgermanischen Gebietes zugunsten des Deutschtumes entschieden werden könnte: das schon berichtete Auftreten der Ungarn um das Jahr 900. So störend und verderblich es erscheinen mußte, hat es doch eine politische Folge von enormer Wichtigkeit gehabt: sich wie ein Keil zwischen die damalige nordslawische und die damalige, in Illyrien und auf der Balkanhalbinsel angesiedelte südslawische Völkerfamilie hineinzuschieben. Hierdurch ward eine Vereinigung, ein Zusammenballen der Slawen zu einer frühen Universalmonarchie verhindert und ganz besonders das unbequeme großmährische Reich (zur Zeit Kaiser Arnulfs) im Schach, sein Wiederaufkommen hintangehalten. So hatten es denn die Deutschen bei ihren Slawenkämpfen seit Heinrich I hauptsächlich nur mit vier größeren Slawenstämmen zu tun, den Wenden, Sorben, Tschechen, die sich von der Ostseeküste her elbaufwärts aneinander reihten, und den Polen, die sich jenen dreien im Osten anschlossen.

Die vier slawischen Hauptstämme. Die Tschechen saßen in ihrem böhmischen Talkessel um Prag herum und hatten südöstlich die verwandten Mähren zu unmittelbaren Nachbarn. Die Sorben nördlich

des Erzgebirges bewohnten das heutige Königreich Sachsen und die lausitzer Lande bis nach Schlesien hinein, dazu die obere Maingegend, so daß hauptsächlich Thüringer und Franken, nächstdem die Sachsen mit ihnen zu tun bekamen. Ihre nördliche Grenze verlief unweit Berlins (das im Jahr 900 freilich kaum erst als Dorf existierte), in einer Linie etwa von Brandenburg an der Havel bis Frankfurt a. O.; die heutigen Spreewäldler, obwohl sie meistens wendisch genannt werden, sind somit eigentlich Sorben. Nördlich der genannten Linie dehnten die Wenden flußabwärts bis zur Ostsee sich aus, dann durch Pommern*) hin bis nach Danzig; das früh genannte Wollin auf der gleichnamigen Insel an der Odermündung war eine ihrer berühmten Seestädte und vielleicht identisch mit dem Vineta der Sage. Ihre beiden tapfersten Einzelstämme waren Obotriten und Ljutizen. Die Ljutizen, in Vorpommern, Mecklenburg-Strelitz, Uckermark, Priegnitz und Mittelmark bis zur sorbischen Grenzlinie, hüteten zu Rethra (in Mecklenburg) das Bundesheiligtum, und man wird an die Semnonen erinnert, die einst in den selben Strichen den heiligen Suevenhain (Alah, woher später Alamannen) in Obhut hatten. Wie bei den Galliern die Druiden, so fachte inmitten der Wenden eine fanatische Priesterschaft, in gekränkten Wichtigkeitsgefühlen, den nationalen Widerstand an. Die Obotriten (Abodriten) aber deckten Mecklenburg-Schwerin, Lauenburg und Ostholstein, das sogenannte Wagrien.

Scheitern der bisherigen Kolonisation. Die ersten deutschen Marken, die auf dem rechten Elbufer bis hinein in die Urheimat des alten Suevenbundes zwischen Elbe und Oder unter Otto dem Großen wiederangelegt wurden, verdankten ihren Bestand hauptsächlich der durch Hermann Billung († 973) und Markgraf Gero († 965) aufgewendeten militärischen Kraft. Zwar wurden deutsche Dienstmannen in Burgen angesiedelt, es wurden hörige Handwerker in zu gründende Städte herbeigerufen (freie Kolonisten wohl nur in geringer Zahl); es folgten Kaufleute, es folgte die Kirche mit ihren Bischöfen; und nach Carlyles Wort pflegten ja Leute, sobald man nur ordentlich auf sie lospredigte und eindrosch („well preachad to and beaten upon") allmählich Christen zu werden. Dennoch war das Ziel nicht eine Germanisierung, sondern nur eine Untertänigmachung des eroberten Landes gewesen, und so wurde auch dieses kurzgesteckte Ziel nicht einmal erreicht. Schon die salischen Kaiser hatten zuviel mit Kirchenreform und Investiturstreit zu schaffen.

*) Po morje = an der See, Küstenland; po Labe = an der Elbe, daher auch „polabische" Wenden, Elbslawen.

Die nächste Folge dieser geringen, für Kolonialpolitik erübrigten Energie zeigte sich darin, daß die heidnisch gebliebenen Ljutizen und Obotriten sich in einer besseren Organisierung nationalen Widerstandes zusammenfanden und in eine Verachtung der Deutschen hineinlebten, die ja in der Tat mit Herrenansprüchen aufgetreten waren, welche sie nicht hatten durchsetzen können. Schließlich entfachte sich eine heidnische Reaktion unter den Elbslawen zu solcher Hitze, daß ein wilder Zug der Ljutizen 1066 nicht bloß den christlichen Obotritenfürsten Gottschalck, sondern fast alle Ergebnisse deutscher Besiedlung und Mission überhaupt auf dem rechten Elbufer noch einmal hinwegfegte. Bischof Johann von Mecklenburg wurde damals den slawischen Gottheiten geopfert, Hamburg und Schleswig wurden (s. S. 254) zerstört.

Erst 1093 gelangte die vertriebene Familie Gottschalcks mit seinem Sohn Heinrich wieder in Alt-Lübeck (Buku) zur Herrschaft. Doch die Spaltung der Slawen in Christen und Heiden würde wohl noch viele Rückschläge der eben geschilderten Art gezeitigt haben, wenn nicht durch Zusammenwirken der verschiedensten Ursachen ein erneuter Vorstoß der Deutschen mit nun unwiderstehlicher Gewalt erfolgt wäre.

Ursachen des Gelingens. Vorbereitend hatte die traurige Spannung zwischen den Sachsen und Kaiser Heinrich IV gewirkt. Durch einen mehr als zehnjährigen Bürgerkrieg verbittert, wendeten sie sich vom Reich hinweg, doch bald auch ihrer herrlichen Aufgabe im höchsten Interesse des Deutschtumes zu. Mögen die politischen Absichten ihrer Führer zunächst auch nicht weiter gegangen sein als auf klingende Tribute und Begründung von Oberhoheit über zinspflichtige slawische Territorien, so war es doch von grundlegender Wirkung, daß Lothar von Supplinburg, der nach dem Aussterben der Billunger mit der sächsischen Herzogswürde belehnt worden war und den wir als Kaiser Lothar in seiner italischen Politik bereits kennen gelernt haben, sowohl die Wenden wie die Polen demütigte. 1135, auf einem Hoftage zu Merseburg, trug der Polenherzog Boleslaw, als Vasall des Reiches nach Eidesleistung mit Pommern und Rügen belehnt, das Schwert vor dem Kaiser her zur Kirche.

Überblicken wir die übrigen Ursachen des endlichen Erfolges, so finden wir außer der sehr gelegenen Uneinigkeit im Polenreich selbst und unter den einzelnen Slawenstämmen hauptsächlich diese drei: eine zunehmende Bevölkerungsdichtigkeit im deutschen Reich; vorgeschrittene landwirtschaftliche Technik für Marsch- und Moorkultur in Holland und Flandern; das Auftreten zweier starker Persönlichkeiten, Albrechts des Bären (1134—1170) und Heinrichs des Löwen (1142—1180, † 1195).

Freilich waren von der deutschen Aussaat in slawischen Landen bei den ersten Kolonisationen nicht sämtliche Keime durch die slawisch-heidnische Reaktion wieder ausgetreten worden. Fast überall wurden die Slawenfürsten, die der Finanzschwierigkeiten keineswegs ermangelten, gute Freunde und Schützer ihrer deutschen Untertanen, die sich durch höhere Steuerkraft infolge besserer Wirtschaftlichkeit in jeder Hinsicht auszeichneten. Nur waren diese Deutschen großenteils als niedre Grundholden ins Land gerufen worden und hatten verfassungsrechtlich innerhalb eines Volkstumes, dessen Charakter ungemein zur Ausbildung einer absoluten Fürstengewalt nach oben und scharfer Hörigkeit nach unten hinneigte, keine Fortschritte zu machen gehabt. Finden wir die Fürsten selbst vielfach mit deutschen Häusern verschwägert und in der ganzen Bildung germanisiert, so ging in den tieferen Schichten leider das ausgestreute Deutschtum öfters, zumal in christlichen Gegenden, im Slawentum auf, und hatte somit, ohne Nachschub gelassen, nur zur Stärkung des Landesfeindes beigetragen.

Das alles ward anders in der Hohenstaufenzeit, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Unter Barbarossa und Heinrich VI erlitt der deutsche Landfriede nicht allzulange Störungen. Es ward flott geheiratet, der Kinderreichtum war groß; zum erstenmal begann sich wie in alten Zeiten, wenn bei nur extensivem Bodenbau der Nahrungsraum zu enge geworden war, bald hier, bald dort eine „Bevölkerungsspannung" bemerkbar zu machen, alle guten Plätze schienen belegt, die Zahl der Anwärter auf bessere Brotstellen stetig zu wachsen. Der deutsche Urwald aber war im großen Ganzen gerodet, und den freien Landmann, dem seine Hufe zu eng wurde, den Grundholden, der zwar den Fängen seines Frohnherrn eben entschlüpft war, doch eine neue Bindung an die Scholle vorausahnen mochte, lockten die weiten, dünn besetzten Gelände des slawischen Ostens, die dort immer noch urwaldbedeckten Berghalden zur Rodung, die vollgelaufenen Flußtäler, die gewaltigen Brüche und Sümpfe zur Austrocknung und Moorkultur.

Vlämen und Holländer unsere kolonialen Lehrmeister. In dieser letzten, allerwichtigsten Hinsicht sollten Holländer und Vlämen (Vlaminger) die Lehrmeister der andern Deutschen werden und reichlich an ihr Vaterland heimzahlen, was sie ihm durch politisches Abseitsstehen bis dahin schuldig geblieben waren. Die Vlämen wohnten in Flandern, jenem Küstenstrich des Ärmelkanals, an dem heut Ostende liegt, und landeinwärts in Brabant, das sich bis zum Unterlauf der Maas hinabdehnte, jenem alten Toxandrien, von dem aus die Salfranken einst gegen das Imperium vorgebrochen waren, weshalb die

Bevölkerung, an der Küste hauptsächlich wohl friesisch-sächsischen Ursprunges, landeinwärts einer starken fränkischen Beimischung nicht ermangelte. Flandern, das 843 bei der Teilung des Karolingerreiches im Vertrag zu Verdun an Westfranken gefallen war, blieb ein Zankapfel, und Otto der Große hatte nur den Gau von Gent für das Herzogtum Niederlothringen zurückerobert.

Möglicherweise die Reste römischer Technik im flandrischen Arras, sicher jedoch die großen Schafherden, die auf den vlämischen Heiden reichliche Nahrung fanden, hatten in Flandern und Brabant die Anfänge einer fabrikmäßigen Weberei entstehen lassen, die bald bis aus England ihre Rohstoffe heranzog, ihre eigenen berühmten Tuchmessen ausbildete, den Handel belebte und Geld ins Land brachte. Dem Handel zulieb wurden Schiffskanäle mit Schleusen (Overdrachten) angelegt, so lernte man Ströme regulieren und selbst dem wütenden Meer trockenen Boden abgewinnen, dessen außerordentliche Fruchtbarkeit zu ferneren Kapitalsanlagen in dieser Art von Landwirtschaft reizte.

Die Holländer wiederum, westlich vom reichsdeutschen Bistum Utrecht an den Rheinmündungen gelagert, von jeher im Kampf mit dem tobenden Element und den fast noch schlimmeren Einfällen der plündernden Normannen, hatten sich in diesem harten Dasein voll zäher Energie behaupten gelernt. Graf Dirk III von Holland schädigte das Reich aufs Schwerste, indem er der Gabelung der mündenden Maas gegenüber, auf einer morastigen Insel die befestigte Zollstätte Dordrecht anlegte, dazu durch Eroberung von Vlaardingen dicht an der Mündung der Leck und von Stavoren am Ausfluß der Zuidersee den ganzen Rheinhandel, insonderheit an den uralten Märkten Tiel und Wyk unterband. Weder Heinrich II, noch die beiden ersten Salier fanden Zeit und Kraft, jenem Unfug zu steuern. Nur den erbitterten Angriffen der flandrischen Grafen gelang es, die Handelsfreiheit wenigstens für Maas und Schelde zu erzwingen. Die Holländer aber genossen ähnlich wie die Vlamen selbst wegen ihrer frühen Kunst im Anlegen von Deichen und Kanälen, im Entwässern und Urbarmachen der Sümpfe einen Ruf durch ganz Niederdeutschland. Schon im Lauf des elften Jahrhunderts von den Behörden Hamburgs und Bremens an die Ufer der Elbe wie der untern Weser (wo heut noch ein kleiner Landstrich in seiner Benennung als Hollerland an sie erinnert) herbeigerufen, haben sie uns in öffentlichen, erhalten gebliebenen Dokumenten die Methode ihrer Besiedelung als vorbildlich für alle ähnlichen hinterlassen. Diese Methode war, in kurzen Worten, genossenschaftlich und geldwirtschaftlich. Stets kamen so viel Siedler, daß die Bildung eines eigenen

Gerichts- und Kirchensprengels möglich ward; für das in Angriff zu nehmende Land wurde dem Grundherrn stets nur ein formelles Obereigentum anerkannt und mit dem geringen Zins von 4 Denaren (Pfennigen) im Jahre für die Hufe bezahlt.

Kolonialhufen. Die Hufen wurden auf etwa das Fünffache des sonstigen Betrages, meist in großen Stücken von 50 Hektar oder 200 Morgen ausgelegt. Die mit der sogenannten Königsrute vermessene Königshufe fiskalischen Rottlandes hatte dieses reichliche Vorbild geliefert, das nun auch für alle „Neubruchshufen" üblich wurde. Die Arbeit blieb schwer, die Gefahr, den Fluten als Opfer zu fallen, stetig und nah. Dafür winkte jedoch als Lohn jahrelanger Mühen eine breitere wohlhäbigere Existenz, als sie in der Heimat zu haben gewesen war. Und da es im gesamten Niederdeutschland weder an weiten Sümpfen noch an Heideland fehlte, da die Unterläufe von Weser und Elbe mit vielen andern Flußpartien noch in der frühen Hohenstaufenzeit nichts weniger als gründlich reguliert waren; da dem deutschen Landmann alten Stiles fetter, schwerer Humusboden in feuchten Jahren unergiebig zu sein, Verlust und Plage zu bedeuten pflegte, so haben Vlämen und Holländer uns zunächst einmal in den Vollbesitz und Ertrag unserer eigentlichen Heimat eingesetzt, bevor sie sich an die Regulierung von Oder- und Weichselland machten. Die es am besten verstanden, mußten voran; es war ein früher Vorklang zum ruhmvollen „Germans to the front!"

Doch mit ihrer Technik der Entwässerung und des Deichbaues, der Hufenanlage von der Peripherie her in das Moor hinein wie des begleitenden Torfstiches waren die Wohltaten dieses neuen Siedelwesens längst noch nicht erschöpft. Wenn auch die Deutschen, um stetig arbeiten zu lernen, des Frohnhofes keineswegs benötigt hatten und die Eigenschaften, die in Frohnhöfen erwuchsen, den Nationalcharakter nichts weniger als veredelten, vielmehr der selbständige Privatbesitz auf enger Scholle alle Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit am besten gedeihen ließ, so haben wir doch andrerseits gesehen, wie die einst freien Bauern, zu politischer Unmündigkeit rückentwickelt, verbauerten. Und hier nun erwarben sich jene Pioniere mit ihren Söhnen und Schülern das eminente Verdienst, dem deutschen Landmann neue Züge selbstverläßlicher Unabhängigkeit einzuprägen. Ein aufrechteres Geschlecht als das verkümmerte der alten Zentschaften, der Frohnhöfe und der neuen Vogteien wuchs in den Sprengeln der Kolonisten heran. Sie waren, tagaus tagein im Kampf mit dem Wasser, nicht abkömmlich für gräfliches Heeresaufgebot, aber nahmen

ihre Aufgabe so furchtbar ernst, daß derjenige, der sich beifallen ließ, das ihm zugewiesene Stück eines Deiches zu vernachlässigen, mit seinem Leib als Faschine benutzt ward, um das Leck zu stopfen; das ebenso feige wie alberne Laster der Schadenfreude fand hier keine Lobredner. Männer von solchem Schlag waren bestimmt und fähig, das alte, von Slawen überschlichene Land an die deutsche Kultur wieder heimzubringen.

Albrecht der Bär in Brandenburg. Und während nun Holländer oder Vlämen an der Spitze, bald auch Rheinländer, Westfalen, Franken in deren Fußstapfen schrittweise vordringend ihre Pionierarbeit verrichteten, ebnete ihnen eine zielbewußt aufgefaßte Kolonialpolitik zugleich den Weg und schuf die nötige Rückendeckung. Im Jahre 1134 wurde Albrecht der Bär, im Anhaltischen begütert, wo sein askanisches Haus heute noch die Landeshoheit innehat, von Kaiser Lothar mit der sogenannten Nordmark belehnt, die damals nur noch die Altmark (um Salzwedel und Stendal) auf dem linken Elbufer, auf dem rechten die kleine Landzunge zwischen Havel und Elbe umfaßte. Dies fruchtbare Land lag von verheerenden Grenzkriegen fast leer und wüst. Albrecht zog tapfere Herrengeschlechter und Kolonisten heran, eroberte die Priegnitz und stellte das im grauenvollen Slawenaufstand des vorigen Jahrhunderts untergegangene Bistum Havelberg wieder her. Die mit dem Regierungsantritt der Hohenstaufen 1137 ausgebrochenen Kämpfe zwischen Welfen und Waiblingern zogen ihn zwar von seiner eigentlichen Aufgabe ab, verschafften ihm aber für die Jahre 1138—42 die sächsische Herzogswürde. Die gänzliche Säuberung des Landes Wagrien von Slawen fällt in diese Zeit und brachte Ostholstein wieder an Deutschland. Ein Wendenkreuzzug, 1147 dem Unternehmen des Bernhard von Clairvaux auf Jerusalem parallel gehend, führte, da die beteiligten Sachsen, Dänen, Polen ganz divergente Interessen vertraten, politisch leider zu keinem Resultat, vernichtete jedoch in Pommern bis nach Preußen hinüber den größten Teil der slawischen Bevölkerung und erleichterte somit auch hier die neue germanische Bepflanzung. Der Hauptschlag gelang aber dem außerordentlich tätigen Askanier im Jahr 1150, als in Brandenburg der Slawenfürst Pribislaw-Heinrich, mit dem er einen Erbvertrag geschlossen hatte, starb. Drei Tage soll die Fürstin Petrissa, deren Sympathien deutsch waren, den Tod des Gatten verhehlt haben, bis Albrecht, mit seinen Reisigen herbeigeeilt, sich als Herr von Brandenburg einrichten konnte. Damit waren Basis und Kern eines zukunftreichen Staates geschaffen, und der Kristallisationsprozeß konnte beginnen, der schließlich zur Bildung Preußens und des

heutigen Deutschen Reiches geführt hat. Als Albrecht der Bär 1170 starb, umfaßte die Nordmark insgesamt die heutige Altmark, die Priegnitz mit Wittstock, das ganze Havelland mit Ruppin, Spandau und Brandenburg an der Havel, die Zauche auf dem linken Ufer ihres Mittellaufes. Im Süden schloß das Fürstentum Askanien sich an; mitteninne zwischen diesen Ländern lag das Erzbistum Magdeburg, dessen Inhaber Wichmann alles tat, was vonseiten der Kirche zur Kräftigung der Kolonisation geschehen konnte. So viel erschien deutlich, daß der Widerstand heidnischer Slawen, die noch an ihren Götzen Triglaf glaubten, schwerer zu brechen, christliche Slawen schon halb gewonnen waren.

Heinrich der Löwe als Kolonisator. Von wesentlich andern Voraussetzungen ist Albrechts großer Nebenbuhler Heinrich der Löwe in seinem Herzogtum Sachsen ausgegangen. Zwar ließ er seinen Vasallen Adolf II von Holstein ganz im Sinn des Vorgängers walten, zog holländische, vlämische, friesische Kolonisten heran und begründete an Stelle des slawischen Buku 1143 Lübeck, dazu bestimmt, in Bälde die führende deutsche Seestadt zu werden. Doch wurde von Heinrich andrerseits der heidnische Obotritenfürst Niklot, der schwere Summen zahlte, in der Ausbreitung seiner Herrschaft unterstützt, nur damit seine Tribute noch reichlicher flössen, und dies war um so unverantwortlicher, als zweifellos ein Teil jener Tribute vom Seeraub herstammte, den alle Slawen entlang der Ostseeküste kräftig betrieben, immerhin doch christliche Bevölkerungen schwer schädigend. Erst als die Dänen sich energisch zu Repressivmaßregeln aufrafften und Heinrich für den schnell emporgeblühten lübischen Handel zu sorgen begann, ging er 1160 gegen seinen bisherigen Schützling vor und warf ihn nieder. Nun wurden die vor bald hundert Jahren unter dem Anfall der Ljutizen hingesunkenen Bistümer in Lübeck, Ratzeburg und Schwerin neu eingerichtet, und zwar unter Zustimmung Barbarossas, der damals noch mit Heinrich dem Löwen innig befreundet war, als Landesbistümer, die zum Stande der Reichsfürsten nicht gehörten. Noch einmal brachte eine slawische Reaktion (1164) durch Pribislav, des Niklot Sohn, die Deutschen in schwere Bedrängnis. Doch der Sieger nahm sein mecklenburgisches Land von Heinrich dem Löwen zu Lehen und hat seinem Lehnsherrn bei weiteren Unternehmungen treulich beigestanden; die heut noch regierenden herzöglichen Häuser in Schwerin und Strelitz stammen von ihm ab.

Nur an einem Punkt scheiterte Heinrichs des Löwen Kolonialpolitik: Rügen, das vielumstrittene, ging in scharfer Konkurrenz an die

Dänen verloren. Dagegen gelang es ihm 1177 im Verein mit Markgraf Otto von Brandenburg, die pommerschen Slawenfürsten zu Vasallen zu machen, die die Besiedelung ihres Landes mit Deutschen dulden mußten. So erstreckte sich nun sächsischer Einfluß von Hamburg und Lübeck an den Gestaden der Ostsee entlang bis nach Danzig. Wenn heut in jenem ganzen Küstenstrich der trauliche Dialekt gesprochen wird, in dessen Klängen die Tierfabel von Reineke Voß uns überliefert ist und der in unsern Tagen einen Fritz Reuter für den Ausdruck gewinnenden Seelenadels wie erquickender Schelmerei befähigte, so verdanken wir diese Tatsache nicht zum wenigsten dem trotzigharten Welfen, doch auch der stützenden Vorarbeit seines großen Rivalen Albrechts des Bären, den wiederum, als die Wenden ihn in die Enge trieben, erst jener höchst nachdrückliche Feldzug Friedrich Barbarossas gegen Polen im Jahr 1157 in den Stand setzte, Brandenburg zu behaupten. Damals hatte der Kaiser die Diözesen von Breslau und Gnesen durchzogen und in deutschem Sinn Ordnung geschaffen. Als Rotbart 1190 im Salef ertrank, saßen (von der Elbe aus gerechnet) innerhalb einer Linie, die sich von Leba an der Ostsee über Lebus an der Oder und Dresden hin bis zum Erzgebirge zog, überwiegend schon Deutsche, und zwar in stetem Vorschreiten.

Oft ist um die eigentlichen Gründe für diesen großen Erfolg gestritten worden. Bald sollte der deutsche Bauer, bald der deutsche Kaufmann, bald allein die Kirche, bald allein die Landesherrschaft, bald allein das Städtewesen jenen Sieg über das Slawentum errungen haben. Sicher war die deutsche Sprache der bindende Mörtel, der die Bausteine des stolzen Gebäudes zusammenhielt. Wären die Siedler ein verfrohntes und gedrücktes Pack geworden, wie es die Grundherrschaft im Prinzip zu haben liebte, dann dürften sie jene Widerstandskraft gegen die Slawen nie bewährt haben. So aber waren sie stolz auf ihre Art, und schon erwies die deutsche Kultur sich entwickelt genug, um eine große Zahl verfeinerter Gemütsbedürfnisse auszudrücken und zu befriedigen. Während die Slawen nicht nur gesellschaftlich, sondern vor allem wirtschaftlich auf einer so tiefen Stufe standen, daß der Arbeitsertrag selbst dieses ganz unverdorbene jugendkräftige Volk, einfach aus Nahrungsmangel, nirgend auf eine starke Kopfzahl zu bringen vermochte, waren die Deutschen ihrerseits noch so gesund, Kinderreichtum als einen Segen zu empfinden, hatten Verwöhnung, Geiz und Untauglichkeit der Mütter noch nicht die Kinderzahl innerhalb der einzelnen Ehen einzuschränken begonnen. Von den übrigen Momenten, die das große Werk gelingen ließen, seien hier nur die

kolonistische Flurverfassung und das sächsische Recht noch einmal hervorgehoben.

Aufhören des Flurzwanges auf Kolonialboden. Aus dem 3. und 8. Kapitel wird erinnerlich sein, wie ganz allmählich die Flur bei den Germanen sich geändert hatte. Noch zu Cäsars Zeiten dürfte die sogenannte Brandwirtschaft vorgeherrscht haben, bei der die Asche des verbrannten Grases und Holzes den alleinigen Dung bildete, der Boden nur oberflächlich geritzt ward. Der Brandwirtschaft folgte die Zweifelderwirtschaft, wie wir sie bei Tacitus angedeutet finden, auch „wilde Felgraswirtschaft" genannt, weil derselbe Boden bald als Weide, bald als Acker benutzt wurde. Aus ihr entwickelte sich allmählich die Dreifelderwirtschaft (im Wechsel von Winterkorn, Sommerkorn, Brache) zugleich mit den sogenannten Gewanndörfern, die, nach unbestimmbar frühen Anfängen, seit der Karlingerzeit für Deutschland als typisch gelten dürfen, samt dem strengen Flurzwang innerhalb jeder Markgenossenschaft. Denn es verstand sich von selbst, daß bei der Durcheinanderwürfelung der einzelnen Anteile niemand auf einem seiner Feldstreifen Vieh treiben durfte, während nebenbei junge Saat stand. Nicht minder zwangen die gering entwickelten Feldwege zu gemeinsamem Vorgehen bei Bestellung und Ernte. Lassen wir die mehrfach erwähnten Schicksale des Privatbesitzes hier beiseite, der im günstigen Fall zur Grundherrschaft aufwärts, im ungünstigen zur Zersplitterung des Eigentums, Minderfreiheit und Hörigkeit hinabführte, ebenso beiseite den Frohnhof, der die Grundholden dann zusammenfaßte, und halten uns an die übrig gebliebenen Freibauerndörfer, deren Gewanne noch im 11. und 12. Jahrhundert an die verklungene kommunistische Zeit erinnerten. Da war es nur natürlich, daß bei steigender Wirtschaftlichkeit gerade der Flurzwang von aufgeweckteren Mitgliedern der Markgenossenschaft als außerordentlich störend empfunden wurde und man nach neuen Formen der Fluranlage zu suchen begann. Die ostelbischen Siedlungen aber boten, wie zur Opposition gegen jede persönliche Bindung an die Scholle, zu solchen Versuchen die erwünschte Gelegenheit. Darum hatte sich schon im Lauf des elften Jahrhunderts vorbildlich die sogenannte Landsiedelleihe als eine halb geldwirtschaftlich gedachte Erbzinspacht entwickelt, die dem Pächter starke Eigentumsrechte gewährte, doch von der Ausnutzung der bäuerlichen Arbeitskraft zugunsten des verleihenden Grundherrn völlig absah.

Fadendörfer. Die Fluranlage vollzog sich im Gegensatz zu Gemeindewald, Gemeindeweide der alten Gewanndörfer so, daß jeder Siedler sein Areal, Weide, Acker und Wald, möglichst in einem Stück

beisammen hatte. Zog sich im Grunde der Bach hin oder das Moor, so schloß meist eine fette Wiese bis zur Dorfstraße sich daran; bald rechts, bald links von ihr lag das bäuerliche Gehöft und von seiner Schwelle streckte sich bergaufwärts der Acker bis in den nahen Forst. Hof reihte sich an Hof, es entstand das typische Bild eines sogenannten „Fadendorfes", das natürlich in vielen Variationen wechselte. Im reich angebauten Süd- und Mitteldeutschland war freilich seine Anlage nur selten noch möglich, im ostelbischen Kolonialland dafür desto häufiger. Stetigkeit des Leihzinses, zweckmäßige und reichliche Ausmessung der Kolonialhufe, das Aufgeben des markgenossenschaftlichen Zwanges für die Flurbestellung vollendeten erst die Idee bäuerlichen Privatbesitzes, dem allerdings der Flecken des grundherrlichen Obereigentumes nunmehr anhaftete. Wohlhabenheit war nicht bloß möglich, sondern ziemlich sicher, die politische Mitberechtigung leider nur kommunal, die Macht des Grundherrn, auch sie zu verkümmern, ebenso groß wie sein Streben auf dieses Ziel hin unablässig.

Gleichwohl bleibt es nützlich, sich wenigstens in agrikultureller Hinsicht den enormen Fortschritt klarzuhalten, der durch die Verselbständigung des bäuerlichen Landwirtes hier technisch und ökonomisch erzielt worden war. Die bekannten ersten zwei Sätze des vielberufenen 16. Kapitels der „Germania" dahin zu deuten, daß der Trieb zu solcher Selbständigkeit und die Möglichkeit dazu tatsächlich schon in den frühen Hütten des germanischen Urwaldes zu finden gewesen seien, heißt gleich sehr den Zwang der Markgenossenschaft wie die Strenge der alten Gentilverfassung übersehen. Der Text, den die Fußnote bringt*), besagt nur, daß die Sitze der Völkerschaften weit voneinander getrennt gewesen seien, wie dies die Notwendigkeiten der Jagd und der Neuanlage von Dörfern, zumal in Zeiten der Zweifelder- oder gar noch der Brandwirtschaft erheischten. Daß dem Einzelnen ein willkürliches Abspringen aus dem festen Rahmen seines Geschlechts in den Urwald hinein gestattet gewesen sei, steht nicht geschrieben in jenen Worten, die ganz allgemein gewisse Eigenheiten germanischer Niederlassung angeben. Der hunno der alten Dörfer mußte seine Mannschaft stets fest und nah in der Hand haben. Ein Jahrtausend war, vielleicht von Westfalen abgesehen, erforderlich gewesen, um den Einzelbauer, wie wir ihn heute kennen, hinzustellen.

*) „Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit." Vgl. oben S. 44.

Erbzins. So sehr nun auch die Hoffnung, ein besseres Los zu erringen, kapitalkräftige Kolonisten aus zum Teil bereits hochkultivierten Verhältnissen in die östliche Ferne trieb, elementar konnte dieser Zug doch erst werden, seit die schon geschilderten freieren Bedingungen, zuerst ein Privilegium vereinzelter Holländer und Vlämen, dann vorbildlich für westfälische und andre Nachfolger, zuletzt ein Gemeingut nicht nur aller freien Bauernsöhne, sondern auch ungesessener oder sonst entlaufener niedersächsischer Laten wurden, sofern sie nur bis zur Front vordrangen. Selbst im Mutterlande bei der geldwirtschaftlichen Auflösung der alten Villikationen spielte der Erbzins fortan seine Rolle, galt er als gemeines Recht, das der Sachsenspiegel am Anfang des 13. Jahrhunderts kodifizierte. So wirkte das „Erbezinsesrecht" auch hinüber in die Mark Meißen.

Meist war es ganz geschäftlich ein Unternehmer (locator), der für die hinter ihm stehende Siedlergenossenschaft mit dem Grundherrn den Vertrag auf Erbzins, eignes Pfarramt und Untergericht, zollfreien Verkehr für gestochenen Torf usw. abschloß. Die märkischen Hufen fielen zwar dort, wo der Boden schon einmal kultiviert gewesen war und nur menschenleer dalag, nicht ganz so reichlich aus, wie bei den ersten vlämischen oder holländischen Neusiedelungen in Marsch und Bruch. Immerhin gab es Morgen nicht unter einem halben Hektar, und dreißig solcher Doppelmorgen bildeten das vierfache dessen, was ein früherer Halbhüfner gehabt hatte, von kleineren Häuslern und Köttern (Kossäten) ganz zu schweigen. Die konditionale Freizügigkeit (da der angesetzte Erbzinsbauer nur für einen Ersatzmann zu sorgen hatte, somit persönlich nicht gebunden erscheint) mußte als ein enormer Fortschritt gelten. Und wer in der Heimat unter der Last seiner Abgaben, des Grundzinses, des Kirchenzehnten, des Vogteizinses und der Landessteuer (Bede) fast erlegen war, atmete nun auf, da er als Kolonist vom Kirchenzehnten sechzehn Jahre lang frei war und seinem Grundherrn (vorläufig) nur einen mäßigen Anerkennungszins schuldete. Nicht überreichlich, um Üppigkeit und Hoffart hervorzurufen, doch genug versprechend, um jede Fiber zum Einsatz aller Kraft anzuspornen, mußten diese Existenzbedingungen ein arbeitfreudiges, bedürfnisloses, ungemein leistungsfähiges Geschlecht erzeugen, und es bleibt ewig zu bedauern, daß auch hier, gleichwie unter Blumen die Schlange lauert, die Gier der Grundherren auf erneute Knechtung und wirtschaftliche Beraubung dieser tüchtigen Rasse durch deren politische Wehrlosigkeit, ihren Mangel an ständischer Vertretung angefacht ward.

Die Kraft der Slawen gebrochen. Wo der Kolonist aufgetreten war, zogen sich die in ihrer militärischen Widerstandskraft ge-

brochenen, landwirtschaftlich nicht konkurrenzfähigen Slawen, soweit sie überhaupt noch vorhanden waren, in die Wälder, aus ihnen als Fischer ins Rohr und Schilf zurück. Wo Ackerdörfer von ihnen erhalten blieben, lagen sie auf windigen Hügeln mit leichtem Sandboden, während sich in den einst voll Wasser geschwemmten, jetzt regulierten und ausgetrockneten, fruchtbaren Flußtälern die behäbigen deutschen Niederlassungen dehnten. Nur an den Hängen des Erzgebirges, wo von der ersten, gewaltsamen, mehr auf Plünderung und Tribut ausgegangenen, auf ihrer Burgwartverfassung fußenden Kolonisation der Ottonenzeit der Fehler begangen worden war, in den frisch gerodeten Forstpartien wiederum Slawen als Zinsleute anzusetzen, hatte deren Nationalität etwas festere Wurzeln geschlagen. Hier griff die Mission helfend ein, indem sie eine Kette von Kirchen und Kapellen durch das Grenzgebiet zog. Die guten Traditionen des heiligen Benedikt lebten noch einmal auf in den beiden dem Ackerbau, der Landeskultur sich widmenden, sehr tüchtigen und tätigen Mönchsorden der Prämonstratenser und Zisterzienser, die im Lauf des zwölften Jahrhunderts in Mecklenburg, Pommern und sämtlichen Marken, südöstlich bis nach Schlesien hin, südwestlich bis zum Südabhang des Harzes und Kösen in Thüringen ihre Klöster als deutsche Kernpunkte gründeten. Nichts aber konnte den wettinischen Landen förderlicher sein als 1165 die Entdeckung von Silbererzen bei Freiberg. Nun strömten deutsche Bergleute herzu, die Pfarrkirchen sprossen aus dem Boden des Erzgebirges; in ihrem Schatten saßen die Stammväter des hochentwickelten, doch bei schlechter Konjunktur heute dort nur mühsam sich fristenden Gewerbefleißes.

Städtegründer waren die Slawen eigentlich nie gewesen, was einen Rückschluß auf ihre innere Ordnung gestattet. Trotz der autokratischen Gewalt ihrer Dorfältesten und auch einzelner Fürsten, wurden diese eben nirgend außer in wenigen Küstenplätzen, und auch hier wahrscheinlich nur unter Anleitung deutscher Kaufleute, fähig, etwas einzurichten, was man Marktfrieden hätte nennen können. Damit hatte die wichtigste Vorbedingung bürgerlichen Gedeihens gemangelt; selbst die von gewissen Tschechenfürsten ins Land gelockten Handwerker saßen bald als Hörige in gesonderten Dörfern unter der Obhut des Staates, dessen Agenten die Waren vertrieben. Das ward anders dort, wo die Deutschen geboten. Seit die Kaufkraft des flott besiedelten rechten Elbufers so erheblich gestiegen war, wuchs Magdeburg zu einem reichen Stapel- und Handelsplatz heran, ja sein 1188 niedergeschriebenes Stadtrecht sollte für Hunderte von östlichen Kolonistenstädten vorbildlich werden.

Und sowohl der Sachsenspiegel, der, wenn auch erst etwas später fixiert, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts schon in Ostelbien die Stelle des Landrechtes, des heutigen bürgerlichen Reichsgesetzbuches vertrat, wie das magdeburgische Stadtrecht galten als Waffen gegen die Slawen. Diese blieben gesetzlos, bestenfalls geduldet, aber juristisch vogelfrei und rechtsunfähig, bis sie sich in irgend einer Form der deutschen Kultur angeschlossen hatten. Der sicherste Weg führte über das Christentum; dann nahm die Kirche sich ihrer an, um den Übergang zu erleichtern, freilich nicht ohne ihre Bedingungen zu stellen; und die werden stets auf Angewöhnung der deutschen Sprache, Abschwören und Verruf heidnisch-slawischer Verbindungen hinausgelaufen sein. Besonders nach dem Aufstand im Jahr 1157 und seiner Niederwerfung scheint man in den Marken jedes Eigentumsrecht der Slawen an ihrem früheren Boden als verwirkt angesehen zu haben, und nur durch seine Angliederung an das deutsche Element winkte dem Wenden als solchem die Möglichkeit, Landeigentum wieder zu erlangen; seine sonstige (slawische) Existenz war eigentumlos, in zinspflichtiger Hörigkeit. Strenger noch ging man in Mecklenburg vor, wo seit 1170 erlaubt, wenn nicht geboten war, jedem in der Wildnis aufgegriffenen Obotriten, der sich über sein Verhältnis zur Landesherrschaft nicht genügend ausweisen konnte, an den nächsten Baum zu hängen. Im ganzen vollzog sich die Verschmelzung rasch, da vielfach das Deutschtum nur zurückerhalten haben dürfte, was es einst an Säften dem Slawentum zugeführt hatte. Slawische Gehässigkeit als Frucht nationaler Propaganda datiert erst von der Gründung einer Universität in Prag. — —

Erneutes Reichselend. Die ostelbische Kolonisation muß eine Morgengabe genannt werden, die der niederdeutsche Stamm dem Kaisertum darbrachte. Wie stellte sich dieses zu dem Geschenk? Der Gang der deutschen Politik war so durch und durch unvernünftig, daß eben, als Heinrich der Löwe sich für seine kolonisatorische Idee recht auslegte, er von Barbarossa gezüchtigt und gedemütigt, des Landes verwiesen, sein Kolonialstaat zerschlagen werden mußte. Der alte Welfe ist erst 1195 gestorben. Dem plötzlichen Tod Heinrichs VI aber im Jahr 1197 folgte zunächst ein fast sechsmonatliches Interregnum, da sein jetzt dreijähriges (am 26. Sept. 1194 geborenes) Söhnchen Friedrich zwar auf dem Reichstag zu Würzburg zum König gewählt, aber nicht gekrönt worden war und verschiedene Kandidaturen kein Resultat ergaben, bis endlich die staufische Partei sich im März 1198 auf den jüngsten Sohn Barbarossas, Philipp von Schwaben, einigte, worauf die welfisch-niederrheinische Gegenpartei sich's nicht versagen konnte, im

Juni desselben Jahres einen Sohn Heinrichs des Löwen als Otto IV auszurufen. Die politischen Faktoren, die damals für deutsches Regiment in Frage kamen, hießen Pfaffenfürsten, Laienfürsten, Städte, Ministerialen.

Man könnte darüber streiten, wer von den beiden ersten einer kraftvoll aufgefaßten Reichspolitik abgewandter gewesen sei. Viele deutsche Bischöfe und Äbte waren für jeden Landesverrat zu haben, wenn etwas Geld dabei abfiel; den Territorialherren blieben zwei Könige, die sich gegenseitig lähmten, erwünschter als einer, der hätte durchgreifen können. Die größte Sorge der Pfaffen- wie der Laienfürsten war um das Jahr 1200: die Städte, die in ihrem Gebiet lagen, gefügig zu machen, ihren Verkehr und ihre Kapitalkraft fiskalisch auszunutzen. Die Städte, trotz dieser landesherrlichen Einschnürung immer noch wachsend, standen dem Reichsgedanken voll besten Willens weitaus am nächsten. An den Ministerialen endlich erwies sich noch einmal die fatalistisch zu nennende Verblendung sämtlicher bisheriger Kaiser für das Lehnswesen. Statt gewarnt durch tausendfältigen Verrat, jeden Ministerialen streng geldwirtschaftlich zu stellen und ihn unter keinen Umständen mit Land zu belehnen, wurden auch die unter Barbarossa, unter Heinrich VI emporgekommenen Dienstmannen schließlich wieder zu Vasallen gemacht, und sobald sie einen Erben hatten, begann wie immer ihre Untauglichkeit, ihr Abfall. Nur beim Zusammenhalten der sizilianischen Macht für den heranwachsenden Friedrich haben sie sich bewährt; in Deutschland sind sie nach kurzer Blüte zur Unbedeutung herabgesunken und meist im niedern Adel, aus dem sie herkamen, wiederum aufgegangen. Das Landvolk aber war in Süddeutschland um jene Zeit politisch entmündigt.

Es ist fast unnütz, dem Schaukelspiel der beiden Könige zwischen jenen vier politischen Mächten ins Einzelne zu folgen. Es war, trotz aller gelegentlichen Bravour doch nur ein bloßes „Weiterwursteln", der Gesinnung so sehr entbehrend, daß der Welf Otto IV, nachdem Philipp 1208 ermordet worden war, einmal völlig umschwenkend fortan staufische Politik trieb. Bald wurden Pfaffen-, bald Laienfürsten durch Preisgebung von Stücken der kaiserlichen Prärogative gewonnen. Es hätte merkwürdig zugehen müssen, wenn dabei mehr als Augenblickserfolge zu verzeichnen gewesen wären.

Sehr charakteristisch ist es, daß Philipp sich nicht Philipp I, sondern, unter Anrechnung des römischen Imperators Philippus Arabs, Philipp II nennen ließ. Außerstande, die gebundenen Kräfte des Deutschtumes zu entwickeln, hatte auch er gleichwohl nicht auf Universal-

politik verzichtet. Daß sein Neffe Friedrich II, halbitalischer Abkunft und in Sizilien als rechter Italiener erzogen, Deutschland nicht lieben lernte, ist freilich kein Wunder.

Charakteristik Friedrichs II. Unter gegnerischen Aspirationen 1215 ans Regiment gekommen, teilte Friedrich sich die Dinge so ein, daß er die Kaiserwürde und Sizilien als unmittelbare Herrschaft behalten, Deutschland durch seinen unmündigen Sohn Heinrich als deutschen König verwesen lassen wollte. Er gedachte sich auf die finanziellen Mittel Siziliens und Italiens, auf die kriegerische Kraft unsrer Heimat zu stützen; doch ist er in den ganzen dreißig Jahren seit der Krönung durch Honorius III zu Rom im November 1220, von einem flüchtigen peripherischen Besuch in Wien abgesehen, nur zweimal noch (1235 und 1242) im Herzen Deutschlands zu kurzem Aufenthalt erschienen. Ein warmes Verantwortlichkeitsgefühl für das große, voll Vertrauen zu ihm aufblickende Volk hat dieser glänzende Mann niemals gekannt. Mit harter liebloser Hand, gleich einem Fremden, hat er nach Deutschland hinübergegriffen und lebendige Kräfte nach Bedarf gleich unorganischen Sachen hin und her gestoßen. Die Art, wie er, um in den Sattel zu kommen, deutsche Regalien verschleuderte, überbot jedes böse Beispiel, um ein desto schlimmeres für die Zukunft zu setzen; wenn Deutschland Zuständen entgegentrieb, die wir heut als „polnisch" bezeichnen, Friedrich II hat sie schaffen helfen. Über den erbitterten Kämpfen, die er mit dem Papsttum führte, die ihm die falsche Gloriole eines Freiheitshelden verschafft haben, vergessen wir noch heute zu leicht, daß er persönlich der schwärzeste Hierarch war.

Förderung der Inquisition. Ja, was schlimmer: obschon dogmatisch so durchaus indifferent, daß er unbefangen mit islamitischen Philosophen über die Unsterblichkeit der Seele brieflich disputierte, hat Friedrich II 1213, gleich nach seinem ersten Auftreten in Deutschland, Rom die Freiheit, Ketzer zu verfolgen, bewilligt und 1232 durch drakonische, gegen die Lombarden gerichtete Ketzergesetze bestärkt. Durch ihn ist die Kirche recht eigentlich in den Geschmack des Blutvergießens gekommen, und man muß, da die Wirkung der höchsten weltlichen Gewalt zu solchem Vorgehen unerläßlich blieb, gerade diesem Staufenkaiser die Mitschuld und Vaterschaft an der Inquisition zusprechen, von deren Segnungen uns Konrad von Marburg dann in den Jahren 1231—33 durch lodernde Scheiterhaufen einen Vorschmack verschaffte. —

Ein Kinderkreuzzug. Wie kam es eigentlich, daß Rom, ungewarnt durch den Mißerfolg des zweiten Kreuzzuges und die morali-

schen Einbußen, die es nach stattgehabter Aufklärung des gebildeten Laientums erlitten hatte, immer wieder das Kreuz predigen ließ? Man hat gemeint, daß materielle Gründe ausschlaggebend gewesen seien, weil, sobald jene bekannte Erregung der Gemüter in irgend einem Landstrich einmal platzgegriffen hatte, viele Leute Hof und Haus, die sie für immer verließen, der Kirche schenkten, oder die Kirche doch als Vermittlerin des Verkaufes, auf dem Gottes ganz besondrer Segen ruhen sollte, glänzende Geschäfte machte. Wichtiger jedoch dürfte für Rom die Aufrechthaltung des Wahnes an sich gewesen sein; dort nur, wo ganze Bevölkerungen sich in Gewissensangst oder Ekstase wanden, dort herrschte die Kirche noch.

Dieser Politik verdankte ein Ereignis, das wir jetzt nachholen müssen, seine Entstehung: der sogenannte „Kinderkreuzzug" vom Jahr 1212. Er würde durch ein Machtwort Roms zu verhindern gewesen sein; die Abmahnungen einzelner wohlwollender Prälaten und Laienfürsten verhallten leider ungehört, da die Kinder, die sich an Kreuzpredigten aufgeregt hatten, prompt solche Schlagwörter wie „Deus lo volt" oder „Lasset die Kindlein zu mir kommen" entgegenzusetzen wußten. Zuerst sammelte sich eine französische Kinderschar unter der Führung eines Knaben Stefan aus der Umgegend von Vendôme. Sie kamen bis Marseille, wurden auf zwei Lastschiffe gesetzt, — und niemand sah sie wieder. Man braucht keine Schauermär zu erzählen, um sich die beiden einzigen vorhandenen Möglichkeiten auszurechnen: daß entweder die beiden Schiffe mit Mann und Maus untergegangen, oder die unglücklichen Kleinen an einem der Sklavenmärkte der afrikanischen Küste verkauft worden seien. Mittlerweile war die Begeisterung nach Niederlothringen übergesprungen und ein Knabe Nikolaus aus Köln maßte sich an, trockenen Fußes durch die Wogen zu wandeln, auch seinen Gefährten unterwegs Nahrung zu schaffen. Man erkennt unschwer ein paar biblische Brocken vom Durchzug der Kinder Israel durchs rote Meer und vom Manna in der Wüste. Diese Kinderscharen, einige tausend Köpfe, denen sich übrigens auch Männer und Weiber angeschlossen haben sollen, gelangten bis Genua, wo das angekündigte Experiment fehlschlug, die praktischen Genuesen überdies, die bei den Kreuzfahrten gute Geschäfte zu machen gewohnt waren, die geldlosen Landstreicher auswiesen. Viele kehrten um, andere zogen wirklich noch durch Italien bis Brindisi, wo der verständige Bischof sich auf nichts weiter einließ und den Rest heimschickte. Die überhaupt den Rhein wiedersahen, kamen in der jämmerlichsten Verfassung, die Mädchen geschändet und beschmutzt, zu Hause an. Da war es klar, daß „der Teufel" Blendwerk gemacht hatte.

Ketzerkriege gegen Albigenser und Waldenser. Dieser Teufel- und Hexenwahn war noch für mehr als vier Jahrhunderte das notwendige Korrelat alles dessen, was wir mitsamt dem Ketzerriechen, Ketzerrichten, Ketzerschlachten und -braten als Inquisition bezeichnen, die Inquisition selbst freilich ein Eingeständnis, daß Rom die Macht, die es sich zusprach, tatsächlich gar nicht besaß, vielmehr gleich allen schwachen Regierungen sich nur durch drakonische Blutgesetze behaupten konnte. Sobald jemand vom päpstlichen Dogma, dem ja göttlicher Ursprung beigelegt wurde, auch nur in irgend einem Einzelpunkt abwich, war der Teufel angeblich stärker als der Allmächtige gewesen und die weltliche Obrigkeit mußte mit allen Ausrottungsmitteln einschreiten, um Gott nachzuhelfen.

So tobte, während der Kinderkreuzzug sich noch vorbereitete, im Süden Frankreichs bereits der furchtbare Albigenserkrieg. Der Name stammt aus dem Albigeois mit dem Städtchen Albi, in Südfrankreich am Tarn, einem rechten Nebenfluß der Garonne, belegen. Schon 1209 war das „ketzerische" Béziers, das wir etwas landeinwärts von der Mittelmeerküste, unweit Narbonne zu suchen haben, zerstört, waren an 20 000 Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, hingemordet worden. „Schlagt sie alle tot, der Herr erkennet die Seinen!" soll der fanatische Zisterzienserabt Arnold gerufen haben. Die Grafen von Toulouse bildeten (bis 1229) die Seele des Widerstandes gegen die Orthodoxie; man wird an die einst arianischen Westgoten erinnert, die dort im alten Septimanien und um Tolosa herum am festesten gesessen hatten. Den Stein des Anstoßes bildete der überall bei ähnlichen Bewegungen hervortretende Wunsch, sich über gewisse Glaubensartikel ein selbständiges Urteil zu bilden, das Evangelium „rein" predigen zu hören und sich womöglich einen Text zu beschaffen, woher eben der Name der „Katharer", der Reinen, — aus dessen lombardischer Form „gazzari" das Wort Ketzer entstanden ist. Die albigensische Bewegung floß allmählich mit der waldensischen zusammen, die noch unter Barbarossa durch einen lyoner Bürger ins Leben gerufen worden war, Peter Valdez oder Waldus, der sich ebenfalls gewisse Stücke des Bibeltextes verschafft und studiert, das vorhandene christliche Leben jedoch nicht in Übereinstimmung mit ihnen befunden hatte. Demut und Sittenreinheit waren leider in Rom keine Empfehlungen, sobald freies Bibellesen gefordert ward. Auf dem berühmten Laterankonzil, das 1215 Innozenz III hielt, wurden die Waldenser gebannt wie vorher schon die Albigenser; seitdem hat sich an jenen harmlosen Schwärmern, die in Oberitalien, Südfrankreich,

ja selbst in Böhmen ausdauerten, Jahrhunderte hindurch eine wüste Soldateska nach der andern sattrasen dürfen, ohne den Geist ertöten zu können, in dem wir den Vorläufer von John Wyclif, Johann Hus und Martin Luther in allem Wesentlichen erblicken. Freilich kennen wir sie nur als unterliegende Partei, man will aber Zeichen dafür an ihnen bemerkt haben, daß sie, zur Herrschaft gelangt, genau dieselbe Intoleranz bewiesen, für ihre Priester dieselbe Unfehlbarkeit beansprucht haben würden wie ihre Verfolger, ganz abgesehen davon, daß ihre Verwerfung des Wohlstandes wie des geschlechtlichen Verkehrs (auch in der Ehe) mit kulturellen Fortschritten unvereinbar, ja direkt staatswidrig war. —

Vernachlässigung der Kolonialpolitik. Muß man sich über seine Stellung zur Inquisition verwundern, so tat Friedrich II nicht minderen Schaden uns Deutschen auf dem Gebiet der ostelbischen Besiedelung. Hier hatte schon Otto IV, als Philipps Gegenkönig, nationale Aktiva verwirtschaftet, indem er, um seine welfische Position zu stärken, ein enges Bündnis mit den Dänen einging, den gefährlichsten Konkurrenten, die die Deutschen damals überhaupt besaßen. Aus Holstein war der Adel, mit seinem Fürsten uneins, nach Dänemark entwichen, dann mit den Feinden 1200 wiedergekommen, und das herrliche, von Karl dem Großen einst an die Slawen verschenkte, seit 1139 frisch besiedelte Land jetzt wieder an die Dänen verloren gegangen, die fast die ganze wendische Küste dem Reich abnahmen. Mecklenburg und Pommern wurden dänische Lehen. Das widerliche Hineinziehen auswärtiger Mächte als Protektoren deutsch-heimischer Parteiung erhielt durch jene Felonie eines deutschen Königs, der den Reichsgedanken hätte hüten sollen, doch seiner Hauspolitik zuliebe der Niederlage des holsteinischen Grafen Adolfs III ruhig zusah, eine böse Präzedenz, die sechseinhalb Jahrhunderte zur Qual des vortrefflichen Stammes in unsrer nördlichsten Mark nachgewirkt hat. Friedrich II aber bestätigte, noch bevor er 1215 in Aachen definitiv zum deutschen König gekrönt wurde, dem Dänen Waldemar sämtliche Eroberungen innerhalb des deutschen Kolonialgebietes für ewige Zeiten. Ihm war es damals nur um Sizilien zu tun, möglichst schnell nach dem Süden hinwegzukommen; die Lebensfrage der deutschen Nationalität, die sich auf dem rechten Elbufer entschied, blieb ihm eine Bagatellsache.

Gelungene Selbsthilfe, der Sieg bei Bornhövde. In der Verzweiflung halfen die vom Reich im Stich gelassenen Holsten und Mecklenburger sich selbst. Mit einem kühnen Handstreich fing Graf Heinrich von Schwerin 1223 den mächtigen Dänenkönig Waldemar

nebst seinem Sohn in der Nähe der Insel Fünen und verbrachte ihn auf eine Festung. Wäre Kaiser Friedrich zur Stelle gewesen, so würde sich viel Gutes aus diesem Zwischenfall haben erwirken lassen. Doch der erzbischöfliche Unterhändler, den er betraut hatte, verriet ihn und das Reich in ultramontanem Interesse, erst bei den Verhandlungen selbst, dann, als Hermann von Salza, der Deutschordensmeister, sie befriedigend zu Ende gebracht hatte, auch noch bei der Ausführung des Vertrages. Zum Glück sprachen die Waffen für die deutsche Sache. Zweimal wurden die Dänen, erst bei Mölln ohne Waldemar, darauf, nachdem der Vertragsbrüchige durch den Papst seines Eides entbunden worden war, unter Waldemar selbst in der berühmten Schlacht von Bornhövde am 22. Juli 1227 geschlagen. Fürsten und Städte waren endlich einmal einig gewesen; sogar die tapfern, querköpfigen Bauern der Ditmarsen (deutschen Marschen) in Westholstein, die eingeengt zwischen Bischöfen, Grafen und andern Landesherren sich zuletzt den Dänen angeschlossen hatten, traten hier zur guten Sache über, entschieden den Sieg, und es kam wieder einmal zutage, was die Deutschen leisten konnten, wenn die Not ihnen so viel politischen Verstand gab, ihre Kräfte nicht zu zersplittern. —

Kreuzzug Friedrichs II. Ein Jahr darauf (1228) trat der Kaiser endlich seinen längst gelobten Kreuzzug an, doch als ein vom Bannstrahl Getroffener, weil er einer Seuche wegen von der hohen See noch einmal hatte umkehren müssen. Er führte dann sein kleines, wohlgerüstetes Kreuzheer nach Palästina, erlangte 1229, immer noch als Gebannter, das verloren gegangene Jerusalem samt Jaffa, Sidon und Ackon vom Sultan El Kamil (gegen Duldung des sarazenischen Ritus) zurück und betrat (18. März) die Grabeskirche, wo er sich selbst die Königskrone von Jerusalem aufs Haupt setzte, um dann am (bekanntlich leeren) Grabe des Erlösers zu beten. Als Tags darauf der Erzbischof von Cäsarea im Auftrage des Patriarchen in der Stadt erschien, um das Interdikt über sie wegen der Entweihung zu verhängen, brach freilich im Kreuzheer eine unbeschreibliche Wut los, und die fanatischen Bettelmönche, die in Ackon gegen Friedrich belferten, wurden von den Troßknechten durch argumenta ad hominem in der Dämmerung zum Schweigen gebracht.

Heimgekehrt und kräftig gegen den Kirchenstaat vorgedrungen, ward der Kaiser durch Gregor IX zwar vom Bann gelöst, es kam unter Vermittelung Hermanns von Salza 1230 der Friede von San Germano zustande; dann aber wurde, wie seinem Großvater Barbarossa, der Kampf mit den lombardischen Städten auch Friedrich II zum

Verhängnis. Dabei war ihm die Ansammlung von Waldensern nur ein Grund mehr, die Lombarden zu züchtigen und zu verfolgen, woher eben 1232 seine scharfen Ketzergesetze von Ravenna.

Preisgebung der Grundholden und Städte. Von gleicher Gewissenlosigkeit blieb Friedrich II aber eigentlich in seiner ganzen Staatskunst. Wie er durch ein Privilegium vom April 1220 den deutschen Pfaffenfürsten die fast völlige Autonomie innerhalb ihrer Territorien, finanziell und militärisch, garantiert, wie er den Grundholden jenen Schutz, den ihnen die Salier Konrad II und Heinrich IV gewährt, entzogen und sie den Feudalherren zu stärkerer Bindung preisgegeben hatte, so hob er auf demselben Reichstag zu Ravenna 1232, nur um einen Schachzug zu tun, alle städtischen Freiheiten in Deutschland auf, erklärte jede Selbstverwaltung für ungesetzlich und machte die Wolfsmäuler der Territorialherren erst recht nach Bürgergut wässern. Ließ das Verderbliche sich auch nicht gleich durchführen, so hat es doch der innern deutschen Reichspolitik auf Jahrhunderte hinaus die üble Richtung gewiesen. Mag dann, was er 1235 auf dem Reichstage zu Mainz verkündete, das Landfriedensgesetz, die erste große, auch in deutscher Sprache veröffentlichte Reichsurkunde, dem Gedeihen der Städte wenigstens in der Idee unentbehrlich geworden sein, dennoch sind ihm am letzten Ende sichtbarlich seine Herrscherwünsche deshalb nicht in Erfüllung gegangen, weil er das ihm entgegenblühende Stadtwesen, ganz wie sein Großvater Barbarossa, nie recht verstand und würdigte.

Ausrottung der Stedinger. Höchst eigentümlich und bezeichnend für den damaligen Geisteszustand mutet es an, daß bei der mainzer Tagung, von der sich Friedrichs II erneute Beliebtheit in Deutschland herschrieb, kein Protest gegen ein für unser Gefühl schmähliches Ereignis laut wurde, das, ein Jahr vorher geschehen, durchaus als eine Folge der kaiserlichen Kirchenpolitik anzusehen ist. Ohne Lehnsherrschaft, ohne Ritterburgen, ohne Zehnten und nur unter besondern Umständen einen unbeweibten Priester in ihre Gemeinschaft zulassend, in loser demokratischer Einigung, doch bisher unbezwingbar, lebten nämlich immer noch abseits vom Reich die Westfriesen an den Gestaden der Nordsee, dem Bistum Utrecht benachbart, ein aufrechtes, gesundes Volk. Da die meisten dortigen Bauerngeschlechter sich ihrer direkten Abkunft vom deutschen Uradel, den Gemeinfreien aus den Tagen frühester Siedelung, wohl bewußt waren, imponierten ihnen die deutschen Grafen und Herren sehr wenig, deren Vorfahren, zumeist als Ministerialen erst vor wenigen Jahrhunderten emporgekommen, min-

destens einmal bereits in Unfreiheit versunken gewesen sein mußten. Doch wie diese Westfriesen selbst dem Feudalismus und der Kirche ein Dorn im Auge, so war die kernige ostfriesische Bevölkerung des Landes Stedingen (dicht unterhalb Bremens hauptsächlich auf dem linken Weserufer), durch Seehandel, Fleiß und Intelligenz wohlhabender als andre, wegen ihrer frühen Aufklärung dem bremer Erzbischof, wegen ihrer mannhaften Haltung dem Adel schon lange verhaßt. Die Grenzburgen, in die sich die Frechlinge lachend zurückzogen, wenn sie stedinger Weiber und Töchter auf dem Kirchgang überfallen und geschändet hatten, und von denen herab die Vögte der Grafen auf die freien Bauern zu drücken suchten, hatten die Aufgestandenen bereits im Jahr 1187 gebrochen. Als die Kirche dem Adel dann mit ihrem Bann aushalf, jagten die Stedinger des Erzbischofs Abgesandte heim und verweigerten fortan gleichfalls alle Zehnten. In dieser großen Not schickte der Papst ein besonders wirksames Schwert, angeblich dasselbe, mit welchem Petrus dem Knecht Malchus ein Ohr abgehauen hatte, — doch es funktionierte zu der Stedinger Gunsten.

Da ward ein bremischer Priester, der, empfindlich wegen des nach seiner Meinung zu geringen Beichtschillings einer stedinger Edelfrau, dieser die Münze statt der Hostie in den Mund gesteckt hatte, vom Ehemann, dessen Beschwerde mit Schimpf in Bremen abgewiesen worden war, erschlagen. Der Erzbischof sandte darauf sein Heer, das die tapfern Bauern in die Flucht jagten. Jetzt ward ihr Land nochmals gebannt, alle Priester verließen es; doch die wackern Friesen dachten so wenig bigott, daß sie den Abzug jener lüsternen und habgierigen Müßiggänger womöglich noch beschleunigten. Die Pfaffen rächten sich durch giftige Verleumdung, malten die braven Landleute als greuliche Ketzer, die einen großen Frosch als Götzen anbeteten, die Frauen als Hexen, sich selbst als Märtyrer. Jetzt folgte dem Kirchenbann die Reichsacht, ganz Deutschland brannte vor Begier, die Denunzierten zu bestrafen; der Adel durfte hoffen, endlich sein Heu hereinzubekommen. Von fern und nah strömten Krieger herbei; zunächst wurden die an Zahl geringen Osterstader auf dem rechten Weserufer überfallen und vernichtet, alle Gefangenen mit Weib und Kind lebendig verbrannt; aber die Deiche der Westseite vermochte der Erzbischof nicht zu durchstechen und wurde mit großem Verlust abgewiesen. Mai 1234 brach dann ein gewaltiges Kreuzheer (es waren die Zeiten auch der preußischen Heidenfahrten) nach Stedingen auf. Am 25. Juni, einem Sonntag, kam es bei Altenesch unweit von Bremen zur Schlacht zwischen angeblich 40000 Herren, Rittern und Knechten einerseits, 11000 Frei-

bauern andrerseits. Schon hatten sie den Herzog von Brabant und den Grafen von Holland geworfen, aber ihr Ungestüm führte sie zu weit; der Graf von Cleve fiel den Verfolgenden in den Rücken, das Blatt wandte sich. Von Gefangenen schweigen die Berichte; was nicht westwärts durch Oldenburg zu den freien Friesen entkam, ward niedergemetzelt; Weiber, Greise, Kinder sah man um ihre brennenden Hütten noch verzweifelt kämpfen. Nur Viehherden bevölkerten vorerst den Boden, in den sich die Sieger, geistlich und weltlich, als Lehnsherren teilten. Ihnen aber, deren in Strömen vergossenes Blut die heimische Scholle färbte, bleibt der unvergängliche Ruhm, daß sie verstanden hatten, früher zu fallen, als ihre Freiheit. —

Der Deutschorden. In denselben Jahren, da die Stedinger drangsaliert wurden und verröchelten, geschahen, vom Kaiser wenig beachtet, weder gefördert noch gehemmt, an der Weichsel aussichtsvollere Dinge. Der Mann des Schicksals für die deutsche Besiedelung von Altpreußen wurde der schon genannte Hermann von Salza. Er war einer der frühesten und sicher der bedeutendste Hochmeister des einst vor Ackon gegründeten Ordens der Deutschmeister von St. Marien. Als dort bei schrecklichen Lagerkrankheiten der Tod so reiche Ernte hielt, daß das ganze weite Feld nach den Bergen hin ein einziger Friedhof zu sein schien und der Spruchdichter Freidank, ein Augenzeuge, spotten konnte, daß um einen verendeten Esel anderwärts mehr geklagt worden wäre als vor Ackon um hunderttausend Krieger, da zogen bremer und lübecker Kreuzfahrer eines ihrer Lastschiffe ans Land und richteten auf ihm ein Spital ein. Es war eine der letzten Taten des zu Anfang 1191 ebenfalls dahingerafften Schwabenherzogs Friedrich (Barbarossas zweiten Sohnes), daß er dem damals gegründeten Deutschorden ein schützendes päpstliches Privilegium auswirkte. Seither hatte der Orden, obschon lange nicht so reich beschenkt wie Templer oder Johanniter (die späteren Maltheser), doch desto besser geführt, weit mehr als jene seine Aufgaben der Krankenpflege und kolonisatorischen Mission ernst genommen. In ihren weißen Mänteln mit schwarzem Kreuz waren die Deutschritter (seit 1211) im äußersten Siebenbürgen zum Schutz der dortigen deutschen Kolonisten gegen die Räubereien der heidnischen Kumanen tätig gewesen und hatten bereits nach dem heutigen Rumänien hinübergegriffen, als der Ungarnkönig Andreas II, neidisch oder mißtrauisch wegen ihrer Erfolge, sie 1225 vertrieb.

Kreuzruf zur Weichsel. Da erreichte sie der Kreuzruf des Bischofs Christian, des Missionars unter den heidnischen Prussen (Pruzzi, Prutheni), zwischen Weichsel und Memel im heutigen Alt-

preußen seßhaft. Ihr südlicher Nachbar, Herzog Konrad von Masovien (Masuren), ein Vasall der polnischen Krone, hatte ihnen das Kulmerland zunächst dem rechten Weichselufer abgenommen. Doch obschon weder er militärisch, noch Christian missionarisch ihre Eroberung gegen einen starken Rückstoß der Prussen zu behaupten vermochten, hofften sie beide, das Kulmerland dem Polentum zu erhalten, und erwarben sich nunmehr durch ihren Kreuzruf das erste und einzige polnische Verdienst um Norddeutschland. Gerade in Polen selbst nämlich, obgleich es nach der törichten Gründung eines slawischen Erzbistumes in Gnesen durch Kaiser Otto III streng katholisch geblieben war, fand jener Hilferuf keinen Widerhall. Hermann von Salza jedoch, weitblickend und ein ausgezeichneter Unterhändler, nutzte diese Situation vortrefflich, indem er die Tätigkeit im auserseheuen Bezirk nur unter der Bedingung völliger Unabhängigkeit des Deutschordens von der Krone wie von der Kirche Polens antrat. Da er mit Kaiser Friedrich II persönlich befreundet war, erlangte er 1226 von diesem ein Privileg auf das zu erobernde Kulmerland als ein zukünftiges Fürstentum des Reiches, d. h. ohne anderweitigen Landesherrn. Noch vergingen Jahre, bis man sich mit Herzog Konrad und Bischof Christian, die den Orden für ihre Zwecke zu gebrauchen dachten und sich gründlich irren sollten, geeinigt hatte. Auch auf dem linken unteren Weichselufer machte das noch fast rein slawische Herzogtum Pomerellen ebenfalls Schwierigkeiten. Die Zahl der Deutschordensritter aber war sehr gering und weit über Palästina, Unteritalien, Deutschland verteilt; wenigstens kann man, nach dem späteren Wachstum zu schließen, das für enorm gehalten wurde, die Ritterbrüder (es gab auch andre) im Jahr 1226 höchstens auf 50—60 im ganzen veranschlagen. Erst nachher mehrte sich das Eigentum des Ordens durch Schenkungen dessen, was Friedrich II in Unteritalien den ihm feindlichen Templern und Johannitern abnahm. Hermann von Salza war zurzeit unsrer Unternehmung viel um die Person des Kaisers oder in Reichsdiensten diplomatisch tätig, wie bei den schon erwähnten Verhandlungen wegen des 1223 gefangenen Dänenkönigs Waldemar.

Gründung von Thorn. Noch 1226 sollen zwei Deutschbrüder auf dem linken Weichselufer, dem nachherigen Thorn gegenüber, eine kleine Holzburg angelegt haben, die sie Vogelsang nannten. Von ihr hatten sie den Blick aufs andre Ufer ins Kulmerland hinein. Nachdem dann alle nötigen Urkunden beschafft, alle Einsprüche geschlichtet worden waren, betraute der Hochmeister seinen Komtur Hermann Balk, den ersten preußischen Landmeister, mit der militärischen Aufgabe. 1230

zog dieser mit noch vier Brüdern bis zur Weichsel; nun waren es mit den zwei in Vogelsang vorhandenen ihrer sieben, wie die Ordenssage berichtet, der wir zu mißtrauen keine Veranlassung haben. Alle blieben 1230 noch diesseits des Stromes. Erst im Frühjahr 1231 wurde die erste Offensivhandlung begangen, setzten jene sieben mit einer Anzahl von Knappen auf Kähnen hinüber und wählten unter einem schattigen Eichbaum ihren Platz, den sie dann schnell mit Wall und Graben umzirkten; es waren die Anfänge der Stadt Thorn. Prussen ließen sich in dem leeren Lande keine blicken; man mußte sie aufsuchen.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, wie der Deutschorden mit so geringen Kräften es überhaupt nur wagen konnte, an einen so gewaltigen und schwierigen Plan wie die Eroberung Altpreußens heranzutreten, so liegt das Geheimnis seines schließlichen Erfolges in den Worten: Organisation und Disziplin. Große Erfahrung und fester politischer Wille waren vorhanden, kühne Initiative gepaart mit Praxis. Der Hochmeister besorgte die Rückendeckung, hielt den Zusammenhang mit Kaisertum und Papsttum aufrecht, der Papst aber war es, der nun unaufhörlich kreuzfahrende Ritter und Herren mobil machte; diese zogen den Kolonistenschwarm nach sich. Seit 1232 kamen Kämpfer und Siedler in Menge. Schon waren Thorn und Kulm und eine Anzahl kleinerer Ordensburgen gegründet. Als 1233 Marienwerder im eigentlichen prussischen Gebiet angelegt wurde, stürmten endlich auch die heidnischen Ureinwohner, aufmerksam auf die Gefahr, herzu. Balk schlug sie in einer mörderischen Schlacht südlich des Drausensees und errichtete 1237 die Burg von Elbing. Herzog Heinrich von Meißen stiftete zwei Kriegschiffe für das Frische Haff als Ordensmarine.

Die alten Preußen. Von allen slawischen Völkern waren die Prussen, und wohl auf Grund früher Blutmischungen, wie sie im 9. Kapitel schon angedeutet wurden, den Germanen am verwandtesten gewesen, ein aufrechtes, trotziges Volk von gastlichen Sitten, von weißer Haut und hellem Haar. Einige ihrer Personennamen wie Kawald (Katualda, Kattewald im Gotischen) und Skanthilt haben durchaus germanischen Klang. Prüft man vergleichend ihre Gewohnheiten, so erinnert besonders ihre Vorliebe für die Wurfkeule an die Wandalen, während manches andre mit den Gepiden gemeinsam erscheint, die, den Goten blutsverwandt, am Unterlauf der Weichsel ihre Urheimat gehabt hatten. Ständisch in fast germanischer Weise gegliedert, lebten sie fröhlich von Viehzucht, Ackerbau, Jagd, Fischfang und berauschten sich bei ihren Gelagen an Met aus gegorener Stutenmilch. Bei den Reicheren herrschte Vielweiberei, die Gattin ward gekauft, und ihre

Stellung im Hause war nicht viel über den Mägden. Am sympathischsten berührt es, daß sie das „Strandrecht" verwarfen, wie es die Wenden an der Ostseeküste piratenmäßig ausübten, vielmehr den Schiffbrüchigen ritterlich aufnahmen.

Den ruhelosen Neurastheniker Adalbert, der sich ohne Nutzen im Samland herumtrieb, hatten die Prussen 997 bei Fischhausen erschlagen; 1009 war sein Nachfolger Brun, ein Verwandter Kaiser Ottos III, mit achtzehn Begleitern von ihnen enthauptet worden. Sie hätten von schlechterer Art sein müssen, als sie waren, um jetzt bei der Verteidigung ihrer Heiligtümer und Wohnsitze nicht aufgerieben zu werden. Man darf sich nicht durch die paar prussischen Namen täuschen lassen, die in Urkunden und Chroniken mit Landbegabung figurieren. Der Prusse Gedun (man findet heut noch den Namen in der Pregelprovinz) wird erwähnt, weil er beim Abfall seiner Landsleute zum Orden hielt. Er war ein Verräter; aber im Kriege liebt man den Verrat — bei der Gegenpartei, und Gedun ward mitsamt seinen Söhnen vom Zehnten und jeder öffentlichen Leistung, außer dem Kriegsdienst im Panzer, befreit. Noch andre werden gelegentlich erwähnt, eben weil es Ausnahmen waren. Wo die Besseren sich deutsche Bildung aneigneten, geschah es gewiß mit dem Vorbehalt, vom Feinde zu lernen und das Gelernte zur Verteidigung der Heimat anzuwenden.

Das Ordensland als christliches Bollwerk. Die Straße, die der Orden mit seinen Unternehmungen einschlug, hielt sich zunächst auf dem rechten Weichselufer stromabwärts, sprang unter Vermeidung des pomerellischen Danzig nach Elbing hinüber und führte das Frische Haff entlang. 1239 ward Balga die Ritterburg angelegt. Da brauste die verderbenbringende Mongolenflut heran; alle russischen Großfürstentümer waren schnell geknechtet, 1240 auch die Polen in den Staub geworfen worden, eine furchtbare Gefahr in der Flanke des christlichen Abendlandes aufgetaucht. Mit jenen trotzigen Heiden, die die Angewohnheit hatten, die Führer ihrer Feinde Stalljungen zu nennen und die Gefangenen zwischen Brettern zu ersticken, auf die sie sich schmausend setzten, traten die Prussen in Verbindung, wie später die Littauer; 1242 schon erhoben sie sich. Erst infolge dieses Aufstandes und nachdem 1245 Papst Innozenz IV den Hochmeister und das Kreuzheer aufgerufen hatte, gegen die „treulosen" christlichen Landsleute, die es mit den blutsverwandten heidnischen Prussen und Littauern hielten, keine Schonung walten zu lassen, wurde die Sehnsucht, Ketzerblut zu vergießen, in den Kreuzfahrern, die mit Sündenablaß anrückten, recht entfacht, ging der Orden auf Eroberung des ganzen Landes aus, wurde

das Ordensland von der deutschen Christenheit als ein Bollwerk gegen die in Rußland hausenden Tataren empfunden und 1254 Königsberg gegründet, das seinen Namen dem, vielleicht sogar auf einer Kreuzfahrt persönlich anwesenden, jedenfalls den Orden unterstützenden König Ottokar von Böhmen verdanken soll. Die nur leicht gebogene Linie Thorn-Elbing-Königsberg wurde nun zur Basis des Vorschreitens, das sich nach dem Innern weniger durch Besiedelung des flachen Landes, als durch den Bau von Burgen und von Städten in deren Schutz vollzog.

Landesverfassung. Den herbeigerufenen Stadtbürgern ward freies Grundeigentum bei ganz geringem Anerkennungszins gewährt und in den ersten zwei Jahrhunderten der Ordensherrschaft jede verständige Förderung zuteil. Waren sie auch, was sie heut noch im innern Ostpreußen sind, vornehmlich Ackerbürger, so brachten sie doch aus dem Westen mancherlei Bedürfnisse mit, nicht bloß für solche Massengüter als Heringe, Salz, Eisen-, Leinen- und Tuchstoffe, sondern auch für Luxuswaren wie Wein, Gewürz, Farben und manches andre den Gewerben notwendige Material. Sie führten aus, was heut noch vorzüglich dort gewonnen wird: Holz, Getreide und sonstige Produkte der Landwirtschaft, dazu Bernstein. Bald wuchs der Wohlstand bei rührigem Fleiß, und unter den „Osterlingen" der Hansa spielten die preußischen Städte ihre gewichtige Rolle. In jede Burg aber kam ein Komtur als Kommandant, mit einem beratenden Konvent von Ordensbrüdern zur Seite. Am Jahresschluß wurde vor dem Hochmeister, der freilich bis zum Fall von Ackon (1291) meist noch am Gestade des Mittelmeers residierte, über „Gulde und Schulde" Rechnung abgelegt. Die Gründe, weshalb dieses Beamtentum gut und sicher funktionierte, liegen auf der Hand: erstens wurden die Komture und Ritter nicht mit Land als provisorischem Besitz belehnt, sondern standen nur als Verwalter über dem Ordenseigentum; zweitens hatten sie, zur Ehelosigkeit verpflichtet, keinen Nachwuchs, um dessentwillen sie Belehnung mit Land hätten anstreben können; drittens war ihr Verhältnis zu Rom und Reich durch Hermann von Salza ein für allemal geregelt worden und den vier Landesbischöfen durch päpstliches Dekret verboten, jemals ein Ordensmitglied in den Bann zu tun. Die Verpflichtung zu unbedingtem Gehorsam schloß jede Gegenkandidatur *nach* erfolgter Wahl des Hochmeisters aus. So genoß der Orden die Vorteile monarchischer Spitze, ohne jemals um Nachfolger im Regiment verlegen zu sein oder fremde Prätendenten fürchten zu müssen. Dies waren starke Ursachen des Gedeihens, doch werden wir sehen, wie die Familien-

losigkeit der Ordensritter auf die Dauer auch verderbliche Keime entwickelte. —

Rom ohne Papst. Hatte die Vorsehung die ersten Greueltaten der Inquisition geduldet, so hat sie doch, sieben Jahre nach dem stedinger Mord, ein anderes Ereignis zugelassen, das dem Gedächtnis unserer nicht herrschenden Volksklassen niemals entschwinden sollte. Eben zur Zeit als der Mongoleneinfall von Osten drohend näherkam, hatte Papst Gregor IX für Ostern 1241 ein Konzil ausgeschrieben, um Gegenmaßregeln der Christenheit vorzubereiten. Kaiser Friedrich, der, um die Sicherheit seiner deutschen Lande sehr unbekümmert, das Papsttum nicht an der Spitze einer großen abendländischen Bewegung sehen wollte, ließ im tyrrhenischen Meer durch die Flotte seines Sohnes Enzio mehr als hundert geistliche Würdenträger abfangen, bevor sie das Konzil erreichten, und nach Neapel schaffen. Dann eroberte er im Lauf desselben Jahres die ganze Campagna und machte solche Fortschritte, daß Gregor IX am 21. August 1241 ohnmächtig starb. Nachdem auch sein Nachfolger Cölestin IV schnell dahingegangen, blieb nahezu zwei Jahre lang der päpstliche Stuhl unbesetzt, ohne daß Christus ein Wunder hätte geschehen lassen oder die Welt aus den Fugen gegangen wäre. Einem längst schon wieder Gebannten, einem vom Statthalter Christi mit dem Fluch Beladenen war jene Entwurzelung beschieden und gelungen.

Allein die Bettelmönche hatten ihre Prügel von Ackon nicht vergessen, und bei der neuen Wendung der Dinge (1241) waren es wiederum hauptsächlich Dominikaner, die mit heißem Eifer die öffentliche Meinung des Abendlandes gegen den Kaiser umzustimmen und aufzuregen suchten. Der Sieg des Imperiums über das Papsttum erschien zu groß; der mainzer Erzbischof, der für einen Sohn Friedrichs, den jungen deutschen König Konrad, als Gubernator das Reich verwaltete, und der Erzbischof von Köln einigten sich, ihm seine Früchte zu rauben. Diplomatisch erschien Friedrichs Politik zwar wie gewöhnlich für den Augenblick siegreich. Mit vollendeter Ideen- und Charakterlosigkeit spielte er das 1232 von ihm entrechtete deutsche Stadtbürgertum nunmehr (auf einem Reichstag in Frankfurt 1242) gegen die Pfaffenfürsten aus und begabte, um Zwietracht zwischen ihnen und den Bischöfen zu säen, eine ganze Reihe bischöflicher, auch königlicher Städte mit wichtigen Privilegien. Doch sein Höhepunkt war überschritten; aus Deutschland hat er keine Kontingente mehr für seinen italischen Krieg heranziehen können.

Friedrichs II Absetzung. Obschon das Kardinalkollegium in Rom es keineswegs eilig hatte, den Kaiser zu erbittern, drang der

französische König Ludwig IX, vielleicht weil er einen gewohnten Faktor im Spiel der politischen Kräfte zusehr vermißte, auf die Wahl eines neuen Papstes. Als Innozenz IV ward ein alter Freund Friedrichs 1243 gewählt, — und dessen skeptische Auffassung behielt recht: „ein Papst kann nicht Ghibelline sein!" Nach kurzem Frieden und langen Verhandlungen folgte auch dieser Innozenz dem unvermeidlichen Zuge römischer Tradition, floh 1245 über Genua nach Frankreich, um die Hände frei zu haben, und lud seinen früheren Freund wegen der Kapitalverbrechen, die bei solchen Gelegenheiten immer herhalten mußten, vor ein Konziel nach Lyon. Von diesem ist der Kaiser, ohne daß er erschienen oder auch nur befragt worden wäre, am 17. Juli 1245 abgesetzt worden. Und diesmal machte die Verschärfung des Bannes auch in Deutschland den tiefsten Eindruck.

Wilhelm von Holland ein Bürgerkönig. Seine Gegenkönige sind für unser Volk wichtig insofern, als mit Heinrich Raspe, der 1247 auf der Wartburg starb, Thüringen als politischer Begriff erlosch (der östliche Teil der alten Landgrafschaft kam an Meißen, aus dem westlichen ging die Landgrafschaft Hessen hervor); Wilhelm von Holland aber war endlich wieder ein Bürgerkönig. Da er, der Peripherie des Reiches zugehörig und nur auf ein kleines Hausgut sich stützend, zunächst keine nennenswerte Partei hinter sich hatte, trat die böse Absicht der Kurfürsten auf ein ohnmächtiges Oberhaupt deutlich hervor. Doch Wilhelm war ein ebenso milder wie staatskluger Herr, den Zeitgedanken offen, und unterschied sich von den Staufern sehr günstig dadurch, daß er das Wesen der Städte richtig auffaßte. Da Friedrich II, nach fast gänzlichem Scheitern seiner norditalischen Politik, 1250 in Apulien gestorben, sein Sohn Konrad IV seit 1251 auf dem üblichen Zug über die Alpen, der Jagd nach dem sizilischen Hausgut unterwegs und schon 1254 dem Fieber erlegen war, schien die Bahn für eine verständige, bürgerfreundliche Politik im Sinne des Reichsgedankens freizuliegen.

Erste Städtebünde. Alle Vorzeichen vonseiten der Städte selbst waren günstig. Der 1235 von Friedrich II pomphaft verkündete Reichsfriede hatte sich freilich längst verflüchtigt, da das Wichtigste: der Kaiser, der ihn durchführen und aufrecht halten sollte, dem Reich andauernd fehlte; doch waren westdeutsche Städte in der Erkenntnis, wie sehr ihr Handel garantierter und geschützter Sicherheit bedurfte, 1251 wenigstens zu einem Straßenfrieden zusammengetreten und hatten Vorbeugungsmaßregeln namentlich zugunsten unbelästigter Rheinschiffahrt verabredet. Genannt werden zuerst die westfälischen Orte Münster, Dortmund, Soest; seit 1254 (dem Gründungsjahr von Königsberg am

Pregel) nahmen Mainz und Worms die Sache in die Hand; seit 1255 traten verschiedene Pfaffen- und Laienfürsten bei, zuletzt auch norddeutsche Seestädte wie Lübeck und Hamburg, in Süddeutschland Nürnberg und Regensburg; außerdem in Würzburg Stadt und Bischof zugleich.

Ein deutscher Bundestag. Am denkwürdigen 29. Juni 1255 aber beriet, unter dem Präsidenten des königlichen Hofgerichtes (seit 1235 oberster Instanz im Reich), der erste deutsche Bundestag über Gegenstände, die wir heute unter „sozialem Ausgleich" begreifen. Die Beschwerde der Territorialfürsten war, daß viele Leute in das Weichbild einer Stadt (außerhalb der Mauer) hineinzögen, nur um sich den eigentlichen Bürgerpflichten zugleich mit ihren früheren Abgaben an den Landesherrn zu entziehen. Die Städte gingen willig darauf ein, dies sogenannte „Pfahlbürgertum" zu beschränken; die Territorialherren wollten dafür prinzipiell freien Zuzug ihrer Grundholden zur Stadt gewähren, unter der Bedingung, daß bestehenden herrschaftlichen Verpflichtungen ehrlich nachgekommen würde. Die Frage war, wer über diesen vielverheißenden Anfängen seine Hand halten und wie kräftig diese Hand sein würde. König Wilhelm hat im November 1255 auf einem zweiten Bundestag zu Oppenheim seine Bestätigung für jene Annäherung zugesagt. Aber noch ehe es ihm gelungen war, die Stellung eines Schiedsrichters über den Parteien wirksam einzunehmen, die Bundesglieder an sein Hofgericht zu gewöhnen und die Autorität der neuen Reichsbeamten, der sogenannten Reichsschultheiße, zu befestigen, ist er (28. Januar 1256) auf einer Kriegsfahrt gegen die Westfriesen (an der Zuyderseе), die er an seine Grafschaft Holland zu knüpfen wünschte, umgekommen.

Ritter und Kölmer. Früh schon waren Sprößlinge süd- und westdeutscher Adelsgeschlechter nach dem Ordenslande Preußen zur Ansiedelung herbeigezogen worden. Sie trieb der Landhunger der Feudalen, die die Macht ihrer Organisation gerade damals durch das geldwirtschaftliche Wiederaufkommen der Bauern hatten schwinden sehen und mehr neuen Boden brauchten. Dem Orden dienten sie als schwere Panzerreiter (ungerechnet ihrer Knappen und Hintersassen) bei jedem Aufruf, erhielten weite Landflächen von 100—300 vlämischen Hufen, und ihre Spuren sind heute noch an den riesengroßen ostpreußischen Rittergütern von 5—10 000 Morgen oder mehr kenntlich, die Herkunft ihrer mitgebrachten Landsleute außerdem an der ostpreußischen Sprache. Denn obschon der Dialekt des gemeinen Mannes auch zwischen Weichsel und Memel ein zwar verdorbenes, doch unverkennbares Niedersächsisch

ist wie sonst an der ganzen deutschen Ostseeküste, hat er doch nicht den spitzen Anlaut, sondern das breite, oberdeutsche „sch" in allen Worten, die mit „st" und „sp" beginnen. Der Flensburger, Lübecker, Rostocker, Stettiner, Kolberger und Stolper sagen „Swien", der Elbinger, Königsberger und Memeler „Schwien".

Dörfer mit freien Bauern, durch einen Lokator herangeführt, wie wir das schon von Holstein, Mecklenburg und der askanischen Mark her kennen, gab es auf dem rechten Weichselufer am frühesten wohl im Kulmerland und im Ermeland, wo sie sich bis auf den heutigen Tag in ziemlicher Anzahl zwischen den Rittergütern erhalten haben. Der Name „Kölmer" rührt aus der von Hermann Balk erlassenen „Kulmer Handfeste", einer Art Grundgesetz, das 1251 erneuert ward. Er bedeutet heute noch kleinere Gutsbesitzer, die Nachfahren damaliger Freibauern. Sie dienten dem Orden als schweres Fußvolk, hatten aber in allgemein menschlicher, politischer und sozialer Beziehung gegenüber den Herrenansprüchen des außerordentlich selbstbewußten und bald leider noch mit polnischen Anschauungen verdorbenen Grenzeradels einen schweren Stand. Nie ward, auch wenn sie reich waren, ihren Gattinnen der beseligende Titel „gnädige Frau" gewährt, und der Spottname „Sperlingsritter" mag für den Kölmer nur zu bald erfunden worden sein.

Schicksal der Ureinwohner. Daß nirgend sonst in Deutschland die Kluft zwischen Herren und Knechten so weit wieder aufgerissen ward wie in Ostpreußen, dazu trug allerdings auch die Politik des Ordens gegenüber den bezwungenen Ureinwohnern wesentlich bei. Mit harter Konsequenz wurden alle ursprünglichen Standesunterschiede der Prussen mißachtet; ihr Verhältnis zum deutschen Landesherrn und zur Religion gab den Ausschlag. Nur „die nicht anbeten und wirdigen die Abgötter", wie es ganz im heutigen ostpreußischen Dialekt schon 1255 heißt, — sollten aller Privilegien teilhaft werden. Ein stolzer und eigensinniger Fürst, der nicht aufhören wollte, zu Perkunos, Potrimpos und Pikollos zu beten, konnte so zum deutschen Hörigen herabsinken; ein prussischer Höriger günstigenfalls durch willigen Ordensdienst zum deutschen Ritter aufsteigen.

Freilich war dies die Politik, die am schnellsten zum Ziel führte. An Zügen wilder vergeltender Grausamkeit gegen die übermächtig eindringenden Deutschen hat es aber auch im Ordenslande keineswegs gefehlt. Nicht nur Einigkeit, sondern auch List und diplomatische Vorbereitung traten zutage, seit jener Herkus Monte, der die Schule von Magdeburg besucht hatte, nach dem Siege der Littauer über die Deutschritter bei Durban (Juli 1260) die Führung des furchtbaren Aufruhres

übernahm, der das ganze mühsame Ordenswerk bis zur Weichsel rückwärts noch einmal in Trümmer zu legen drohte und, selbst nachdem Held Herkus, durch Zuzug des Markgrafen Dietrich von Meißen mit 3000 Geharnischten, 1273 in seiner natangischen Heimat (zwischen Alle, Pregel und Frischem Haff) überwunden und gehängt worden war, nur in Strömen Blutes, nicht ohne Hilfe von Verrat, erstickt wurde. Auch im Samland, mit Adalberts Grab an der berühmten Bernsteinküste, gelang es dem deutschen Element nur schwer, Boden zu gewinnen. Doch als Landmeister Konrad von Tierberg das gesamte Gebiet schließlich unter Ausübung grausamer Repressalien durchzog, „kroch alles zu Kreuze". Zweiundfünfzig Jahre (1231—1283) waren zu diesem Resultat nötig gewesen.

Allerdings blieben, da deutsche Siedler zunächst die westlichen Lücken wieder ausfüllen mußten, die an der Memel gelegenen Landschaften Schalauen und Nadrauen noch bis in den Anfang des nächsten Jahrhunderts hinein fast völlig menschenleer; dann scheinen, nach der späterhin dort ansässigen Bevölkerung zu schließen, die Littauer von Osten her schneller als die Deutschen bei der Hand gewesen zu sein. Die stolzesten, tüchtigsten prussischen Geschlechter waren fast sämtlich dahingeschwunden, damit die zweite Wiege des brandenburg-preußischen Staates erstehen könnte. Nur im Innern, hauptsächlich in dem schwer zugänglichen Seengebiet des heut masurisch genannten Galindens, der jetzt noch ärmsten Gegend jener Provinz (zwischen Hohenstein, Sensburg und Johannisburg), hielten sich als scheue Fischer und Waldläufer, gleich den Wenden der Mark auf ihren „Kietzen", die Ureinwohner des Landes in ärmlichen Dörfern. Sie waren damals noch nicht eigentlich leibeigen; der Orden organisierte sie als eine Art von Grundholden und gab den Einzelnen ein bis zwei Hufen, die jedoch schwere Lasten zu tragen hatten. Die abgabenfreien Rittergutsbesitzer, die nur Kriegsdienste leisteten, hielten überall die obere Gerichtsbarkeit in Händen — mit Ausnahme der über Leben und Tod, die sich der Orden vorbehalten hatte; — die Kölmer stellten die Dorfschulzen und übten die niedere Gerichtsbarkeit aus, unter Kontrolle des betreffenden Komturs.

Daß die Prussen Heiden und Tatarenfreunde waren, hatte den katholischen Polen vorläufig den Arm gelähmt, zumal sie jene Niederlage von 1240 nur schwer verwanden. Erst als der Orden befestigter Landesherr geworden, zog er sich die tödliche Feindschaft des Polenreiches zu. Blickt man auf die Karte und bemerkt, wie eine gewaltsame Faust die Mündungsgebiete von Weichsel, Pregel, Memel dem Hinterlande weggerissen hat, so wird man den Neid des Polentums noch

begreiflicher finden, sobald das Ordensland ökonomisch zu hoher Blüte gelangt war. —

Fortschreitende Germanisierung der Marken. Inzwischen hatten gleich dem Deutschorden auch die Askanier im Brandenburgischen schöne Fortschritte gemacht und insonderheit zwei Brüderpaare sehr glücklich operiert, indem Otto II und Albrecht II ihre Ländereien, unter Ausschaltung der Reichsgewalt, vom Erzstift Magdeburg zu Lehen nahmen, Johann I und Otto III († 1267) dann verstanden, sich von Magdeburg zu lösen, ohne die erlangte dynastische Selbständigkeit ihres jungen Staates aufzugeben, bei dem auch längst schon das Reichserzkämmereramt ruhte, dem später der Kurhut folgen sollte. Unternehmungslustig und siegreich fügten sie die Uckermark und das stargarder Land ihren Besitzungen hinzu, dehnten sie sich spreeaufwärts, dann bis zu Lebus und Frankfurt a./O., griffen schon über die Oder hinüber in die Landschaft Sternberg (zwischen Oder und linkem Ufer der Warthe), ja auf dem rechten Wartheufer in die sogenannte Neumark hinein, vorläufig bis zur Drage. Hier hatten die von Albrecht dem Bären ins Land gerufenen Johanniter kräftig vorgearbeitet und erkannten, zwischen Pomerellen und Polen im Gedränge, die Landeshoheit des askanischen Markgrafen gerne an.

Hand in Hand mit der Kolonisation waren hier Stadtgründungen gegangen, um den Produkten des Landmannes das notwendige Absatzgebiet bei konsumkräftigen, handeltreibenden Bürgern zu schaffen. Wie die Siedelung eines Dorfes fast stets ein Lokator übernommen und Vorzugshufen mit dem Erbschulzenamt dafür erhalten hatte, so ward nun der Unternehmer, der den Rathausplatz, Straßen und Baustellen auslegte, mit der Stadtvogtei belehnt, mit Freihufen, Steuerfreiheit und Anteil an Gerichtsgebühren oder andern Gefällen des Verkehres besoldet. Die Städtchen mit ihren schmalen Giebelhäusern waren nur klein, entsprachen aber mit Markt, Mauer und Weichbild praktischem Bedürfnis so sehr, daß sie, seit 1225 in großer Zahl entstehend, auch für das Ordensland und für Schlesien vorbildlich wurden.

Schlesien. Schlesien (Silesia, der Name mag wohl von den altgermanischen Silingen herrühren) hatte, nach dem Wegzug der Wandalen, bis zum Jahre 1002, dem Todesjahr Kaiser Ottos III, keine andern Deutschen gesehen als hier und da einen Missionsprediger, einen Kaufmann oder eine Söldnertruppe, wie sie von slawischen Fürsten zur Landesverteidigung gemietet wurden. In jeder kulturellen Hinsicht neigte Schlesien damals nach Polen hinüber, und es war ein Glück, daß dieses Land für den Rest jenes Jahrhunderts durch Un-

einigkeit gelähmt war. Hierin schaffte Boleslav III vorübergehend Wandel, und erst sein Tod 1138 gab den Deutschen Gelegenheit, sich anzufädeln. Wladislav, einer seiner Erben, mußte vor heimischer Parteiung nach Deutschland fliehen und trat in nahe Beziehungen zum staufischen Hause. Als Barbarossa dann 1157 bis Posen vorgedrungen war, hatte dies zur Folge, daß nach Wladislavs Tod 1163 die Krone Polens sich veranlaßt sah, Schlesien wenigstens an seine Söhne zur Abfindung auszuliefern. Oberschlesien unter Herzog Mjesco blieb polnisch; Niederschlesien mit Breslau aber ward unter Boleslav (1163 bis 1201) sehr energisch deutschem Einfluß geöffnet. Er, und noch mehr Heinrich der Bärtige (1201—38) sind die Begründer des heutigen Schlesiens als eines deutschen Querriegels, der sich zwischen Polen und Tschechen trennend einschiebt. Die politischen Beziehungen des Landes haben ja zuweilen noch gewechselt, die kulturellen nicht mehr. Das landwirtschaftliche Vorbild der Zisterziensermönche, Städtegründungen nach magdeburgischem Recht, eine fleißige Besiedelung mit Dörfern, die gegen die Mitte des Jahrhunderts von 150 000 Kolonisten beschwärmt waren, taten das Ihre. Und als nun 1241 die Mongolen da waren, denen schon die deutschen Siebenbürgen zu widerstehen vermocht hatten, da haben auch die Schlesier ihrem Namen Ehre gemacht.

Die Mongolenschlacht. Am 9. April, während der verbündete wackere Böhmenkönig Wenzel I, Ottokars Vater, die Pässe des Riesengebirges deckte, auf der Walstatt von Liegnitz starb Herzog Heinrich II den Heldentod; die Mongolen jedoch wendeten ihre Rosse südwärts und hatten genug; Deutschland ist von ihnen unbelästigt geblieben. Dann hat leider der schlesische Klerus, ganz früh nach Byzanz, später über unsere Heimat hinweg nach Frankreich hin gravitierend, viel zur Anstachelung des polnischen Elementes, zur Störung der deutschen Kulturarbeit getan, und das herrliche Land, bei sinkender Kraft des Imperiums zwischen feindlichen Nachbarn hin und her gerissen, ging trüben Schicksalen entgegen.

Interregnum. Im Reich folgte dem Tode Wilhelms von Holland jenes bekannte Interregnum, das unser großer Romanzendichter „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" genannt hat, wogegen freilich die Einschränkung zu machen wäre, daß das „Kaiserlose" durchaus nach dem Sinn der deutschen Territorialfürsten war, während das „Schreckliche", die Friedlosigkeit, die Rechtsunsicherheit in Handel und Wandel, mit voller Härte nur auf die Schultern der produzierenden Berufstände fiel. Das Fehlen eines deutschen Reichsgrundgesetzes,

einer aufgeschriebenen und beschworenen Verfassung, rächte sich so sehr, daß nicht bloß über etwaige Kandidaten, sondern selbst über den Wahlmodus, die Berechtigung zur Kur, Uneinigkeit herrschte. Die reichstreuen Städte, die eine Doppelwahl zu verhindern wünschten, sahen sich zuletzt doch zwei Bewerbern gegenüber, und die Parteinahme, zu der sie sich wohl oder übel entschließen mußten, trieb viele Laienfürsten aus dem Bund. Alfons von Kastilien ist nur von den Pisanern gelegentlich und gleich als Kaiser, was er gar nicht war, begrüßt, Richard von Cornwallis, der die Königswürde mit dem Gelde seines Bruders, Heinrichs III von England, erkauft hatte, tatsächlich in Köln gekrönt worden, obschon nicht einmal am Niederrhein, wo es von jeher eine englische Partei gab, irgend jemand den Narren ernst nahm. So hatte die deutsche Reichsposse, das Satyrspiel, bereits begonnen, noch ehe die Kaisertragödie, mit der Enthauptung des unglücklichen jungen Staufers Konradin auf dem Karmelitermarkt zu Neapel am 29. Oktober 1268, zu Ende war. —

Bilanz der Kaiserpolitik. Blicken wir zurück auf diesen Zeitraum von dreihundertsiebenundfünfzig Jahren, seit mit dem Aussterben der Karolinger (911) Konrad von Franken Reichsschwert und -lanze an sich nahm, und suchen nach einem Kennwort für die ganze stürmische Epoche, so scheinen am besten die goethischen Verse zu passen: „Ein großer Aufwand ungenützt vertan." An wem lag die Schuld, wenn durch das Mühen von drei gewaltigen Herrengeschlechtern nur ein so klägliches Resultat zu erzielen war? Drückt sich eine organische Notwendigkeit in ihm aus? Vielleicht würden wir sehr erstaunt sein, die Antworten zu hören, die Sachsen, Salier und Staufer auf die Frage nach ihrem politischen Ideal abgelegt hätten.

Nationalstaat oder Gottesstaat? Obwohl die Deutschen in der Zeit von 911—1268 zweifellos das waren, was sie heute längst nicht mehr sind, eine an vielen gemeinsamen Merkmalen kenntliche, scharf sich von andern Völkern absondernde Rasse, so lag es dem Denken jener Tage doch völlig fern, diese innere Rassengleichheit als nationales Machtmittel auszunutzen und ein politisches System auf ihm gründen zu wollen. Daß das Vergeben und Verschleudern der sogenannten „Regalien" an Pfaffen- und Laienfürsten ein Abgraben der Reichsfinanzen, einen Ruin der administrativen Zukunft bedeutete, daß Markt und Verkehr, die der ganzen Nation gehörten, unter allgemeinen Gesichtspunkten gehegt, und zwar vom Kaiser als dem Hort und Hüter nationaler Gesamtinteressen gehegt und verwaltet werden müßten, das hätte sich von selbst verstehen sollen. Aber da doch in England und

Frankreich gleichzeitige Herrscher auf solche Gedanken kamen, warum blieben sie deutschen Königen und Kaisern so gänzlich und andauernd fremd?

Ja, warum hat keiner von ihnen energisch versucht, gute Straßen von Süd nach Nord über das deutsche Mittelgebirge zu legen, den Blick der Schwaben und Baiern von Venedig, wo sie gar nicht einmal bis ans Meer herangelassen wurden, nach den herrlichen, natürlichen Wasserstraßen der Nord- und Ostsee zu wenden? Warum blieben die Kräfte der seegewaltigen Sachsen und Friesen vom Reich unbenutzt, unser Vaterland in zwei Hälften, die wenig voneinander wußten und wissen wollten, zerspalten? Warum lernte Barbarossa nur gerade an der Niederelbe nichts von seinem Rivalen Heinrich, dem ersten deutschen Fürsten, der nach Theoderich dem Großen sich von Staats wegen Schiffe baute und eine Art von Handelspolitik trieb? Warum waren die ersten Flotten, die von deutschen Kaisern (Heinrich VI, Friedrich II) kommandiert wurden, sizilisch und nicht reichsdeutsch? Warum zerrann so häufig, was die tüchtigsten Ludolfinger, Salier, Staufer geschaffen hatten, gleich Wasser in den Händen der Nachfolger? Weil die Ausübung von Macht fast durchweg viel zu roh gedacht war; weil es an Ideen fehlte; weil mit wenigen Ausnahmen durchs ganze Mittelalter die Zufriedenheit der Oberklasse für wichtiger galt als die des Volkes; weil praktische Begabung und ein Herz auf dem rechten Fleck zuweilen wohl das Richtige trafen, doch zu selten Bildung nachholte, was mangelnder Instinkt versäumt hatte: das Glück der Nation von unten auf zu gründen, ihrer Kraft eine solide gesunde Basis zu geben durch Verbreitung von Selbstachtung und politischem Behagen in den niederen Schichten, sodaß sie bewußt und freudig, nicht bloß wie die Herde zur Fleischbank, der Gaul in der Tretmühle, mitmarschiert wären. Sicher haben dann die Unlust und Unfähigkeit des gemeinen Mannes, ein geordnetes Steuerwesen zu begreifen, vieles Gute hintangehalten. Aber auch der tiefe, nach Karls des Großen prächtigen Anläufen eintretende Rückfall in barbarisches Illiteratentum ließ, allein schon aus mangelnder Schreibfähigkeit, einen solchen Gedanken wie Kodifikation, sei es für Justiz oder Verfassung, an höchster Stelle lange Zeit gar nicht aufkommen.

Um so sicherer nachweisbar ist ein andres Ideal, von dem wenigstens bis herab zu Heinrich V, dem Beschaffer des wormser Konkordates, einem schlauen politischen Fuchs, viele Kaiser geradezu beherrscht waren: der „Gottesstaat", wie ihn Augustinus in seinen 22 Büchern „de civitate Dei" geträumt hatte*). Die Idee des Staates

*) Vgl. Kap. XII S. 174/75.

entwickelte Augustinus bekanntlich aus dem Hange des Menschen zum Bösen, weshalb er eine völlige Unterordnung jeder staatlichen Gewalt unter die Kirche, die Stellvertreterin Gottes auf Erden, predigte. Niemals hat ein Kirchenvater der Herrschsucht Roms mehr geschmeichelt, als er. Aber die Macht seiner Persönlichkeit, die Glut seiner Überzeugung, die Wirkung seines Wortes blieben bis zu Luther hinab groß. Daher galt, eben weil es in Deutschland weder feste politische, noch feste wirtschaftliche Ziele gab, das ganz ernsthaft genommene Programm: „das Reich Gottes" auf Erden aufzurichten. Viel nachdrücklicher als ihre gleichzeitigen Päpste haben besonders Kaiser des sächsischen Hauses dieses Programm zu verwirklichen gesucht. Otto der Große war so fromm, daß er niemals unter Krone ging, ohne vorher gefastet zu haben; doch leider von ihm rührt die verhängnisvolle Tendenz: Deutschland nur einigermaßen zu beruhigen, um sich dann dem interessanteren Italien widmen zu können. In seinen Diplomen aus dem Jahr 951/52 nannte er sich einmal „König der Franken und Lombarden", ein andermal „König der Franken und Italiener". So verzeihlich die Aufrechterhaltung der Fiktion von der Fortsetzung der karlingischen Herrschgewalt rechts des Rheines, von der Kontinuität des großen Frankenreiches auch erscheint, unsre Heimat würde weniger zu beklagen gehabt haben, wenn Otto der Große sich stets genannt hätte, was er war, aber ungern heißen wollte: König der Deutschen.

An Frömmigkeit übertraf ihn womöglich noch der Salier Heinrich III, der ganz und gar in jenen Anschauungen lebte, die dann der Erneuerer Augustins, Otto von Freising, hundert Jahre später in seinem Buch „de duabus civitatibus" niederlegte: daß nämlich auch das verdienstvollste irdische Reich nur ein elender Notbehelf sei verglichen mit dem, was die Geistlichkeit als Himmelreich vorbereitete. Wohl ward es auch hier schon mehrfach erwähnt, wie die Mitwirkung der Bischöfe zum weltlichen Regiment, diese dem Kaisertum leider unentbehrlich gewordene Krücke zum Weiterkommen, diese Rückendeckung gegen Aufruhr, diese Benutzung kirchlicher Macht über das Volksgemüt zur Befestigung der eigenen Autorität, eine Ordnung der Verhältnisse in Rom zuweilen unabwendbar machten. Doch wenn darüber hinaus behauptet worden ist, daß unsre Kaiser an Po und Rhone stets nur den Rhein verteidigt, der deutschen Herrschaft in Italien und Burgund nicht hätten entbehren können, um nur einigermaßen die Westfranken daran zu hindern, früh jene vordringliche Rolle zu spielen, die sie später als Franzosen tatsächlich gespielt haben, so läßt sich doch, und nicht bloß

vom Standpunkt des niederen Volkes, vieles dagegen sagen. Denn niemals in jener ganzen Epoche haben sich die Neustrier uns, den Austrasiern, im Feld irgendwo gewachsen gezeigt; wir sind es gewesen, die unsre Waffen bereits unter Otto II bis an den Montmartre trugen, jene blieben froh, von uns in Ruhe gelassen zu werden, das kleine Flandern selbst hat sich gegen sie behauptet. Sie waren eben in jener Zeit durch den Feudalismus zunächst genau so schwerfällig, für ausgreifende Aktionen behindert wie die Deutschen selbst. Recht eigentlich die Hohenstaufenpolitik erst hat sie nach Unteritalien gelockt und lästig werden lassen. Ein konsolidiertes Deutschland würden sie, noch dazu mit den Engländern auf dem Halse, niemals anzufallen gewagt haben*).

Nein, so leuchtend und bestechend jene Gedankengänge durch ihren ideellen Gehalt auch immer sein mögen, den zwingenden Beweis, daß der Anschluß Deutschlands an die befruchtende südliche Kultur notwendig mit einer Vernachlässigung nationalwirtschaftlicher Aufgaben erkauft werden mußte, diesen Beweis hat Ficker nicht erbracht. Am wenigsten unser Volk hat Ursache, seine damaligen Stiefväter heute noch zu preisen; sie bleiben für immer gerichtet durch das Dichterwort: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!" Dieses Gute haben die hohen Herren mit seltenen Ausnahmen einfach übersehen, und es ist klar, daß sie zu nationalen Aufgaben überhaupt nicht gelangen konnten, so lange sie etwas wesentlich Weiteres mit verschwommenen Grenzen, eben den Gottesstaat auf Erden, anstrebten, ihm Deutschland, als ein verhältnismäßig Nebensächliches, Zeitliches, für den größeren Zweck Auszunutzendes, unterordneten. Erst die Staufer seit Barbarossa dachten freier. Doch was dafür das Ideal Friedrichs II bildete, weiß man aus seiner Herrschertätigkeit in Sizilien, wo er den ersten absolutistischen Polizeistaat einrichtete und die Menschenleiber wie die Finanzen des Landes zum willkürlichen Verbrauch für seine dynastischen Zwecke mobil machte.

*) Auch diejenigen meiner Leser, die damit vertraut sind, daß in dem berühmten Streit zwischen Ficker und v. Sybel die Wissenschaft im allgemeinen sich auf die Seite Fickers gestellt hat, werden, so will ich hoffen, wenn ich dissentiere, keine bloße Voreiligkeit bei mir vermuten. Es ist im Gegenteil nur mit schweren Gewissensbedenken, daß ich den Anschein des Mangels an Ehrfurcht auf mich nahm, weil Fickers Auffassung dem Plan dieses Werkes organisch widerstrebt. Ficker mußte zu seinen Schlüssen gelangen, weil er die Höhen eben für wichtiger als die Tiefe hielt, während mein Vorwort schon die Richtigkeit dieser Anschauungsweise prinzipiell bestreitet.

Scheitern der Erbmonarchie. Hatten schon einige seiner Vorgänger sich mit dem Plan einer Erbmonarchie, einer dauernden Befestigung der zentralen Stellung des Königtumes in Deutschland beschäftigt, so mußten leider diese Pläne teils an dem frühen Hinwegsterben ihrer Träger, teils an den Auswüchsen des Lehnswesens, dessen politischen Widersinn der Araber Abderrahman (vergl. S. 210) besser als Otto der Große oder irgend einer seiner Nachfolger durchschaute, teils an der durch den Feudalismus verursachten Verspätung der deutschen Geldwirtschaft, teils an der gleichzeitigen Feindschaft Roms scheitern. Konrad II, den ausgezeichneten Praktiker, den Gesetzgeber mit wundervoll zweckmäßigen Instinkten, hat die Nation nur kurze fünfzehn Regierungsjahre genießen dürfen. Heinrich IV, der Dulder, starb mit nicht vollendetem sechsundfünfzigsten Lebensjahr, sein Vater und sein Sohn schon in den Vierzigern; am ältesten wurde der zähe Rotbart mit siebenundsechzig Jahren, gesund und frisch trotz seinen sechs Römerzügen. Welch ein phänomenales Talent dieser Mann besaß, merkt man u. a. bei seinen Heerfahrten an der musterhaften Behandlung dessen, was Intendantur (Vorbereitung, Verpflegung, Fuhrwesen) genannt wird. Alles „klappte" bei ihm, auch auf dem Kreuzzug. Und wie planvoll hat er trotz enormen Aufwendungen der Zukunft vorgesorgt, nicht bloß durch Anhäufung von Hausgut, sondern auch von Reichsgut, das unmittelbar zur Verfügung des jedesmaligen Kaisers hätte stehen sollen. Ebenso an seiner Neuordnung des Kriegsbannes, nunmehr „Heerschild" genannt, verriet sich ein ausgezeichneter Organisator. Darüber hinaus war er von bezaubernder Bescheidenheit und persönlicher Güte, spannte sich auf der Jagd seinen Bogen selbst, konnte noch als alter Mann erröten wie ein Mädchen. Aber die Fehler, die er gegen die Städte beging, die in ihm doch den starken Friedenserhalter für ihren Verkehr schätzten, flossen viel zu sehr aus seiner ritterlichen Erziehung und Gesamtanschauung, als daß er echter sozialer Auffassungen jemals hätte fähig werden können. Deshalb hat er auch auf den deutschen Binnenhandel nicht anders als mit fiskalischen Augen gesehen. Seine beiden älteren Söhne starben jung, Herzog Friedrich vor Ackon, Kaiser Heinrich in Sizilien (zweiunddreißigjährig), und der jüngste, König Philipp, vertat leider sinnlos, was der Vater gesammelt hatte. An ihm recht eigentlich wird es klar, daß es eine überlieferte Königskunst, eine feste, gesunde Tradition über Mittel und Wege, sich freie Hand, Unabhängigkeit, Aktionsmöglichkeit im Reich zu schaffen, überhaupt nicht gab. Philipp, um sich populär zu machen, verspendete das Gut, mit dem seine Nachfolger hätten wirtschaften sollen. Er ist

einer der Hauptzerstörer der Reichsgewalt gewesen, ein „liebenswürdiger" Schädling, mit dessen Leichtherzigkeit verglichen die zielbewußte Gewissenlosigkeit Friedrichs II wie Herrschertugend anmutet. Versagt freilich, in seinen dringendsten deutschen Pflichten, hat auch der; ja seine Mißhandlung der Städte, die von Anbeginn staufisch gesinnt gewesen waren und den besten Willen hatten, erscheint bei seiner sonstigen politischen Klugheit fast unbegreiflich.

Sieg der Grosgrundherrschaft. Nie versagte dagegen in Deutschland die Todfeindin des Kaisertumes, die Großgrundherrschaft. Sie ist es, deren Sieg im Interregnum vollständig zutage trat. Die Lähmung der deutschen Kraft in den nächsten Jahrhunderten ist ihr schmähliches Werk. Das Auge des Betrachters darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß in der kaiserlich-deutschtümlichen Politik jener Tage andre Namen als adlige nicht genannt werden. Wo die Produktivstände politisch entrechtet sind, müssen schlechterdings aus rein mechanischen Gründen auch die nützlichen Taten auf adliges Konto kommen. Ebensowenig dürfen wir den damaligen Grundherrenstand beurteilen wollen nach Einzelmitgliedern des heutigen, der infolge böser Schulungen, von kraftvollen Königen und empörten Völkern gebändigt, durch eine hoch entwickelte Wissenschaft erzogen, auch für bürgerliche Beschäftigungen brauchbar geworden ist. In den deutschen Territorialherren aber, die das Kaisertum zur Ohnmacht heruntergezwungen haben, erblicken wir die geistigen Erben römischer Senatorialen, deren Instinkte, den merowingischen Franken eingepflanzt, mit den fränkischen Grafen auch nach Deutschland hinübergekommen waren und sich hier zum Verderben der Nation auslebten. Die von ihnen erzeugte politische Tendenz, in wenige Worte gefaßt, lautete: zunächst möglichst viel Grundeigentum erraffen, dieses Grundeigentum von staatlichen Abgaben freimachen, seine Gerichtsbarkeit über die Nachbarschaft ausdehnen, keinen aufrechten Freien in der Umgebung dulden, durch ökonomische Knechtung die politische Nullität der Hintersassen erzwingen, nie wieder an sie politisches Recht gewähren, das ökonomische Stärkung nach sich ziehen könnte, um dann triumphierend auszurufen: „Da! Diesem stumpfen Herdenvieh soll man auch noch Selbstbestimmung, soll man Anteil an der Regierung schenken?" Alles dies nötigenfalls unter Landesverrat, unter Verschwörung gegen wirksame Regenten und Verbrüderung mit auswärtigen Feinden der Nation, bei stillem Kalkül: daß bei einer etwaigen Neuordnung der Dinge der alte Adel durch Heiraterei oder ähnliche Schiebungen doch wieder obenauf kommen müßte, und es dem Fettauge schließlich gleichgültig sein kann, ob es über nationaler Kraft-

brühe oder nationalem Spülicht schwimmt, — wenn es nur oben bleibt*).

Der Tag dämmerte heran, da auch die bei der ostelbischen Kolonisation unter günstigen Bedingungen angesetzten deutschen Siedler den Grundherren in ihrer Nähe zum Gegenstand feudaler Spekulation wurden.

XVIII. Kapitel.

Faustrecht.

Rudolf von Habsburg römischer König, nicht Kaiser. 1272 war mit dem Tode Richards von Cornwallis das Reich gänzlich verwaist. Da geschah das Seltsame, daß von Rom aus auf eine neue Königswahl gedrungen wurde. Der Antagonist fehlte wohl, an dessen Erniedrigung man sich so oft zur ganzen Höhe aufgerichtet hatte; die Wichtigkeit des Papsttumes erschien seitdem vermindert. Und längst hatte sich der zur Eroberung der staufischen Lande herbeigerufene Karl von Anjou mit seinen Franzosen in Unteritalien der Kurie lästig gemacht; man mußte eine dritte Macht gegen ihn ausspielen können.

Die Wahl fiel bekanntlich 1273 auf den elsässischen Landgrafen Rudolf von Habsburg, einen schon betagten Mann (er war 1216 geboren), der durch Schillers und Kerners Gedichte an Herrschertum eine größere Berühmtheit gewonnen hat, als ihm die Historie, zumal des niederen Volkes in Deutschland, zubilligen kann. Beide Dichter nennen ihn wiederholt bei falschem Titel; „. . . der Kaiser ergreift den goldnen Pokal", „Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da", heißt es bei Schiller; „saß der greise Kaiser Rudolf", heißt es bei Justinus Kerner. Kaiser ist jedoch Rudolf von Habsburg nie gewesen. Und wenn es

*) Daß die heutigen Nachkommen jener Ahnen patriotischer und staatlich brauchbarer sind, wurde schon gesagt. Daß ihr ökonomischer Klasseninstinkt, unbelehrbar im alten Egoismus befangen geblieben, immer noch die Ausschließlichkeit politischer Berechtigung anstrebt, beweisen leider aus jüngster Zeit zwei öffentlich gefallene Aussagen. Herr J. von Kröcher meinte vor ein paar Jahren, daß in seinen Augen die Sozialdemokratie *nicht Subjekt*, sondern höchstens *Objekt* für die Gesetzgebung sein dürfte, und (23. Januar 1905) Herr v. Heydbrand und der Lasa: „Der vierte Stand aber soll sich auch seinerseits *hüten, auf politische Dinge* überzugreifen, sollte sich auf wirtschaftliche und soziale Dinge beschränken, dann würde er leichter Anerkennung finden." Von der in früheren Zeiten gefundenen „Anerkennung" handelt außer diesem auch das folgende Kapitel.

löblich an ihm war, vielleicht das Löblichste seiner ganzen Politik, daß er dem Zuge nach Rom nicht gleich seinen Vorgängern eilig nachgab, es auch bei einer mündlich durch seinen Kanzler geäußerten, konditionalen Bereitwilligkeit zu einer Kreuzfahrt für immer bewenden ließ, so steht es andererseits fest, daß für ganz Norddeutschland die „schreckliche Zeit" durch Rudolf mit nichten beendet war, der als praktischer Hausvater seine Wahl fast lediglich zur Schaffung und Mehrung eines Hausgutes benutzte und auch seine geringe Reichspolitik vornehmlich in diesem Sinne betrieb. „Sechs liebliche Töchter", die Schiller erwähnt, halfen ihm dabei; zwei von ihnen wurden gleich nach der Wahlverkündigung in Frankfurt 1. Oktober 1273 an Sachsen und Baiern vergabt. Für den späteren Spottvers „tu, felix Austria, nube", ist König Rudolf der eigentliche Veranlasser gewesen.

Versuch einer Reichsfinanzreform. Bei der Berechnung dessen, was noch sonst von ihm geleistet wurde, muß die Verfahrenheit der ganzen Reichsverfassung und -politik freilich in Anschlag gebracht werden. Wäre Rudolf ein junger Mann gewesen und fünfzig Jahre am Ruder geblieben, vielleicht würde mehr und Nachhaltigeres von ihm zu berichten sein; wahrscheinlich sah er mit klarem Auge, daß ihm selbst höchstens die Rolle eines Vorbereiters gelingen könne, und hielt sich deshalb nur an das Nächstliegende. Vor dem Kurfürstenkollegium, das nach den meist sehr unklaren und ungeordneten Wahlvorgängen früherer Zeiten jetzt zum erstenmal sich konsolidierte, ward eine Neuordnung der verrotteten Reichsfinanzen ziemlich als Erstes von Rudolf zur Sprache gebracht; denn seine Hausmacht, eine Anzahl von Burgen im oberen Elsaß bis ins Schweizerische hinein, reichte entfernt nicht aus, um irgend etwas Wirksames und Imponierendes unternehmen zu können. Die alten Reichsabteien aber, die unter den Ottonen den Kern der Reichsheere gebildet und unterhalten hatten, waren mitsamt den Naturalsteuern der Bistümer im Lauf des Investiturstreites abhanden gekommen. Was gegen Ende des Interregnums an Reichsgut überhaupt noch in Niederelsaß, am untern Main, am Neckar, zwischen Donau und Lech und im sächsischen Vogtland (einer einst zukunftreichen Schöpfung Barbarossas auf kolonialem Boden, im Pleißischen um Altenburg herum und nach Süden Eger einbegreifend) vorhanden war, betrug wenige hundert Quadratmeilen. Obschon auch jetzt der Gedanke allgemeiner Umlagen in Geld, wie sie bei den blühenden Städten ganz gewiß durchzuführen waren, bei den Territorialfürsten allerdings auf Abtretungen früher verliehener Zoll- und Marktgerechtsame hinausgekommen sein würden, bei den Kurfürsten keinen Boden fand, so be-

wiesen diese doch insofern guten Willen, als sie sich damit einverstanden erklärten, daß die sinnlosen Vergabungen und Entfremdungen von Reichsgut wenigstens seit 1245, dem Absetzungsjahr Friedrichs II (auf dem lyoner Konzil) rückgängig gemacht würden. Mit schnellem Blick erspähte Rudolf von Habsburg hier seinen Vorteil.

Ottokar von Böhmen geächtet und besiegt. Derjenige Fürst nämlich, der vom Interregnum am derbsten profitiert hatte, war Ottokar II von Böhmen, der Gegner von Rudolfs Wahl, — ein Enkel Philipps, mit staufischem Blut in den Adern, der, in deutscher Kultur lebend und webend, das Deutschtum bisher in jeder Weise begünstigt hatte. Nicht bloß wimmelten die ostböhmischen Bergwerke (um Kuttenberg und Brod) von deutschen Knappen, sondern eine lange Reihe reindeutscher Städte entstand unter ihm nach magdeburgischem Recht, während zugleich zehntausende deutscher Ansiedler, bis aus Holland und Flandern, das Erbzinsrecht nach Böhmen brachten und dem tschechischen Landvolk, das in strenger Hörigkeit und kümmerlichen Verhältnissen schmachtete, ein besseres Beispiel gaben. Allein Ottokar, dessen Erblande deutsche Reichslehen waren (Böhmen seit 929, Mähren seit 1028) hatte die kaiserlose Zeit dazu benutzt, sich nicht bloß vom Reich unabhängig zu machen, sondern auch nach Süden ausgegriffen. Das Herzogtum Östreich, dessen babenbergisches Herrscherhaus 1246 erlosch, war ihm 1251 zugefallen, Steiermark, auf das die Ungarn schon ihre Hand gelegt hatten, dazu Kärnten und Krain. So gebot er über etwa 2800 Quadratmeilen und traf alle Anstalten, aus diesem Areal ein gut finanziertes, zentralistisch verwaltetes Gemeinwesen zu machen, weitaus der mächtigste Fürst im deutschen Osten, an dem nur Eines auffiel: daß er allen Lockungen, die Reichsregierung selbst zu übernehmen, ausgewichen war. Nun erließ König Rudolf an ihn die Aufforderung, für seine Reichslehen binnen Jahr und Tag die Bestätigung nachzusuchen, und als Ottokar trotzte, fiel zunächst einmal seine von Agenten bearbeitete südliche Reichshälfte, die mit Böhmen doch noch nicht verwachsen war, von ihm ab. Darauf sprach (1276) Rudolf die Reichsacht über ihn aus und zog, der nichtshabende Graf aus dem Elsaß, mit einem winzigen Heer unbelästigt bis vor Wien.

Dies war der Handstreich, der dem heut noch dort regierenden habsburgischen Hause seine Machtstellung an der Donau schuf. Ein Schiedspruch deutscher Fürsten nahm gegen Ottokar Partei, der für das ihm verbleibende Böhmen und Mähren sich als Vasall demütigen mußte, doch sogleich die schlesischen Herzöge und über sie hinaus Polen zu einer gemeinsamen, nunmehr slawischen Gegenwirkung gewann,

während König Rudolf sich mit den Ungarn verbündete. Zwar zogen ihm, als es jetzt zum Kriege kam, aus Deutschland hauptsächlich nur der basler Bischof und der hohenzollerische Burggraf von Nürnberg zu Hilfe; doch entschieden die Waffen zu seinen Gunsten. Am 26. August 1278, auf dem sogenannten Marchfelde (bei Dürnkrut in Niederöstreich, nordöstlich von Wien) ward Ottokar besiegt und erschlagen. Auf einem Fürstentage zu Augsburg (Ende 1281) vermochte der erfolgreiche Habsburger seinen Sohn Albrecht mit Steier und Östreich zu belehnen; loser blieb das Verhältnis vorläufig noch zu Kärnten und Krain.

Die nächsten Schritte, die König Rudolf im Reich unternahm, zielten dahin, von seinen elsässischen Besitzungen aus nach Schwaben, andrerseits nach Burgund hinüber — wobei ihm König Philipp von Frankreich entgegentrat — sein Hausgut zu vermehren. Den östreichischen Marken ist er ein sorgsamer Landesvater geblieben, der Frieden und Recht beschützte, den Kleinadel niederhielt, freilich auch ihm, was uns mitten in das Problem der folgenden zwei Jahrhunderte hineinführt, das Recht des Burgenbaues bewilligen mußte.

Soziale Ursachen des Raubrittertumes. Denn nur aus dem Faustrecht heraus ist die ganze soziale Abwandlung Deutschlands vom Interregnum bis zur Reformation zu begreifen. Es hat einen wunderlichen Lobredner gefunden in dem sonst ausgezeichnet unterrichteten, sowohl für die gemütliche, wie die politisch-ökonomische Verfassung unsrer Frühzeit vielfach eine geniale Intuition beweisenden Justus Möser*). Aber die Gründe, mit denen er das Faustrecht verteidigt, sind erweislich falsch. Um das Wichtigste vorweg zu nehmen: der niedre deutsche Adel hatte, als Rudolf König wurde, längst aufgehört, einen nützlichen Stand im Reiche zu bilden. Hervorgegangen aus den Gefolgschaften der hohen Herren, den reisigen Knappen, den Burgmannen an der Grenze, den unfreien oder freien kaiserlichen und fürstlichen „Ministerialen", früh schon zahlreich und von Klasseninstinkten erfüllt, mit Land besoldet und vom Kaiser Konrad II in ihrem Erbrecht beschützt, hatten die Ritter ein unentbehrliches Element im Dasein der Nation bedeutet, so lange das Reich sich noch große Aufgaben stellte und kraftvolle Kaiser wenigstens den ärgsten Unfug verhüteten. Auf den Romfahrten der Sachsen, Salier und Staufer, auf den Kreuzzügen, in den zahllosen Schlachten, die das Deutschtum gegen seine östlichen Bedränger schlug, hatten die Ritter die Hitze des Tages zu tragen gehabt, waren sie zu vielen hunderttausenden verblutet und

*) Der betr. Aufsatz trägt den seltsamen Titel: „Von der großen Kunst."

ehrenvoll gefallen. Sie waren endlich die Träger der modernen, von den Kreuzzügen heimgebrachten Laienbildung geworden; die beliebtesten deutschen Spruchdichter und Sänger, ein Freidank, ein Walter von der Vogelweide, ein Kürnberger, sind nichts als fahrende Ritter gewesen.

Mit dem Interregnum aber hörten die beiden Vorbedingungen auf, die den Ritterstand notwendig und erträglich gemacht hatten: die Reichspolitik verlief im Sande, und es fehlte gänzlich an einer Oberaufsicht. So standen die Ritter größtenteils ohne ihre alten Aufgaben und Gelegenheiten, in einer Zeit, die des Bügerfleißes nicht mehr entbehren konnte, und hatten doch schlechterdings nichts Praktisches gelernt außer ihrem Kriegshandwerk, für das kein Kaiser sie mehr zu den Fahnen rief. Eine mäßige Ableitung bildeten wohl bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts die erneuerten englisch-französischen Kriege, die blutigen oberitalischen Wirren, die Kämpfe des Deutschordens gegen Polen und Littauer, die Kämpfe der deutschen Städte gegen die Stadtherren, mit einem Wort der Beginn des mittelalterlichen Söldnerwesens, aber es reichte entfernt nicht aus.

Dies hatte zwei Folgen: die mangelnde Beschäftigung schufen die Ritter sich selbst, indem sie alles, was nur irgend nach „Fehde" roch, im Reich willkommen hießen. Ihre gesunkene ökonomische Stellung aber suchten sie, wenn kein Jude mehr borgte, dadurch aufzubessern, daß sie mit voller Ausnutzung ihrer politischen Bevorrechtung auf die unseligen Bauern drückten, die, wie wir im 16. und 17. Kapitel sahen, unter dem neuen Meierhofrecht, unter dem Erbzinsrecht der Kolonistenhufen, eben erst ein kurzes Jahrhundert hindurch aufgeatmet hatten. Nicht gleich aus Bosheit — die lernten sie erst bei der freien Betätigung als Raubritter, — sondern weil sie tatsächlich oft genug nichts zu beißen und zu brechen hatten; weil sie, durch Turnierkosten und sonstigen höfischen Aufwand verschuldet, für ihren Nachwuchs kein standesgemäßes Auskommen wußten; weil sie jeden Beruf außer dem kriegerischen für unritterlich hielten, die eben erst beginnende Kameralverwaltung der Landesherren aber nur den kleinsten Teil ihrer jüngeren Söhne beschäftigen und besolden konnte; last not least weil eine entartete Natural- mit einer entarteten Geldwirtschaft das Ideal teilt: daß derjenige, der den Boden bebaut, ihn nicht besitzen, derjenige, der ihn besitzt, ihn nicht selbst bebauen soll, — deshalb verfielen die Ritter des Interregnums darauf, sich durch Beraubung andrer durchhelfen zu wollen. Die Dreistesten und Ärmsten von ihnen legten sich als Buschklepper in den Hinterhalt und plünderten die Warenzüge vorbeireisender Kaufleute, begannen wieder auf Altgermanisch, den Nachbarn das

Vieh wegzutreiben. Damit aber diese Art der Bereicherung standesgemäß werden und standesgemäß bleiben könnte, dazu wurde in ritterlichen Kreisen jene Denkart künstlich gezüchtet und gepflegt, die auf die Nährstände der Nation verächtlich, auf den Stadtbürger als „Pfefferſack", auf den Bauern als einen „Tölpel", vom gepanzerten Roß herabsah.

Deutschland eine Galeere. So begann, seit es für vornehm galt: nichts zu arbeiten und Renten dafür zu beziehen, für klug: die fleißigste Menschenklasse zu Arbeitstieren zu degradieren und, damit sie demütig bliebe, in grausamer Überlastung festzuhalten, Deutschland mehr und mehr einer Piratengaleere zu gleichen, auf deren Deck bewaffnete Räuber und Gauner herrisch einherschreiten, während eingefangene und ausgeplünderte harmlose Reisende in Ketten an den Rudern schmachten. Natürlich kann es einem durch das ganze Reich verbreiteten Stande, dessen Burgen und feste Steinhäuser unter König Rudolf bereits nach Tausenden zählten, niemals ganz an tüchtigen Elementen gefehlt, es müssen sich auch die Keime, aus denen eines Tages ein Hutten hervorging, überliefert haben. Aber wenn der geniale Dichter des Faustrechtes seinen Helden nicht besser glaubt charakterisieren zu können, als wie er in die Nacht hinein an einem Schäfer vorbeireitet, in dessen Herde fünf Wölfe fallen und weidlich anpacken, während der Ritter freudig lachend ausruft: „Glück zu, liebe Gesellen! Glück überall und uns auch!" und die fünf Bestien als ein gutes Zeichen nimmt*), so kann man sich ungefähr von dem stieren, sozial wie politisch verblödeten Egoismus des deutschen grundbesitzenden Adels im allgemeinen ums Jahr 1273 eine Vorstellung bilden.

Vereinzelt freilich war solche Gesinnung auch vor dem Interregnum schon vorhanden gewesen, hatten solche, die es glaubten riskieren zu dürfen oder rifkieren zu müssen, am Wege gelagert; denn die steten Ausrufungen von „Landfrieden", die sich fast ein halbes Jahrtausend lang durch die deutschen Gaue wiederholen, sind ja nichts als ebensoviel erneuerte Beweise, daß jener Friede fortwährend gebrochen wurde. Jetzt, nach dem Interregnum, brachten die Stegreifritter die Friedlosigkeit in ein System. Straßenraub war die Versorgung, mit der man sich zugleich die Zeit vertrieb; die noch wichtigere und einträglichere bestand aber darin, daß langsam, doch sicher die Lasten der in grundherrliche Fänge zurückgeratenden Bauern gesteigert

*) Dieser Zug stammt wörtlich aus des Götz von Berlichingen Lebenserinnerungen.

wurden. So wirkten hoher und niedrer Adel für den Ruin des Reiches, indem der hohe das Kaisertum lähmte, eine Reichspolitik unmöglich machte, der niedre den Nährstand verknechtete, als Friedensstörer und Bauernschinder.

Sinkende Wehrkraft. Es kam Eines hinzu, dies Attentat auf die nützlichsten Mitglieder des Volkes erklärlich zu machen und gelingen zu lassen: der fast abergläubisch zu nennende Respekt vor der gepanzerten Rüstung. Daß sie das nicht war, wofür hoch und niedrig sie hielten: unüberwindlich, werden wir im nächsten Kapitel erfahren, aus Ereignissen, durch die die Deutschen mit der überraschenden Tatsache bekannt wurden, daß es unter ihnen auch ein Fußvolk gab, und zwar das tapferste und wirksamste der bewohnten Welt. Vorher, wohl seit dem fliegenden Trupp, der scara frankisca Karls des Großen, war jene Überschätzung in stetem Wachsen geblieben, bis endlich die Kreuzzüge und das Turnierwesen der höfischen Ritter gar eine völlige Entartung zweckmäßiger Kriegsweise hervorriefen. Die glatten, runden Eisenhelme der Ottonenzeit, die dem Reiter auch das Passieren durch Waldesdickicht ermöglicht und den Aufklärungsdienst erleichtert hatten, verschwanden mit Ende des elften Jahrhunderts; dafür prangten hohe Wappentiere und ähnlicher Schmuck auf den Helmen, weil jeder Ritter stillschweigend voraussetzte, daß der Gegner genau so unzweckmäßig ausgerüstet sein würde, wie er selbst. Kein schlichter Landmann durchschaute es, daß gegen den Panzerreiter das Feld auch von Fußkämpfern zu halten war, die Hauptstärke der altgermanischen Heere kam in Wegfall, die Zahl der wirklichen Kombattanten und Landesverteidiger wurde — verglichen mit der Unzahl der tatsächlich vorhandenen wehrhaften Arme — verschwindend klein, der Troß eigentlich nur zum Totgeschlagenwerden mitgenommen; zu wehren wagte er sich kaum. Auch auf dem Marchfelde fiel 1278 die Entscheidung durch einen Stoß Rudolfs à travers, bei dem nur etwa fünfzig Lanzenreiter ihn begleiteten. So sank die Wehrkraft der tapfersten Nation, während doch das erdrückende Übergewicht des Ritters über den Bauern, der als Kämpfer gar nicht mehr mitgezählt werden *sollte*, erhalten blieb. Nichts war dem Ritter so zuwider wie ein bäuerliches Schwert; diese Leute durften gar nicht mehr ahnen, daß sie sich wehren *könnten*. Daher die Kastration der Gefangenen schon jenes unglücklichen schwäbischen Bauernheeres, das für Kaiser Heinrich IV aufgestanden war, — ein Heldenstück, aus den Tiefen des feudalen Klasseninstinktes geboren und verübt an den Abkömmlingen germanischer Gemeinfreier behufs Entwöhnung vom Waffentragen. Daher 1244 das ausdrückliche Verbot Herzog

Ottos von Baiern in seinem Landfrieden, daß Eisenhut, Panzer, Halsberge, lateinische Messer oder andere Stahlwaffen den Bauern verwehrt seien, daß sie nur den Reutel, den kurzen Eisenstab zum Säubern des Pflugbrettes, führen sollten.

Die Burg. Und deshalb eben auch der Burgenbau, um die ritterliche Rüstung zu vollenden. Ein festes Steinhaus mußte jeder echte Ritter haben, mit Wall und Graben und Zugbrücke, hinter die er sich vor etwaigen Verfolgern zurückziehen konnte. Die Burg erst machte seinen Panzer dicht, und wer die Burg hatte, der hatte die Straße. Ihr ursprünglicher Zweck: dem Landvolk in exponierten Gebieten Schutz und Unterkunft für seine Habe zu gewähren, war vergessen und grausam verkehrt. Sahen die Burghöfe jetzt das Vieh des Bauern, so war es geraubt. Im „Burgverließ" aber wurden Kaufleute gefangen gehalten, bis die Ihren das Lösegeld erlegt hatten, und gequält, damit es schneller einginge. Hier schmachtete der arme Landmann, den der Burgritter, wenn er mit einer Stadt oder einem Bischof in Fehde lag, wegfing, um in dem Gefangenen dessen Herrn zu treffen. War zum Mitnehmen keine Zeit geblieben, so wurden den Leuten, die man auf den Feldern überfiel, wenigstens die Augen ausgekernt. Auf allen Landstraßen jener Zeit zogen blinde Bettler; in vielen Dörfern saßen sie zuhauf als Andenken adligen Besuches, Mahnungen zu Trotz oder Demut, je nachdem wie tief der Sinn einer Bevölkerung bereits getreten worden war. Fast immer begannen Feindseligkeiten der einen Partei mit dem Einfall in wehrlose Wohnstätten, die der andern Partei gehörten. Wohl verrammelten aufgeweckte Bauern die Tore ihrer Dorfstraße; doch wie leicht waren ihre Gehöfte von hinten zu fassen und, — reichten Graben und Wall zufällig einmal aus, — wie leicht mit glühenden Bolzen Feuer in die Strohdächer geschossen. Im Tumult der Feuersbrunst, während die Verteidiger den Wall verließen und nach ihren brennenden Gebäuden liefen, drangen die Ritterlichen dennoch ins Dorf, stießen nieder, schändeten, plünderten, schleppten und trieben hinweg. Die ritterliche Hausfrau daheim, die ihre hungrigen Mäuler kaum sattzumachen wußte, sah fröhlich den Beutezug anrücken mit Speckseiten, Bier, Kälbern, Schweinen, Federvieh, Betten, Leinwand und was man sonst zum Leben so brauchte.

Geschichte vom Bauernsohn Helmbrecht. Von diesem Verfall der Gesinnung ins Kleinliche, dieser erbärmlichen Dieberei und Raubsucht des Adels liegen uns bereits literarische Dokumente in unsrer eigenen Muttersprache vor, so die realistische, mit hundert wertvollen Einzelheiten ausgestattete Erzählung vom jungen Helmbrecht, der ein

Ritter werden wollte. Ein Sänger, genannt Wernher der Gartenäre, hat sie gegen Ende der Regierung Friedrichs II, spätestens wohl 1250, verfaßt. Sie ist inbezug auf das bäuerliche Milieu typisch nur für die dünne Oberschicht ursprünglicher Freisassen und jener bei Auflösung der Frohnhöfe entstandenen wohlhäbigen Meiergüter, allenfalls auch der ostelbischen Kolonialbauern in der ersten Periode, während im Herzen des Reiches, in Thüringen und Franken, wo die Ritterburgen am dichtesten lagen, das Landvolk auch damals schon durchweg übel dran war. Hier sollten sich die Habgier, die Bauernverachtung, das Raubwesen im Ritterstand seitdem eher noch verschlimmern, bis endlich nach drittehalb Jahrhunderten der Humanismus das Licht einer neuen Bildung auch in seine Reihen trug. In dieser Zeit aber, von 1250 bis 1500, haben diejenigen, die in Deutschland den Boden pflügten und besäten, eine furchtbare Prüfung durchgemacht, ihrer Peiniger sich erwehrt eigentlich nur in gewissen Randbezirken, wie Ditmarschen, Friesland, Holland, Schweiz und Tirol, wo auch (am Zusammenfluß der Salzach mit dem Inn) der Helmbrechtshof bis in die Neuzeit hinein gezeigt wurde; denn augenscheinlich hat ein wahres Vorkommnis der Erzählung Wernhers zugrunde gelegen.

Noch, ersehen wir aus ihr, steckt auch der reiche Bauer tief in der Naturalwirtschaft, und die entlaufene Nonne, bei der Helmbrechts Schwester Gotelind das Nähen und Sticken erlernt, erhält als Lohn nicht Geld, sondern ein Rind, viele Käse und Eier. Anheimelnd erfahren wir die Namen der vier Pflugochsen, mit denen der alte Meier Helmbrecht ackert: „Auer, Räme, Erke, Sonne". Sein hübscher Sohn Helmbrecht aber begehrt einen Hengst. „Schweig, lieber Vater, nimmer sollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Mist auf deinen Wagen ... Ich treibe fremde Rinder über die Ecke und führe die Bauern bei ihrem Haar durch die Zäune ..." Es war kein Halten; der schwache Vater kauft einen Hengst. Der Jüngling trabt zu einem Ritter, der mit seinem Gesinde das Handwerk gut versteht, und wird schnell der Wildesten, der Gewalttätigsten einer. Als er nach einem Jahr auf Urlaub kommt, bringt er Geschenke mit, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen, der Schwester Gotelind eine seidne Binde, die er einem Krämer weggenommen hatte. Er nennt seine Gefährten: Lämmerschling und Schluckdenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß, Knickekelch, Wolfsgaumen, Wolfsrüssel und Wolfsdarm, lauter noms de guerre, „Kneipnamen", wie die Studenten sagen. Der Vater gibt eine milde Charakteristik der früheren Ritter und der jetzigen, denn als Knabe war er mit Eiern und Käse

viel zu Hofe gegangen. „Damals," erzählt er, „waren die Ritter von andrer Art, höflich und von guten Sitten; sie übten ritterliches Waffenspiel, dann tanzten sie mit den Frauen und sangen dazu, dann kam der Spielmann mit seiner Geige, und wenn er anfing, standen die Frauen auf, die Ritter gingen auf sie zu, nahmen sie zierlich bei der Hand und tanzten artig. Wenn das vorbei war, kam wieder jemand und las aus dem Buche vor von einem, der Ernst hieß*). Alles das geschah in fröhlicher Geselligkeit. Die schossen mit dem Bogen nach dem Ziel, andre gingen jagen und pürschen, der schlechteste von damals wäre jetzt wohl der allerbeste. Denn jetzt wird wert gehalten, wer horchen und lügen kann, Treue und Ehre sind in Falschheit verkehrt, jetzt sind die Turniere nach alter Art nicht mehr im Brauch, dafür andre im Schwange. Sonst hörte man im Ritterspiel rufen: „Heia, Ritter, sei froh!" Jetzt schallt es durch die Lüfte: „Jage, Ritter, jage, jage; stich, schlage, verstümmle den, hau mir dem den Fuß ab, diesem die Hände, den sollst du mir hängen, diesen reichen Mann fangen, der zahlt uns wohl hundert Pfund." So war es, denk ich, früher besser als jetzt." Helmbrecht jedoch erwidert: „Jetzt ist der Hofbrauch: Trink, Herr, trinke, trink; trink du dies, so trink ich das. Man sitzt nicht mehr bei den Frauen, nur bei dem Weine. Das Leben der Alten, glaubt mir, die da leben wie Ihr, das ist jetzt bei Frau und Mann so verhaßt wie der Henker. Bann und Acht ist jetzt ein Spott . . . Mir hat ein Reicher schweres Leid getan: über die Saat meines Paten, des Ritters, sah ich ihn einst reiten, er bezahlt mir's teuer, seine Rinder, seine Schafe und Schweine sollen traben, weil er einem lieben Paten von mir so den Acker zertrat. Ich weiß noch einen reichen Mann, der tat mir auch schweres Leid: er aß Brot zu Kräpfeln, bei meinem Leben, das will ich rächen . . . Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre Kinder müssen Wasserbrei schlucken; was die Bauern haben, das ist mein. Dem einen drück ich das Auge aus, dem andern hau ich in den Rücken, den bind ich in den Ameisenhaufen, den häng ich bei seinen Beinen an die Weide."

Der wackre Alte entsetzt sich. Helmbrecht aber verkuppelt seine Närrin von Schwester an seinen Raubgenossen Lämmerschling, der „drei Säcke voll, schwerer als Blei, mit feiner Leinwand, Röcken, Hemden, mit Scharlach und Zobel" in einer Schlucht versteckt hat, als Heiratsgut. Auf der Hochzeit bei den Eltern des Bräutigams, wo es Gotelinden vor der wölfischen Gefräßigkeit der Gesellen graust, naht

*) „Herzog Ernst von Schwaben" war ein berühmtes Gedicht des Mittelalters.

der Richter mit seinen Schergen. Die Räuber (oder Ritter) werden überwältigt, ihrer neun gehangen, der zehnte, Helmbrecht Schlingdengau, bleibt nach Henkerbrauch übrig, aber mit ausgestochenen Augen, um einen Fuß und eine Hand verkürzt, während man Gotelinde erschreckt, entblößt, verachtet an einem Zaune fand.

Die wehmütige Ironie des Gedichtes läßt sich hier nur andeuten. Der blinde Helmbrecht, von einem Knecht geleitet, kommt als Bettler zur heimischen Tür — und wird zurückgewiesen. Eines Morgens, als er einen Wald passiert, knüpfen ihn holzlesende Bauern auf. „Einem von ihnen hatte er eine Kuh genommen, die siebenmal gekalbt hatte, der rief jetzt die andern, sie sollten ihm helfen. Alle hatte er sie gekränkt, dem einen die Hütte aufgebrochen und ganz ausgeraubt, einem andern die Tochter entehrt; der vierte zitterte vor Begier wie Laub und sprach: ich töte ihn wie ein Huhn; er stieß mein schlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und als es erwachte und schrie, schüttete er es aus in den Schnee, daß es gestorben wäre, wenn ich ihm nicht zu Hilfe kam." Für die Künste des Dreißigjährigen Krieges ward eben das Faustrecht zur hohen Schule.

Wachsender Vogteizins. Man mag immerhin bei Wernhers Bericht in Abzug bringen, daß ein Lobredner der „guten alten Zeit" zu Worte kam, doch beweist jede seiner knappen Zeilen, daß er sich ganz wie ein Moderner auf „menschliche Dokumente" verstand (z. B. auch bei Aufzählung der Gründe zu einer „Fehde"), und es begreift sich nun schon leichter, weshalb in Schwaben und am Rhein auch die Reste freier Bauernschaften sich im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts vogteilich einfangen ließen: sie taten es, um Ruhe zu bekommen, Schutz zu genießen. Dörfer, die zwischen zwei Ritterburgen gelegen waren, schlossen sich, der ewigen Überfälle müd, zuletzt einer von beiden an in der Hoffnung, daß sie die stärkere Partei sein würde, — wie Schafe sich in den brennenden Stall flüchten, weil sie dort allein Sicherheit vermuten. Wer aber einmal Vogteimann war, ward bald auch härter herangezogen und gepreßt. Der Vogteizins — ursprünglich nur für die Verpflegung des Gerichtsherrn am Tage der Sitzung bestimmt — erweiterte sich mit erschreckender Schnelligkeit und bildete mit dem Grundzins, dem Kirchenzehnten, der Landessteuer eine Belastung, die ausgangs des Mittelalters nach Inama-Sternegg bis über 60 Prozent vom gesamten Naturalertrag eines Bauerngutes verschlang (33,4 Prozent Grundzins, 6,6 Zehnt, 20 Vogteizins und 4 auf die Steuer).

Deutsche Territorien zu Rudolfs Zeit. Die Landessteuer erinnert uns an die deutschen Landesherren. Wer und wo waren sie

zur Zeit, als die Macht Ottokars durch König Rudolf halbiert wurde? Im sichersten Besitz — um eine ungefähre Übersicht nur des Wichtigsten zu geben — saßen immer noch die hohen Reichsprälaten: der Erzbischof von Mainz im Fränkischen, die Erzbischöfe von Trier und Köln, der Bischof von Lüttich im Niederlothringischen mit je etwa 50—100 Quadratmeilen Land. Auch die übrigen Kirchenfürsten Niederdeutschlands, die Bischöfe von Utrecht, Paderborn, Münster, die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg standen sich gut mit 100—150 Quadratmeilen jeder, ebenso der bamberger, würzburger, augsburger, churer, baseler und straßburger Bischof; am besten im Südosten der Erzbischof von Salzburg, der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Trient. Das ganze geistliche Reichsgut (den Deutschorden im Preußischen ungerechnet) mochte zweitausend Quadratmeilen betragen. Unter den Laienfürsten war neben Böhmen-Mähren mit etwa 1500 Quadratmeilen nunmehr das Haus Habsburg mit Östreich-Steier und den Besitzungen am obern Rhein (zusammen etwa 1300 Quadratmeilen) am bedeutendsten; sodann das Herzogtum Oberbaiern unter den Wittelsbachern, die damals auch in der Kurpfalz (mit Heidelberg) geboten und höchstens 400 Quadratmeilen beisammen hatten, während Niederbaiern abgezweigt war. Im Schwäbischen erschienen neben den Habsburgern die Grafen von Würtemberg und Baden mit je 100 Quadratmeilen am stärksten; der Burggraf von Nürnberg, über den später sogenannten anspach-baireuthischen Landen, kam ihnen nahe. Von dem einstigen reichen Besitz Heinrichs des Löwen war das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg übrig mit etwa 300 Quadratmeilen, das Herzogtum Mecklenburg ebensogroß, während die Askanier in der Mark um diese Zeit vielleicht 500 Quadratmeilen kommandierten, ein Herzogtum Sachsen (der spätere Kurkreis um Wittenberg) mit etwa 100 Quadratmeilen entstanden war. Südlich von ihm lagen die wettinischen Lande (Mark Meißen) an der Elbe mit 250 Quadratmeilen, im Anschluß nach Westen das zerspellte Thüringen und die Landgrafschaft Hessen mit noch nicht je 100. In der Peripherie wären das unsicher gewordene Schlesien, dann Krain, Kärnten, Tirol, Savoyen, Burgund, Oberlothringen, Jülich, Luxemburg und Limburg, Brabant, Flandern, Holland, Geldern, Friesland und Holstein zu erwähnen, unter Herzögen, Fürsten und Grafen, wie sie außerdem in großer Zahl, in kleineren „reichsunmittelbaren" Gebieten auch damals schon zerstreut zwischen den genannten größeren im Gemenge lagen, des schon erwähnten direkten Reichsgutes (Vogtland usw.) nicht zu vergessen.

Alle Territorien waren teils aus den großen Reichslehen, die

einzelne Kaiser vergabt hatten, teils aus zusammengeballten privaten Grundherrschaften entstanden; was bei Auflösung der alten großen Frohnhöfe nicht in dynastische Landesherrschaften überging, war meist zersplittert auseinandergefallen und nun im Besitz des Kleinadels. Doch teilten die Besitzer dieser Parzellen mit den hohen Laienfürsten eben das Charakteristikum, daß sie nicht selbst Landwirtschaft betrieben, sondern ihren Besitz von einer niederen Menschengattung, deren Arbeit sie ernähren mußte, bebauen ließen. Kaum in den nordöstlichen, kolonialen Gebieten Deutschlands dürfte damals irgendwo schon ein Großgrundherr als eigentätiger Landwirt aufgetreten sein; in Süddeutschland war bald noch weniger daran zu denken, weshalb auch schließlich der gewaltsam immer weiter aufgerissene Abstand zwischen herrschender Oberklasse und gedrücktem Volk dort zu schrecklichen Katastrophen führte. Das einzige Verdienst, das die Großgrundherren in jener Zeit sich noch um die deutsche Landschaft erwarben, soll ihnen ungeschmälert bleiben: sie haben den deutschen Wald als Jagdliebhaber, soweit er noch vorhanden war, erhalten, während die Bauern ihn aus praktischen Bedürfnissen der Volksvermehrung wahrscheinlich ebenfalls gerodet haben würden.

Was aber vermochte die partiellen Inhaber der Kaisergewalt, die Territorialfürsten, dazu, in ihren Gebieten das Raubritterwesen zu dulden, was hielt soviele davon ab, mit aller Energie jenem Unwesen zu steuern? Diese Frage ist für die größeren Territorien, die sich überhaupt landespolizeiliche Aufgaben stellten, weil sie die Macht dazu aufbieten konnten, nur aus dem Verhältnis der Städte zu den Landesherren zu verstehen und zu beantworten. Die Prosperität der Städte war ihnen fast allen nach anfänglicher Förderung des Marktfriedens ein Gegenstand des Abscheus und Neides geworden, darum ein Gegenstand erbärmlich kurzsichtiger Politik. Ganz und gar nicht einverstanden mit einer womöglich noch höheren Entwickelung, trachteten sie im Gegenteil, erstens aus diesen unliebsamen Gebilden für sich so viel herauszuschlagen, als irgend anging, zweitens durch Schikanen und Hemmung die Städte in gefügige Untertanen der Landesherrschaft zu verwandeln. Darum sahen zumal die kleineren Fürsten es nicht ungern, wenn Kaufleute von Stegreifrittern geplündert wurden; denn sofort konnten sie jetzt von den Städtern immer höhere Summen für „sichres Geleit" — eines der einträglichsten Geschäfte jener Zeit, eben weil es trotz allen Verkündigungen gar keinen wirklichen „Landfrieden" gab, — erpressen; und überdies führte, sobald es gegen Städte ging, ein untrüglicher Instinkt Ritterschaft und Landesfürsten, die beiden Faktoren, die als

Nichtarbeitende im modernen Sinn vor den verachteten, aber fleißigen Berufsständen ein böses Gewissen hatten, immer wieder zusammen. Oft waren auch die Räuber und Diebe selbst zu hochgeboren und zu gut verschwägert, als daß der Landesherr gern gegen sie vorgegangen wäre.

Limburgische Fehde. Nun gab es wieder einen deutschen König; was tat Rudolf? Er hate bereits auf dem Reichstag und Konzil zu Würzburg im Jahr 1274 einen Reichsfrieden auszurufen versucht, bei Strafe von Acht und Bann gegen etwaige Störer, — ein ganz nutzloses Vorgehen, denn die Reichsgewalt war ohnmächtig und die Kirche nicht respektiert. Ein auf dem Konzil anwesender päpstlicher Legat, als er für die Mitwirkung Roms große Geldsummen forderte, wurde damals insultiert und entwich nach Hause. Etwas wirksamer bewiesen sich die vereinzelten interlokalen Landfrieden; doch der mittelrheinische lief 1280 ab, und ein Chaos folgte auch hier. So erneuerte ihn Rudolf 1282, ernannte für den Mittelrhein einen Reichsvogt und Reichsrichter als Vollstreckungsbeamte; doch das Raubrittertum wucherte weiter, während ein erbitterter vieljähriger Krieg um das limburgische Erbe den Wohlstand Niederlothringens verstörte und als ein rechter Hohn auf die Reichsgewalt 1286 durch eine blutige Schlacht bei Worringen (linksrheinisch dicht unterhalb Köln belegen) beendet wurde, nach dem Dazwischentreten des französischen Königs Philipp (le Bel), nicht Rudolfs von Habsburg.

Die Raubritter in Thüringen. Darauf ist der alte Mann 1289 schließlich doch nach einer der meistgeplagten und -heimgesuchten Landschaften, nach Thüringen, persönlich aufgebrochen, um wenigstens an einer Stelle Ordnung zu schaffen. Das Land um Erfurt gehörte damals dem Erzbischof Heinrich von Mainz, einem der wenigen hohen Prälaten, die aus den Kreisen des Handwerks emporgestiegen waren und somit, was wichtig in unserm Fall, feudaler Schwägerschaft entbehrten. Er hatte die Dinge zum Vollzug geordnet, und als Rudolf eintraf, konnten nicht weniger als neunundzwanzig adlige Räuber enthauptet werden. Wenn man dann hört, wie Rudolf im Lauf des Jahres dort noch Dutzende von Raubburgen zu stürmen und zu brechen hatte, kann man sich von der Summe des Elendes an Überfall, Plünderung, Schändung, Blendung und Mord, die über das schöne Thüringen Jahrzehnte hindurch von feudalen Spießgesellen verhängt worden war, eine ungefähre Vorstellung bilden. Nur vier Meilen westlich von Erfurt lag jenes Ruhla, wo schon der bekannte Schmied der Sage sein „Landgraf Ludwig, werde hart!“ (hart gegen die adligen Aussauger und Bedrücker) in das glühende Eisen hineingehämmert hatte.

Falsche Friedriche. Wie merkwürdig nun, daß auch der Kyffhäuser, damals und noch für sechs Jahrhunderte der Ausdruck tiefster deutscher Sehnsucht nach wirklicher kaiserlicher Macht, derselben Landschaft angehörte, der einzigen, in der König Rudolf, außer in Schwaben, tätig und wirksam als Reichsfriedenshüter aufgetreten war; in Norddeutschland ist er überhaupt nie zu sehen gewesen. Jenes (1235) auf dem Tage von Mainz durch den Staufer Friedrich II in deutscher Sprache verkündete Landfriedensgesetz hatte so tiefen Eindruck auf unser Volk gemacht, daß es an den Tod seines fernen unsichtbaren Lieblings, der seinerseits auf Deutschland zeitlebens als auf ein bloßes Nutztier herabsah, nicht glauben wollte. Eine ganze Reihe falscher Friedriche trat nach und nach auf; gegen einen dieser Betrüger, der sich in Wetzlar hielt, hatte Rudolf persönlich mit Heeresmacht ausziehen müssen — ein Hohn auf den pompösen schillerschen Lobgesang, der einen „Herrscher der Welt" feiert und einen „Frieden wieder auf Erden", bloß weil es dem deutschen König nach vielen Mühen gelungen war, ein paar Straßenräuber zu köpfen und einen Winkelprätendenten zu fangen. Kehrte er den Rücken, ging das Raubwesen munter fort.

Geschwundene Geldwirtschaft. 1291 starb Rudolf der Habsburger fünfundsiebzigjährig zu Speyer, den Tag nachdem er von Straßburg her dort eingeritten war. Ranke spricht in seiner kühlen Weise davon, daß das Raubrittertum dem deutschen Wohlstand im allgemeinen gar so großen Schaden wohl kaum getan habe. Doch nicht bloß der geradezu klägliche Zustand, in den z. B. die Mark Brandenburg allmählich geriet, sondern vor allem das Schwinden der einst so verheißungsvoll einsetzenden Geldwirtschaft widerlegen ihn. Es war eine direkte Folge des Faustrechtes; denn wie soll sich das Geld nicht aus einem Verkehr zurückziehen, dessen Straßen dauernd unsicher sind? Das deutsche Reich hatte unter Barbarossa den Eindruck eines bemittelten Landes gemacht, großer Aufwendungen mühelos fähig, weil in den wichtigsten, in den niederen Schichten aus Gründen, die das 16. und 17. Kapitel entwickelten, Wohlhäbigkeit herrschte und Geld zirkulierte. Das Faustrecht in seiner ganzen sozial-ökonomischen Tendenz gegen Bürger und Bauer hat unser deutsches Plattland wieder zur Verarmung gebracht. Statt in einer falschen Romantik die Reste jener schmählichen Burgen zu bewundern, würden wir besser tun, uns gegen ihre geistigen Erben zu wehren.

XIX. Kapitel.

Städtebünde und Freiheitsschlachten.

Die Hansa. Aber das Städtewesen, wenn schon von Landesherren und Raubrittern gleichzeitig angefallen, war nicht so ohne weiteres zu zernichten. Seine Lebenskraft knüpft sich für Norddeutschland vorzüglich an den Namen „Hansa".

Vorweg sei gesagt, daß eine Hansa so, wie von ihr heute noch fortwährend gesprochen wird, niemals existiert hat. Niemals hat es einen zentralistisch wohlorganisierten, große Ziele mit starken Mitteln gemeinsam und aufopfernd verfolgenden Hansabund gegeben; von jeder Erinnerung etwa an den athenischen Seebund mit den Inselgriechen, an den Bundesschatz in Delos usw. muß man sich freimachen, wenn man des hansischen Vorplatzes Lübeck gedenkt. Dort ist die Hansa vielleicht ein Ziel gewesen, doch nie über einen frommen Wunsch hinausgekommen. Denn die Ohnmacht des führenden Ortes war bei entscheidenden Gelegenheiten zum Erbarmen, und die zuweilen überraschenden politisch-militärischen Erfolge resultierten in erster Linie aus der Schwäche des Gegners, wie das deutsche Reich selbst sein Dasein im Westen von den jahrhundertlangen erbitterten Kriegen, die England gegen Frankreich führte, im Osten von der innern Zerrissenheit Polens fristete. Deutschland bestand in seinem alten losen Umfang, weil es noch nicht angegriffen worden war. Und hätten die Lübecker einen König Knut, oder auch nur ein innerlich gefestigtes Schweden vor sich gehabt, dürften sie nicht einmal ihre flüchtigen Erfolge errungen haben.

Der fragliche Name lautete ursprünglich „die Hansen". „Hans" hieß (mit einem inzwischen veralteteten deutschen Wort) das Mitglied irgend einer Gemeinschaft, „hansen" die Prozedur für frisch beitretende Mitglieder, die ja auch heut noch zuweilen „gehänselt" werden. Demgemäß hat der Begriff im deutschen Binnenlande längst existiert, bevor er sich an der See festsetzte; Hansegrafen, d. h. bürgerliche Vorsteher von bürgerlichen Gemeinschaften, gab es in Regensburg spätestens 1190, und in dem Freibrief, den Barbarossa zwei Jahre vorher der Stadt Lübeck ausstellte, war das Wort „Hansa" bereits so vieldeutig, daß es nicht nur das Recht, in fremden Ländern Handel zu treiben, sondern auch die Abgaben von diesem Handel und die Summe bedeutete, welche der Einzelne behufs Teilnahme an der Genossenschaft einzahlen mußte. „Mit Hansa" war soviel wie „mit Zwang zum Anschluß".

Die ersten Hansen, von denen man in London sprach, können nur niederrheinische, und zwar hauptsächlich kölnische Kaufleute gewesen sein, diese Verbände von Einzelnen im Ausland also die Vorstufe des späteren Hansawesens, das aus Bündnissen ganzer Städte des deutschen Inlandes bestand. Ein, jener mehr privaten Vorstufe zugehöriges, „Hanshus" wird für London schon in Urkunden aus dem ersten Drittel des zwölften Jahrhunderts erwähnt. Es war eine Kaufmannsgildenhalle für Niederrheinländer mit Faktorei, Hof, Speicher und Gasträumen, sehr wahrscheinlich am nördlichen Ufer der Themse dicht oberhalb der großen London bridge, dort wo später der berühmte Stahlhof (steel-yard) lag. Das Aufkommen Lübecks wiederum stützte sich auf seine kaufmännischen Erfolge an den Gestaden der Ostsee, mit dem Stapelplatz Wisby auf der Insel Gotland, der in seiner Blütezeit zwölf schöne deutsche Kirchen aufwies und einen großen Reichtum barg. Durch Friedrich II im Jahr 1226 als reichsunmittelbar bestätigt und aus eigenen Kräften fähig, sich gegen lästige Grafen und Stegreifritter zu wehren, schienen Lübecks Bürger so sehr von einem urgermanischen, markgenossenschaftlichen Geist beseelt, daß ihnen vorläufig und noch für lange Zeit jede Andeutung eines Patriziates fehlte, dagegen ein freier, aufrechter Gemeinsinn voller Selbstachtung und Unternehmungslust fruchtbare Blüten trieb. Schon seit 1241 hatte sich Lübeck mit Hamburg zum gegenseitigen Schutz der Trave- und Elbmündung zusammengetan und gemeinschaftliche Razzias auf Seeräuber gehalten, unter Teilung der Kosten. Ihr Beitritt zum west- und süddeutschen Städtebündnis der Jahre 1251—55 ward im vorigen Kapitel erwähnt. Aber obwohl diese Bündnisse durchaus hansischen Charakter zeigten, war die Zentralisation, die bewirkte Gemeinsamkeit nach außen hin so gering, die tragende Idee noch so schwach, daß erst dreißig Jahre später an einem Platz wie London Einigkeit des Vorgehens ermöglicht wurde. Nicht früher als 1282 schlossen sich die Kölner, Lübecker und Hamburger, nachdem sie sich allzulang in gesonderten Gildehallen Konkurrenz gemacht hatten, verständigerweise im londoner Stahlhof zusammen.

Osterlinge und Westerlinge. Ein Jahr darauf (1283) erfolgte dann jenes Bündnis von entscheidender Bedeutung, das die immer noch „wendisch" genannten Städte der mecklenburgischen und pommerschen Küste Wismar und Rostock, Stralsund und Greifswald mit Lübeck vereinte. Mehrere Fürsten und Herren, denen daran lag, die stark drängenden Askanier von der See fernzuhalten, reihten sich an; doch wurde nur unter den Städten das rostocker Bündnis 1293 erneuert. Diese wendische Gruppe, zu der auch Hamburg und Kiel gehörten, war

es hauptsächlich, die den Namen der (von der Ostsee kommenden) „Osterlinge" nach Westen trug und an den berühmten Hafenplätzen Flanderns, das gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts bereits übervölkert war und der Nahrungsmittelzufuhr von außen bedurfte, mit den Westerlingen, den Kaufleuten vom Niederrhein und der Nordseeküste, in friedliche Konkurrenz trat, abgesehen von Westfranzosen, Portugiesen und Spaniern, deren Weinschiffe dort von alters her verkehrten (Venezianer kamen erst seit 1317 nach Brügge). Von den Osterlingen schreibt sich der heut noch geltende englische Münzfuß des Pfundes Sterling; denn da sich im Gegensatz zu Westfrankien mit seinem allmählich leichteren livre Tournois, in Deutschland (Ostfrankien) das karlingische Pfund erhalten hatte, auf das 240 Pfennige (Denare), der Pfennig zu 32 Weizenkörnern ($22^1/_2$ Gran oder 1,35 Gramm) geprägt wurden, so nannte man den schwereren, nach ostfränkischem Fuß hergestellten Pfennig der Osterlinge „sterling (= easterling) penny".

In der Ostsee selbst aber war Lübecks Übergewicht so zweifellos, daß 1299 das Petschaft des „gemeinen Kaufmannes", mit dem in Wisby bis dahin die Urkunden gesiegelt worden waren, eingezogen wurde. Damit hörten die Gemeinschaften, zu denen sich deutsche Kaufleute überall, wo sie zufällig oder dauernd Handel trieben, behufs ihrer Interessenvertretung vereinigt hatten, keineswegs prinzipiell auf. Nur in der Ostsee hatten Lübeck und die mit ihm Nächstverbundenen die unbestrittene Vorherrschaft; Köln am Rhein, wie Danzig an der Weichsel oder Reval in Livland fügten sich. Aber mehr als provisorische Verlängerungen schon bestehender Verträge hat auch Lübeck nirgend erreicht, irgendwelche Vollstreckungsgewalt zur Bundesexekution an renitenten oder pflichtvergessenen Mitgliedern auszuwirken, ist ihm nicht gelungen. Die „Verhansung", der Boykott gegen einen Platz, der Abbruch des Verkehrs mit ihm, war, weil man sich gegenseitig doch immer wieder brauchte, ein viel zu gefährliches und, wenn auch gelegentlich zu Lüneburgs großem Schaden durchgeführtes, doch eben zweischneidiges und unzweckmäßiges Mittel. Die Bemühungen auf Zentralisation sind gescheitert, wie sie leider scheitern mußten, weil — wir dürfen dies nicht vergessen — Lübeck, von den kleinen Binnenstädten Dortmund und Goslar abgesehen, die einzige freie Reichsstadt Niederdeutschlands war. Alle andern Städte, die dort in Frage kamen, hatten dazumal einem Landesherrn, sei es dem Deutschorden, den Askaniern, einem Bischof, Herzog oder Grafen zu gehorchen, und diese Landesherren schwankten bestenfalls, ob sie die Städte nur gründlich zur Ader lassen oder ihren

„Trotz" für immer brechen sollten. Hier merkt man den Schaden, den die Hohenstaufen der Nation zugefügt haben, weil sie das Städtewesen doch nur wie täppische Riesen, launisch bevorzugend oder gierig und ganz ohne Liebe, stets ohne soziales Verständnis anfaßten. Daher das Bestreben aller Magistrate, die Reichsunmittelbarkeit in einem Freibrief zu erlangen.

Eine Hauptvoraussetzung für die Existenz der Hansa war die Zurückgebliebenheit des Aktivhandels in England, das im dreizehnten Jahrhundert nur als Produzent von Metallen (Blei, Zink, Silber) und einer feinen Wolle, deren Zucht die Feuchtigkeit des Klimas wie der englische Graswuchs begünstigten, mitzählte, weshalb eben die deutschen Hansen von verschiedenen englischen Königen als unentbehrlich begünstigt wurden und wichtige Privilegien erhielten. Wichtiger als die Resultate, die von Lübeck zuweilen gegen das junge, unfertige, menschen- und kapitalarme Schweden errungen, oder die Demütigungen, die von Dänemark hingenommen wurden (1307—1317 war Lübeck dänische Lehnstadt), ist für uns noch heut der berühmte Handels- und Stapelartikel der Osterlinge: der Hering.

Heringsfang im Sund. Das Land Schonen, die schwedische Südküste, war damals in den Händen Dänemarks. In seinem südwestlichsten Zipfel zwischen den Flecken Skanör und Falsterbo sah man die ausgedehnten Anlagen für Zurichtung und Verpackung jener Delikatesse, die nicht nur bis tief hinein ins deutsche Binnenland ein wesentliches Nahrungsmittel der ärmeren Volksklassen, sondern auch an vielen ausländischen Märkten als Fastenspeise geschätzt war. Zwischen Jakobi und Michaelis, von Ende Juli bis Ende September, kamen und kehrten dreimal die lübischen Flottillen, während Tausende von Fischerbooten ununterbrochen Tag und Nacht dem Fang des Herings oblagen, der die Laune hatte, gerade dort sein Brutgeschäft zu verrichten, um aus unbekannten Gründen nach sechzig oder hundert Jahren seine Stätte zu wechseln. Öd und verlassen, unter der Obhut bewaffneter Wächter mit ihren Hunden, lagen die Schuppen, die Steinhäuser, die aufgestapelten leeren Tonnen, die Netze und Geräte in den Vorratskammern für den größten Teil des Jahres. Doch wenn die Hansen anrückten, kamen mit ihnen auch die Schiffe fremder Nationen, das Salz aus Lüneburg und Kolberg, und mitten im Tumult des Ausladens, Zurichtens, Einsalzens, Packens, im Duft von Teerjacken und Räucherei wurden die kostbarsten Stoffe, Weine, Schmuckgegenstände feilgehalten. Über dem Frieden des außerordentlich lebhaften Marktes wachte der Vogt von Lübeck; nur den Blutbann hatten die Könige von

Dänemark sich vorbehalten, bis auch das Richten über „Hals und Hand" 1328 an Lübeck und andre Städte des wendischen Quartieres überging. Merker gaben Obacht, daß alle Vorschriften über Größe der Tonnen, Länge der Fische, Güte der Ware eingehalten würden. Eines Tages lag alles wieder wie ausgestorben, die Fackeln, die dem Nachtfang geleuchtet hatten, waren am Strand erloschen, das ganze bunte Leben, dem es an aufregenden Wechselfällen auch ohne das Element der Frauen nicht fehlte, schien gleich einem Spuk verschwunden zu sein.

Dort mag mancher arme Fischer, wenn er anstellig und mutig war, mag mancher arme Lehrling des Kontors, wofern er die oft lebensgefährliche Hänselung brav überstanden hatte, sein Glück gemacht haben. Doch auch an den Skorbut werden wir denken müssen, der wegen übermäßigen, in Hungerjahren oft ausschließlichen Genusses von Salzfisch unter den Küstenbevölkerungen grassierte, die noch keine Kartoffel kannten, der Matrosen zu geschweigen, die auf schlecht verproviantierten Schiffen, die wir heut Kähne nennen würden, unter unsäglichen Strapazen den Stürmen der See standhielten. — —

Tuchfabrikation und Weberknechte in Flandern und Brabant. Gleich den Osterlingen hatten auch die Westerlinge, zumal an jenem durch Natur wie durch Menschenfleiß gleich sehr bevorzugten vlämischen Gestade, das wir als die Heimat vorzüglicher Kolonisten im vorletzten Kapitel kennen lernten, gewaltige Fortschritte gemacht. Wie das friesische Tuch nächst westfälischen Räucherwaren den ersten deutschen, dem Welthandel zustrebenden Exportartikel gebildet hatte, so war auch der Kleinbetrieb der Tuchmacherzünfte in den flandrischen und brabantischen Städten bereits im Lauf des dreizehnten Jahrhunderts durch jene großartig ausgreifende Produktion gesprengt worden. Es gab hier keine Möglichkeit, daß jeder Weberknecht hoffen durfte, eines Tages Meister zu werden, weil die Selbständigkeit nur mit kostspieligen technischen Einrichtungen auf der Höhe der Zeit konkurrenzfähig zu bleiben vermochte. Insofern waren wohl die Aussichten für den einzelnen schlechter als etwa bei den Schustergesellen einer deutschen Kleinstadt; aber andrerseits kam durch jene frühe Großindustrie ein mächtiger Zug in das gesamte bürgerliche Leben, das in seiner Wohlhäbigkeit auch der Mittel für politische Zwecke nicht entbehrte. Wie tief und wie früh die Kaufmannsgilden genossenschaftlich eingegriffen hatten, um die Tucherzeugung kapitalistisch zu organisieren, ist heute kaum noch genau zu sagen; jedenfalls gehörten die Tuchfabrikanten den reichsten Geschlechtern an. Und wie sie ganzer Scharen von Arbeitskräften für ihre umfang-

reiche Produktion bedurften, so gab es bald schon in Flandern wie Brabant eine moderne Arbeiterklasse, es gab eine Arbeiterfrage, es bildeten sich Verbände von Arbeitern, um ihre Klasseninteressen wirksam zu vertreten, und die Konstellation war nun derart, daß zuweilen die Tuchmacher oder Weberknechte mit den zahlreichen sonstigen Zünften gemeinsam gegen die kapitalistischen Patrizier vorgingen, zuweilen diese Patrizier durch Konzessionen die Arbeiter gewannen, um den zunftmäßig organisierten Mittelstand einzuschränken. Bei diesen Schiebungen und inneren Wirren gelang es bereits im Lauf des dreizehnten Jahrhunderts den dortigen Gesellenverbänden, etwas, das wir heut „Gewinnbeteiligung" nennen würden, in die Produktion einzuführen, wie sie im folgenden Jahrhundert die ersten wurden, die von dem Kampfmittel des Streiks Gebrauch machten*).

Sieg der vlämischen Demokratie in der Sporenschlacht von Kortryk. Nach außen zwar hatte sich das flandrische Grafenhaus mühsam zwischen Deutschland, Frankreich und England hindurchzufinden. Aber während das mehr landeinwärts gelegene Brabant (mit Brüssel und Antwerpen) früh verwelschte, hielt sich am Gestade des Meeres das weit gefährdetere Vlamentum in kerniger Kraft, und ob es gleich seinen südlichen Landesteil, das sogenannte Artois mit Arras, St. Omer und Lille schon vor hundert Jahren an Philipp II August von Frankreich hatte abtreten müssen, leistete der nördliche, gestützt auf seine berühmten Industrie- und Handelsstädte Gent, Ypern und Brügge, den zugreifenden Franzosen einen furchtbaren Widerstand. Sehr glücklicherweise war unter der Herrschaft der beiden wohlberatenen Gräfinnen Johanna und Margarete (1211—1244—1278) das patrizische Stadtregiment der sogenannten Poorters niedergehalten worden, so daß es nicht wie anderwärts zu einer Sinekure für üppige Vettern unter Knechtung des gemeinen Mannes hatte ausarten können. Durch jährliche Wahl des Schöffenkollegiums kam ein mehr demokratischer Zug in die städtischen Verwaltungen, und während hier wie sonst in deutschen Landen die adligen Geschlechter, ihre Neigung zur Felonie bewährend, als Freunde des Lilienbanners (Leliaarts) mit den landesfeindlichen Franzosen gemeinsame Sache machten, rettete der kraftvolle Mittelstand sein Gemeinwesen und befreite, nachdem die Leliaarts ein französisches Heer ins Land geleitet hatten, sich und seine flandrische Heimat in blutigem Aufstand. Am 18. Mai 1302 bei der „matinée de Bruges"

*) Bewaffnete Aufstände hatten die Leinen- und Wollenweber von Brügge schon 1164, die Fischer und Fleischer 1192 unternommen.

fielen alle Franzosen in Brügge der Volkswut zum Opfer; dann ist unter Führung des Webervorstandes Pieter de Coninck, des Fleischers Jan Breydel auch im offenen Feld, in der berühmten Sporenschlacht von Kortryk (Courtrai) am 11. Juli 1302 das französische Heer geschlagen worden. Viertausend goldene Sporen sammelten die Sieger angeblich auf dem Schlachtfeld. Es war das erste Zeichen einer neuen Epoche, das erste Gelingen entschlossenen volkstümlichen Widerstandes gegen adlige Panzerreiter, die mit ihren Leibern die Wahlstatt bedeckt hatten, Prinzen und Herzöge darunter. Wären die Zünfte unter sich und mit den Arbeitern einig geblieben, hier würde sich bei dem Reichtum an materiellen Mitteln ein herrlicher Kern freien bürgerlichen Gedeihens haben behaupten können. —

Die Bulle Unam sanctam verkündet päpstliche Weltherrschaft. Im selben Jahr 1302, das deutsche Bürger gegen fremde Kavaliere und einheimische Patrizier siegreich sah, ward von Bonifaz VIII die berühmte Bulle „Unam sanctam" erlassen, in der die päpstliche Weltherrschaft als Tatsache, der Bischof von Rom gewissermaßen als Vorgesetzter aller weltlichen Fürsten proklamiert und ihm als dem „Stellvertreter Christi" nicht nur die höchste religiöse, sondern gleichzeitig die höchste weltliche, politische Gewalt zugesprochen wird. Nach dieser Bulle, die heut noch nicht widerrufen, eher frisch bestätigt worden ist, darf der Papst Kaiser ein- oder absetzen, sobald er will*). Er steht über allen Regierungen und kann jedes Staatsgesetz annullieren, da er zwei Schwerter führt: das dogmatisch-religiöse, und außerdem das weltliche, das er den staatlichen Herrschern gewissermaßen nur darleiht und jeden Augenblick abfordern kann. Die Unterwerfung jeder Kreatur unter den Papst soll zur ewigen Seligkeit erforderlich sein. Deutschland nahm Bonifaz als päpstliches Lehen in Anspruch und erkannte den damaligen König Albrecht (Sohn Rudolfs) nicht an. Doch er scheiterte am französischen Herrscher Philipp dem Schönen, dessen patriotischere Notabeln und Prälaten ihren König nicht, wie einst die deutschen ihren Heinrich IV, im Bann preisgaben, und der den Papst durch Parteigänger 1303 in Anagni unsanft festnehmen ließ. Befreit, starb der päpstliche Greis doch in Rom, in bedrängter Stellung, kurz darauf infolge von Kummer und Krankheit.

Historische Präzedenzen. Freilich war jene Bulle gar nicht das Erzeugnis eines plötzlichen Einfalls, vielmehr haben wir ihren Inhalt im Lauf dieser Kapitel werden und wachsen gesehen. Schon

*) In diesem Sinne schrieb noch Pius IX an Kaiser Wilhelm I am 7. Aug. 1873.

als (Weihnachten 800) der vom Gebet aufstehende Franke Karl mit der Kaiserkrone betölpelt wurde, trat die Absicht zutage, die Welt glauben zu machen, daß die Krönung in des Papstes Belieben gelegen habe, und das Kaisertum ist auch gemäß den augustinischen Anschauungen „de civitate Dei“ während seiner ersten fünf Jahrhunderte eigentlich niemals, wenigstens nicht von der Christenheit, als eine nationale Einrichtung, sondern in erster Linie als eine Einrichtung zum Schutz des Heiligen Stuhles und der Kirche im allgemeinen betrachtet worden. Karl der Kahle wurde 875 in Rom schon mit ausdrücklicher Beziehung auf seinen Großvater und mit der Bemerkung gekrönt, daß ihn, wie jenen, die freie Wahl des Papstes zum Kaiser erhöbe.

Die Sprache der hier herausklingenden gefälschten isidorischen Dekretalen (vgl. Kapitel 13) hatte auch Gregor VII bereits vor Heinrich IV überboten, indem er die Lehre aufstellte, daß, wie Gott am Himmel zwei Lichter, ein großes und ein kleines, geschaffen habe und die päpstliche Sonne mehr als der kaiserliche Mond sei, soviel höher der Geistliche über dem Laien stünde. Es kam zwar (1083) der sehr merkwürdige Tag, da die Sonne vor dem Monde verblich. Aber schon der fromme Lothar von Sachsen ließ bei seiner Kaiserkrönung (1133) wiederum die Anschauung zu, als ob Innozenz II ihm sein Amt und seine Gewalt aus der höheren päpstlichen Machtvollkommenheit verliehen habe. Dieser einstige Frömmling trennte sich 1137 ernüchtert und belehrt von seinem päpstlichen Freunde, zwei Jahre darauf erlebte die Welt gar das seltsame Schauspiel, wie die Sonne eingefangen in die Hände der Sizilianer fiel. Allein nicht nur Lothars Nachfolger Konrad III, sondern auch Friedrich Barbarossa mußte sich dann mehrfach als Lehnsmann und Beschenkten des Apostolikus anreden, ja von einem Legaten auf dem Fürstentag zu Besançon (Oktober 1157) fragen lassen: von wem der Kaiser das Reich denn habe, wenn nicht vom Papste, — worauf Otto von Wittelsbach mit dem Schwert auf den Lästerer eindrang. Doch Roms Anspruch wechselte nicht. Friedrichs II Antagonist, Innozenz IV, lebte ganz naiv in dem Glauben, daß Christus außer einer himmlischen Herrschaft, die jetzt er, der Papst, innehätte, noch eine weltliche gegründet habe. Er fühlte sich gewissermaßen als Prinzipal Gottes auf Erden; Christentum, Kirche, Papsttum waren ihm identisch mit Gott. Er hat die ghibellinische Partei trotzdem in Italien wachsen sehen müssen. Bereits 1273 aber hatte das Papsttum sich von seinen staufischen Wunden soweit erholt, daß Gregor X die Deutschen aufmahnen konnte: sie sollten sogleich einen König küren, sonst würde er einen ernennen. Und wirklich ist dann 1274 der

erwählte Habsburger von Gregor nicht etwa nachträglich anerkannt, sondern — übrigens ohne daß Rudolf darum ersucht hätte — „nominiert" worden.

Folgen der Bulle. Die Bulle „Unam sanctam" bedeutete 1302 also mehr eine scharfe juristische Formulierung von längst Vorhandenem, als die Erfindung von etwas Neuem. Ihre mittelbare Folge, durch Clemens V, ganz in Philipps Händen, eingeleitet, war das Exil von Avignon und ein dumpfer populärer Widerspruch, den eines späten Tags Martin Luther ausdrücken sollte, als er in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation beklagte, wie die teuern Fürsten Friedrich I und Friedrich der Andre und noch mehr deutscher Kaiser so jämmerlich von den Päpsten „mit Füßen getreten und verdrückt" worden seien. Die unmittelbare Folge war leider eine zunehmende Verweltlichung der Geistlichen, sodaß hinter ihren politischen Zielen ihre sozialen Pflichten verschwanden und verkümmerten. Nur der Bettel ward gehegt; für deutsches Bauernelend hat diese aristokratische Kirche kein Herz mehr besessen. Da die Ausbildung einer ländlichen Leibeigenschaft im Lauf des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts weitaus das wichtigste soziale, doch in seinen Phasen kaum wahrnehmbare Geschehnis im Reiche bildet und erst nach 1500 schreckhaft hervortritt, hat es für die Zwischenzeit wenig Wert, sämtliche formalpolitischen Abwandlungen, Wahlen, Erbfolgen, Eroberungen und Friedensschlüsse zu registrieren. Die Übersiedlung des Deutschordensmeisters von Venedig nach Marienburg, der Päpste von Rom nach Avignon (1309), Kaiser Karls IV goldene Bulle (1356), die Wechselfälle der hansischen Unternehmungen im Norden bis zur kalmarischen Union (1397), die Rivalität zwischen Luxemburgern und Habsburgern im Osten, das Aufkommen Burgunds im Westen des Reiches und der Zusammenbruch Karls des Kühnen (1477) werden besser anderswo gewürdigt. Hier wollen wir uns mit einer Darstellung der Ereignisse begnügen, die uns während jenes Zeitraumes ein soziales Gesicht zuwenden. Ich weiß wohl, daß den Bedürfnissen mancher Leser mehr damit gedient wäre, wenn sie die Hansa, die Zünfte, die Kirchenreform usw. jedes in einem Atem für sich berichtet fänden; aber die Beobachtung, daß das nacheinander Erzählte leicht als nacheinander geschehen empfunden wird und falsche historische Bilder entstehen, läßt mich den gefährlichen Versuch einer kurzen ordnungsmäßigen Chronik bis zum Jahr 1500 wagen.

Sieg der Schweizer bei Morgarten. 1315 (am 15. Nov.) wurde die habsburgische Macht unter Herzog Leopold dem Glor-

würdigen bei Morgarten (zwischen Züricher und Vierwaldstädter See) von den kriegskundigen, seit 1309 reichsfreien schweizer Waldstättleuten geschlagen, und zahlreiche Häupter des hohen Adels blieben tot. Es war das korrespondierende Ereignis zur Sporenschlacht von Kortryk (1302), doch mußte sich dergleichen mehrfach noch wiederholen, ehe die öffentliche Meinung in Europa die rechten Schlüsse daraus zog: daß der Spieß des Bauern zu Fuß die furchtbarste Waffe sei. Dagegen hat das Schießen mit Pulver, das bald darauf begann, sozial vorerst keinerlei Nachwirkung gehabt; der Schuß war viel zu ungenau, das Laden viel zu umständlich. Noch hundert Jahre nach Morgarten (1415 bei Azincourt) haben englische Bogenschützen den Sieg entschieden; noch im Dreißigjährigen Kriege stand das Verhältnis zwischen Musketieren und Pikenieren gleichauf. Die nächste Folge von Morgarten, im Dezember desselben Jahres zu Brunnen am Vierwaldstädter See, war die Erneuerung und Befestigung der schon 1291 gegründeten „Schweizer Eidgenossenschaft" aus Uri, Schwyz und Unterwalden.

Schlechter Ausgang der Askanier. Das Jahr 1320 ist, abgesehen von dem Wiederauftreten eines kraftvollen Herrschers in Polen (Wladislav Lokietek*) dadurch bemerkenswert, daß in der Mark die Askanier mit Heinrich von Landsberg ausstarben. Sie endeten nicht, wie sie begonnen hatten. Zwar vereinigte Markgraf Waldemar (Heinrichs Vorgänger) gegen den Schluß seiner Regierung noch einmal die stattlichen Gesamtbesitzungen des Hauses und erkämpfte sich gegen eine Koalition von Dänemark, Schweden, Polen einen ehrenvollen Frieden. Aber vorher waren durch eine ganze Reihe unzweckmäßiger Erbteilungen das zukunftreiche Land zerstückelt, dezentralistische Kräfte entfesselt worden. Vor allem hatte die mit Hufen ausgestattete Beamtenschaft der Burgwarte, Vögte (mit ritterlichen und militärischen Befugnissen über Dörfer und Städte), Kastner (für das Finanzwesen), gleich den übrigen deutschen Lehnsbeamten seit fünfhundert Jahren, nur kurze Zeit funktioniert; die Versuche, diese Beamten durch ergänzende Besoldung mit landesherrlichen Zehnten in besserer Abhängigkeit brauchbar zu erhalten, wurden nicht energisch genug durchgeführt, da das kolonisatorische Talent der Askanier leider durch ein finanzelles nicht unterstützt wurde. Die vielen Erbteilungen, infolge deren sich einmal bei Rathenow nicht weniger als neunzehn „regierende" Markgrafen zu versammeln vermocht hatten, erzeugten direkte Finanznot, mit ihr die Neigung, landesherrliche Rechte an Gläubiger oder sonstwie Bietende zu verhökern.

*) Ellenlang.

Adelsherrschaft in der Mark. Auf diese Weise war der Adel des Landes als Aufkäufer allmählich zu großem politischen Einfluß gelangt und erwies sich durch seinen Klasseninstinkt wie sonst überall, so auch in der Mark als den Todfeind der Zentralgewalt und der unglücklichen Bevölkerung, die in seine Klauen fiel. Ursprünglich neben den Kolonialdörfern mit vier bis sechs Hufen zur Haltung von Rüstung und Panzerroß, Spießjungen und Knechten ausgestattet und, eben wegen seiner steten Militärpflicht und Bereitschaft, von allen sonstigen Abgaben befreit, hatte er dies Prinzip der Steuerfreiheit auch auf das Gebiet seiner Neurodungen als selbstverständlich übertragen, von den verschiedentlichen Landesherren aber in deren Verlegenheiten nicht bloß die Gerichtsbarkeit vieler Bezirke, sondern auch den Finanzertrag ganzer Vogteien, den Erbzins der Bauern, samt andern Steuern und Frohnden abgekauft. So stand er zuletzt selber steuerfrei, durch Lehnsrecht nur vom (markgräflichen) Hofgericht abhängig, dessen Richter doch meist gleichgesinnte Standesgenossen waren, dagegen mit eignem, zu seinem Rittergut (patrimonium) gehörigen Untergericht (daher Patrimonialgerichtsbarkeit), vor dem zinsenden und frohnenden Bauer mit erdrückender militärischer, richterlicher, politischer und finanzieller Überlegenheit da. Er wußte sie zu mißbrauchen, wir haben es schon anderwärts gesehen, und der Erfolg blieb auch in der Mark nicht aus. Des alten militärischen officium nobile, für das allein er mit Landgütern begabt worden war, uneingedenk, verteidigte der Adel desto energischer mit Zähnen und Nägeln seine Abgabenfreiheit, bereit, mit jedem Landesfeinde zu paktieren, sobald der heimische Fürst den feudalen Standesinteressen beschwerlich erschien, und zäh bemüht, den Bauern unter ihm zu einem Sklaven zu erniedrigen, um, wenn er ausreichend verkümmert und entwürdigt war, ihm auch noch Bosheit und störrisches Wesen vorzuwerfen.

So hatten die schönen Kolonialzeiten, die einst unter Albrecht dem Bären mit herrlichen Hoffnungen einsetzten, nach kaum hundertfünfzigjährigem Bestehen zu einer nur desto härteren Neubelastung großer Teile des armen Volkes geführt. Ganz wie später in Süddeutschland würde der in den Herzen der leibeigen Gemachten angehäufte Groll vielleicht zu furchtbarer Eruption geführt haben, wenn den Schwergeprüften nicht zu rechter Zeit in den hohenzollernschen Kurfürsten eine rettende Schutzmacht erschienen wäre. Vorerst aber gab es, nach 1320, um das herrenlos gewordene Land verheerende Kämpfe, die die Blüte des Wohlstandes abknickten und große Stücke seines Gebietes wegrissen. Dann verlieh König Ludwig der Baier 1324 die Mark an seinen

gleichnamigen, noch unmündigen Sohn, gerade rechtzeitig genug, daß Papst Johann XXII, der mit dem König im Streit lag, das unglückliche Land nunmehr als „wittelsbachisch" auch noch mit dem Interdikt belegen konnte. Von Polen und Littauern verwüstet, von ihren Landesherren vernachlässigt, durch einen frechen Raubadel gebrandschatzt, als Zankapfel der luxemburgischen Hausmachtpolitik ging die Mark allertrübsten Zeiten entgegen. Im Südosten des Reiches tobte derweil, nach der unglücklichen Königsdoppelwahl von 1314, zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach ein rechter Kabinettskrieg mit Sengen und Brennen, Plünderung und Schlächterei bis ins elfte Jahr, hauptsächlich auf Kosten des offenen Landes. —

Verketzerung der Armut Christi. 1323 machte das Papsttum wiederum in einer hochwichtigen dogmatischen Beziehung von sich reden. So ganz vergessen waren die Lehren eines Bernhard von Clairvaux, eines Arnold von Brescia doch nicht worden, daß sich gegen die päpstliche, durch die Bulle Unam sanctam vom Jahr 1302 aufgefrischte römische Weltmachtpolitik gar keine Opposition mehr herausgewagt hätte. In die Fußstapfen der Dominikaner, die ein Jahrhundert lang das christliche Armutsideal gepredigt hatten, bis sie durch die Wohltätigkeit allzu feist mit Gütern beschenkt worden waren, um es ohne Erröten noch länger predigen zu können oder auch nur zu wollen, traten die Minderbrüder (Minoriten) und versuchten die Armut Christi als ein Dogma der Rechtgläubigkeit durchzusetzen.

Es war eine öffentliche Verurteilung des päpstlichen Haushaltes wie der päpstlichen Politik. Johann XXII, obwohl ein kahler und zahnloser Greis, doch von der feurigen Energie eines Jünglings, wagte es darauf, im November 1323 die Lehre von der Armut Christi für ketzerisch zu erklären. Die soziale Großtat Christi: der Armut ihren Stachel genommen, die Arbeit ehrlich gemacht, die Sklaven aus ihren Ketten befreit zu haben, ward durch jenen Papst abgeleugnet und verworfen. Die dazu nötige Fälschung der Heiligen Schrift gab den Ketzern ideell recht, die eine Predigt nach dem Wortlaut des Evangeliums und eine Bekanntschaft auch der Laien mit diesem Wortlaut verlangt hatten, während Rom und Avignon, um von Kontrolle frei zu sein, aus diesem Verlangen ein todwürdiges Verbrechen konstruierten. —

Zunftsiege in deutschen Städten. Das Jahr 1330 aber sah in Mainz und Straßburg die Zünfte siegreich über die patrizischen Geschlechter. Daß diese, in Üppigkeit und Vetterschaft entartet, die Klasseninstinkte des damaligen deutschen Adels, mit dem vielfache Verschwägerung bestand, angenommen und sich verhaßt gemacht hatten, mag zu

bedauern sein, da mit ihnen auch die diplomatische Geschicklichkeit, der weitere Blick, das festere Zugreifen aus dem Stadtregiment zu verschwinden pflegten, während die Zünfte viel von ihrer Engherzigkeit nun auch in der Herrschaft bewiesen. Der neuen Geldwirtschaft haben sie kein Verständnis entgegengebracht, sind beim Lobe des Kleinbetriebes stehen geblieben, gerade da er unbedingt einer kapitalistischen Erweiterung nach dem flandrisch-brabanter Muster bedurft haben würde; nach ihrem Siege ließen sie sich vor allem die Regelung des Gewerbebetriebes angelegen sein. Die Gesamtheit der Meister fesselte ihn durch ihre Zunftordnung, bestimmte alle Arbeitsverhältnisse, Lohn wie Arbeitszeit und setzte, während Söhne und Schwiegersöhne der Zunftmeister bevorzugt blieben, eine Erschwerung des Meisterwerdens für alle andern durch. Das Lehrgeld ward erhöht, die Gesellenzeit verlängert, im nächsten Jahrhundert eine Wanderzeit obligatorisch gemacht.

Jene Entwickelung selbst jedoch schien unaufhaltsam, da sie sich im Lauf des vierzehnten Säkulums in fast allen bedeutenderen deutschen Städten wiederholte. In manchen kamen die zwischen Zünften, Geschlechtern und Stadtherren auf und ab wogenden Kämpfe gar erst im fünfzehnten zum Abschluß. Die Verfassungen, die aus ihnen hervorgingen, waren verschieden, manchmal (wie in Nürnberg, Frankfurt a./M., Löwen) aus den alten Elementen gemischt, manchmal demokratisch die ganze Bürgerschaft zum Rat heranziehend wie in Köln. In Flandern, wo 1337 unter Führung des ausgezeichneten gentischen Staatsmannes Jakob von Artevelde ein Aufstand gegen das Grafengeschlecht Dampierre gelang, bildete sich (vorübergehend) eine richtige Republik, mit Jakob als dem „Ruwart von Flandern", was man heut etwa „Präsident" nennen würde.

Die Kurfürsten machen sich bemerklich. Hierhin zielte der Ehrgeiz deutscher Städte im engeren Reiche nicht. Sie waren gut kaiserlich, weil sie mit ihren weitverzweigten und überall territorial eingeengten Handelsbeziehungen den Nutzen einer starken Zentralgewalt am besten begriffen. Ja man kann sagen, daß damals in deutschen Reichsstädten ein wohlverstandener und heißer Haß gegen das „Saferdotium" wirkte. Ganz in ihrem Sinn war es, wenn (15. Juli 1338) in Oberlahnstein die deutschen Kurfürsten zusammentraten, um tags darauf zu Rhense den Spruch zu finden, daß die Mehrheit der Kurstimmen zur Wahl eines Königs hinreiche, so daß er für ein rechtmäßiges Regiment keiner weiteren Bestätigung bedürfe. Am 6. August ward dann im Deutschordenshaus zu Sachsenhausen in feierlicher Reichstagssitzung verkündet, daß die kaiserliche Würde nicht vom

Papst sei, sondern von Gott stamme, somit der gewählte deutsche König zugleich Kaiser sei, — sehr wohlklingend, doch leider nur ein leerer Schall.

Als Kurfürsten funktionierten damals die schon im „Sachsenspiegel" aufgeführten: die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf bei Rhein (in Heidelberg), der Herzog von Sachsen (im wittenberger Land), der Markgraf von Brandenburg; dazu kam der König von Böhmen*). In der allmählichen Einschränkung der Wahl auf diese sieben kann man eine Parallele zum Zunftmonopol sehen; sie bedeutete nichts weiter als eine Kontingentierung, diesmal der üblichen Bestechungsgelder. Die Erzbischöfe, durch das starke Übergreifen des Papstes in die deutsche Königswahl mißtrauisch gemacht, hatten für ihren (von den Wahlkandidaten gezogenen) Profit zu fürchten begonnen, daher jener Tag von Sachsenhausen; einen patriotischen Zweck braucht man bei den Kirchenfürsten auch in der ersten Aufwallung kaum zu vermuten. Der praktische Erfolg aber wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß gleich der nächste deutsche König (Karl IV), ohne es nötig zu haben, nach Rom lief, um sich, noch dazu unter demütigenden Bedingungen, vom Papste zum Kaiser krönen zu lassen.

Die Ideen, die den Vorgängen von 1338 teilweise zugrunde lagen, traten zwar auch in einer fruchtbaren Publizistik (um nur eines von vielen zu nennen: in Lupold v. Bebenburgs staatsrechtlichem Buch „De juribus regni et imperii") hervor. Das Notwendigste, was damals jeder Territorialfürst für sich selbst begriff: die Finanzierung seiner Machtmittel, hatte jedoch in jenem Reichsrecht ebensowenig Platz wie die politische Vertretung der großen Volksmasse. Der germanische Urwald hatte sie gekannt, indem der Stammälteste der gegebene Schutzwalt für Greise, Frauen und Knechte war. Die Kirche, die sich unter den Merowingern diese Schutzgewalt angemaßt, hatte die dazu gehörigen Pflichten gründlich vergessen; der Adel ignorierte sie grundsätzlich. — —

Der „schwarze Tod". 1348—50 wütete die Pest in Deutschland, vielleicht aus China durch Karawanen herangeschleppt, dann zu Schiff über Sizilien nach Europa vorgedrungen, das in jenen Schreckensjahren 25 Millionen Menschen verloren haben soll, etwa den vierten Teil seiner Bewohner. Das ergäbe, wenn man für Deutschland in

*) Der Sachsenspiegel sagt im III. Buch, Art. 57, § 2: „Der schenke des rîches, der küng von Behemen er hât nicheine Kure umbe daz, daz her nicht dûsch en ist."

seinem damaligen Umfange, ohne Flandern und Burgund, doch mit Einrechnung des Deutschordensgebietes in Preußen und der luxemburgischen Hausmacht im Osten (Böhmen, Mähren usw.) 16 Millionen Einwohner annimmt, etwa 4 Millionen von der Pest Hinweggeraffte. Charakteristisch an ihr waren die hervortretenden Pestbeulen und eine leicht in Brand übergehende Lungenentzündung, wie denn von dem brandigen Zerfall der Beulen der „schwarze Tod" seinen Namen hatte. Die ärztlichen Beobachtungen sind nach unsern heutigen Ansprüchen so spärlich und ungenau, daß man nicht sagen kann, ob das große Sterben im zweiten Jahrhundert (unter Mark Aurel), das im sechsten Jahrhundert (die sogenannte justinianische Pest), sowie die Seuchen, die durch Mißwachs und Hunger 810 und 811 unter Karl dem Großen das Frankenreich verheerten, mit dem „schwarzen Tod" von 1350 identisch oder von ihm verschieden gewesen waren. Aber ein Krankheitsbild mit hochgradigem Fieber, schnellem Kräfteverfall und Benommenheit des Kopfes, etwas zwischen Milzbrandkarbunkel und Hungertyphus, ergibt sich als wahrscheinlich. Der Tod erfolgte meist bis zum dritten Tag; Genesungen waren selten.

Geißelfahrten. Bei dem gänzlich unhygienischen Empfinden jener Tage, den übeln Nachwirkungen der Askese für Leibespflege, der engen Bauart der Städte, den überall stagnierenden Pfützen und Sielwässern, der Unsauberkeit der Straßen fand die Seuche ein warmes Brütbett und die Konstitutionen umso empfänglicher für Ansteckung, als Erdbeben, Mißwachs, Erscheinungen am Himmel, Überschwemmungen, Heuschreckenschwärme usw. die Gemüter erregt und ängstlich gemacht hatten. Auch in den oberen Ständen wurde angesichts der Gefahr, statt an Säuberung, Isolierung, Absperrung zu denken, nur noch mehr gebetet und gefastet als früher, Gelübde wurden getan, neue Kapellen und Klöster gestiftet. Die Priester trieben die Menge erst recht zur gegenseitigen Ansteckung zusammen, am schwersten lasteten Mangel an Aufklärung und Überfluß an Zerknirschung natürlich auf den ärmeren Schichten; der Aberglaube forderte schreckliche Opfer. Die Herzhaftesten, an denen es nicht fehlte, gingen wohl in die Häuser, setzten sich voller Nächstenliebe an die Krankenlager, pflegten und trösteten. Die blöde Menge aber ordnete sich zu Geißelwallfahrten, wie sie in Frankreich längst Sitte waren und nun bei der Verstörung durch die Seuche auch in Deutschland in Raserei ausarteten. Ganze Hunderte umlagerten die Kirchen, sangen und geißelten sich untereinander, herzugelaufene Mengen standen herum und gerieten ebenfalls in Verzückung. Festes Gottvertrauen, jene aus Mut und Demut resultierende Sicherheit der Seele

war nicht die Sache damaliger Frömmigkeit, der Kirche mehr an den Schreckmitteln des höllischen Feuers gelegen, und diese Verängstigung hatte die Nation mit gehäuften Leichen zu bezahlen.

Judenschlächterei und Pfandgeschäft. Am häßlichsten zeigte sich der Pöbelwahn in den Abschlachtungen der Juden, die angeblich die Brunnen vergiftet und dadurch die Pest hervorgerufen haben sollten. Wir hatten schon beim ersten und zweiten Kreuzzug Gelegenheit zu beobachten, wie der von Priestern angestachelte Zorn sich auf jene Unglücklichen entlud, die durch ein eigentümliches Zusammenklingen von kanonischer Satzung und geldwirtschaftlicher Entwickelung keinen Segen von ihrer Ausnahmestellung, sondern nur die Gelegenheit hatten, sich beneidet zu machen. Die Idee des Mittelalters, die gänzlich fehlschlug: Staatswesen auf den Grundsätzen des Evangeliums aufzubauen, mag bei ihrem Entstehen ja rührend und ernst gemeint gewesen sein; wir durchschauen sie aber heut auch in ihrer schließlichen Unehrlichkeit und Brutalität. Denn während es für den unter kanonischer Aufsicht lebenden deutschen Christen noch um 1350 nicht ungefährlich war, überhaupt Zins von Darlehen zu nehmen, konnte die vorgeschrittene städtische Geldwirtschaft längst weder der Leihgeschäfte auf Faustpfand, noch der Immobiliendarlehen entraten. Da mußten nun die Juden gut genug sein, jene zwar verhaßten, aber ganz unentbehrlichen Transaktionen auf sich zu nehmen. Während der deutsche Kaufmann, ein derber, schlauer Bursche, sie aus dem Warengeschäft hinauswarf und von allen industriellen Unternehmungen abzudrängen verstand, ward es ihr privilegierter Beruf, Wucher zu treiben, ohne doch ihres Gewinnes jemals froh, ja überhaupt nur sicher zu sein. Denn hatte sich irgendwo ein Jude mit Reichtum vollgesogen, was ihm bei seiner natürlichen Begabung für das Finanzfach und dem enorm hohen Zinsfuß des Mittelalters unschwer gelang, so ward er auch in abgelauerter Stunde gleich einem Blutegel wieder ausgequetscht. Mit andern Worten: die stets geldbedürftigen Landesherren ermunterten und privilegierten das Zinsleihgeschäft, um ihre eigenen Untertanen zu bewuchern, und gebrauchten bei diesem übeln Pumpwerk die Juden gewissermaßen als Schwengel. Diese selbst dürften ihren Beruf nur mit höchst gemischten Gefühlen gegen ihre Auftraggeber betrieben haben, denn von ihrem Profit wußten sie genau den Weg: in die Taschen von Fürsten und Stadtmagistraten, die sich der Juden, modern gesprochen, zur „Ausbeutung der arbeitenden Klassen" bedienten. Manche Reichsstädte erbaten sich vom Kaiser abwechselnd die Erlaubnis, sich Juden zu halten, dann sie wieder (natürlich nach erfolgter Erleichterung) wegjagen zu

dürfen. Die so Genarrten haben in jenen Jahrhunderten, geldgierig und rachsüchtig gemacht, betrogen, verachtet, beschimpft, ungerecht beschuldigt, gequält, gefoltert und gehetzt, die unfrohen Züge angenommen, die uns an ihnen dann so anstößig wurden, deren Entstehung man aber nicht vergessen darf, wenn man die viel späteren Erscheinungen ländlichen Wuchers in Deutschland richtig beurteilen will. Wie skrupellos damalige Könige sich zum öffentlichen Kredit stellten, zeigt übrigens u. a. der berüchtigte englische Staatsbankrott Edwards III, der am 6. Mai 1339 verschiedenen florentiner Bankhäusern, die ihm seine Kriegführung gegen Frankreich ermöglicht hatten, 1 355 000 Goldgulden dauernd schuldig blieb, „den Preis eines Königreiches", wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, der samt vielen Mitbürgern sein Vermögen bei jener Gelegenheit einbüßte. Sehr willkommen aber waren deutschen Landesherren solche Gelegenheiten, die ihnen erlaubten, die Volkswut gegen die Juden aufzuwiegeln; denn mindestens ein Vorwand mußte zur Beraubung herhalten. Und wie schon Kirchenvater Tertullian gespottet hatte, daß in Rom, ob nun durch Mißwachs in Ägypten das Getreide knapp wurde oder in Italien die Erde bebte und eine Seuche auftrat, unverzüglich der Pöbel schrie: „Vor die Löwen mit den Christen!" so gingen in den Jahren des großen deutschen Sterbens Anklagen wegen Ritualmordes usw. der Plünderung und Erwürgung der Juden voraus.

Die sonstigen Einwirkungen einer Pest auf die Psyche des niedern Volkes sind leicht zu erraten. Der aufgeregten Verängstigung an dem einen Pol stand ein ebenso törichter Leichtsinn am andern gegenüber; während hier inbrünstig das Ende der Welt mit dem jüngsten Gericht erwartet wurde, suchte man dort noch die letzte Neige der köstlichen Zeit im Sinnentaumel auszuschlürfen. In wenigen Familien festigten sich die Bande, in den meisten lockerten sie sich; Verbrechen und Gewalttat wurden niemals unbedenklicher verübt. Solang der Täter ungewiß blieb, den dritten Tag überhaupt zu erleben, — wie nichtig erschien da die irdische Vergeltung! Erst während sich der schlimme Gast über Polen und Rußland davonschlich, haben gesegnete Ernten und eine wunderbare Fruchtbarkeit der Frauen die Gemüter allmählich beruhigt.

Till Eulenspiegel †. Nur eines Mannes, dessen Leichenstein zu Mölln (in Lauenburg) besagt, daß die Pest ihn 1350 hinweggerafft habe, mag hier noch besonders gedacht sein: Till Eulenspiegels. In ihm verkörpert sich des damaligen niedern Volkes humoristischer Genius, wenigstens in Ansehung Norddeutschlands. Tills Schwänke sind heut

noch das Entzücken unsrer Kinderwelt; er selbst, ein richtiger Niedersachse, stammt aus der Familie der shakespearischen Schalksnarren, Bedienten und Fuhrknechte; ja der silbenstechende Totengräber aus dem „Hamlet" ist ihm vielleicht am verwandtesten. Denn Till ist ein großer Erzieher des Volkes zum rechten Gebrauch seiner Sprache gewesen. Wehe dem, der nicht genau wußte, was er redete, Till tränkte ihm seine Unlogik bald genug ein. Dem Bauer, der ihm auftrug, den Wagen zu schmieren, statt, wie er doch gemeint hatte, nur die Achsen, dem bestrich Eulenspiegel auch den Sitz mit einer Mischung aus Teer und altem Fett, und beteuerte dann treuherzig, er habe nur nach Gebot getan. In ihm zeigen sich die ersten Emanzipationsversuche des kleinen Mannes von dem überwältigenden Eindruck des adligen Ritters. Ihre Sättel, so nahm er sich heraus, einer ihm begegnenden Kavalkade zu sagen, seien Maulesel — in der Mitte zwischen Pferd und Esel. Eine gewisse Behäbigkeit der Lebensführung des damaligen niederdeutschen Bürgertumes drückt sich in den Eulenspiegelgeschichten wohl aus, doch auch die Unsicherheit der Landstraße, der Hunger der fahrenden Leute, deren Patron Till auf Jahrhunderte hinaus blieb. Absonderlich, wie er gelebt hatte, ließ er sich auch bestatten: aufrecht *steht* er in seinem Grabe. Jeder Handwerksbursche aber, der in Mölln vorüberzieht, schlägt heut noch zum Andenken einen Nagel in den Baumstamm, der den Grabhügel beschattet. —

Neugründung der schweizer Eidgenossenschaft. Im selben Jahr 1350 entstand in der Schweiz die Eidgenossenschaft der nunmehr acht Orte: Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Nur Stadt und Bistum Basel, Aargau, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen blieben vorerst noch in engerem Verhältnis zum Reich; Konstanz für immer. —

Bauernaufruhr in Frankreich. 1358 hauste im nördlichen Frankreich die „Jacquerie", ein Aufstand verzweifelter Bauern gegen ihre grundherrlichen Bedrücker. Die Bezeichnung rührt von dem Spitznamen Jacques Bonhomme (Hans Tropf oder Simpel) her, den der witzige Adel dem geduldigen Landmann zu geben liebte. Ein Vorläufer der Bewegungen, die in Süddeutschland erst im nächsten Jahrhundert leise begannen, ward er in Strömen von Blut erstickt, und die Ärmsten hatten es schlimmer als vorher, doch ohne das Schuldkonto ihrer verhaßten Schinder zu löschen oder zu vergessen. — —

Deutsche Marine. Hat Kaiser Karl IV, als er 1375 Lübeck besuchte und nach seiner in Worten sehr verschwenderischen Art die freie Stadt mit Rom, Venedig, Pisa, Florenz in eine Reihe stellte, sich

wohl gefragt: ob hier nicht die einzige Gelegenheit sich böte, eine Reichsmarine zu organisieren? So völlig entwöhnt war die gesamte Nation jeder zentralen Machtäußerung, daß jener Gedanke in Schwaben oder Baiern, vollends in Böhmen das maßloseste Staunen ohne jedes Verständnis hervorgerufen haben würde. So schlugen auch hier durch Nichtgebrauch und Verkehrtheit die reichen Kräfte des Deutschtumes zu seiner Schädigung aus. Eine mäßige Befruchtung der heimischen Industrie durch ihren Handel, solang er von andern geduldet ward, eine mäßige Wohlhabenheit in den Küstenstädten, eine Mehrung der Plätze mit leidlichem Auskommen für Sackträger, Zimmerleute, Kutscher, für Gesellen und Lehrlinge zumal der exportierenden Zünfte, ein Abfall von kleinem Gewinn durch Beteiligung an der Ladung für Steuermänner und Matrosen, das waren die allgemeinen Vorteile der lübischen Schiffahrt fürs niedre Volk. Doch wie deutsche Söldner immer noch in sämtlichen Heeren des Festlandes, für oder gegen ihre Landsleute, fochten, so begann durch Nichtheranziehung, Nichtverwendung unseres strotzenden Matrosenmateriales damals bereits das Überströmen abenteuerlustiger deutscher Schiffer in fremde Flotten, und es wurde dafür gesorgt, daß auch zur See fortan das Ausland uns mit unsern eignen Kräften bekämpfte. —

Süddeutsche Städtebünde und -kriege. Wie gestaltete sich inzwischen das Schicksal der andern deutschen Städte im Reich? Diese einzig übrig gebliebenen Träger und Pfleger der Reichsidee wurden von Karl IV darüber belehrt, daß sie keinen Todfeind so zu fürchten hätten, wie den deutschen Kaiser, der sie je nach dem Bedarf seiner böhmischen Hauspolitik ermunterte, verriet, brandschatzte, und es besonders liebte, freie Reichsstädte zu „verpfänden", so daß sie aus der unmittelbaren Reichshoheit unter die Landeshoheit eines Territorialfürsten gerieten, der dem Kaiser etwa Geld vorgestreckt oder sonstwie Dienste geleistet hatte und sich nun an dem Pfandobjekt schadlos hielt. Nachdem ein von Karl, gegen den Wortlaut seiner eignen „Goldnen Bulle", ermutigter Bund schwäbischer Städte bereits 1372 bei Altheim den vereinten adligen Gegenbünden erlegen war, traten am 4. Juli 1376 Ulm (als führende freie Stadt) mit Reutlingen, Rottweil, Memmingen, Konstanz, Überlingen, Lindau u. a. zu einer neuen Einung zusammen, zu gegenseitigem Schutz hauptsächlich gegen den Kaiser. Die Streitmacht des von Karl mit der Exekution gegen den Bund beauftragten Grafen Eberhard von Württemberg ward aber 14. März 1371 bei Reutlingen von den Städtern geschlagen, dann Eberhard selbst durch den Kaiser fallen gelassen, der am 29. November 1378 starb, nachdem

er, so viel an ihm lag, den Reichsgedanken verdorben hatte. Die Hoffnung, einen Leichnam zu beleben, die Eitelkeit, sich mit einem leer gewordenen Titel zu schmücken, die lauernde Spekulation, durch diesen Titel in irgend einer Konjunktur vielleicht doch noch einen persönlichen Vorteil herauszuschlagen, haben das Heilige Römische Reich deutscher Nation weitergekümmert, mit dem Fluch der Lächerlichkeit bedeckt, so daß gar schon Italiener auf den Deutschen als solchen herabzusehen sich berechtigt glaubten. Das Glück, einem in der Welt geachteten Gemeinwesen anzugehören, ein Glück, das dem geringsten Volksmitgliede noch die Brust heben sollte, haben unsre kleinen Leute mehr und mehr verlernen müssen, während eine Fülle politischer Laster sich mit dem Städtekrieg auch ins deutsche Bürgertum einfraß.

Am 20. März 1381 traten elsässische, mittelrheinische und schwäbische Munizipien zu einer größeren Einung zusammen, der prompt am 23. Juni desselben Jahres ein Bund rheinischer Kurfürsten folgte. Vom Landfrieden, dessen Verkündigung fortwährend versucht wurde, war nirgend etwas Rechtes zu spüren. Während der neue König Wenzel in der Weise seines Vaters Karl aus der allgemeinen Uneinigkeit zunächst für sich selbst und seine böhmische Stellung Nutzen zu ziehen suchte, schleppte sich das gegenseitige Mißtrauen bald mit Feindseligkeiten, bald mit nutzlosen Konferenzen unter peinlicher Belästigung von Handel und Wandel jahrelang hin. Das einzige praktische Ergebnis von Wenzels Eingreifen war vorerst die große Judenplünderung, die die Städte, — da die Fürsten ihre Juden nur zu eignem Vorteil, nicht auch zu dem des deutschen Königs berauben wollten und abgelehnt hatten, — am 16. Juli 1385 zu Ulm beschlossen. An etwa vierzig Orten besonders des schwäbischen Bezirkes wurde sie durchgeführt. Nürnberg nahm das Einkassieren der ausstehenden Forderungen nach den Schuldurkunden selbst in die Hand und machte durch Nichtherauszahlen an die jüdischen Gläubiger ein großes Geschäft, angeblich von 80000 Gulden, was von Lamprecht nach heutigem Geld auf zwei Millionen Mark eingeschätzt wird. Auch König Wenzel strich große Summen ein. Aber wie die Hansa 1370 im treulosen stralsunder Frieden die hilfreichen deutschen Verbündeten dem Dänenkönig preisgegeben hatte, so wurde nun auch die noch im Februar 1385 zu Schutz und Trutz angegliederte schweizer Eidgenossenschaft vom süddeutschen Städtebund schon 1386 im Stich gelassen. Ihr gemeinsamer Feind war der Habsburger Leopold III, der damals in Tirol und Vorderöstreich (Südelsaß, Breisgau im Schwarzwald, Thurgau und Aargau) gebot. Er war der Neffe des bei Morgarten (1315) von den Schweizern

besiegten Leopolds von Östreich und hatte 1381 durch sein Dazwischentreten die Städte um die Frucht glücklicher Kämpfe gegen den Adel beschnellt. Sie hätten nun alle Ursache gehabt, im eigensten Interesse ihren schweizerischen Alliierten zu Hilfe zu kommen, denen von Fürsten und Rittern im ganzen 165 Fehdebriefe (mit der sogenannten „Absage") zugegangen waren, drückten sich aber um ihre Bundespflicht herum.

Die Schweizer siegen bei Sempach über Leopold III von Vorderöstreich. Die Schlacht von Sempach, die am 9. Juli 1386 zustande kam, ward gleichwohl von den unerschrockenen Schweizern gewonnen. Die schöne Sage von Winkelried beruht freilich ganz auf Erfindung; die zeitgenössischen Berichte wissen nichts von ihm. Die Speere, die sich dieser Tapfere sollte in die Brust gezogen haben, befanden sich vielmehr auf schweizerischer Seite; das Heer Leopolds war ein ausgesprochenes Panzerreiterheer, nach Abzug der Troßknechte höchstens zweitausend Kombattanten; die Eidgenossen zählten ebenfalls nur achtzehnhundert Mann. Die Ritter, als sie ihre bäuerlichen Gegner gewahrten, sollen verächtlich gerufen haben: „man soll die Bube totsteche!" Sie konnten zu Roß die Anhöhe, auf der der Feind stand, nicht stürmen, stiegen ab und stürzten sich wütend, Schwert in Hand, auf die Schweizer, die wacker standhielten und ihrer Bedränger Herr wurden. Leopold selbst kam zuletzt im Getümmel um, die Troßknechte wandten sich zur Flucht. Hätte Europa bereits eine Presse gekannt, dies Ereignis würde ungeheures Aufsehen gemacht haben als ein Sieg des urwüchsigen kleinen Mannes über seine Tyrannen; auch so hat er lange nachgewirkt.

Rheinischer Münzverein. Das Jahr der Schlacht von Sempach war außerdem wichtig noch durch ein Finanzereignis. Nachdem die sieben Kurfürsten (gleich dem deutschen Könige) durch die „Goldne Bulle" das Recht der Goldprägung erhalten, der hansische und zumal rheinische Verkehr neben den bisherigen leichten Silbermünzen längst schon das Bedürfnis nach schwerem Geld empfunden, die vier Städte Lübeck, Frankfurt, Trier und Köln gleiches Prägerecht mit den Kurfürsten erworben hatten, traten 1386 die vier westlichen (Köln, Trier, Mainz und Pfalz) zum „rheinischen Münzverein" zusammen. Er prägte Goldgulden nach florentiner Muster, in der Größe unsers Zwanzigmarkstückes, doch viel dünner im Blatt. Da es im damaligen Deutschland an sechshundert Prägestellen gab, die Landesfürsten fast sämtlich Münzverschlechterung zugunsten ihres Fiskus übten und die Geldwechselei in den Städten eine ganz ungemeine Belästigung des Verkehrs bildete,

kann man im rheinischen Münzverein die Minderung einer Landplage auch für den Kleinbürger erblicken. Freilich hatte ja die neue Geldwirtschaft, die zur Stauferzeit einsetzte, nicht bloß durch das Raubrittertum, sondern auch durch Mangel an Verständnis bei den Territorialfürsten wie den Kaisern selbst längst wieder geebbt.

Die Städte unterliegen bei Döffingen und Worms. 1388 kam es endlich, nachdem auch König Wenzel nunmehr für den Städtebund Partei ergriffen hatte, zu entscheidenden Schlägen im Reich. Die Städte ernteten jetzt die Früchte ihres Verrates an den Eidgenossen. Ein schweizer „Gewalthaufe" würde vielleicht die Schlachten haben wenden können, die sie (am 13. August bei Döffingen, am 6. November des Jahres bei Worms) gegen ihre fürstlich-adligen Feinde verloren. Sie schieden hiermit als hoffnungsreiches Zukunftselement, das sie seit den Tagen der Salier gewesen waren, aus dem Leben der Nation. Wie sie während dieses letzten Feldzuges durch gegenseitige Nichtunterstützung, durch Mattigkeit und Kurzsichtigkeit bewiesen hatten, daß sie in der allgemeinen politischen Demoralisation Deutschlands an denselben Untugenden mit den Territorialherren krankten, so war auch künftig nichts als Kleinkrämerei und Kleben an Kirchturmsinteressen von ihnen auf politischem Gebiete zu erwarten. Als König Sigmund ihnen später den Vorschlag machte, den die Staufer vor zweihundert Jahren hätten tun sollen: einen allgemeinen Städtebund mit dem König an der Spitze zu gründen, da war es eben zu spät; der Reichsgedanke weckte jetzt auch im deutschen Bürgertum kein Echo mehr.

1389 ward auf dem Tage zu Eger von König Wenzel auf sechs Jahre ein Landfrieden verkündigt, um den sich wie gewöhnlich niemand kümmerte. —

Verknöcherung der Hansa, Piraten der Ost- und Nordsee, Verschwinden des Herings. Bedingungslos hatten die Hansen nach Ablauf des stralsunder Termines die in jenem Frieden erlangten Pfandschlösser in Schonen an die Dänen zurückgeliefert und damit auf die freie Durchfahrt im Sund aufs neue verzichtet. Träg, mit Ausnahme von Wismar und Rostock, hatten sie dem Prätendentenstreit in Schweden, wo das regierende mecklenburgische Herzogshaus arg im Gedränge war, zugeschaut, hatten den Schutz der hansischen Interessen in Schweden den Mecklenburgern allein überlassen, und diese, um nach Gefangennahme König Adolfs (1389) das belagerte, damals noch deutsche Stockholm zu entsetzen, waren 1391 auf den verzweifelten Einfall gekommen, Freibeuter als Parteigänger mobil zu machen. Von den Lebensmitteln, die sie nach Stockholm hatten führen sollen, Viktualien- oder

Vitalienbrüder genannt, wurden sie als Piraten zur allerschlimmsten Plage der friedlichen Ostseeschiffahrt, und man merkt die so früh schon hippokratischen Züge des Hansetumes aus den beiden kläglichen Beschlüssen des Jahres 1393: nur noch in Flotten von wenigstens zehn Schiffen den Sund zu befahren — statt energisch zur Wahrung des Hausrechtes vorzugehen — und in Schonen den Heringsfang einzustellen.

Es mutet wie vergeltendes Schicksal an, wenn man hört, daß der Hering schon am Anfang des nächsten Jahrhunderts seine alten Laichplätze am Strand von Schonen verließ, in Skanör und Falsterbo wie ein Kartenhaus die hansische Position zusammenbrach, um die man ohnehin nicht gekämpft, sondern höchstens endlos verhandelt und gegreint haben würde. Die Vitalienbrüder zogen sich derweil frech bis in die Nordsee und machten sich dort als „Likendeeler" (Gleichteiler) lästig, bis die Hamburger sich endlich aufrafften, den Piraten 1400 auf der Ems eine Niederlage beibrachten und den gefangenen Störtebeker samt seinen Spießgesellen 1402 mit dem Schwert richten ließen. Die Sage erzählt, daß der Scharfrichter bei dieser Gelegenheit bis über die Knöchel im Blut gestanden und, als der vollzählig versammelte Rat ihm ein paar höfliche Worte für seine riesige Anstrengung sagte, grinsend geantwortet habe: er sei wohl Manns genug, auch noch den ganzen Rat abzutun, — was die Herren baß geärgert und auch dem Henker noch den Kopf gekostet haben soll.

Nachdem 1407 in Brügge, durch eine Verbindung der Zünfte mit dem Burgunderherzog Philipp, das patrizische Regiment gestürzt worden war, erfolgte 1408 auch in Lübeck durch bewaffneten Aufstand ein Zunftsieg mit Verjagung der Geschlechter. Die Bewegung setzte sich mit gleichem Ausgang nach Hamburg wie nach Rostock und Wismar fort, führte jedoch im allgemeinen nicht zur Kräftigung aller dieser Gemeinwesen. Die Hansen, obschon gelegentlich noch dreist gegen politisch Gelähmte, wie z. B. die Engländer während der Rosenkriege, verharrten seitdem in ihrer Scheu vor Anwendung von Macht gegen Starke, registrierten Urkunden in ihren Archiven, stöhnten über gegenseitige Interesselosigkeit und mangelnde Beschickung der „Tagfahrten" (Bundessitzungen). — —

Pfründenschacher. Mit dem Jahre 1409 beginnt eine höchst eigentümliche Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirche, diametral entgegengesetzt jener älteren des zehnten und elften Jahrhunderts, die von der Askese ausgegangen war, dem Laientum „Simonie" vorgeworfen und den tiefinnerlichen Zweck gehabt hatte, die temporär gemeinten Belehnungen mit Reichsland in den dauernden Besitz der

Bischöfe und Äbte überzuführen. Dieser Trick war damals gelungen, die Kirche für naturalwirtschaftliche Zeiten außerordentlich reich geworden, — aber der Wert jener Einnahmen in der neuen geldwirtschaftlichen Epoche gesunken, die Geldansprüche und -bedürfnisse gestiegen. Gar manche Bischöfe, Dom- oder Stiftsherren und Klostergemeinschaften (diese gleich den Domkapiteln und Stiftern vielfach reine Versorgungsanstalten für Mitglieder adliger Familien) gerieten mehr und mehr in Verlegenheit. Man half sich durch geldwirtschaftliche Zerteilung der Einnahmen, ließ das Zusammenleben in Stift und Kloster an vielen Stellen aufhören, die Einzelpfründen wurden dann fortbezogen und gleichviel wo verzehrt. Diese größere Beweglichkeit des Individuums ermöglichte wieder das Zusammenlegen von Pfründen, und das Wohlleben der Glücklicheren war zuweilen so groß, daß man für ihre Hoffart das Wort „Gottesjunker" erfand, etwa wie man heut von „Schlotjunkern" redet, während der wirkliche Kirchendienst von jämmerlich entlohnten Stellvertretern, sogenannten Vikaren, besorgt wurde.

Finanznot der Kurie. War der Klerus ins Gedränge gekommen, so kam erst recht nun der Papst. Dessen Geldeinnahmen hatten, abgesehen von den Erträgnissen des patrimonium Petri, von Lizenzen und Exemtionen (z. B. bei Ehescheidungen, die nur direkt vom Papst erlangt werden konnten) hauptsächlich auf dem beruht, was ausgezeichnet gestellte Kirchenfürsten aus eignen und Gemeindemitteln als Peterspfennig nach Rom abführten, aus gewissen Abgaben (Spolien) bei Amtswechseln, aus persönlichen Stiftungen und Schenkungen. Diese hörten ja nie ganz auf, doch der päpstliche Hof war einer der luxuriösesten und kostspieligsten, die Lehre von der Armut Christi aus guten Gründen verketzert worden, und seit dem Schisma von 1378 sollten gar zwei Höfe, in Avignon und Rom, dazu zwei Kardinalkollegien reichlich ernährt und gehalten werden; an der päpstlichen Kasse von Avignon aber zapften unaufhörlich die französischen Könige.

Ablaßhandel. Bei dieser mangelhaften Finanzierung galt es natürlich, um jeden Preis neue Einnahmequellen in Bargeld ausfindig zu machen, und man darf die Kurie nicht härter beurteilen wollen als etwa die Raubritter jener Tage, die ja ebenfalls meist aus wirklicher Not am Wege zu lagern angefangen hatten. Gute Einnahmen gab das Schaustellen von Reliquien, weshalb der Reliquienaberglaube auf jede Weise gehegt werden mußte; ganz vortreffliche Einnahmen die Sündenvergebung für Geld, weswegen wieder die Angst vor Gedankensünden, die innere Unselbständigkeit des Individuums zu steigern war. Der Ablaßhandel kam auf; kurz die ganze Heuchelei des einstigen

Investiturstreites trat zutage. Ob man schon die Waldenser, die das christliche Armutsideal hochhielten, mit Feuer und Schwert verfolgte, es half alles nichts: nur durch grobe Simonie hielt sich das Papsttum über Wasser. Der Papst in Avignon aber streckte seine Hand jetzt nach dem gesamten Kirchenvermögen aus, alle Stellen und Pfründen der Christenheit sollten der päpstlichen Kurie gehören, wie das schon Innozenz III im Prinzip gefordert hatte. Es war die riesenhafteste Konfiskation fremden Vermögens für ultramontane Zwecke. Mit Zähigkeit betrieben, hatte sie teilweise, besonders im gläubigen Deutschland, Erfolg. Überall stießen sich päpstliche Vikare herum und steckten Geld in die Tasche. Jugurtha in Avignon hätte sein verächtliches Wort von der „urbs venalis" wiederholen können, der feilen Stadt, „wenn sich nur ein Käufer fände."

Aufschrei des Klerus nach Reform. Aber diese Verweltlichung, diese allgemeine Käuflichkeit, mit der man das Gewissen der Menschen im allerintimsten Gebiet vergiftete, sollte ihren Urhebern doch nicht ungestraft hingehn. Während Handauflegung und Heiliger Geist für klingende Münze zu haben waren, während im Volk diese Verlotterung und Frivolität wohl durchschaut wurden, die rohe Genußsucht und materielle Denkweise des frühen fünfzehnten Jahrhunderts auf sie zurückzuführen sind, regte sich, sobald es ernstlich an den Geldbeutel ging, schließlich die Opposition auch im Klerus, der sich nicht mit Lammesgeduld all seiner Pfründen berauben lassen wollte. Früher hatten die Päpste mit Hilfe der Geistlichen die Laienwelt „reformieren" wollen, — jetzt geschah das Umgekehrte: der Klerus mit Hilfe der Laien machte sich an eine Reform des Papsttumes. Die sich schon als Herren der Welt und mindestens innerhalb der Kirche gottgleich gedünkt hatten, sahen ihre Papstkirche zur Bischofskirche reduziert, mußten sich daran gewöhnen, wieder jemanden über sich zu haben, und zwar nach alter Art ein ökumenisches Konzil.

Konzil zu Pisa. Das erste von dreien ward in Pisa 1409 gehalten. Dort versammelten sich an siebenhundert geistliche Würdenträger und Graduierte des kanonischen Rechtes. Beide Päpste wurden als Ketzer abgesetzt und in Alexander V ein neuer Papst gewählt. Aber die beiden schon vorhandenen resignierten keineswegs; es wurde daher die Berufung eines neuen Konzils in Aussicht genommen und von der lebhaften Publizistik jener Tage die Beteiligung des Laientumes an ihm gefordert. Der deutsche König sollte als Schirmvogt walten. Das deutsche Reich hatte dazumal zwei, dann gar drei Könige. Der unnütze Wenzel war 1400 abgesetzt worden, aber immer noch be-

merkbar, der konfuse Ruprecht Mai 1410 gestorben. Jetzt wählten Kurpfalz und Kurtrier Sigmund, König von Ungarn, während einige andre Stimmen, ohne daß Wenzel offen und klar verzichtet hätte, sich auf Jobst von Mähren vereinigten. —

Niedergang des Deutschordens in Preußen. Das Jahr von Sigmunds Wahl (1410) war leider ein Jahr des Unheils für unsern Nordosten: Die Deutschritter begannen der Unnatürlichkeit ihrer Stellung zu erliegen. Was die Ordensverwaltung anfänglich über die Gefahren des Lehnswesens glücklich hinweggeführt hatte: daß die Ritter keinen erbberechtigten Nachwuchs hinterließen, das gab allmählich doch Ursache für ihren geringen Halt im Lande; und was allein ihnen aus dem Reich den unerläßlichen Zugang schaffen konnte: der Kreuzruf „gegen die Heiden", ward gar zuletzt eine Immoralität sondergleichen; denn die Grenzlittauer würden gern Christen geworden sein, aber der Orden wies ihre Taufe zurück, nur um seinen Kreuzruf und Zuzug nicht zu verlieren.

Doch der Zuzug hatte sich auch verschlechtert. Seit dem großen Sterben des Jahres 1350 fehlte im Herzen Deutschlands der frühere Bevölkerungsüberschuß; es fehlten die aus strotzendem Leben heranziehenden Bauern, Handwerker und Kaufleute mit ihren Familien. Was kam, waren Ritter, die die Heidenjagd als einen Sport betrieben und gern einmal brennende Dörfer sahen. Sie brachten wohl Geld, aber auch das hohle Gepränge der abgelebten Turnierspiele mit. Es ward auf den Ordensburgen getanzt, pokuliert, karessiert; die alte strenge Regel ging in die Brüche. Die Ritter wurden so üppig, daß ein Teil der Schloßfreiheit von Marienburg der „Jungferngrund" hieß und noch im 19. Jahrhundert beim dortigen Magistrat die Kasse des Jungferngrundhospitals, das einst zur Aufnahme ruinierter Mädchen und Frauen bestimmt gewesen war, geführt wurde. Der Hochmeister Konrad von Jungingen (gewählt 1391) fand sich infolge der herrschenden Sodomie zu dem Verbot genötigt, keine weiblichen Tiere noch länger im Ordenshause zu dulden.

Sein Nachfolger, der 1407 gewählte Ulrich von Jungingen, sah wohl bösen Gewissens das von den Littauern, die unter ihrem Großfürsten Witold standen, und von Polen her drohende Gewitter schwarz heranziehen. Er soll ungeduldig die Entscheidung verfrüht haben und erlag vollständig in der furchtbaren Schlacht bei Tannenberg (1410). An zweihundert Ritterbrüder fielen, dazu das Landesaufgebot und ein zahlloser Troß. Heinrich von Plauen, der tapfer die Marienburg hielt, rettete dem Orden die Weiterexistenz; aber dessen Kraft war gebrochen.

Witold erhielt für seine Littauer Samogitien zurück, den Strich nördlich von Kowno am Niemen bis zur kurländischen Grenze. Die Polen begnügten sich zwar im Frieden von Thorn 1411 mit der Abtretung Samogitiens, dem wichtigen Bindegliede Preußens mit Kurland und Livland, blieben aber in Angriffsstellung, entrissen dem Orden 1412 die Neumark, das kaum gewonnene brandenburgische Gut (das erst unter den Hohenzollern sich wieder angliedern sollte) und kamen damit in bedenkliche Nähe zur See. Gleich einem Keil schob sich Polen jetzt zwischen Reich und Ordensland. Vor allem aber, da Witold wie der Pole Jagello Christen waren und zu Heidenfahrten jetzt kein Ruf mehr erschallen durfte, mußte der Orden, um sich in Ermangelung von Zuzug Söldner halten zu können, das Land mit Steuern bedrücken, die Wohlstand und Behagen untergruben. Der kleine Mann trug diese Lasten stöhnend und politisch wehrlos; der Grundadel aber hätte aus der Art geschlagen sein müssen, um nicht sofort mit dem polnischen Landesfeinde zu konspirieren. Perspektiven übelster Art eröffneten sich.

Die Hohenzollern in der Mark. Indessen war tröstlich in der Mark der Stern Deutschlands aufgegangen, Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, 1412 in diese vernachlässigte und ruinierte Kolonie eingezogen, die von den Askaniern hochgebracht, weder unter den Wittelsbachern (1320—73) noch unter den Luxemburgern gute Tage gesehen hatte. Kaiser Karl IV, der gelegentlich Ordnung in diesem seinem neuen Erwerb zu schaffen suchte, war bereits 1378 gestorben, sein Sohn Sigmund von Ungarn, der Brandenburg erbte, hatte sich nur blicken lassen, wenn er Geld brauchte, und 1388 schon die Marken an den unfähigen Jobst von Mähren verpfändet, der 1411 zum Glück für das Reich, dessen erwählter König er ja war, hinwegstarb. Jetzt verpfändete Sigmund die freigewordenen Lande an den Hohenzollern für 100 000 Gulden, die er ihm für die Bemühungen um seine (Sigmunds) Königswahl versprochen hatte. Kaum Thüringen vor dem Eingreifen Rudolfs von Habsburg war durch die Landplage der Raubritter so geschädigt und in Schrecken gehalten worden wie die Mark Brandenburg vor dem Eintreffen Friedrichs. Die berüchtigten Quitzows standen auf der Höhe ihrer Verwegenheit, ohne jeden Verstand für andrer Menschen Recht. In ewigen Fehden gegen die Städte Straußberg, Berlin oder gar die pommerschen Herzöge gingen die Beutezüge hin und her mit der Beigabe brennender Dörfer und geblendeter Bauern. In zwei Jahren schaffte der Hohenzoller sich Achtung, gab er dem Lande, was kein König mehr zu geben vermochte: Landfrieden. Die Quitzows und ihr Anhang wurden gezüchtigt, ihre Burgen gebrochen;

die bekannte „faule Grete" von Friesack half diese Befriedung beschleunigen. Dann ward Friedrich unter Verleihung der Kurwürde (1415) nochmals ausdrücklich durch Sigmund bestätigt, und es folgte zwei Jahre später die feierliche Belehnung auf dem Konzil zu Konstanz.

Johann Hus in Konstanz verbrannt. Dies war 1414 auf Einladung Sigmunds zusammengetreten, der jetzt endlich aus Ungarn ins Reich kam, hauptsächlich wohl, weil er durch das Konzil im luxemburgischen Stammlande Böhmen die Ketzerei auszurotten wünschte. Dies ist zugleich der Punkt, an dem das niedre Volk durch jene Veranstaltung berührt wird, die zwar inbezug auf Kirchenreform durch den Widerstand der Päpste ziemlich resultatlos verlief, doch einen Scheiterhaufen anzündete, dessen Schein heute noch leuchtet. Die Sache der Waldenser nämlich, die, wie schon erwähnt, auch in Böhmen wurzelte, hatte durch den Engländer Wyclif (1327—1384), der hauptsächlich die Ohrenbeichte, die Lehre von der Verwandlung des Abendmahlweines in Blut Christi (Transsubstantiation) und den käuflichen Sündenablaß verwarf, neue Nahrung erhalten. Eine Reihe guter Bußprediger hatte die Massen religiös gestimmt; nachfolgende Gelehrte streuten ihre polemische Saat in diesen aufgelockerten Boden, vorzüglich Johann aus Hussinetz, genannt Hus, der, seit 1402 Rektor an der prager Hochschule, zu den wyclifitischen Hauptlehren eine energische Verwerfung des Reliquiendienstes, der Heiligenbilderanbetung, eine scharfe Opposition gegen die Suprematie des Papstes, andrerseits die Pflege christlichen Armutsideales und die Forderung innerer Frömmigkeit hinzufügte.

Wir erkennen in diesen Protesten gegen das zum Kaufhaus gewordene kanonische Institut, dem die Herzensbedürfnisse der Menschen je länger desto gleichgültiger blieben, einen Vorgänger Martin Luthers. Die beiden königlichen Brüder Wenzel und Sigmund aber sahen in Hus einen gefährlichen Revolutionär. Wenzel, obwohl ein Pfaffenverächter, doch weit entfernt, sich an die Spitze jener volkstümlichen Bewegung zu stellen, hatte den Reformator 1412 aus Prag verwiesen. Sigmund gab ihm die Zusage sichern Geleites nach Konstanz, brach sein Königswort, und Hus ward 1415 dort verbrannt. Die sechzig neugetauften Schamaiten (Samogitier), die der fromme Witold aus Littauen im selben Jahr zu Konstanz dem Papste Johann vorstellen ließ, scheinen jener im Juli vollzogenen Verbrennung nicht mehr beigewohnt zu haben, da Witold ihnen gar noch zwanzig griechische Bischöfe seines Reiches nachsendete, als ob in Konstanz guter Wille, sowie Möglichkeit zur Einigung aller Christenheit vorhanden gewesen wäre. Sie werden, fruchtlos heimkehrend, sich des bekannten Wortes

von Witolds Großvater Gedimin erinnert haben: „Wo findet man mehr Frevel, mehr Unrecht, Gewalttat, Verderben, Wucher als bei den Christen und namentlich bei solchen, die Geistliche zu sein scheinen?" . . .

Hussitenkriege. In Böhmen loderte nun, nach des nationalen Lieblings Märtyrertod, die religiöse Begeisterung bald zu kirchlichem und weltlichem Radikalismus empor. Die deutschen Kolonen, aus ihrem Erbzinsrecht durch Adelswillkür und königliche Machtsprüche längst zu Hörigen herabgedrückt, fanden sich mit den tschechischen Leibeigenen, deren Lage von jeher trostlos gewesen war, in dem leidenschaftlichen Verlangen nach gemeiner Freiheit, nach Geltung der Person, nach politischer Mitbestimmung, nach Rache für erduldete Unterdrückung zusammen. Wenn diese Bewegung stellenweise weit über ihr Ziel hinausschoß, darf nicht vergessen werden, daß schon Karl IV seinen adligen Grundherren in Böhmen hatte verbieten müssen, ihren Hörigen bei jeder Gelegenheit gleich die Augen auszustechen, ihnen Nase, Hand, Fuß abhacken zu lassen. Jetzt standen sie bereit, für ihre freiere Sache zu sterben. Im Jahr 1419 erhoben sie in Prag blutigen Aufruhr; dreizehn Richter und Räte wurden aus den Fenstern des Rathauses in die Spieße des Pöbels geworfen. Wenige Wochen darauf starb Wenzel, der nach dem Ausdruck von Zeitgenossen in Böhmen gelebt hatte wie „das Schwein im Stall"; Sigmund, der bereits bewiesen, daß er die Bewegung überhaupt nicht begriff, verlor die Zügel gänzlich aus der Hand. Angesichts des gemeinsamen Feindes, der fortfuhr mit Ketzergerichten zu drohen, einten sich die beiden tschechischen Parteien der gemäßigten Utraquisten und der radikalen Taboriten zur Abwehr. So tobten von 1419—36 die sogenannten Hussitenkriege und zerrissen alle böhmischen Nachbarländer. Verschiedene Reichsaufgebote wurden entscheidend geschlagen oder liefen gar schmählich davon, bei Deutschbrod 1422, bei Aussig 1426. Seitdem trugen die Hussiten ihre Waffen über die Grenzen, „mit Brand, mit Mord, sie schlugen tot und fingen und lebten so schändlich, daß es Gott erbarmen möchte", heißt es in der Chronik eines Kaufmanns aus Volkenhain. Woher der namenlose Schreck vor ihnen auch in die deutschen Heerhaufen fiel, so daß diese 1429 ohne Kampf das meißnische Land preisgaben, das sie hatten schützen sollen, ist angesichts der Stärkeverhältnisse schwer zu sagen; denn die hussitischen Heere haben nachweislich die Kopfzahl von 5000 Mann selten überschritten. Aber sie hatten eine Sache, an die sie glaubten, wollten für Plünderung und Raub, auf die es den zuerst einfallenden Deutschen als gegen „Ketzer" hauptsächlich angekommen war, Vergeltung üben. Ihr lanzentragendes Fußvolk war gut geführt,

zuerst von Ziska († 1424) und Niklas, dann den beiden Prokop; sie machten geschickten Gebrauch von grobem Geschütz, ermüdeten hinter ihren Wagenburgen des Gegners Stoßkraft und schlugen ihn schließlich durch rechtzeitigen Ausfall mit ihren Hakenspießen, während die Deutschen immer noch durch die, von den Schweizern bereits widerlegten, schweren Panzerreiter zu wirken suchten und ihr Fußvolk vernachlässigten. Die Erkenntnis, daß die Heeresverfassung des Reiches total verrottet und Deutschland eigentlich als wehrlos zu betrachten sei, wurde mit hundert zerstörten Städten, fünfzehnhundert niedergebrannten Dörfern in Schlesien, der Lausitz, in Meißen, Sachsen, Brandenburg, Franken erkauft. Viele Fürsten zahlten schimpflichen Tribut. Erst nachdem auf dem Konzil zu Basel den gemäßigten Utraquisten in den sogenannten „Prager Kompaktaten" 1433 gewisse kirchliche Sonderrechte verbürgt, dann im Frühling 1434 die radikaleren Taboriten von der gemäßigten Partei bei Böhmisch Brod besiegt, ja vernichtet worden waren, kam nach Gewährleistung des Laienkelches für die Utraquisten Ruhe in das aufgeregte Land, und König (seit 1433 Kaiser) Sigmund konnte 1436 in Prag wieder einziehen. Ein Jahr darauf starb er.

Mißhandlung von Elsaß-Lothringen. Ein Jahr vorher (1435) war jener mehr als hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England, der den Namen der Jungfrau von Orléans berühmt gemacht hat, durch den Vertrag von Arras eingestellt worden, und sobald Frankreich sich der Engländer entledigt fühlte, begannen pünktlich die Leiden von Elsaß-Lothringen. Eine stehende Söldnertruppe, die den Abschaum aller Länder umfaßt und, vom Grafen Armagnac angeführt, gegen die Engländer Dienst getan hatte, ging nach dem Friedensvertrag von 1435 nicht auseinander, sondern lag als unbezahltes Raubgesindel dem Bürgertum auf der Tasche. Man schob sie sobald als möglich aus Frankreich nach unsern westlichen Reichslanden ab, wo sie nach Gefallen bis 1439 hausten. Ja noch schlimmer: als Friedrich von Östreich (seit 1440 deutscher König) mit den schweizer Eidgenossen in neue Händel geriet, erbat er sich die „Armagnaken" als Hilfe. Sie nahten, eine organisierte Schar von Räubern, unter Führung des französischen Dauphin (des späteren Ludwigs XI) an 40 000 Mann, — und der schwäbische Adel schloß sich diesen Banditen an in dem, freilich vergeblichen, Wunsch, endlich einmal an den „Kuhtreibern", wie er die Eidgenossenschaft schimpfte, sein Mütchen zu kühlen.

Zur selben Zeit aber, als die Armagnaken das Elsaß ausplünderten, tobte verheerend am Niederrhein eine Fehde der Parteigänger des kölner Erzbischofs gegen den Herzog von Cleve und die Stadt

Soest, einen wichtigen Stapelplatz westfälischen Handels. Von Obersachsen marschierte 1447 ein Hilfsheer mit wüsten tschechischen Banden gegen Soest heran, stürmte umsonst und mußte dann in voller Auflösung, freilich eine schreckliche Plage für alles von ihm durchzogene Land, zurückweichen. Dieser abgeschlagene Sturm und (März 1450) der Sieg der Nürnberger bei Pillenreut gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg-Kulmbach waren die letzten, übrigens belanglosen Erfolge von Einzelstädten gegen die vordringenden Territorialherren. Doch wenn in Frankreich der König die Selbstherrlichkeit seiner Stadtkommunen beschnitt und sie an eine regelmäßige Steuerzahlung für allgemeine Reichsbedürfnisse gewöhnte, so war das ein Fortschritt im Sinn zweckvoller Nationalpolitik; wenn deutsche Territorialherren eine Stadt in ihre Gewalt bekamen, geschah es nur, um sie klein zu machen; und meist war ihre Blüte für immer dahin.

Zwei Landesfürsten, die den Straßenfrieden schützen. Die wohlmeinendsten von ihnen säuberten wohl zuweilen ihr Land vom Raubadel nach dem Beispiel des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg oder machten gar gegen Straßenräuber eigenhändig den Prozessen wie jener Herzog Heinrich von Mecklenburg, der nie ohne einen Vorrat von tüchtigen Stricken am Sattelknopf ausritt, um jeden Buschklepper sofort an den nächsten Baum hängen zu können, — „Du möst mi dorch den Ring kieken," sprach er dazu, — oder (um 1430) Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg mit dem krummen Bein („Scheevbeen"), der den Straßenräubern mit Vorliebe in Busch, Moor und Heide nachspürte. Wenn er einen erwischt hatte, knüpfte er ihm selbst den Halfter seines Pferdes um den Hals, hing ihn an einen Baumast und ließ das Pferd unter ihm wegziehen, weshalb er auch „Herr Ott von der Heide" genannt wurde. Freilich wird man bei diesen beiden sorgsamen Landesvätern den Verdacht nicht ganz los, daß ihnen solche Bestrebungen schleuniger Justiz mehr eine neue Sorte von Jagdvergnügen bedeuteten; es war doch, wie der Volksmund sagt, „endlich mal was Gesalzenes", viel interessanter als Pürsch und Hatz auf Hirsch und Hasen. Wer darüber hinaus in Deutschland von Reichspolitik sprach, selbst wenn er sich in den ausgefahrenen Geleisen von „Kirchenreform", „Türkennot" usw. bewegte, hatte sofort das allgemeine Mißtrauen gegen sich, weil Reichsgewalt gerade das war, was kein Herzog und kein Graf gebrauchen konnte. Die Reformgedanken Friedrichs III, den die Nation länger als ein halbes Jahrhundert zu ertragen hatte, bewegten sich reaktionär im Sinn eines altmodischen Landfriedens, der den großen Herren ihre Fehden gestatten, den Städten aber es un-

möglich machen sollte, sich zu wehren. An ihrem Einspruch scheiterte fortan, was die Fürsten, am Einspruch der Fürsten scheiterte, was die Städte vorbrachten. Erst an diesem politischen Chaos läßt sich die Größe der voraufgegangenen Fehler und Unterlassungssünden messen. —

Die vier letzten Kaiserkrönungen in Rom. Inzwischen war König Friedrich 1452 in Rom auch noch zum Kaiser gekrönt worden, als der letzte und zugleich geringste von unsern königlichen Romfahrern. Ein Überblick über seine vier Vorgänger ist lohnend. Ludwig der Baier, am 22. Mai 1328 von zwei gleich ihm gebannten Bischöfen gesalbt und vom Senator Colonna gekrönt, war im selben August schon aus Rom hinausgejohlt worden; Karl IV, der gelobt hatte, nur einen Tag in der heiligen Stadt zu weilen, ritt 1354 durch Italien wie mit dem Klingebeutel, die Florentiner kauften sich seinen Besuch um 100 000 Goldgulden ab, die sie von alter Ghibellinenzeit her dem Reichsoberhaupt schuldeten, er zog gleich einer gefürchteten Seuche an ihnen vorüber, pünktlich nach der Krönung aus Rom ab und, reich mit Gold beladen, nach Deutschland heim. Schlechtere Geschäfte machte König Ruprecht, als er 1401 nach Italien aufbrach. Nachdem er die erste Zeit von florentiner Subsidien leidlich gelebt hatte, flüchtete er, von den Mailändern wiederholt geschlagen, nach Padua, von dort nach Venedig, wo man ihm aber nur gegen Verpfändung seines Silbergeschirres und der Königskrone privatim lieh, die Republik mit einem Geschenk von 4000 Goldgulden den lästigen Gast abschob. Den mittellosen, etwas lüderlichen König Sigmund, als er 1431 in Italien erschien, hatten zunächst die oberitalischen Städte ungern zu ernähren; dann lag er karessierend fast ein Jahr in Siena, von den Florentinern belagert, bis ihn der Papst um den Preis des Verrates am baseler Konzil, das damals tagte, am 31. Mai 1433 krönte und die Kosten des Krönungsmahles auf sich nahm. Nicht wie ein Ritter, sondern wie ein Handwerksbursche focht sich dieser würdige Kaiser nach Basel durch. Das Konzil dort schloß dann Friedrich III 1448 für Deutschland ergebnislos. Die Kurie, mit den Territorialfürsten, vereitelte jede Reform und setzte die alte Pfründenjagd, die Gelderpressung durch geistige Mittel mit ungeschwächten Kräften fort. Friedrich aber, der immer ins Ausland reiste, wenn er in Östreich unmöglich geworden war, ritt 1452 nach Rom, wo man den trägen Gesellen durchschaute, zum Kaiser krönte und ziehen ließ. Heimgekehrt, mußte er als ersten kaiserlichen Akt die Regierung Östreichs an den unmündigen Ladislaus abtreten. Er hatte nicht einmal seine Hausmacht zur Verfügung. —

Martin Luther geboren. Eine Inquisitionsbulle. Doch schon dämmert eine neue Zeit heran; als ihr Vorbote ward 10. November 1483 Martin Luther geboren. Wie zum letzten großen Schlag ausholend erließ ein Jahr danach (1484) Innozenz VIII seine berüchtigte Bulle, die so liebreich anfängt: „Summis desiderantes affectibus." Der Inhalt dieser Bulle deutet auf eine Bildungshöhe, wie sie heut ein analphabetisches Bauerndorf im Innern von Rußland aufweisen mag; denn durch „zaubrische Mittel", nach fleischlichem Umgang mit dämonischen „Inkuben" und „Subkuben" sollte alles Wachstum, alle Fruchtbarkeit von Mann, Weib, Vieh, Weinberg, Obstgarten, Acker, ungünstig beeinflußt werden können. Solche Zauberer zu bestrafen und auszurotten wurde den Inquisitoren, jede Förderung der Inquisition den Bischöfen wie der weltlichen Obrigkeit eingeschärft. Die gegen Ketzerei, d. h. jede Abweichung von dem, was Rom lehrte, gerichtete Inquisition war zwar schon seit Kaiser Friedrich II in Deutschland vorhanden gewesen und besonders durch Karl IV stark gefördert worden. Allein der Dominikanerorden hatte neuerdings das Geschäft, Ketzer zu spähen und zur Strecke zu bringen, sozusagen als Privilegium inne. „Das Amt des Inquisitors ist, die Ketzerei zu zerstören, sie kann aber nicht zerstört werden, ohne daß die Ketzer selbst hinschwinden, und diese können nicht vertilgt werden, ohne daß auch *ihre Begünstiger und Verteidiger ausgerottet* werden," sagt kurz und bündig der Dominikanerinquisitor Bernhard Guidonis. Es war also fast ebenso gefährlich, einen Ketzer gekannt zu haben, als Ketzer zu sein. In feierlicher Predigt wurde zur Denunziation aufgefordert, diese dann mit besonderem Ablaß belohnt. Wer um Ketzer wußte, ohne sie anzuzeigen, verfiel der furchtbaren Kirchenstrafe der Exkommunikation.

Teufelswahn und Hexenprozesse. Die trostlose Einbuße an persönlicher Sicherheit und Behaglichkeit, der Verlust an Würde des Daseins unter der Obhut solcher unantastbaren Spione, — denn die Inquisitionsrichter galten für unverletzlich und standen von jedem weltlichen Einfluß unabhängig da, — waren von den naiveren Deutschen der Stauferzeit wohl durchschaut worden, und Mönch Konrad von Marburg, der 1231—33 die Scheiterhaufen lodern ließ, der Volkswut erlegen. Seitdem hatte sich jedoch die öffentliche Meinung mehr und mehr mit dem Ketzerrichten befreundet, weil es nämlich der Scholastik gelungen war, die gefährlichste Sekte von allen, die *Hexensekte*, als eine ganz neue Sorte von Ketzerei (insolita häresis) aufzuspüren. Das Charakteristikum der Hexen war der Pakt mit dem Teufel (das homagium, eine Art von Lehnseid), die Sucht zu schaden (maleficium),

der Hexenritt zum Hexensabbat (synagoge satanä), hier die Verleugnung Gottes, Schändung des Kreuzes und rituelle Unzucht mit dem Teufel, der dafür zaubern mußte.

Da diese Zusammenkünfte nicht jeder Menschenwohnung nahe sein konnten, wurde die Hexensalbe zum Unsichtbarmachen auf dem Hexenritt von der Scholastik dem System eingefügt. Zwar hatte die Kirche den Wahn, daß Diana oder Herodias durch die Lüfte fliegen könnten, im 9. Jahrhundert streng verpönt, ja noch der „canon episcopi“ aus dem 12. Jahrhundert strenge Strafbestimmungen für die Wahnbefangenen festgesetzt. Seitdem war aber durch die Inquisition und die durch sie verursachten Waldenserverfolgungen der Glaubenshaß gewachsen und fand seinen besten Boden bereitet innerhalb der von jeher besonders abergläubischen viehzüchtenden Völkerschaften in den Tälern und Triften der Alpen, Vogesen, Pyrenäen. Freilich waren vereinzelte Zauberer schon durch das ganze Mittelalter hin verbrannt worden; doch erst als Hexerei und Ketzerei von der Scholastik zusammengemischt wurden, etwa seit dem Jahre 1400, hatte das Lauschen und Denunzieren, das Foltern und Verbrennen im großen Stil begonnen, bis Städtchen wie Como durchschnittlich im Jahr hundert Frauen in den Feuertod schickten; im ganzen haben viele Hunderttausende nach gräßlichen Martern diese Verirrung der theologischen Gelehrsamkeit mit ihrem Leben bezahlt. Ein einziges evolutionistisches Element blieb den Hexenprozessen eigen: sie befestigten nach Verlassung des alten „Akkusationsverfahrens“, das dem zufälligen Ankläger die ganze Last des Beweises auferlegt und aus dem Richter lediglich einen Unparteiischen gemacht hatte, die öffentlich-rechtliche Auffassung, Schuldige im Interesse des Gemeinwohles durch eine Behörde zu verklagen, und förderte die Ausbildung von Indizienbeweisen. In jeder andern Hinsicht muß man über die allgemeine Verdummung staunen. Obschon es niemals gelang, eine Hexe bei handhafter Tat abzufassen, war die Scholastik um Ausflüchte nicht verlegen. Die Idee, durch Folterung das Geständnis als den sichersten Beweis (denn „confessio regina probationum“) zu erlangen, verrät eine Denkunfähigkeit, deren sich die Römer selbst nicht schuldig gemacht hatten, da sie überhaupt nur bei Sklaven und bei Majestätsbeleidigungen die Folter zuließen. Die Deutschen e r folterten sich allmählich das Datum der Nacht von Donnerstag zu Freitag für den Hexensabbat, bis es den Scholastikern völlig feststand.

Hier zeigte sich's deutlich, mit welcher furchtbaren Leichtigfertigkeit die Missionare des siebten und achten Jahrhunderts vorgegangen waren,

indem sie einem Volk von starker Phantasie die christliche Heilslehre nur mit allerhand abergläubischer Verbrämung dargeboten hatten. Der Hexenwahn war eine der giftigen Früchte davon, und es rächte sich blutig an späten Generationen, daß ihre Ahnen von keiner innern Mission gestützt, von keiner Aufklärung erreicht worden waren. In ein System brachte ihn der 1489 gedruckte „Hexenhammer" („malleus maleficarum") desselben Jakob Sprenger, der die Bulle „Summis desiderantes" beim Papst betrieben hatte. Zwangsvorstellungen überlieferten Teufelsglaubens fanden sich hier in burlesker Ausschmückung, und der Hexenritt, der Hexentanz, die Hexensalbe in Verbindung mit der Walpurgisnacht (1. Mai) wie auch bestimmten Lokalitäten (Blocksberg usw.) gehörten schließlich zur Religion, zum eisernen Bestande dessen, was ein Durchschnittsdeutscher am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wirklich glaubte.

Bald verquickten sich die Hexenprozesse mit den zwei schon angedeuteten Bestrebungen der Kirche: jede Kritik der Glaubenslehre niederzuhalten und sich zu bereichern. War ein der Ketzerei Verdächtiger, — der etwa (als Laie) den Wunsch ausgesprochen, die Heilige Schrift mit eigenen Augen zu lesen, oder unvorsichtig im Zorn einmal den Teufel angerufen hatte, — wohlhabend, so fand sich schnell ein Denunziant. Der Gang solcher Hexen- und Inquisitionsprozesse, den man heut noch aus vorhandenen Akten ersehen kann, pflegte sich folgendermaßen zu gestalten: der aufs Korn Genommene wurde beschuldigt, da oder da, meistens am Abend, mit dem Teufel gesehen worden zu sein. Vorgeladen leugnete er natürlich. Dann ward er gefoltert. Obschon das römische Recht ausdrücklich vorschrieb, daß die Folter stets nur einmal angewendet werden sollte, setzten sich die Ketzerrichter hierüber hinweg; sie folterten so lange, bis auch der Stärkste, die Standhafteste alles eingestanden, was man von ihnen haben wollte. Dann waren sie eben überführt, wurden verbrannt, ihr Hab und Gut ward eingezogen, die ruinierte Familie mochte sehen, wo sie blieb. Ganze Dörfer, ganze Landschaften wurden so, ärger als durch auswärtige Feinde, dezimiert und ausgeraubt. Angeberei und Bestechlichkeit, Habsucht und Rachsucht schossen ins Kraut. Männer, die sich andre Männer zu Feinden gemacht, Jungfrauen und Frauen, die einen Bewerber oder einen geilen Mönch abgewiesen hatten, mochten sich vorsehen vor dem „Hexenbad". Nackt ausgezogen, die linke Hand am rechten Fuß, die rechte am linken Fuß festgebunden, wurden sie an einem langen Strick ins Wasser gelassen. Gingen sie unter, so waren sie unschuldig — und starben, wenn lebendig herausgezogen, womöglich

an den Folgen; gingen sie nicht unter, so waren sie schuldig und wurden verbrannt. Die beschlagnahmten, als Inquisitionsgefängnisse eingerichteten Häuser wurden zu Marterkammern; oft mußten Menschen, ohne nur verhört zu werden, jahrelang dort schmachten und hinsiechen. Das Schmählichste blieb doch wohl die Brutalisierung kleinerer Mädchen, die von ihren Peinigern dort in der Dunkelheit überfallen wurden und andern Tages, als vom Teufel genotzüchtigt, in ihrer Angst und Befangenheit schaudervolle Aussagen machten. Sie mußten natürlich sterben.

Kanonisches Recht. Man kann sich heute nur schwer in einen Zustand hineinversetzen, wo nicht nur eine folgerichtige philosophische Spekulation oder eine naturwissenschaftliche Entdeckung, sondern selbst eine staatsrechtliche Erörterung, sobald sie (wie nur allzuwahrscheinlich) eine Kritik der kirchlichen Lehre von der kirchlichen Verfassung enthielt, sofort lebensgefährlich wurde. Seit Papst und Gott als identische Begriffe galten, war eben jeder Widerspruch gegen die Befugnisse von Kirchenorganen eine Todsünde, für die sich die kirchlichen Strafrichter als für Abweichungen vom apostolischen Glaubensbekenntnis energisch interessierten. Bald standen jedermanns äußere Lebenshaltung, jedes flüchtige Wort unter steter Kontrolle, Knaben und Mädchen wurden zum Denunzieren gegen Eltern und Geschwister in der Beichte angeleitet, und war das bürgerliche Strafrecht hart, das kirchliche war härter. So bescherte der kanonische Inquisitionsprozeß, aus dem Süden importiert, dem deutschen Volk nun den für Ketzerrichter unentbehrlichen Apparat ausgeklügelter Folterwerkzeuge und qualifizierter Todesstrafen. Da gab es Daumen- und Beinschrauben, den „gespickten Hasen", den Schwefelfaden (durch die Zehen geflochten und angezündet), den Halskragen, den spanischen Stuhl und Stiefel, Staupbesen, Zungenausreißen, mit glühenden Zangen Zwicken, Säcken, Rädern, Vierteilen usw. Auch die alten Rechtsordnungen der Stammesherzogtümer hatten den Delinquenten nicht mit Sammethandschuhen angefaßt; in der karlingischen „capitulatio de partibus Saxoniae" war gleich dem Kehrreim einer blutigen Ballade das „morte moriatur, capite punietur" wiedergekehrt. Doch die Freude am raffiniert Grausamen in dieser ganzen öffentlichen Quälerei verdarb die ohnehin durch das Faustrecht verrohten Gemüter in einer Weise, die sich auch beim politischen Streit in den brutalsten Schändlichkeiten entlud. Nur die große innere Gesundheit der germanischen Natur hat die moralische Verseuchung jener Tage überdauern können, gegen die die Kirche nichts einzuwenden hatte; ihr allein war wohl.

Will man andrerseits den Zorn eines Hutten gegen die Klerisei

recht begreifen, so muß man sich eben ihre Tätigkeit bei den Hexenprozessen gegenwärtig halten; denn die ganze Inquisition war an sich nichts weiter als verkörperte Scholastik. Ohne jede Nachprüfung überlieferter Autoritäten knechtisch am Dogma festhangend, hatte sie trotzdem für alles, was nicht in ihren Kram paßte, schnell eine spitzfindige Antwort. Wandten die Kritiker ein, im „canon episcopi" sei doch der Glaube an den Flug weiblicher Wesen verboten worden, so rief sie: „Ja, damals gab es eben diese schändliche Hexen*sekte* noch nicht!" Sagte ein Ehemann aus, daß am Donnerstag Abend seine Frau ruhig an seiner Seite zu Hause gesessen habe, so rief die Scholostik: „Der Teufel hat einen Scheinleib hingesetzt; die wirkliche Frau ist auf dem Sabbath gewesen, der Mann vermutlich ebenfalls im Bunde." Die Scholastik half schließlich auch der Kurie aus ihrer großen Verlegenheit. Denn so gern der jeweilige Papst und seine Kardinäle Ketzerbraten rochen: die Kirche war durch ihre Satzungen verpflichtet, reuige Sünder zu begnadigen. Was tun? Zehntausende von Frauen erklärten sich freudig bereit, nach umfassendem Geständnis in jeder gewünschten Richtung ihre Sektiererei für immer abzuschwören. Konnte man das dulden? Diese ganz besonders genußreiche Bestialität gegen das schwächere Geschlecht aufgeben? Die gefällige Scholastik fand, Ketzerei sei ein „crimen mixtum", das zur Hälfte die geistliche, zur Hälfte die weltliche Macht interessiere. Übrigens müßten Hexen „unter allen Umständen" brennen; die Sekte sei allzu gefährlich. So wurden denn die von den kirchlichen Gerichten Verurteilten dem weltlichen Arm ausgeliefert, und das „brachium säculare" vollzog noch zwei Jahrhunderte lang, von etwa 1500—1700, die Hinrichtungen. Dieser Heldentaten der Scholastik möge der freundliche Leser sich erinnern, wenn wir im nächsten Kapitel vom Spott auf die „Dunkelmänner" vernehmen. — —

König Maximilian. Der Kaisersohn Maximilian war, seit ihm 1482 Maria von Burgund starb, verwitwet und sozusagen stellenlos gewesen; erst 1485 hatten ihm die Vlämen, auf deren Kosten er lebte (nach dem Siege Philipps des Kühnen über den Ruwart Philipp von Artevelde 1382 gehörten sie zu Burgund), die Vormundschaft über seinen Sohn, der ebenfalls Philipp hieß, anvertraut. Mit beiden Händen griff er zu, als ihm der Vorschlag gemacht wurde, sich noch bei Lebzeiten des Vaters Friedrich zum römischen König krönen zu lassen. Dies geschah 1486 auf dem Reichstag zu Frankfurt a. M. Hierher eilte trotz Krankheit der schon betagte Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg, der einst als Kulmbacher in leichtsinnigeren Tagen das Wort gesprochen hatte, daß der Brand den Krieg ziere wie das

Magnifikat die Vesper, seitdem aber ein sorgsamer Landesvater geworden war und vielleicht der einzige bedeutendere Territorialfürst, der eine starke Zentralgewalt im Reich aufrichtig wünschte. Er starb auf der frankfurter Tagung, ohne zu ahnen, wiesehr sich seine Hoffnungen in Maximilian täuschten. Hatte Friedrich III wie ein schleichendes Fieber am Reich gezehrt, so war Maximilian trotz körperlicher Robustheit und persönlichem Mut in seinen Entschlüssen sprunghaft, schnell ermüdet, bald aufgeregt, bald verdrossen gleichgültig, ein Hans Dampf. Die Krönung wurde mit unnötigem Pomp vollzogen; doch Kaiser und König, da sie schon nicht herrschen konnten, thronten wenigstens. Der Herzog von Sachsen als Marschall ritt noch einmal in einen Berg voll Hafer hinein, um den das Volk sich dann raufte. Wieviel Unglückliche hierbei oder beim Kampf um den Krönungsochsen zertreten und verletzt wurden, meldet keine Chronik. Auch die Ortsjuden kamen mit dem üblichen Tribut von goldnen Eiern. Maximilian bat sie munter, ein wenig zu verweilen, worauf sie, weitere Rupfung befürchtend, um Urlaub flehten und der junge König lachend erwiderte: nur ungern ließe man Hühner fliegen, die so kostbare Eier legten. Die Verängstigten waren froh, wieder im Freien zu sein.

Der „Schwäbische Bund". Auf dem frankfurter Reichstag wurde auch der unvermeidliche Landfrieden zehnjährig verkündet. Da ihm wie gewöhnlich das Wichtigste, der Nachdruck der Exekutive, fehlte und die Wittelsbacher freien schwäbischen Städten lästig wurden, trat aus den schon vorhanden gewesenen ritterlichen und städtischen Bildungen gemeinsam der „Schwäbische Bund" zusammen, dem sich 1488 auch Graf Eberhard von Württemberg und Herzog Sigmund von Vorderösterreich, die beiden hauptsächlichsten Territorialherren Schwabens, anschlossen. Ein Bundesheer von 12 000 Fußknechten, 1200 Reisigen ward verabredet, die Finanzlast verständig umgelegt. Dies war ein Anfang, aus dem sich endlich eine nationale Richtung hätte entwickeln können, wäre jemand vorhanden gewesen, um weitere Landschaften zum Angliedern zu bringen. Leider befand sich König Maximilian 1488 durch eigne Unklugheit zu Brügge in vlämischer Gefangenschaft.

Albrecht von Sachsen diszipliniert Flandern. Ein von seinem Vater im Reich aufgebotenes Ersatzheer half ihn erlösen, und nun begann etwas für Deutschland höchst Interessantes: ein Krieg auf „Entreprise", d. h. ein prinzipielles Abwälzen der Kriegskosten auf die unglücklichen Bewohner, eine Folge mangelhafter Finanzierung und eine Gefährdung jeder Mannszucht. Denn indem nun das Plündern als „Requisition" in ein System gebracht wurde, weil „der Krieg den Krieg ernähren"

mußte, arteten das Beutemachen, das Brandschatzen erst recht aus, und das Wort von der Kriegsfurie wurde zur schrecklichsten Wahrheit. Herzog Albrecht von Sachsen, einer jener beiden wettinischen Brüder, die als Knaben durch Ritter Kunz von Kauffungen geraubt worden waren, und Unternehmer jenes Strafzuges nach Flandern, errang schon 1489 Erfolge, die zu einem für Maximilian günstigen Abkommen führten. Er hat auch Holland noch diszipliniert, wofür ihn Maximilian dann großmütig mit etwas beschenkte, was der Spender selbst gar nicht besaß und worauf er gar kein Recht hatte: mit der Statthalterschaft in dem Gebiet der freien, reichsunmittelbaren Westfriesen.

Die Käsebröter. Die verbissenen vlämischen Parteikämpfe, die wir zwischen den Poorters (oder Lilienfreunden) und Zünften bereits kennen lernten, hatten sich unter den neueren Parteinamen der Hoeks und Kabeljaus (Fischangel und Fisch) gerade zu jener Zeit so wütend erneuert, daß in Flandern und Brabant selbst wohl der unentwegt blühende Handel von Gent und Antwerpen den Ruin des Wohlstandes verhütete, im Holländischen aber, durch Krieg, Mißwachs, Kaperei und schlechte Finanzwirtschaft verschlimmert, ein sozialer Aufruhr losbrach. Die „Käsebröter" erschienen in Nordholland im Feld, mit dem bescheidenen Zeichen ihres täglichen Hungers (nach Käs und Brot) im Banner, doch in dieser symbolischen Anklage des Pathos nicht entbehrend. Wie 1476 der Aufstand des Hans Böheim, der von Abschaffung der Frohnden, von Abschaffung der adligen Jagden, die die Kornfelder der kleinen Leute zerstampften, geträumt hatte, die gleichzeitigen Unruhen des über die Habgier und Hoffart seiner Peiniger empörten niederen Volkes im Elsaß und in der Abtei Kempten*) mit Feuer und Schwert unterdrückt wurden, so schlug auch Herzog Albrecht 1492 die Käsebröter blutig nieder. —

Die Spanier bekommen freie Hand gegen Deutschland. Man beginnt mit jenem Jahr gemeinhin die Neuzeit zu rechnen, weil im Oktober 1492 Amerika entdeckt ward — ein Ereignis, das in Europa östlich von Spanien zunächst fast spurlos vorüberging. Erst nach Jahrzehnten, als das mexikanische Silber, das Gold von Peru sich im Verkehr fühlbar zu machen begannen, traten in dem Sinken des Geldwertes und Steigen der Preise wegen Zunahme der baren Umlaufsmittel im Großverkehr die ersten sozialen Wirkungen jener Tatsache hervor; wichtig aber ward Amerika für Europa nicht, bevor (hundert Jahre später) die ersten Rückfrachten mit Landesprodukten

*) Näheres im Kapitel XXI.

(Zucker und Tabak) einen wirklichen Handel dorthin verlohnten. Viel einschneidender als das Unternehmen des Kolumbus war für Deutschland 1492 die Eroberung von Granada, das Ende der Araberherrschaft, insofern jetzt auch die Spanier zur Zerfleischung unseres durch seine Fürsten wehrlos gemachten Volkskörpers die Hände frei bekamen und auf das Reich über die habsburgisch-burgundische Brücke losgelassen wurden; wichtiger fast auch, daß 1492 Alexander VI den heiligen Stuhl bestieg und jene, durch die Maske der Religiosität geschützte Raub-, Mord- und Erpressungsbehörde, die sich damals „Kurie" nennen ließ, nunmehr ein Oberhaupt erhielt, das mit jedem Laster gezeichnet und jedes Verbrechens fähig war.

Der hochbetagte Kaiser Friedrich, der 1493 entschlief, hatte, wenn er deutsche Reichsangehörige und Reichsinteressen preisgab und verriet, mit gutem Grund den Einwand erhoben, daß gegen das Kurfürstenkollegium überhaupt nicht zu regieren sei. Er war politisch ein Schatten gewesen, der obendrein Geld kostete und den die Städte, die er mit seinem Besuch auszeichnete, stöhnend einreiten sahen. Maximilian scheint zunächst auch dieses Wenige nicht durchschaut zu haben, da er sich ungeachtet mancher klingenden Worte (er wolle sich nicht an Händ und Füßen binden und an einen Nagel henken lassen) zur Komödie der sogenannten Reichstage auch fernerhin hergab. Nur durch den Tod des Ungarnkönigs Mathias Corvinus, der sich fünf Jahre lang in Wien häuslich eingerichtet hatte, war 1490 das Erbland Östreich für ihn freigeworden, doch durch Bürgerkrieg ruiniert. So fand sich Maximilian, des Vaters Schattenexistenz weiterführend (er selbst nannte sich zuweilen Kaiser, andre warfen ihm noch in späten Jahren vor, daß er nicht in Rom gekrönt sei), macht- und mittellos im Jahr 1495 auf dem Reichstage zu Worms ein.

Der nichtige Reichstag zu Worms. Einige haben das damalige Deutschland eine Oligarchie genannt; ja wäre das Kurfürstenkollegium eine stets versammelte, mit der Exekutive betraute und für sie ausgerüstete Behörde gewesen, wie das Kabinett von England im 18. Jahrhundert und noch früher der hohe Rat von Venedig, so würde sich sehr wohl, trotz vielen Mängeln, die solchem System immer anhaften, eine patriotische Politik haben durchführen lassen. Es gab zwar die sogenannten „Willebriefe", durch die die sieben bei Vergabung von Reichsgut schriftlich votierten; doch einig untereinander waren die führenden westlichen Kurfürsten eigentlich stets nur in ihrem bösen Gewissen vor einem starken Arm im Reich. Mit Formeln und Redensarten wurde die wenig aufgeweckte öffentliche Meinung getäuscht, und

man erweist auch dem Reichstage zu Worms zuviel Ehre, wenn man seine Beschlüsse ernst nimmt. Der „ewige Landfriede", der angeblich das alte Fehderecht beseitigt haben soll, blieb wie alle früheren undurchgeführt, und genau wie vorher fielen die Deutschen sich gegenseitig in ihre Hütten und Herden; das Reichskammergericht mit dem Sitz in Frankfurt (später in Speyer, zuletzt in Wetzlar) war dazu bestimmt, wegen Bestechlichkeit und Verschleppung anrüchig zu werden; zuweilen schlief es wegen mangelnder Gehaltauszahlung ein und konnte schon deshalb dem Volk seine heimlichen Fehmgerichte, die damals von Westfalen her sich auch im Reich verbreitet hatten, nicht ersetzen.

Versuch einer Reichssteuer mißglückt. Der „gemeine Pfennig" aber, eine Geldumlage zu Reichszwecken, blieb auf dem Papier, da jeder Stand lauerte, ob der Nachbar zahlen würde, und die freien Reichsritter sich rundweg weigerten. Die paar Städte, die es in alter Noblesse taten, wurden verlacht. Das Einzige und Erste, was der Reichstag hätte einrichten sollen: eine kaiserliche Vollziehungsgewalt, das gerade waren die Kurfürsten und andern Territorialherren fest entschlossen, nicht zu gewähren. Lieber schon ließen sie ihre Diplomaten gleich Bettlern vor den Türen fremder Herrscher liegen, als in ihrer Mitte eine Kraft zu dulden, die den Anforderungen fürs Gesamtwohl hätte Nachdruck geben können. Damals gewöhnte sich der Deutsche daran, umständlich und langweilig Dinge zu verhandeln und zu protokollieren, die gar keinen realen Boden hatten, und an jedem noch so verrückten Zustand etwas herauszufinden, um dessentwillen sich mit ihm leben ließ. Die große Masse der Nation aber, die diese Politik ausbaden mußte, war mundtot und niemand achtete ihrer.

Wegwurf Maximilians. Maximilian, die paar Pfifferlinge einsteckend, die zusammengekommen waren, verschwand nach Italien, wo er sich für das Jahr 1496 an Venedig und Mailand als Condottiere vermietet hatte, ein Wegwurf, der dem deutschen Namen Verachtung, ihm selbst den Ruf eintrug: um einen Dukaten sei er für alles zu haben. —

Entdeckung des Seeweges nach Ostindien. Erst 1498 trat jenes geographische Ereignis ein, das Europas Angesicht sofort verändern und die wichtigsten sozialen Folgen auch für Deutschland nach sich ziehen sollte: die Portugiesen umschifften das Kap der guten Hoffnung und entdeckten den Seeweg nach Ostindien, ihn, den eigentlich auch Kolumbus gesucht hatte. Dieser Seeweg war im Vergleich mit dem Karawanenhandel, der bis dahin Gewürz und Seide aus dem Inneren Asiens nach der Levante geführt hatte, um dort auf italische Schiffe

verladen zu werden, so unendlich viel billiger, daß bei seinem bloßen Bekanntwerden ein gewaltiger Preissturz die venezianische Börse und unsere oberdeutschen Städte erschütterte, die mit Venedig, das den bisherigen Levantehandel, zumal nach Ägypten, beherrscht hatte, in regster Verbindung standen. Jetzt ward Lissabon der Stapelplatz für Spezereien, der Schwerpunkt des europäischen Seehandels verschob sich aus dem Mittelmeer nach dem Atlantischen Ozean, die Völker, an dessen Küsten gelangten mit einem Schlage zu gesteigerter Bedeutung. Dennoch waren in Basel, Ulm, Augsburg oder Nürnberg unsere damaligen Großkaufherren viel zu weitblickend und elastisch, um sich durch einen derartigen Zwischenfall völlig überrumpeln und lähmen zu lassen; sie zogen bald viel eher Vorteil aus ihm. Und wenn auch im Jahr 1499 tatsächlich der erste Pfeffer auf direktem Seewege nach Lissabon verbracht wurde, erholten sich die Preise doch sehr schnell wieder von ihrem anfänglichen Sturz, weil die Könige von Portugal keineswegs gewillt waren, die Philanthropie in ihre Kontobücher hineinzutragen. Statt sich in Europa durch Verbilligung des Gewürzes beliebt zu machen, ging ihr Streben vielmehr erfolgreich dahin, das alte Gewürzmonopol der Venezianer durch ein portugiesisches zu ersetzen.

Rückwirkung auf die deutschen Zünfte. Es wird im nächsten Kapitel ausführlicher die Rede davon sein, was Venedig seinerseits begann, um sich der Situation gewachsen zu zeigen, trotz der ungünstigen Konjunktur seinen Pfeffermarkt nicht veröden zu lassen und seine oberdeutschen Kunden, solang es ging, auf dem Alpenweg mit der unentbehrlichen Würze zu versorgen. Dafür versagten zwei andre viel genannte wirtschaftliche Faktoren bei dieser großen Gelegenheit fast ganz: die norddeutsche Hansa und die süddeutschen Zünfte. Lübeck, wie verzaubert mit seinen Blicken an der Ostsee haftend, beschränkte sich auch ferner auf den Herings-, Getreide-, Talg-, Leder-, Holzhandel, ließ sich daran genügen, in den skandinavischen Reichen, zeitweise auch in Rußland, für deutsche Tuch- und Tonwaren, Bier und andre Fabrikate feste Kunden zu besitzen; nur ganz vereinzelt wird es erwähnt, daß ein Hansaschiff bis zur Bai von Biskaya vorgedrungen oder gar an den Säulen des Herkules vorübergesegelt sei, von einer Umschiffung Afrikas ganz zu schweigen. Die Zünfte wiederum, unfähig zu begreifen, daß die behaglichen Zeiten der garantierten auskömmlichen standesgemäßen Fristung endgültig vorüber seien und neue Weltverhältnisse gebieterisch ein Aufraffen, ein Anpassen, ein Brechen mit unhaltbaren Gewohnheiten und Anschauungen erforderten, verfielen auf die wunderlichsten Repressivmaßregeln, um zu hindern, daß der hohe kaufmännische Ge-

winn mit seinem unvermeidlichen Risiko nicht auch die Gewerbe in den kapitalistischen Betrieb hineinrisse. Sie haben durch diese Trägheit den Verfall des ganzen Wesens nur beschleunigt. Die Abhängigkeit vom Export begann trotzdem, und je hartnäckiger die Partei der Meister die „gute alte Zeit" mit Gewalt festhalten oder wieder heraufführen wollte, desto rücksichtsloser ging die neue über die Murrenden hinweg, die in ihren Maßnahmen, den innern Ring zu verteidigen, immer engherziger und verkehrter, in ihrer Inzucht und Bevetterung immer kleiner und kurzsichtiger wurden. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte, da ja eine extensive Konkurrenz durch die Zunftsitten ausgeschlossen und unter den einzelnen Meistern lediglich der Wetteifer durch Güte der Ware gestattet gewesen war, eine hohe Blüte jeglicher Handwerksart, eine so feine Differenzierung, daß einzelne Städte bis fünfzig und mehr verschiedene Zünfte zählten, und eine so nahe Verwandtschaft zur Kunst gezeitigt, daß wir heute noch das nürnberger Kunsthandwerk studieren und nachahmen.

Lohnkämpfe. Doch wie nach flandrischem Vorgang auch im innern Deutschland allmählich eine richtige Arbeiterklasse ohne jegliche Meisterhoffnung, bald in Gesellenverbänden organisiert, bald noch fluktuierend, entstand, so war sie auch längst mit den Zunftmeistern in Unterhandlungen über die Arbeitsbedingungen eingetreten. Wir finden zu Luthers Zeit ganz wie in unsern Tagen schon Arbeitsvermittelung (meist in den Herbergen), heftige Lohnkämpfe und richtige Streiks, aus denen die Redensart „jemandem das Handwerk legen" vom Niederlegen der Arbeit durch die organisierten Gesellen herstammt. —

Untergang der Gemeinfreiheit in Westfriesland. Leider fällt in das Jahr 1498 noch ein andres Ereignis, das uns zwar weniger direkt betraf, als indirekt bezeichnend ist: die westfriesische Freiheit sank dahin durch die Schuld der Friesen selbst, und hierin eben sehen wir die Widerspiegelung einer bösen Evolution, für die auch im eigentlichen Deutschland nirgend retardierende Kräfte vorgebildet, nirgend ausreichende politische Vernunft entwickelt worden waren. Den heimlichen Anstoß gab wieder einmal die langsame, doch unaufhaltbare Differenzierung von reich und arm. Sobald die Reichen, uneingedenk des Bauernstolzes ihrer Vorfahren und der idealen Wohltaten, die sie durch die Gemeinfreiheit genossen hatten, sich als Patrizier zu fühlen begannen, erwachten in ihnen schnell jene ungesunden Privilegiertengelüste, mit denen ganz Deutschland angesteckt war. Sich kastenmäßig aussondern und auf Minderberechtigte herabdrücken, dies war die große Leidenschaft, an der neun Zehntel aller Bemittelten, hauptsächlich in-

folge bösen Beispiels krankten; die ganze deutsche Sozialgeschichte ist ja bis zur heutigen Zeit herab nichts als ein fortgesetzter Notschrei des arbeitenden Volkes nach dem Mindestmaß politischer Berechtigung, das gierige Hände den Geplagten unablässig schmälern und entreißen möchten. Wie in Flandern, Brabant und Seeland zwischen Hoeks und Kabeljaus, tobte nun gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Friesland mit steigender Bitterkeit ein Kampf zwischen den aristokratischen „Vettkoopern" und den bäuerlichen oder schon proletarischen „Schieringern". Dieses Kampfes wurde die ärmere Partei nach einer Drangsal von fünf Jahren müde, warf die Flinte ins Korn und paktierte mit dem Schinder Flanderns und Hollands, dem oben genannten Herzog Albrecht von Sachsen, dessen vom freiheithassenden König Maximilian ihm übertragene Statthalterschaft in Friesland vorerst gute Weile gehabt hatte, da man ihrer absolut nicht bedurfte, noch weniger der Herzog selbst Gewalt anzuwenden wagte. Klug hatte der Stolze sich geduldet, bis die Parteikämpfe, die er hinterlistig schürte, ihm die erwünschte Bresche legten, durch die er eindringen konnte. Nicht wie sonst einigten sich die Friesen vor der gemeinsamen Gefahr; die Schieringer waren zu blind in ihrem Haß geworden, um sie zu sehen, und spürten nach des Dichters Wort den Teufel erst, als er sie beim Kragen hatte. Herzog Albrecht legte die Faust des Tyrannen auf die beklagenswerte Landschaft, in der sich nur die Stadt Groningen gegen ihn hielt; die kleinen Leute mußten steuern und tragen, daß ihnen die Augen übergingen. Noch härter wirtschaftete in seiner Abwesenheit sein Sohn Heinrich; da brach denn schließlich der Aufstand los. Albrecht eilte aus Deutschland herzu, schlug, da die Bauern sich geteilt hatten, den einen Haufen bei Bomsterkyl, den andern bei Franecker (nahe der Zuidersee), da die Landleute der Ernte wegen das Lager verlassen hatten. Noch Jahre hindurch schwälte der Widerstand, ohne Glück. Die Schieringer waren die Kälber gewesen, die den Metzger herbeigerufen hatten; eine viehische Soldateska großenteils deutscher Knechte raubte und raste in dem einst blühenden Lande.

Verwunderlicher noch als die Tatsache selbst ist ihr Echo im Reich. Herzog Albrecht der Statthalter hatte nichts weiter bewirkt, als daß die ganzen herrlichen Niederlande südlich und nördlich des Rheines dem burgundischen Haus erhalten bleiben, d. h. als eine kompakte Masse an Spanien fallen konnten; trotzdem führte dieser Schädling auch später noch den ehrenden Beinamen „des Reiches rechter Arm". Kein Zweifel, die blöde öffentliche Meinung im damaligen Deutschland wußte gar nicht mehr, wo Förderer, wo Schädiger zu

suchen sei. Die Kaisergeschlechter, die ihre Hausmacht fürs große Ganze eingesetzt hatten, waren von der Bühne verschwunden; die kläglichen Profitchenmacher und Heirater, die seitdem das Reich ausmergelten, hatten die Nation längst an das Abreißen wichtiger deutscher Volksglieder durch Fremde gewöhnt.

Der Schwaben- und Schweizerkrieg. Nicht lange, so kam es auch zwischen dem „Schwäbischen Bund" und seinen südlicheren Stammesbrüdern zur Auseinandersetzung für immer. Dieser Schweizerkrieg von 1499 machte nur offenkundig, was schon seit zwei Jahrhunderten vollendete Tatsache war, daß die Eidgenossen außerhalb des Reiches zu bleiben wünschten, dessen recht überflüssiger Dünkel doch auf die „Kuhmäuler" herabsah. Waffengewalt war freilich das letzte Mittel, auf sie zu wirken, sie blieben auf der ganzen Linie vom obern Etschtal in Tirol bis nach Basel hin siegreich. König Maximilian erließ ins Reich hinein einen Notruf, dem diesmal, da es galt, eine Freiheit zu vernichten, der hohe Adel mit großer Beschleunigung und vielen Prahlereien folgte. Die Herren wollten in der Kuhmäuler Land derartig brennen, daß Gottvater auf seinem Regenbogen vor Hitze die Füße an sich ziehen sollte. Doch als es beim Schwaderloch, einem Wald unweit von Konstanz, erneut an die Schweizer gehen sollte, hatten Fürsten und Grafen plötzlich „keine Lust mehr, die Ehre ihrer Waffen gegen Bauern aufs Spiel zu setzen". Die Chronik fügt inbezug auf Maximilian diesem Rückzug die ungemein charakteristische Bemerkung bei, daß es „ihn reuete", die Bauern nicht angegriffen zu haben. Während er sich mit seinen Truppen um den Bodensee herum östlich wandte, ward auf dem westlichen Kriegsschauplatz bei Dornach unweit Basel an den Ufern der Birs das Reichsaufgebot unter dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, der sich samt seinen Edeln „ohne Sorg und Wacht" bei Kurzweil, Spiel, Praß, Gesang und Tanz mit schönen Fräulein wohlsein ließ (ein Teil pflegte gar in langen Badelaken des Leibes) überfallen, wobei dreitausend Bauernfeinde, viele aus den vornehmsten deutschen Geschlechtern und auch der Feldherr selbst umkamen. Bei den Verhandlungen in Basel, bei denen die Eidgenossen ihren Sinn durchsetzten und den Thurgau für immer gewannen, zog ein Bauer aus dem Leinental, genannt Bitterle, mit dem langen Mantel, den seidenen Schuhen, dem Federbusch des erschlagenen Grafen von Fürstenberg durch die Stadt, hinter sich eine Rotte Bauern als Trabanten. Auf die Frage des wormser Bischofs, wer sie wären? sollen sie geantwortet haben: „Wir sind die Bauern, die den Adel strafen."

Sichtbar wirkten die Ereignisse von 1499 außerordentlich auf die

deutsche Seite hinüber, es „schweizerte" allerwegen in den Tälern, in den Bergen des Schwarzwaldes und der Rauhen Alp, wenn diesem aufsteigenden Trotz auch die schweizer Urkraft fehlte. Allein der Umstand, daß die Eidgenossen für die paar feigen Grausamkeiten, die den Armeen des Schwäbischen Bundes und Maximilians wirklich auf schweizerischem Gebiet gelungen waren, rücksichtslos auf deutschem Boden die leider gebräuchlichen Repressalien an den Untertanen ihrer Gegner ausübten und das niedre Volk hierdurch erbitterten, ist es zuzuschreiben, daß damals nicht auch die Gaue rechts vom Bodensee und obern Rhein dem Reich abhanden kamen. Auf den einstigen Kern von Schwaben, das Alpenland und seinen kraftvollen Menschenschlag, der noch heut in unsrer Muttersprache zu uns redet, mußte die deutsche Politik für immer verzichten.

Übersicht der deutschen Reichsverluste. Nunmehr können wir für das Jahr 1500 die Summe deutscher Verluste ziehen, von Norden zum Süden. Verloren waren die alten Handelsemporien Nowgorod, Stockholm und Wisby, verloren die dem Deutschorden angegliedert gewesenen baltischen Provinzen Esthland, Livland und Kurland, verloren Schamaiten, verloren Ermland und Westpreußen; verloren Rügen, verloren Schleswig-Holstein, verloren Friesland, Geldern, Holland, verloren Flandern und Brabant, verloren Luxemburg und Limburg, verloren die Schweiz. Im Osten gehörte Schlesien jetzt zum ganz unsicher gewordenen Böhmen-Mähren; im Westen hing Lothringen nur noch an einem Faden mit dem Reich zusammen, das ein bloßer Torso geworden war, fast schon wieder zurückgedrängt auf seine Urgrenzen zwischen Rhein und Elbe. Dem treuen niedern Volk allein, das seine deutsche Muttersprache nicht aufgab, haben wir die Möglichkeit des Wiedergewinnes einzelner Juwelen aus jener übergroßen Masse zu danken, ihm, dem seine hochmütigen Peiniger nur Knechtschaft und Verblödung zu bescheren verstanden. Es wird zuweilen vom „Siechtum" des Reiches gesprochen. Siech heißt sonst eine Nation, deren Frauen unfruchtbar, deren Männer feig sind.

Wehrlosigkeit. Die Deutschen jener Tage strotzten von Saft und Kraft; aber fünf Sechstel von ihnen war zu einem wehrlosen Herdentierdasein nach Art von Fröschen oder Heringen durch die Politik ihrer Fürsten verurteilt. Sie *sollten* ihre Heimat gar nicht verteidigen dürfen; der uralte Heerbann der Gemeinfreien war ungefähr das Anstößigste, was es in den Augen eines deutschen Herzogs, Bischofs, Grafen oder Reichsritters um 1500 gab. Dies Land geborener Helden brauchte gleich dem „Schwäbischen Bund" gemietete

Knechte, wenn es eine Schlacht schlagen wollte!! Kein Luxus erschien dem Adel zum Leben so notwendig, wie die Aufrechterhaltung der Fiktion vom dummen, boshaften Lasttier, dem Bauern. Man hat es lobend hervorgehoben, wie die Ritter unter Maximilian den Landmann doch schon erheblich weniger geplündert hätten als ehedem; was brauchten sie denn aber noch viel auf Raub zu ziehen? Sie nahmen ja jetzt von den Ärmsten ohnehin Jahr für Jahr an 60 Prozent ihrer Bruttoeinnahmen; das war viel einträglicher als alles Rauben, und flott wurde davon gelebt.

Sieg der Ditmarschen bei Hemmingstedt. Gleich Frührotschein fällt von Norden her just um die Jahrhundertwende die Kunde auf uns, wie tapfre deutsche Landleute sich doch einmal noch ihrer Haut siegreich wehrten. Zwischen Elbmündung, Nordsee und Eider, auf einem Areal, das 25 Quadratmeilen betragen mag, wohnte der tüchtige Stamm der friesisch-sächsischen Ditmarschen, damals vielleicht 30 000 Köpfe stark, doch unbezwungen im Genuß alter Freiheit. Die Jugend ward nach guter germanischer Art kriegerisch erzogen, jeder Erwachsene ging bewaffnet, die Bauern, in den Geschlechtsverbänden (Slachten) der Urzeit geordnet, besuchten mit dem Volksadel zu gleichem Recht die Tagungen der Landgemeinde. Hier hatte der Friese noch seinen Anteil an der Politik, er fühlte sich mitverantwortlich; das gab den an Arbeit und Gefahr gewöhnten Marschbauern diese aufrechte Selbstachtung, diese Vaterlandsliebe, diese Tapferkeit, — alles Dinge, die dem dänischen König wie der deutschen Ritterschaft von Schleswig-Holstein, die sich noch 1404 eine böse Niederlage von ihnen geholt hatten, ein Dorn im Auge waren. Die Ditmarscher freilich ließen sich nicht so leicht einschüchtern.

„Dies Land ist unser, wir haben's im Kampf der Sturmflut abgerungen,
Wir bangen vor keines Königs Zorn, die wir das Meer bezwungen" . . .

läßt ein jetzt heimgegangener Balladendichter ihren Führer Wolf Isebrand sagen. Aber im Februar 1500 rückten die Dänen gegen die Bauern wieder einmal vor.

„Mit ihnen zugleich manch Holstengeschlecht um den Danebrog sich scharte:
Fünf Rantzau, sieben von Ahlefeld und vierzehn Wackerbarte.
Und Söldner auch; — Gesindel war's aus Rheinland, Franken und Sachsen,
All' hatten sich längst, durch Mord und Brand, in die Schlinge hineingewachsen" . . .

Der lange Junker Slenz befehligte diese „schwarze Bande", doch Glück war ihr diesmal nicht beschieden. Die Bauern verstanden ihre Bedränger in den Morast zu locken, verteidigten sich aufs tapferste an

einer erhöhten Schanze und öffneten im gegebenen Augenblick die Schleusen für das hereinbrechende Meer. Der Feind saß in der Falle.

„Er wandte sich rechts und wandte sich links, doch der Tod war immer zur Stelle,
Wer floh, den faßte die Marsenfaust, wer stand, den faßte die Welle."

Deutsche Freiheit. Dieses glorreichen Tages von Hemmingstedt mochten spät noch friesische Nachkommen gedenken, wenn sie mit ernstem Gesicht betonten, was für ein köstlich Ding doch „de leewe Friehiet" sei. Mit gutem Fug ist eingewendet worden, daß niemand das Wort „Freiheit" in den Mund nehmen sollte, ohne sich zu fragen: „Freiheit wovon?" Aber der Deutsche hat diese Frage nicht nötig. Wenn Goethes Götz mit den Worten: „Freiheit! Freiheit!" . . . stirbt, die seit 1772 wie ein Weckruf durch die deutschen Lande hallten, wenn unsre Volksmänner in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts diesen Ruf aufnahmen, stets ward nur an jene unvergessene, von unsern Vorvätern genossene, dem deutschen Volk dann mit Betrug und Gewalt geraubte Gemeinfreiheit gedacht, an sie, die dem einzelnen erst seine Menschenwürde garantiert, ihm einen gewissenhaften Anteil an seinem Staat ermöglicht, und die wir heute tatsächlich im allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrecht zum Reichstag wieder zu genießen beginnen.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 697 505 6